

Günter Henle

WEG-

GENOSSE

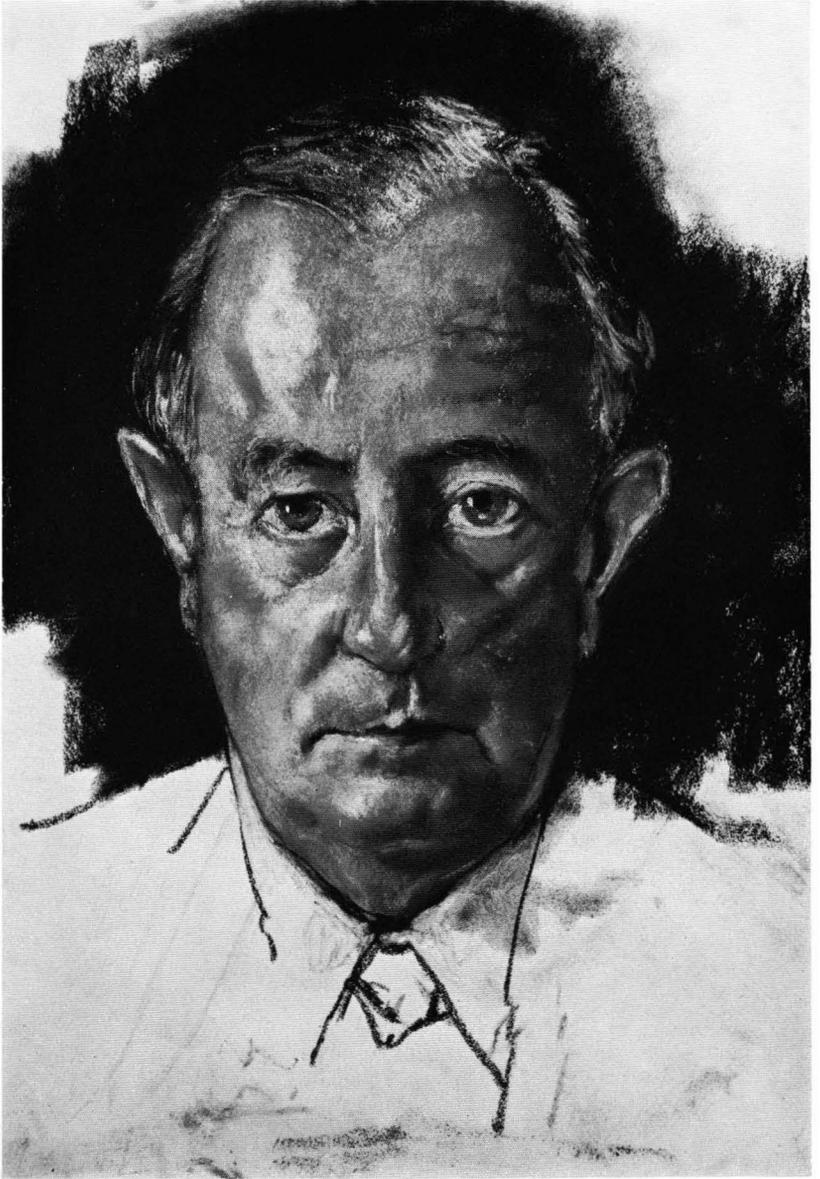
DES

JAHRHUNDERTS

Als Diplomat,
Industrieller,
Politiker
und Freund
der Musik

dva

GÜNTER HENLE · WEGGENOSSE DES JAHRHUNDERTS



Pastellstudie von Hans Jürgen Kallmann, München

GÜNTER HENLE

WEGGENOSSE
DES JAHRHUNDERTS

*Als Diplomat, Industrieller, Politiker
und Freund der Musik*

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

© 1968 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart
Schutzumschlag: Edgar Dambacher
Gesetzt aus der Linotype Walbaum-Antiqua
Satz und Druck: Roetherdruck Darmstadt
Klischeeerstellung: Fritz Haußmann, Darmstadt
Buchbinderarbeit: Fr. Dingeldein, Darmstadt-Arheilgen
Printed in Germany · Titelnummer 1443

INHALT

Vorwort	7
-----------------	---

WEGGENOSSE DES JAHRHUNDERTS

Jugend	9
Auswärtiges Amt: Berlin und Holland	16
Als Diplomat in Südamerika	25
Berlin und London	38
Mein Anfang bei Klöckner – Erlebnisse der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit	64
Abgeordneter im Wirtschaftsrat	85
Im Ersten Bundestag – Montanunion und Deutschlandvertrag	92
Die guten fünfziger Jahre	137
Jahre des Übergangs	208

VERLEGERISCHER DIENST AN DER MUSIK

Anfänge als Musikverleger – Wie entsteht ein Notenband? – Musikwissenschaftliche Probleme – Musikbücher – Ermuti- gendes Echo – Meine Musikerfreunde – »Ende vom Lied«	301
Personenverzeichnis	355

VORWORT

Die Erinnerung an Begebenheiten und Mitmenschen in unserer so erlebnisreichen Zeit festzuhalten, erscheint mir als eine Sache, die ihre Rechtfertigung in sich selber trägt. Wahrscheinlich zählt unser an umstürzenden Ereignissen so reiches Jahrhundert später einmal zu jenen Zeitläuften, aus denen die Quellen für die Geschichtsschreibung überreichlich fließen. Vielleicht gehören die wechselvollen Jahrzehnte dieses 20. Jahrhunderts aber auch zu jenen Epochen, die im Bewußtsein der Nachwelt gerade durch die Berichte derjenigen lebendig bleiben, die sie selbst miterlebt haben.

Jedes Erinnerungsbuch kann ein Mosaiksteinchen dazu beitragen. Es auf meine Weise zu versuchen, haben mich viele ermuntert, besonders auch aus dem Kreise meiner Mitarbeiter im Hause Klöckner. Einen Ansporn dazu entnahm ich auch einem geistvollen Beitrag von Dr. Rudolf Mueller, Frankfurt, zur autobiographischen Literatur, worin es heißt: »Für die wissenschaftliche Arbeit des Historikers können Selbstzeugnisse und biographische Studien oft wesentlicher sein als urkundliche Quellen.« Daß darin auch zu lesen steht: »Der große Anteil der Nichtliteraten drückt das literarische Durchschnittsniveau der Autobiographie«, konnte mich nicht schrecken. Auch denke ich von der Literatur nicht eben in dem Sinne, in dem der französische Romanschriftsteller Romain Gary in heiterer Selbstironie von sich schreibt: »Wieder einmal mußte ich zur Literatur zurückkehren, wie so viele andere gescheiterte Existenzen.« Jedenfalls standen weder literarischer noch historischer Ehrgeiz bei der Abfassung dieses Buches Pate.

In drei verschiedenen Bereichen habe ich, teils nach- und teils nebeneinander, am zeitgenössischen Geschehen mit meinen bescheidenen Möglichkeiten tätigen Anteil nehmen können: in der Diplomatie und der Politik, in der Wirtschaft und auf dem Gebiete der Pflege von Musik und Kunst. Dieses Buch berichtet, was ich in diesen drei Bereichen erlebt und erfahren habe und wem ich dabei begegnet bin. Unter den Begegnungen mit zahlreichen Persönlichkeiten aus der Wirtschaft fehlen allerdings fast ausnahmslos die Namen von aktiv tätigen Mitarbeitern aus dem Kreise meines eigenen hauptberuflichen Arbeitsbereichs, den Klöckner-Unternehmungen.

Jeder Kenner der Verhältnisse wird verstehen, daß ich hieraus eine Vielzahl von Personen hätte nennen und dann doch viele erwähnenswerte Mitarbeiter ungenannt hätte lassen müssen. Um diese Unbilligkeit zu vermeiden, sah ich keinen anderen Weg.

Bei einem Buch, das auch aktuelle Fragen behandelt, kann es nicht ausbleiben, daß manches durch die jüngste Entwicklung schon wieder überholt erscheint. Zwischen Niederschrift und Erscheinen eines Buches steht die Zeit nicht still, und in Politik und Wirtschaft ändert sich die Lage rasch. Hier hoffe ich auf das Verständnis meiner Leser — die es im übrigen reizen mag, ältere Ansichten des Verfassers an der jüngsten Entwicklung zu messen.

Ich hätte die Arbeit an diesem Buche bei meiner beruflichen Belastung so nebenher nicht bewältigen können, wenn ich mich dabei nicht auf etliche sachkundige Helfer hätte stützen können, was ich mit Dankbarkeit anerkennen möchte. Besonders gilt dieser Dank meinem langjährigen Mitarbeiter im Hause Klöckner, Herrn Emil von Rintelen in Düsseldorf, sowie Herrn Hanns Küffner in Bonn, für den Verlagsteil Herrn Dr. Friedrich Blume in Schlüchtern und Herrn Dr. Ewald Zimmermann in Duisburg.

Duisburg, Oktober 1967

G. H.

WEGGENOSSE DES JAHRHUNDERTS

JUGEND

Auf meine bayerische Heimat bin ich stets stolz gewesen. Ich zähle mich zu den Menschen, die der süddeutsche Raum geformt hat. Geboren wurde ich in Würzburg, jener altherwürdigen Residenzstadt am Main, die seit anderthalb Jahrhunderten zu Bayern gehört. Mein Vater war damals, im Jahre 1899, dort Regierungsassessor und »Präsidialsekretär« an der Regierung von Unterfranken. Doch schon bald zogen wir über Regensburg und Hof, wo er Landrat war (»Bezirksamtmann« hieß es damals), nach München. Dorthin war mein Vater ins Ministerium des Innern berufen worden. Allgemein galt er als einer der fähigsten Männer der bayerischen Verwaltung und machte das, was man eine große Karriere nennt. Er wurde persönlich geadelt und war, nachdem er die ersten Kriegsjahre freiwillig als Major der Landwehr mitgemacht hatte, von 1917 an zwölf Jahre lang bis zu seiner Pensionierung Regierungspräsident in Würzburg, eine Position, die in Preußen etwa der eines Oberpräsidenten entsprach. In den trüben Zeiten, die auf den Zusammenbruch nach dem Ersten Weltkrieg folgten, hat er durch seine überlegene Führung, unbeirrt durch der Parteien Gunst und Haß, daran mitgewirkt, dem Ansehen des Staates wieder Geltung zu verschaffen.

Auch schriftstellerisch betätigte sich mein Vater als Verfasser des Handbuchs der inneren Verwaltung Bayerns sowie zahlreicher Kommentare zu Verwaltungsgesetzen, besonders auf dem Gebiete des Gemeinderechts, und zum Landeswahlgesetz. In Würdigung dieser Leistungen verlieh ihm die Universität Würzburg den Ehrendoktor und ernannte ihn zum Ehrensenator. Die Stadt Würzburg benannte eine Straße nach ihm, während in Bad Kissingen, das zum Dienstbezirk meines Vaters gehörte, ein noch heute von den Kurgästen viel begangener schöner Waldweg seinen Namen trägt. Lebhaft interessierte sich mein Vater auch für den Nachwuchs in der Verwaltung. Lange Jahre hindurch hielt er Kurse für angehende Assessoren ab; in meinem späteren Leben traf ich immer wieder Leute, die daran teilgenommen hatten und sich dieser bedeutsamen Förderung ihrer juristischen Entwicklung dankbar erinnerten.

Aber nicht nur juristische Bücher und Traktate schrieb mein Vater, er war auch Verfasser von manch hübschem Gelegenheitsgedicht. So hatte er einst einmal auf einer Silvesterfeier in unserem Hause in Hof jeden seiner Gäste mit einigen launigen Versen bedacht. Unerwartet brachte ein geladenes Ehepaar einen Hausgast in Gestalt eines jungen Mädchens mit, dessen eigene Silvesterverabredung soeben erst ins Wasser gefallen war. Sollte die junge Dame leer ausgehen? Lächelnd wandte sich ihr mein Vater mit folgenden, schnell improvisierten Begrüßungsworten zu:

»Und Du, mein holder Gast,
Der Du gewiß auch hast
So manche schöne Tugend,
Zum Beispiel Deine Jugend –
Für Dich weiß ich beklommen
Nichts sonst als: Sei willkommen!«

Die Freude war allgemein, und dieses kleine Gedicht ist mir wohl deshalb im Gedächtnis geblieben.

Vielseitig waren die Interessen meines Vaters. In der alten wie der neueren Geschichte war er zu Hause, wie man es fast nur bei der vorausgegangenen Generation noch antreffen konnte. Groß war seine Liebe zur Musik, wenn er auch selbst kein Instrument spielte, und groß war sie erst recht zur Oper und zum Theater. Jederzeit war er bereit, mit uns – und später auch mit seinen Enkeln – ins Theater zu gehen. Eine Eigenschaft, die er mir ebenfalls vererbt hat, war die, daß er auch bei lebhaftem Betrieb in seiner nächsten Umgebung konzentriert arbeiten konnte. So durften wir Kinder ruhig um ihn herum toben. Wurde es gar zu bunt, brummte er uns allenfalls »Unverschämte Bande!« zu. Meinen Kindern erging es mit mir ebenso, und sie haben es, wie wir, ohne Hemmungen ausgenutzt.

Schließlich war meinem Vater ein ungewöhnlicher Humor zu eigen. Noch heute haben sich einzelne seiner Aussprüche als geflügelte Worte in der Familie erhalten. Auch bei der nachfolgenden Generation, den Töchtern meiner Schwester Ilse, die ihren Großvater noch gut gekannt haben, sind manch fröhliche Erinnerungen an ihn lebendig geblieben. Wenn sie als kleine Mädchen zu Besuch nach München kamen, stürzten sie sich voller Begeisterung auf die großväterliche Schreibmaschine, damals noch kein so alltägliches »Möbelstück« wie heute. Der Großvater hatte an dieser Schreibmaschine dann zuvor eine kleine Trauerfahne aufgezogen.

Sehr beeindruckt hat mich immer die Treffsicherheit seines Urteils, nicht nur auf seinen Fachgebieten: der Juristerei, der Verwaltung oder der Politik, sondern auch in den menschlichen Bereichen des Lebens. Mein Vater hat

mir Pflichtbewußtsein und hohen sittlichen Ernst in vorbildlicher Weise vorgelebt. Für meine geistige und charakterliche Entwicklung sind von ihm die entscheidenden Impulse ausgegangen.

Klein und zierlich, mit wunderschönen dunkelblauen Augen, galt meine Mutter als eine der liebreizendsten Frauen der bayerischen Metropole. Sie hatte ein heiteres Gemüt, ohne Argwohn und Falsch, und konnte sich bis in ihr hohes Alter — sie wurde fast 80 Jahre — auch über Kleinigkeiten von Herzen freuen. Im Umgang mit Menschen hatte sie einen solchen Charme, daß jeder, der mit ihr in Berührung kam, sie liebgewinnen mußte. So war es nur selbstverständlich, daß meine Eltern ein gastfreies Haus führten. Meine Schwester und ich liebten unsere Mutter abgöttisch. Als wir einmal als Kinder bei einer Liebhaberaufführung, in der sie die tragische Hauptrolle spielte, dabei sein durften, weinten wir, obwohl von unseren Eltern vorbereitet, so hemmungslos, daß wir den Zuschauerraum verlassen mußten.

Ihre Jugend hatte meine Mutter in Konstantinopel verlebt, und wir bedrängten sie immer wieder, uns »von früher« zu erzählen. Es war ja auch fast wie ein Märchen. Die Geschichten fingen meistens mit Granny, unserer Großmutter, an, die auf einer Zuckerplantage ihres Vaters auf der Insel Kuba zur Welt kam. Diesen Besitz hatte unser Urgroßvater, dessen Vorfahren nachweislich 1620 mit der »Mayflower« nach Amerika gekommen waren, zur Zeit der Negersklaven gekauft. Unsere Großmutter konnte die amüsantesten Geschichten von ihren Jugendjahren dort erzählen. Als der Urgroßvater starb, ging seine Witwe mit den Kindern nach New York. Hier heiratete unsere Großmutter unseren Großvater William Albert, der ein Spielwarengeschäft betrieb. Fünf seiner Töchter, darunter meine Mutter, kamen dort als »free born Americans« zur Welt. Als der Spielwarenhändler William Albert sich geschäftlich vergrößerte, machte er bankrott. Seine Familie in Frankfurt nahm sich seiner an und verhalf ihm zu einer Geschäftsverbindung mit einer angesehenen englischen Privatbank. Durch deren Vermittlung kam er 1875 — meine Mutter war damals zwei Jahre alt — nach Konstantinopel als Leiter der Metropolitan Railways Ltd.

Kaum hatte unser Großvater Amerika verlassen, bedrängten Freunde unsere Granny, die ihm mit einem der nächsten Schiffe folgen sollte, doch nicht den hierfür ausersehenen alten Kahn, sondern ein ganz neues, schnelles Schiff zu nehmen, das zur selben Zeit abfuhr. Granny gab zur Antwort: »Ich tue, was mein Mann sagt.« Das neue Schiff ging auf der Reise unter, das alte brachte sie mit ihren fünf Mädchen wohlbehalten nach Europa. Freilich hatten alle schrecklich unter Seekrankheit zu leiden, und zum Überfluß war die schwarze Kinderfrau, die sie mitgenommen hatte, in einem

englischen Hafen mit sämtlichen Koffern an Land gegangen und ward nicht mehr gesehen.

Die Metropolitan Railways Ltd. in Konstantinopel, die sogenannte Tunnelbahn, eine Art Kabelbahn, die den Stadtteil Galata mit Pera verbindet, ist noch heute in Betrieb. Die ganze Familie hatte freie Fahrt, und die Kinder — inzwischen vermehrt um zwei dort geborene Söhne und eine weitere Tochter — standen mit dem Bahnpersonal auf du und du. Unsere Mutter erzählte gerne, wie unterhaltsam das Leben zur damaligen Zeit in Konstantinopel war. Die Leitung der Bahn machte dem Großvater nicht viel Arbeit. In den Geschäfts- und Gesellschaftskreisen war er eine populäre Figur und sehr befreundet mit dem in der Türkei eine bedeutsame Rolle spielenden späteren Generalfeldmarschall Freiherrn von der Goltz-Pascha. Unser Großvater führte ein offenes Haus, er war Präsident des deutschen Clubs »Teutonia«, amerikanischer Konsul und noch einiges andere mehr. Wochentags sah man ihn um 18 Uhr in Zylinder und Cut in der Confiserie »Le Bon« an der Grande Rue de Pera beim Glasekt Cercle halten. Mit seinen Töchtern eitelte er sich gern und erklärte den Leuten, jede von ihnen sei ihm eine Million wert. Sah man ihn dann von weitem in ihrer Gesellschaft anspaziert kommen, sagten die Leute: »Da kommt Herr Albert mit fünf Millionen.« Zu Hause versammelte das Großelternpaar jeden Sonntag zum Mittagessen die Familie; nachmittags zur Teestunde hatte es seinen Jour fixe. Die dortigen Wohnhäuser waren noch nicht sonderlich solide gebaut. Ständig stand irgendwo ein solches Gebäude in Flammen. Dann rief man durch einen Boten die Feuerwehr herbei, deren Leiter an der Brandstelle zunächst einmal in aller Gemütsruhe über den Preis für das Löschen verhandelte. Erfahrene Hausbesitzer bewilligten schnell die Forderung; denn was sich daran allenfalls herunterhandeln ließ, ging sonst rasch in den Flammen auf.

Gerne fuhr unser Großvater freitags, dem islamischen Sonntag, in seiner Equipage — Landauer mit zwei Rappen — spazieren, seine Frau mit Kapotthütchen und Sonnenschirm neben sich, Kinder auf dem Sitz gegenüber, Kutscher Ali in Livree und Fes, ganz devot und Würde. Fuhr er zu offiziellen Veranstaltungen oder Empfängen, hatte er noch einen Diener auf dem Bock. Im Winter ging die Fahrt an die sogenannten Süßen Wasser von Europa. Dort traf man sich und unterhielt sich von Wagen zu Wagen. Im Frühjahr, wenn schon die Sommerwohnungen am Bosphorus bezogen waren, fuhr man in den Belgrader Wald, wo einst Gottfried von Bouillon mit seinen Kreuzfahrern kampiert haben soll. Die Sommermonate verbrachte man in Deutschland, wohin auch fast alle Töchter heirateten. Der Großvater pflegte den Briefwechsel mit uns, seinen Enkeln, stets nur in Versen

zu führen. Nach 32 Dienstjahren in Konstantinopel trat er 1907 in den Ruhestand und starb wenige Jahre später in Frankfurt.

Die Muttersprache unserer Großmutter war Spanisch. Erst später lernte sie Englisch. Obwohl sie fünfzig Jahre mit einem Deutschen verheiratet war und fast ausschließlich in deutschsprachiger Umgebung lebte, kannte sie kaum viel mehr als fünfzig Worte Deutsch und gebrauchte diese ganz nach ihrem Gutdünken und in einer deutsch-englischen Sprachmischung. Sie war eine Quelle des Vergnügens für uns. Bei einer Fahrt in der Pferdedroschke entrüstete sie sich, ins Hochdeutsche übertragen, wie folgt über den Fahrpreis: »Was, 60 Pfennige? Viel zuviel! Hier haben Sie eine Mark, da können Sie ganz zufrieden sein.«

Kein Wunder also, daß meine Mutter in ihre Ehe mit einem bayerischen Verwaltungsbeamten einen Zug von Weltläufigkeit mitbrachte. Wir Kinder, meine um ein Jahr ältere, mir bis heute eng verbundene Schwester Ilse und ich, hingen so sehr an unserem Elternhaus, daß es für uns, wenn wir etwas verbochen hatten, die schlimmste Drohung war, wir müßten in ein Schul-pensionat. Von zu Hause weg — das war kaum vorstellbar!

In München wuchs ich also auf. Von der unbeschwerten Lebenslust und Daseinsfreude, die nicht nur die Jugendlichen in den ersten vierzehn Jahren dieses Jahrhunderts erfüllte, kann sich jemand, der jene Zeiten nicht selbst miterlebt hat, kaum eine zutreffende Vorstellung machen. Als meine Schwester in die Schule kam, lernte ich mit ihr zusammen und begann, nachdem ich selbst so weit war, gleich mit der zweiten Klasse. Die Universitätsausbildung verkürzte ich durch günstige Umstände gleichfalls um ein Jahr, so daß ich die Herren Pädagogen im ganzen um zwei Jahre gebracht habe. In München begann auch meine erste Musikausbildung, zunächst bei den unvermeidlichen Klavierlehrerinnen, worüber der ebenfalls in München-Schwabing aufgewachsene, mit mir fast gleichaltrige Göttinger Historiker Hermann Heimpel in seinem Büchlein »Eine halbe Violine« so reizvoll zu erzählen weiß. Schließlich kam ich mit fünfzehn Jahren zu meinem unvergeßlichen Lehrer, dem besonders als Mozartspieler weithin bekannten Professor Walther Lampe. In die Geheimnisse des Geigenspiels wurde ich durch die angesehene und temperamentvolle Münchener Geigerin Herma Studeny eingeweiht, mit der ich, in lebenslanger Freundschaft verbunden, auch in späteren Jahren noch viel musizierte und als Pianist gelegentlich auch das Konzertpodium betrat.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs war ich voller Sorge, daß er zu Ende gehen würde, ehe ich aktiv eingreifen könnte. Als ich siebzehn Jahre alt wurde, war er aber noch in vollem Gange, und so trat ich 1916 als

Kriegsfreiwilliger beim Königlich Bayerischen 7. Feldartillerie-Regiment in München ein. Etwas später wechselte ich als Fahnenjunker zum 11. Bayerischen Feldartillerie-Regiment in Würzburg über, wohin meine Eltern inzwischen übergesiedelt waren. Anfang 1917 kam ich ins Feld, und zwar für den ganzen Rest des Krieges an die Westfront. Mein Batteriechef war, bis er 1918 fiel, Oberleutnant der Reserve Hans Rueff, im Zivilleben Privatdozent für Germanistik, ein sehr gewissenhafter, strenger Offizier, dabei aber von großer Verstandes- und Herzensbildung. An viele Gespräche mit ihm über literarhistorische und andere Themen habe ich zeitlebens eine dankbare Erinnerung behalten. Sie haben meine geistige Entwicklung stark beeinflußt. Das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhielt ich, noch bevor ich Offizier geworden war.

Anfang 1918 wurde ich für mehrere Monate zur Ausbildung als Beobachter zu den Fliegern abkommandiert. Aller Anfang ist schwer: Wenn man von »Fahren« statt »Fliegen« sprach, kostete das fünf Mark in die Getränkekasse, was man natürlich erst erfuhr, nachdem man dagegen verstoßen hatte. Der erste Flug war für den angehenden Flughelden etwa so wie die erste Einfahrt eines Anfängers in eine Kohlenzeche. Die Flugzeugführer wußten das Erlebnis besonders zu würzen, indem keines aller möglichen Kunststückchen in den damaligen einmotorigen, offenen Flugzeugen — mit denen zu fliegen man später als Himmelfahrtskommando bezeichnete — ausgelassen wurde; zum Schluß ging es aus großer Höhe in Korkenzieherform steil nach unten — worauf wir alten Münchner freilich durch die Schaukeln auf der Oktoberwiese gut vorbereitet waren.

Die deutschen Frühjahr-Großangriffe an der Westfront liefen sich fest. Alliierte Offensiven lösten sie ab; die deutschen Linien mußten zurückgenommen werden. Vom Spätsommer 1918 an war auch im engeren Frontbereich erkennbar, daß es zu Ende ging. Ein Ereignis ist mir in besonderer Erinnerung geblieben: Am 2. September 1918 erlebten wir einen feindlichen Großangriff. Unser Abteilungskommandeur, Major R., hatte bereits — was er mit Vorliebe tat — den Befehl zum Stellungswechsel nach rückwärts gegeben, als Leutnant Hauenschild, der älteste seiner drei Batterieführer, das Kommando über die Abteilung übernahm und entgegen dem Rückzugsbefehl in der Stellung verblieb. Über diesen unerwarteten Artillerieschutz, der das Vorstoßen des Gegners erheblich bremste und damit unsere Rückzugsbewegungen erleichterte, herrschte natürlich große Begeisterung bei der ganzen Infanterie um uns herum. Nach dem Kriege wurde Hauenschild hierfür mit dem Bayerischen Max-Josephs-Orden (dem Gegenstück zum Preußischen Pour le Mérite), mit dem der persönliche Adel verbunden war, ausgezeichnet. Ich selbst habe als einer der Kronzeugen zur Verleihung des

Ordens nach Kräften mitgewirkt. Hauenschild war einer der sympathischsten und zugleich mutigsten Offiziere des Regiments. Später trat er zur Reichswehr über und machte als General und Kommandeur einer Panzerdivision den Zweiten Weltkrieg mit. Er war einer der ersten, die das Ritterkreuz erhielten. Als Folge einer schweren Verwundung starb er bald nach dem Kriege — das Vorbild eines verantwortungsfreudigen, tapferen Offiziers und liebenswerten Kameraden.

Auf dem Rückmarsch erreichte ich — als Quartiermacher meiner Abteilung vorausgeschickt — am letzten Tag vor dem kriegsbedingt hinausgeschobenen Schluß der Universitäts-Immatrikulation unseren Standort Würzburg. Mein erster Gang war daher statt ins Elternhaus in das Universitätsgebäude, was mir ein ganzes Semester eintrug. Am 2. Dezember zog mein Regiment in Würzburg ein. Die Bevölkerung empfing uns mit Blumen, die Honoratioren der Stadt hießen uns willkommen. In Rimpar bei Würzburg erfolgte die Demobilisierung meines Regiments. Inzwischen begann ich schon in Würzburg mein juristisches und volkswirtschaftliches Studium, das mich später nach Marburg und wieder nach Würzburg führte. Durch sogenannte Zwischensemester wurde das Studienjahr damals zur Abkürzung für die Kriegsteilnehmer dreigeteilt. Dazwischen beteiligte ich mich zweimal an der Spartakistenbekämpfung in Bayern und in Thüringen (Spartakistenführer Max Hoelzl!), war bei zwei Corps aktiv und machte mich schließlich an die Abfassung der Doktorarbeit. Das Referendar- und das Dokorexamen konnte ich so schon im Sommer 1920 ablegen, die Doktorprüfung zu meiner eigenen Verwunderung mit »magna cum laude«. In die Prüfung stieg man damals noch im Frack, behängt mit allen Kriegsauszeichnungen, um die Professoren zu beeindrucken, die uns Kriegsteilnehmer überaus nachsichtig behandelten.

Nach Abschluß der Universitätszeit schlossen sich gleichzeitig Referendartätigkeit und Musikstudium in München an. Ich schwankte, was ich zum Beruf wählen sollte. Interesse und vielleicht auch eine gewisse erbliche Belastung verwiesen mich auf die Juristerei. Aber die Liebe zur Musik, die sich schon in frühen Jahren nachdrücklich bei mir kundtat, stand dem in nichts nach, wenn sich auch kein Berufsmusiker in meinem Stammbaum nachweisen läßt. Schließlich habe ich auch mit dem diplomatischen Dienst schon früh geliebäugelt. Eine Anfrage beim Auswärtigen Amt in Berlin führte zu einem ermutigenden Ergebnis, und so fiel die Entscheidung, noch ehe die eine wie die andere Ausbildung beendet war, kurzerhand zugunsten der Diplomatie.

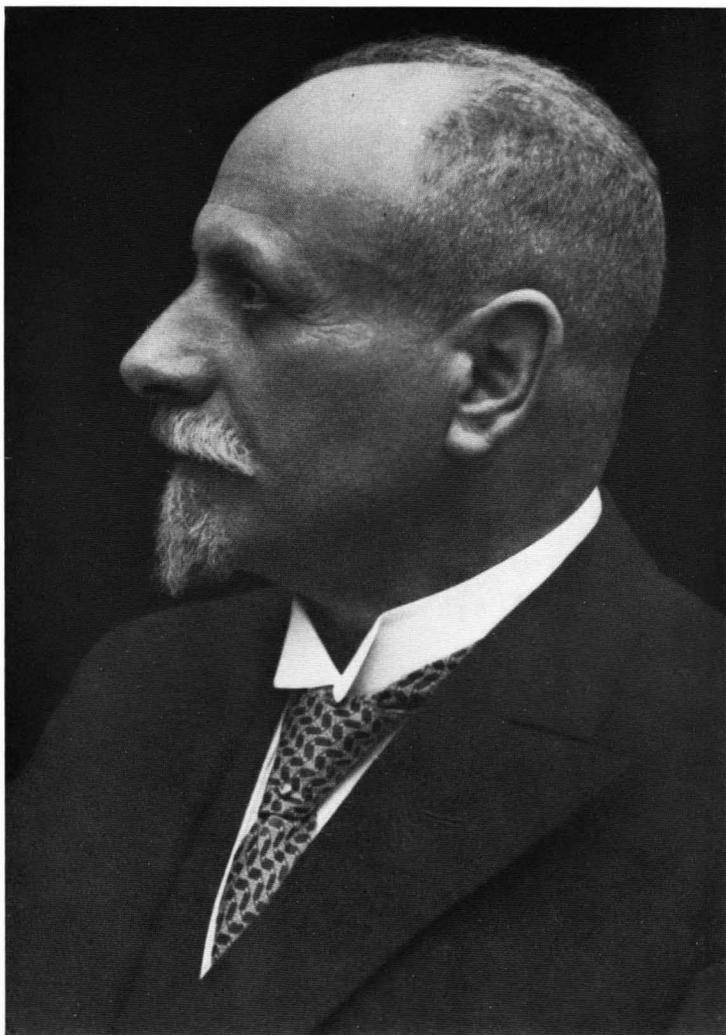
AUSWÄRTIGES AMT: BERLIN UND HOLLAND

Am 1. Juli 1921 wurde ich in die Wilhelmstraße als Attaché einberufen, wie die Anwärter für den höheren auswärtigen Dienst vom ersten Tag an recht klangvoll hießen. Meine Einführung in die Geheimnisse der außenpolitischen Arbeit fiel in eine stürmische Zeit. Rasch hintereinander folgten dem Londoner Ultimatum, das die deutschen Reparationszahlungen auf 132 Milliarden Goldmark festsetzte, die Entscheidung des Völkerbunds über Oberschlesien, 1922 die Konferenzen in Cannes und Genua mit dem Vertrag von Rapallo als Weltsensation, und schließlich 1923 der Ausbruch des Ruhrkonflikts, der anhielt, bis ihm der völlige Zusammenbruch der Markwährung ein Ende setzte. Erst danach vermochten Stresemann und die Politiker der französischen Linken eine Entspannung der Lage in Europa zustande zu bringen.

Als junger Attaché hatte man natürlich mit diesen großen Fragen der Politik noch so gut wie nichts zu tun, wenn sie sich auch bis in die tägliche Kleinarbeit des Auswärtigen Amtes hinein fühlbar auswirkten. Statt dessen durfte man eifrig lernen, worauf es im auswärtigen Dienst wirklich ankomme. Der Rezipient gab es genug, z. B. die goldene Regel, daß ein Diplomat erstens immer alles vorher gewußt haben müsse, zweitens niemals prophezeien dürfe, weil nachher doch alles anders komme, und daß er drittens vor allem nie am eigenen Werte zweifeln dürfe.

Mit dem Auswärtigen Amt war das damals in der deutschen Öffentlichkeit eine sonderbare Sache. Als Gesamteinstitution wurde es bewitzelt und bespöttelt. Als im Ersten Weltkrieg in Berlin vor der Siegestsäule eine überlebensgroße Holzfigur Hindenburgs von allen, die einen Beitrag zum Kriegsnopfer entrichteten, mit Nägeln beschlagen wurde, hieß die Antwort auf die Frage, was man denn mit diesem Hindenburg wohl anfangen werde, wenn er »total vernagelt« sei, prompt: »Dann kommt er natürlich ins Auswärtige Amt.«

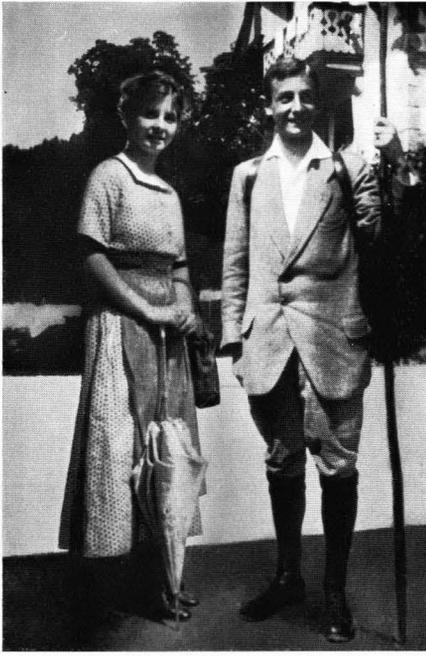
Merkwürdigerweise galten umgekehrt die Insassen dieses Amtes doch wieder als etwas höchst Respektables, ja als die eigentlichen Macher der deutschen Außenpolitik, obschon sie in Wirklichkeit nur ihre dienenden Organe waren. Dieses eigenartige Mißverständnis hat sich lange gehalten und ist auch heute noch nicht aus allen Köpfen verschwunden. In Wahrheit lag natürlich auch in der Weimarer Zeit die außenpolitische Führung bei der Reichsregierung, und der auswärtige Dienst war seit Bismarcks Zeiten darauf gedrillt, den von oben befohlenen Kurs zu steuern. So — und nur so — erklärt sich das eigenartige Phänomen, daß dieser Dienst unter einem Bismarck und später unter einem Stresemann sehr erfolgreich arbeitete,



Dr. h. c. Julius von Henle (1864–1944), Vater des Verfassers



Lida von Henle, geb. Albert (1875–1953), Mutter des Verfassers,
als junge Frau



Mit Schwester Ilse in Berchtesgaden,
1916



Zusammentreffen im Kriege, 1917



Das alte Auswärtige Amt in der Wilhelmstraße in Berlin

unter einem Caprivi oder Bethmann-Hollweg zu versagen schien und unter Hitler vollends einfluß- und direktionslos wurde.

Wenn ich eben sagte, daß kurz nach dem Ersten Weltkrieg das Auswärtige Amt gern bewitzelt wurde, so ging es anderen hohen Staatsämtern deshalb nicht besser. Selbst Reichsminister zu sein, war wegen des häufigen Wechsels der Kabinette, dann aber auch wegen der nach dem verlorenen Kriege ständig an die Regierung gerichteten Zumutungen, denen sie sich meist nicht entziehen konnte, nicht gerade übermäßig angesehen. So hörte ich in meiner Berliner Attaché-Zeit einmal erzählen, jemand habe irgendwo angerufen und gefragt: »Kann ich Herrn Minister soundso sprechen?« Darauf die entrüstete Antwort: »Hier wohnt kein Minister, wir sind anständige Leute!«

Das Berliner Auswärtige Amt war zu Anfang der zwanziger Jahre infolge der Schülerschen Reform von 1919 — so genannt nach ihrem Urheber, dem Ministerialdirektor Schüler — in eine große Zahl von Abteilungen aufgespalten. Über diesen thronen der Außenminister und der Staatssekretär in der sogenannten »Weinabteilung«, die vorne nach der Wilhelmstraße zu gelegen und natürlich erheblich besser ausgestattet war als gewöhnliche Ministerialamtsstuben. Nach der Wiederherstellung des Hauses Wilhelmstraße 76 bestand diese Weinabteilung übrigens bis in den letzten Krieg hinein aus den gleichen Räumen, die einst Bismarck als Amtswohnung benutzt hatte. Es wehte in diesen Räumen und Korridoren also wirklich historische Luft. Einen Attaché führte der Weg allerdings nur selten dorthin. Auch zur »Morgenandacht«, d. h. der allmorgendlichen Pressebesprechung unter dem Vorsitz des Staatssekretärs, in der auch mündliche Anweisungen an die Abteilungen gegeben wurden, war nur eine beschränkte Anzahl von Beamten in höheren Stellungen zugelassen. Wir Attachés mußten vorerst einmal lernen, »Hemdchen« anzufertigen. So nannte man die halben Aktenbogen, die um eingegangene Schriftstücke herumgelegt wurden und auf die dann abschriftliche Weitersendung, formularmäßige oder Beantwortung nach sogenanntem Simile und andere hochwichtige Verfügungen handschriftlich schön säuberlich nach altbewährtem Schema aufgeschrieben wurden.

Interessanter als das war schon das Studium des »Guten Kameraden«. Das waren regelmäßig erscheinende Zusammenstellungen von besonders wichtigen und interessanten Berichten der Missionen im Auslande, die an die Referate im Hause und an alle deutschen Auslandsvertretungen versandt wurden. Natürlich war es der Ehrgeiz jedes jüngeren, wohl auch manches ausgewachsenen Diplomaten, gelegentlich einen Bericht aus der eigenen Feder eines Abdrucks für würdig befunden zu sehen.

Auch der Sonntagsdienst in der Wilhelmstraße, zu dem die Attachés der Reihe nach beordert wurden, konnte mitunter recht interessant sein und für die Störung des sonntäglichen Attachéfriedens entschädigen. Man bekam dabei alle eingegangenen Telegramme der Auslandsvertretungen vorgelegt und hatte sie dem Staatssekretär, der meist im Laufe des Sonntagvormittags selbst im Amte erschien, zu unterbreiten. War etwas Wichtiges und Eiliges darunter, so mußte man schon vorher aktiv werden, also zum Beispiel den Staatssekretär zu Hause anrufen und seine Weisungen erbitten. Ich entsinne mich noch genau meines ersten, auf diese Weise im Amte verbrachten Sonntagvormittags. Natürlich war ich voller Hoffnung, es möge etwas Weltbewegendes geschehen und ich als junger Attaché würde dann persönlich in das Räderwerk der großen Politik eingreifen. Einige Telegramme erschienen mir ziemlich bedeutsam, und ich war nahe daran, mit dem Staatssekretär — damals Edgar Haniel von Haimhausen, ein Berufsdiplomat aus der bekannten Industriellen-Familie — telefonisch zu konferieren. Als er dann später erschien und die von mir voller Erwartung überreichten Telegramme durchsah, sagte er nur: »Na, heute ist schon mal wieder gar nichts los!«

Die ersten Außenminister, unter denen ich diente, waren Rosen, Rathenau, Wirth (der zugleich Reichskanzler war) und später, im Kabinett Cuno, von Rosenberg. Die bedeutendste Persönlichkeit unter ihnen war ohne Zweifel Walther Rathenau. Schon seine äußere Erscheinung war eindrucksvoll: ein großer, stattlicher Mann mit Kahlkopf und Kinnbart sowie Augen, aus denen die Klugheit schaute. Rathenau legte in seiner ja nur kurzen Zeit als Außenminister Wert darauf, die jungen Attachés persönlich kennenzulernen. So war ich noch wenige Tage vor seinem gewaltsamen Tode Gast in der Ministervilla, die im rückwärtigen Garten des Auswärtigen Amtes gelegen war.

Der Reichskanzler *Wirth* hatte dieses oberste Reichsamt in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre etwa anderthalb Jahre lang inne, in einer Zeit, in der das Londoner Ultimatum erging, der frühere Reichsfinanzminister Erzberger und dann auch Rathenau ermordet wurden und das Republikenschutzgesetz erlassen werden mußte, um den wilden rechtsradikalen Umtrieben Einhalt zu tun. Wirth entzog sich später dem Nationalsozialismus durch Verlegung seines Wohnsitzes in die Schweiz und unternahm nach dem Zweiten Weltkrieg in seinen letzten Lebensjahren in der Bundesrepublik noch einen freilich mißglückten Versuch, als Befürworter einer Verständigung mit Moskau erneut eine politische Rolle zu spielen. Aus der Zeit, in der er als Reichskanzler auch das Außenministeramt bekleidete, ist mir von ihm noch eine Äußerung erinnerlich, die er auf einem Weihnachtsfest

der Attachés machte. Er erzählte in einer humorvollen Rede, wie bei seinem Amtsantritt einer seiner Bekannten das Wort »Kollege« zu definieren suchte: »Ein Kollege ist jemand, vor dem man sich in acht nehmen muß.«

Der Sohn des Außenministers Rosen war mit mir gleichzeitig in den auswärtigen Dienst eingetreten. Mit ihm teilte ich das Arbeitszimmer. Er war von dem Bazillus des Kollegen, von dem Wirth gesprochen hatte, nicht infiziert. Schon bald nahm er mich zu seinen Eltern in die Ministervilla zum Mittagessen mit. Auch später war ich von den Nachfolgern häufig dort-hin eingeladen, zuletzt in der Ära Stresemann, mit dessen ältestem Sohn Wolfgang, dem jetzigen hervorragenden Intendanten des Berliner Philharmonischen Orchesters, ich noch heute freundschaftlich verbunden bin.

Bei einem Empfang des Ministerehepaares Rosen lernte ich Albert *Einstein* kennen, den berühmten Physiker, der auch ein eifriger Violin-spieler war. Sein großer, wenn ich mich recht erinnere schon damals ganz weißer Kopf war ein imponierender Anblick. Noch am Ende meiner Gym-nasialzeit hatten einige Auserwählte unter uns Schülern versucht, den hohen Gedankenflügen seiner Relativitätstheorie zu folgen. Im Hause Rosen hatte ich auch einmal Gelegenheit, mit dem großen Gelehrten zusammen zu musizieren. Als Attaché kann man durch so etwas entschieden leichter Auf-sehen erregen als durch politische Weisheit. Bedeutende Zeitgenossen wie Einstein haben es als passionierte Amateurmusiker natürlich leichter, ge-legendlich auch einmal mit ganz großen Künstlern zusammen Musik zu machen, selbst wenn ihr Können sie nicht gerade dazu befähigt. So wird die Geschichte erzählt, Einstein habe eines Tages mit dem weltbekannten Pianisten Arthur Rubinstein zusammen eine Sonate für Violine und Klavier gespielt. Einstein soll dabei an einer Stelle immer wieder seinen Einsatz auf dem vierten Taktteil verpaßt haben, worauf Rubinstein schließlich ver-zweifelt ausgerufen habe: »Um Gottes willen, Herr Professor, können Sie nicht einmal bis vier zählen?«

Der Minister *Rosen* selbst war eine sehr gebildete und gelehrte Persön-lichkeit mit ungewöhnlicher Sprachbegabung. Soviel ich mich entsinne, war er ursprünglich Dragoman bei der Deutschen Botschaft in Konstanti-nopel gewesen. Dort fiel er bei einem Besuch dem Kaiser auf, der ihn zu-nächst in den konsularischen und dann später in den diplomatischen Dienst herüberholte. Aus Rosens Munde hörte ich die Geschichte von einem jungen Diplomaten, der aus Washington kommend nach Lissabon versetzt wurde, wo Rosen damals Gesandter war. Beim Vorstellungsbesuch des jungen Herrn fragte ihn Rosen, ob er eine besondere Neigung auf irgendeinem Gebiete habe, worauf er ohne Zögern die Antwort »Haushalt« erhielt. Nie-manden wird das überraschen, der die Passionen von Alfred *Horstmann*

(allgemein Freddy genannt) — das war der Neuling — ein wenig näher kannte. Auch ich gehörte dazu: Während des größeren Teils meiner Attachézeit war Horstmann mein unmittelbarer Vorgesetzter. Neben seiner durch ungewöhnlichen Snobismus ausgezeichneten Lebenshaltung, die aber stets Hand in Hand ging mit Geschmack und Kunstsinn, besaß er doch einen gesunden politischen Verstand, wenngleich wiederum gepaart mit ausgesprochener Faulheit. Immerhin konnte man von ihm manches lernen, wozu für einen Diplomaten schließlich auch eine mondäne Haushaltsführung gehört. Nach dem Kriege ist Horstmann in einem kommunistischen Konzentrationslager kläglich ums Leben gekommen. Seine Frau, eine geborene von Schwabach, schrieb später ein viel gelesenes Buch »Nothing for Tears« über die letzte Zeit ihres gemeinsamen Lebens.

Wir saßen damals im alten Auswärtigen Amt in der, wie schon gesagt, noch ganz von Bismarckscher Tradition erfüllten Gebäudeflucht an der Wilhelmstraße in einer Behörde, die durch den Kriegsausgang von 1918 nicht aus den Angeln gehoben worden war. Der auswärtige Dienst der Weimarer Republik knüpfte unmittelbar dort an, wo der des Kaiserreichs ein Ende gefunden hatte, und gerade die leitenden Beamten waren fast durchweg noch im kaiserlichen Dienst herangewachsen. Natürlich wurde nach 1918 vieles geändert, namentlich auch die Grundsätze für die Nachwuchsauswahl. Aber es gelang doch reibungslos, ein neues Beamtenkorps heranzubilden, das überraschend schnell zusammenwuchs und seine innere Geschlossenheit bis in die Nazizeit hinein behauptete. Der heutige deutsche auswärtige Dienst hat es da viel schwerer gehabt, weil die Alliierten 1945 den ganzen Apparat restlos zerschlagen haben. Erst nach fünfjähriger Unterbrechung konnte mit dem Neuaufbau begonnen werden, und zwar unter außerordentlich schwierigen Bedingungen. Das sollte nicht aus den Augen verloren werden, wo immer man das Damals mit dem Heute vergleicht, und das ist auch einer der Gründe, weshalb dieser Neuaufbau mit so großen Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Die ersten zwanziger Jahre in Berlin waren für mich nicht nur diplomatische Lehrjahre, sondern auch eine Zeit der Begegnung mit dem eindrucksvollen kulturellen Leben, das die Reichshauptstadt schon bald nach Kriegsende wieder entfaltete. Vor allem war es wiederum die Musik, die mich in ihren Bann zog. Ein Gefühl des Armgewordenseins im deutschen Bereich mag heute jeden überkommen, der sich der vielen großen Namen erinnert, deren Träger man damals in Berlin hören konnte: die Dirigenten Arthur Nikisch, Leo Blech, Bruno Walter, Willem Mengelberg, Carl Muck,

Wilhelm Furtwängler, Fritz Busch; die Pianisten Eugène d'Albert, Conrad Ansoerge, Artur Schnabel, Carl Friedberg, Ignaz Friedmann, Ferruccio Busoni, Emil von Sauer, Frederick Lamond, Edwin Fischer, Claudio Arrau, Alfred Cortot, Wilhelm Backhaus, Walter Gieseking; das Klingler-Quartett und das Capet-Quartett sowie die Geiger Adolf Busch, Fritz Kreisler, Carl Flesch, Bronislaw Huberman, Joseph Szigeti, Mischa Elmann, Jacques Thibaud; und schließlich, der Größten einen, den Cellisten Pablo Casals. In nähere Berührung trat ich damals nur zu Frederick *Lamond*, der als einer der bedeutendsten Beethovenspieler seiner Zeit — und es war eine an großen Pianisten wahrlich reiche Zeit — galt. Ich wollte mich neben meinem Diplomatenberuf im Klavierspiel noch ein wenig fortbilden und fand in Lamond einen höchst anregenden Mentor, den ich freilich nicht allzu oft zum Vorspielen und Zuhören aufsuchen konnte, da er ständig auf Konzertreisen unterwegs war. Er war mit Irene Triesch verheiratet, einer der bekanntesten und beliebtesten Schauspielerinnen ihrer Zeit. Mit ihr verabredete ich immer telefonisch meine Besuche beim Meister, und ich zog diese reizenden Ferngespräche stets, so sehr ich konnte, in die Länge.

Anfang 1923 erneuerte ich meine Bekanntschaft mit der Fliegerei. Es bot sich mir die Gelegenheit, mit Herrn *von Abercron*, dem anerkannten Pionier der Freiballonfliegerei, und einigen anderen Herren eine Freiballonfahrt von Bitterfeld aus mitzumachen. Das Faszinierende dabei war, daß man niemals vorher wußte, wo man ankommen würde. Wohlbehalten landeten wir bei Köthen.

Erstmals wieder nach dem Kriege endete die Attachézeit mit einer großen schriftlichen und mündlichen Prüfung. Sie begann mit einer Vierwochenarbeit, für die mir ein von dem juristischen Mitglied unserer Prüfungskommission, dem Ministerialdirektor und späteren Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Friedrich *Gaus*, gegebenes völkerrechtliches Thema zugewiesen wurde. Gaus war ein ungewöhnlich befähigter Jurist, den dazu eine hervorragende Kunst des Formulierens diplomatischer Schriftstücke auszeichnete, was ihm im Laufe der Jahre internationales Ansehen eintrug. Während der Nazizeit und danach hat er dann leider eine wenig erfreuliche Rolle gespielt. Er erwies sich als allzu willfährig gegenüber den jeweiligen Machthabern. In Nürnberg gab er, wohl unter Druck der Anklagevertretung, seinen Namen für eine Art Schuldbekanntnis der deutschen Beamtenschaft her, zu dem ihm jegliches Mandat fehlte. An die vorerwähnte, mir von dem damals noch in hohem Ansehen stehenden Kronjuristen des Auswärtigen Amts gegebene Prüfungsarbeit schloß sich ein mehrtägiger Besuch in Hamburg an, der zur Vorbereitung einer wei-

teren Arbeit über den Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte diene. Ende Mai 1923 war mündliches Examen. Der Prüfungsausschuß bestand aus dem Außenminister oder in dessen Vertretung dem Staatssekretär, ferner dem Professor Gothein (Heidelberg) für Volkswirtschaft, Professor Oncken (damals ebenfalls in Heidelberg) für neuere Geschichte, Ministerialdirektor Gaus für die juristischen Fächer und aus Dr. Roselius (Bremen) als Vertreter der Wirtschaft.

Gothein, Oncken und Roselius waren sehr bekannte und angesehene Persönlichkeiten. Eberhard *Gothein* war ein wahrer Polyhistor, nämlich Nationalökonom, Staatswissenschaftler, Religionsforscher und Historiker zugleich. Er gestaltete die Vorbereitung auf unsere Prüfung besonders anregend, indem er mit uns Attachés Industrieanlagen und einen Musterforst bei Eberswalde besichtigte und uns mit führenden Persönlichkeiten der Wirtschaft, darunter Hugo Stinnes, zu kurzen Aussprachen zusammenbrachte. Gothein war ein Bruder des demokratischen Reichstagsabgeordneten und früheren Reichsschatzministers Georg Gothein, der in Berlin den Spitznamen »das Gothein« führte. Hermann *Oncken* entstammte als Historiker der Schule Leopold von Ranke und war ein Vorkämpfer strenger Objektivität und reiner Wissenschaftlichkeit in der Geschichtsschreibung, was später auch prompt zu seiner vorzeitigen Emeritierung durch die Nazis führte, für die Objektivität ein Kapitalverbrechen war. Ludwig *Roselius* schließlich schuf sich seinen Namen nicht nur als Bremer Großkaufmann und Erfinder des Verfahrens zur Herstellung des koffeinfreien Kaffee HAG, sondern auch als Förderer kultureller Bestrebungen. Ihm verdankt seine Heimatstadt unter anderem die bekannte Böttcherstraße mit ihrer Altes und Neues harmonisch vereinigenden Architektur. Er hatte sich offenbar vor unserem Examen die Personalakten der Prüflinge angesehen und begann damit, mir eine Frage über die wirtschaftliche Seite der Musikinstrumentenindustrie zu stellen. Es gab fröhliches Gelächter, als ich sagte, ich hätte mich mit der Musik immer nur praktisch beschäftigt. Die Examinatoren mochten übrigens bei diesem ersten Versuch des Auswärtigen Amtes, die Prüfung durch eine solche Kommission vornehmen zu lassen, wohl das Gefühl haben, in uns Kandidaten die Elite der neu heranwachsenden Generation vor sich zu haben. Ob sie wohl nach der Prüfung noch ebenso dachten?

Was für mich folgte, waren Wanderjahre als Legationssekretär und Vizekonsul auf verschiedenen Auslandsposten. Ende 1923 wurde ich nach Holland versetzt. Zunächst war ich dem Generalkonsulat Amsterdam zugeteilt; kurz darauf kam ich an die Gesandtschaft im Haag.

Politisch war das eine Zeit neuer Ansätze. Deutschland begann, sich vom Zusammenbruch seiner Währung langsam wieder zu erholen. Zugleich sah es sich vor die Bilanz der langen Inflationsjahre gestellt, die für einen großen Teil des Volkes Vermögensverlust und Verproletarisierung bedeutete. Endlich nahm man im internationalen Rahmen den ersten Anlauf zu einer etwas weniger unvernünftigen Regelung der Reparationsfrage, die so viel zu dem voraufgegangenen Zusammenbruch beigetragen hatte. Im April 1924 erblickte der *Dawesplan* das Licht der Welt, so benannt nach dem Vorsitz der internationalen Sachverständigenkommission, die ihn ausgearbeitet hatte, dem amerikanischen Wirtschaftler und späteren Vizepräsidenten Charles Dawes, der sich zudem im Ersten Weltkrieg den Generals-titel erworben hatte. Im Sommer 1924 wurde dieser Plan auf der Londoner Konferenz von den beteiligten Mächten angenommen. Zum Glück war damals in Frankreich nicht mehr der starrköpfige und zeitlebens antideutsch gesonnene Poincaré am Ruder, sondern der weit mehr verständigungsbereite Herriot, der sich in London von Stresemann dazu bewegen ließ, mit der Annahme des Dawesplans auch die Räumung des Ruhrgebiets — freilich erst binnen Jahresfrist — zu verknüpfen. Damit war der Ruhrkonflikt von 1923 liquidiert und ein Wendepunkt in der außenpolitischen Entwicklung zwischen den beiden Weltkriegen erreicht. Stärkeren Auftrieb gewann die damit einsetzende Tendenz zur Entspannung des deutsch-französischen Verhältnisses aber erst, als im Frühjahr 1925 in Paris Briand Außenminister wurde und Stresemann damit den Partner fand, mit dem er versuchen konnte, einen neuen Weg zu beschreiten. Dieser Weg führte zu dem Vertragswerk von Locarno und schließlich — wenn auch erst nach Jahren — zur vorzeitigen Räumung des besetzten Gebietes am Rhein.

Für den jungen Diplomaten gab es in Amsterdam und Den Haag natürlich nicht allzuviel Möglichkeiten, sich in der großen Politik zu betätigen. Generalkonsul Prinz Hatzfeldt-Trachenberg war ein liebenswürdiger Herr, der mit hoher Fistelstimme sprach und seine Amtsgeschäfte ohne nennenswerten Aufwand an Phantasie besorgte. Um so anregender war meine Amsterdamer Zeit auf kulturellem Gebiet. Natürlich war ich regelmäßiger Besucher der Veranstaltungen des berühmten Concertgebouw-Orchesters. Seinen beiden Dirigenten Willem Mengelberg und Carl Muck bin ich auch persönlich begegnet. *Mengelberg* war nicht nur ein hochbedeutender Interpret, sondern auch ein ausgezeichnete, freilich äußerst rücksichtsloser Orchestererzieher. *Carl Muck*, ebenfalls einer der führenden Meister des Taktstocks, hatte eine verblüffende Ähnlichkeit mit Richard Wagner, was mitunter zu gewissen, natürlich durchaus fragwürdigen Vermutungen Anlaß gab. Er bestritt immer die zweite Hälfte des Konzertwinters in Am-

sterdam (während Mengelberg dann in den USA dirigierte) und erzählte einmal, daß er, wenn er zu Beginn »seiner« Saison das Orchester wieder übernehme, sich immer des Gefühls nicht erwehren könne, eine verängstigte Gemeinschaft vor sich zu haben.

Das erste Dutzend meiner Amsterdamer Sonntage sah mich fast ausnahmslos im Rijksmuseum, wo sich die Liebe zur niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts in mir festsetzte. In meinen ersten Wochen in Amsterdam verfolgte mich nachts manchmal der Alptraum, ich sei bereits wieder versetzt worden, während ich doch erst nach genauem Kennenlernen aller Bilder dieses einzigartigen Museums weiterziehen wollte.

Lohnender in beruflicher Beziehung war die Zeit, die ich anschließend an der Gesandtschaft im Haag verbrachte. Wenn diese kleineren Länder im politischen Konzert der Mächte damals auch eine geringere Rolle spielten als heute im Rahmen von EWG und NATO, so war in ihren Residenzen doch allerlei politisch Interessantes zu hören und auf dem Weg über die Höfe, die Politiker und die Diplomaten in Umlauf zu setzen.

Gesellschaftlich sind mir aus jener Zeit in Holland einige Häuser in besonders freundlicher Erinnerung geblieben: unter den holländischen vor allem das Haus der Oberhofmeisterin der Königin, Baronin *van Tuyll van Serooskerken*, die auch eine hervorragende Geigerin war, mit der ich öfters zusammen musizierte. Ein häufiger Gast war ich bei Frau Katarina von Pannwitz und dem bekannten, 1964 verstorbenen Eduard Freiherrn von der Heydt, der damals Inhaber eines Amsterdamer Bankgeschäfts war. Die in Argentinien geborene, verwitwete Frau *von Pannwitz* war eine sehr vermögende Dame und Eigentümerin eines schönen, schloßartigen Hauses, genannt Hartekamp, nicht weit von Haarlem, das auch eine herrliche Bildersammlung beherbergte. Bei ihr konnte man in jener Zeitenwende Gott und die Welt treffen. Dazu zählte der ehemalige Großherzog von Oldenburg, der öfters im Hause zu Gast weilte. Einmal traf ich ihn dort an einem Wochenende, als auch Tennis gespielt wurde. In Ermangelung eines Balljungen half uns der alte Herr, die Bälle aufzuheben — wohl wenige Menschen können sich rühmen, einen Großherzog a. D. als Balljungen gehabt zu haben. *Baron von der Heydt*, der später seinen Lebensabend in Ascona verbrachte, vermachte seinen reichen Besitz an Kunstgegenständen aller Art, besonders ostasiatischer sowie sonstiger exotischer Herkunft, Museen in Wuppertal und Zürich. Er war damals noch mit einer geborenen von Schwabach, Schwester der Frau Horstmann, verheiratet und wohnte im Seebadeort Zandvoort in zwei oder drei miteinander verbundenen, äußerlich unansehnlichen, im Innern aber mit seinen erlesenen Kunstschätzen ausgestatteten Fischerhäusern. Die Schwabachs waren eine in der Berliner Gesellschaft

angesehene Bankierfamilie, die vielleicht ein wenig zu eilig und eifrig — die Dinge lagen damals ja anders als nach dem Zweiten Weltkrieg — die Beziehungen zu den Repräsentanten unserer ehemaligen Kriegsgegner zu pflegen suchte. Die reizende junge, inzwischen geschiedene Baronin von der Heydt tauchte später nochmals in meinem Gesichtskreise auf. Sie kam als Emigrantin nach London, wo sie Verbindungen hatte und wo ich ihr noch häufiger begegnete.

ALS DIPLOMAT IN SÜDAMERIKA

Im Mai 1925 wurde ich auf eigenen Wunsch — seltener Fall einer solchen Berücksichtigung! — nach Buenos Aires versetzt. Insgesamt verbrachte ich dreieinhalb Jahre in Südamerika. Später habe ich diesen Subkontinent noch häufig besucht und bin dabei auf die verschiedenartigste Weise gereist: beim erstenmal mit dem Dampfer, dann mit dem Luftschiff Zeppelin, später mit dem Flugzeug in immer schnelleren Maschinen. Jedesmal war die Reise kürzer und der ferne Erdteil uns näher gerückt.

Bei der ersten Ausreise waren meine Erwartungen natürlich besonders gespannt. Die für die damalige Zeit noch so gewaltigen Entfernungen erlaubten es nur wenigen Begünstigten, beinahe um die halbe Welt in einen so fernen Kontinent zu reisen. Ich war mir klar darüber, daß auch Buenos Aires damals nicht gerade einen Mittelpunkt der großen Politik darstellte. Was mich als jungen Menschen reizte, war, die Welt einmal eine Weile von einem anderen Erdteil aus zu erleben und zu betrachten, waren die ganz anderen Lebensgewohnheiten eines noch jungen Kontinents und die vielerlei Möglichkeiten, die sich dort für eine nützliche Fortentwicklung vor allem der wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen auch für uns Deutsche bieten würden.

An Ort und Stelle angekommen, mußte ich dann freilich bald lernen, daß eines der Hauptprobleme für die deutschen Diplomaten gerade in Argentinien die lieben Landsleute selbst waren. Die deutsche Kolonie in Buenos Aires war in den zwanziger Jahren so ungefähr die schwierigste, die es im Ausland gab. Entweder hatte man als amtlicher Vertreter mit der einen, weit größeren Hälfte Krach, die stramm völkisch war und sich auch in Berlin Gehör zu verschaffen wußte, oder mit der anderen, der republikanischen. Versuchte man, eine Anlehnung überhaupt zu vermeiden, setzte man sich erfolgreich zwischen die berühmten zwei Stühle. Die Lage für den bedauernswerten Diplomaten war also, damals jedenfalls, ausweglos. Wie er's machte, war es verkehrt, und die Beschwerdebriefe der deutschen

Kolonie an das Auswärtige Amt in Berlin nahmen kein Ende. Die Gegensätze platzten bei allen möglichen Anlässen aufeinander.

Mittelpunkt der »gehobenen« Schichten der deutschen Kolonie in Buenos Aires war der Deutsche Club. Seine Mitglieder beurteilten und bewerteten sich nur nach der Höhe des Bankkontos. Es wurde streng geschieden: An einem Tisch saßen die Geschäftsinhaber, am anderen die Direktoren, an einem dritten die Prokuristen und an den übrigen schließlich die kaufmännischen Angestellten.

Einer der erfolgreichsten und zu großem Wohlstand gelangten deutschen Kaufleute in Buenos Aires erzählte mir einmal, er sei als junger Mensch dorthin gekommen und habe zusammen mit einem anderen jungen Deutschen zunächst bei einem kleinen Geschäftsmann eine bescheiden bezahlte Stellung gefunden. Nach einiger Zeit sei die Firma jedoch in Schwierigkeiten geraten, und der Inhaber habe seine beiden deutschen Angestellten deshalb für einige Monate nicht bezahlen können. Er habe ihnen angeboten, falls sie eine Zeitlang ohne Gehalt durchhalten wollten und könnten, ihnen statt Bezahlung etwas Land abzutreten, das er draußen vor den Toren der Stadt — die damals nur einen Bruchteil ihrer heutigen Fläche einnahm — besaß. Der andere lehnte ab und ging. Er selbst blieb und wurde zunächst einmal Besitzer einer vorerst wertlosen Parzelle in der noch unerschlossenen Umgebung von Buenos Aires. Später lag diese Parzelle inmitten des führenden Wohnviertels Belgrano und zählte zu dessen schönsten und wertvollsten Grundstücken, auf dem der Eigentümer dann ein üppiges Wohnhaus erstellt hat, in dem er mir damals nach einem ebenso üppigen Mahle diese Geschichte erzählte.

Eine gewichtige Rolle spielte zu meiner Zeit in Buenos Aires die Deutsch-Argentinische Gesellschaft, die regelmäßig zu interessanten Veranstaltungen einlud. Der damalige Präsident der Gesellschaft, ein hochgebildeter, weltgewandter Argentinier, verriet mir einen wirkungsvollen Trick für den Erfolg solcher Veranstaltungen: Er mietete hierfür grundsätzlich Räume, die für die erwartete Besucherzahl zu klein waren. Die Presse konnte dann immer melden, alles sei überfüllt gewesen. Auf englisch nennt man das ein »overflow meeting« — wonach sich begreiflicher Weise jeder Veranstalter sehnt.

Besonders bedeutungsvoll für das Auslandsdeutschtum waren natürlich die deutschen Schulen. Bei der Größe der deutschen Kolonien in Argentinien und Brasilien gab es zahlreiche solcher Schulen, in denen zweisprachig unterrichtet wurde. Soweit sie bis zum Abitur führten, mußte ein Mitglied unserer Gesandtschaft als Reichskommissar bei der Abnahme der Prüfungen mitwirken, damit das Zeugnis in Deutschland anerkannt wurde. Auch

mir fiel diese Aufgabe mehrfach zu. Daß ich mir in dieser Rolle etwas eigenartig vorkam, wird niemanden wundernehmen, der bedenkt, daß ich als Vorsitzter der Prüfungskommission mit meinen ganzen 26 oder 27 Jahren dem Alter der Schüler meist wesentlich näherstand als dem der Professoren. Bei zahlreichen Prüfungsfragen wurden Schulgefühle in mir lebendig: »hoffentlich komme ich nicht dran!«

Bedeutsame Ereignisse für die Tätigkeit unserer Missionen in Südamerika bildeten die Besuche prominenter Leute aus Europa oder sonst aus Übersee. Als besonders eindrucksvoll ist mir ein Erlebnis mit dem letzten König von Sachsen in Erinnerung, von dem so manche kraftvollen Aussprüche überliefert sind, zum Beispiel bei seiner Abdankung als König: »Macht euern Dreck alleine!« Ein knappes Jahrzehnt später kam er auf Besuchsreise nach Brasilien, wo ich ihm meine Aufwartung machte, als ich vertretungsweise das Generalkonsulat in São Paulo zu leiten hatte. Zunächst fand ein höchst zeremonieller Empfang durch den Gastgeber statt, den deutschen Abt eines Benediktinerklosters, in dem der König abgestiegen war. Man geleitete mich feierlich zu einem Thronstuhl mit dem König darauf, vor dem ich andachtsvoll verharren und dann ihm gegenüber Platz nehmen durfte. Die Unterhaltung wurde durch die Majestät aber sofort sehr menschlich. König Friedrich August erzählte mir schon nach ein paar Minuten von einem Erlebnis, das er in Südbrasilien beim Besuch eines vorwiegend von deutschen Kolonisten bewohnten Pflanzungsgebiets gehabt hatte. Er wollte sich im Innern des Landes auf einer kleinen, aus ein paar Wellblechbuden bestehenden Bahnstation bei dem Stationsbeamten, einem Neger, auf portugiesisch, so gut er konnte, nach dem nächsten Zug erkundigen. Als der Neger nur hilflos mit den Achseln zuckte, meinte der König unwillig in der ihm eigenen, etwas derben Ausdrucksweise zu seinem Begleiter: »Dieses A . . . versteht nicht einmal seine eigene Sprache!« Da drehte sich der Neger strahlend um und meinte: »Warum sprechen Sie nicht gleich deutsch mit mir?«

Außer dem König von Sachsen kam in jenen Jahren noch manche interessante Persönlichkeit aus Europa oder Nordamerika zu uns herüber, so zum Beispiel *Lloyd George*, mit dem ich bei einem Festmahl zu seinen Ehren in São Paulo durch Zufall zu einer angeregten Unterhaltung kam. Der englische Staatsmann, der von 1916 bis 1922 britischer Premierminister war, hatte im Ersten Weltkrieg in England als Verkörperung der leidenschaftlichen Entschlossenheit des britischen Kriegswillens eine ähnliche Rolle gespielt wie im Zweiten Weltkrieg Winston Churchill. Man erzählte sich von ihm die Äußerung: »Wir haben während des Krieges schreckliche Fehler

gemacht, aber wir haben das unwahrscheinliche Glück gehabt, daß unsere Feinde noch größere Irrtümer begangen haben.« Nach 1918 trat er dann für eine gemäßigte Politik gegenüber dem besiegten Kriegsgegner ein, was zu manchem Zusammenstoß zwischen London und Paris führte. In São Paulo machte Lloyd George auf mich einen tiefen Eindruck. Sein Bild mit der wallenden weißen Mähne hatte ich zwar schon oft gesehen, erst jetzt aber lernte ich auch seine sprühende Vitalität und seine Rhetorik kennen, die er bei seiner Tischrede glänzen ließ. Er gewann die Paulistaner, die größten Kaffee-Erzeuger der Welt, schon mit dem einleitenden Satz: Jetzt wisse er, was man tun müsse, wenn man bei Reden mit Hemmungen zu kämpfen habe. Man nehme eine Tasse brasilianischen Kaffees, und schon gehe alles wie am Schnürchen . . .

Ein großes Ereignis in Ibero-Amerika war 1926 der erste Flug eines spanischen Fliegers (er hieß Ramón Franco und war ein Bruder des jetzigen spanischen Staatschefs) von Spanien nach Buenos Aires. Franco benutzte eine nach heutigen Begriffen winzige Maschine, machte unzählige Zwischenlandungen und ließ sich überall in den verschiedenen Ländern gewaltig feiern. So kam eine sehr lange Reisezeit heraus. Man erzählte die Geschichte, daß Franco einmal über ein Segelboot hinweggeflogen sei und hinuntergerufen habe, ob er die Insassen nicht mitnehmen solle. Er erhielt zur Antwort: »Danke nein, wir haben es etwas eilig.«

Von deutschen Besuchern in Südamerika ist mir besonders unvergeßlich der aus Österreich stammende Berliner Generalmusikdirektor Erich Kleiber, der in Buenos Aires als Gastdirigent des dortigen Orchesters einen außergewöhnlichen Erfolg hatte. Den Posten des musikalischen Leiters der Berliner Staatsoper, den neben der Wiener Oper begehrtesten Dirigentenstuhl der alten Welt, nahm der damals noch jugendliche Künstler nach einem kometenhaften Aufstieg schon seit einigen Jahren ein. Ich bin mit Kleiber in nahe persönliche Berührung gekommen und habe auf sein Leben insofern entscheidend eingewirkt, als ich einmal in die Orchesterprobe eine bildhübsche junge Amerikanerin mitbrachte, mit der er sich prompt eine Woche später verlobte. Daraus hat sich für mich eine treue Freundschaft mit beiden Kleibers entwickelt. Bei seinen Konzertproben, denen ich sooft wie möglich beiwohnte, konnte ich beobachten, wie das ganze Orchester geradezu an den Lippen des großen Dirigenten hing, wenn er seine Auffassung erläuterte oder Anweisungen für das Spiel gab. Als die letzte Probe zu Ende war und Kleiber den Taktstock niederlegte, hörte ich den Konzertmeister wie zu sich selber mit Trauer in der Stimme sagen: »Finito« — so etwa wie »schade, schade, daß es zu Ende ist«.

Noch eine andere Episode vom Kleiber-Besuch in Buenos Aires ist mir in Erinnerung geblieben. Als freundliche Geste wurde von argentinischer Seite vorgeschlagen, ein deutsches Mitglied des Orchesters solle bei einem Konzert ein Solo spielen. Kleiber willigte, wenn auch etwas skeptisch, ein. Bei den Proben erwies sich, daß seine Skepsis berechtigt gewesen war. Die Hauptprobe verlief ganz schlecht. Da nahm sich Kleiber den Mann beiseite und sagte ihm in seinem heimatlichen österreichischen Dialekt: »Genga's zua, werd'n's krank!«

Kleibers Sohn Carlos, mein Patenkind, ist ebenfalls Dirigent geworden und, wie ich glaube, im Begriff, eine große Karriere zu machen.

Das Colón-Theater in Buenos Aires und seine Besucher bildeten übrigens einen bemerkenswerten Rahmen für künstlerische Darbietungen, vielleicht den elegantesten der Welt von damals. Das hing mit der Gepflogenheit des Landes zusammen, immer die bildhübschen jungen Argentinierinnen in ihren schönsten Roben in die vorderste Balkonreihe zu setzen, so daß es dem übrigen Publikum nicht leicht fiel, bei diesem hinreißenden Anblick gelegentlich auch einmal zur Bühne zu schauen — weshalb denn auch der Zuschauerraum während der Vorstellung halb erleuchtet blieb. Aber auch wer sich für die Vorgänge auf der Bühne interessierte, kam auf seine Kosten. Alljährlich im Winter fand eine längere Opern-»Temporada« statt, die je zur Hälfte von einem deutschen und einem italienischen Opernensemble bestritten wurde und erstklassige Aufführungen mit Stars aus aller Welt bot. An den beiden, in den dortigen Winter fallenden argentinischen Nationalfeiertagen zog man während der großen Pause im Colón-Theater unter Vorantritt des Präsidenten und des diplomatischen Corps in den Goldenen Saal, wo luxuriöse Buffets und Champagner für das Publikum der Logen und des Parketts bereitstanden.

In Buenos Aires bin ich nicht nur als Diplomat, sondern auch als Musiker aufgetreten. Bei der dortigen Erstaufführung der Chorfantasia von Beethoven für Klavier, Chor und Orchester spielte ich den Solopart. Vor einigen Jahren erhielt ich von dem bekannten Pianisten Hans Richter-Haaser eine Postkarte aus Buenos Aires mit der Mitteilung, daß er dieses Werk soeben gespielt habe und ihm Leute von der damaligen Aufführung erzählt hätten. So gerät man unter die Unsterblichen!

Aus den Jahren 1926 und 1927 erwähne ich noch die Besuche einiger deutscher Politiker in Südamerika, die nicht nur für die dortigen deutschen Kolonien große Ereignisse bildeten. Damals waren ja solche Reisen von Staatsmännern, Politikern, Abgeordneten e tutti quanti noch nicht wie heute zu einer geradezu ansteckenden Krankheit geworden. Als einer der

ersten Besucher während meiner Zeit in Buenos Aires kam Hans *Luther*. Er war eben als Reichskanzler abgetreten und ließ sich so ungefähr für alles feiern, was in Deutschland seit 1919 wieder geleistet worden war. Sowohl bei den Argentinern als auch bei den Deutschen brachte er verwandte Saiten zum Klingen. Seine rednerischen Darbietungen waren beachtlich. Das läßt sich gewiß auch von seinen Entschlüssen und Taten als Reichsfinanzminister und Reichskanzler sagen. Die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Reichshaushalt 1923/24 war wesentlich mit sein Verdienst, und auch für das Zustandekommen des Vertragswerks von Locarno 1925 trug Luther als Regierungschef, dem dabei freilich Stresemann als Außenminister zur Seite stand, die Hauptverantwortung. Sein späteres Wirken als Reichsbankpräsident und Botschafter in Washington stand allerdings unter einem weniger glücklichen Stern.

Mitte 1927 reiste eine deutsche Vertretung zur Interparlamentarischen Konferenz — das gab es damals schon — nach Rio de Janeiro. Ihr gehörten der sozialdemokratische Finanzpolitiker *Hilferding* an, der 1923 Finanzminister gewesen war, dann von der Volkspartei Stresemanns der kürzlich 95jährig verstorbene Reichstagsabgeordnete *von Raumer*, zuvor für kurze Zeit Reichsschatz- und Reichswirtschaftsminister, und vor allem der Zentrumsabgeordnete *Heinrich Brüning*. Dieser sollte später als Reichskanzler noch eine bedeutsame Rolle in der deutschen Geschichte spielen, bis ihn der Reichspräsident von Hindenburg überraschend fallen ließ und durch Franz von Papen ersetzte. Brüning wanderte unter den Nationalsozialisten nach Amerika aus, um in den fünfziger Jahren nochmals vorübergehend in die Bundesrepublik zurückzukehren, ohne freilich in der deutschen Politik wieder Fuß fassen zu können. Die Delegation kam auch nach São Paulo, und mit Passion hielten die deutschen Politiker, der eine hier, der andere dort, Reden und Vorträge. Alle waren sie sehr interessiert, anregend und leutselig. In meiner späteren Berliner Zeit habe ich sie noch mehrfach getroffen. Brüning war inzwischen Reichskanzler geworden, blieb aber im persönlichen Umgang so schlicht wie ehemals.

Nach Südamerika kam auch der frühere preußische Kultusminister *Otto Boelitz*, Schwiegervater des späteren nordrhein-westfälischen Ministers *Straeter*. Seinem Besuch hatten unsere kulturellen Einrichtungen, namentlich die deutschen Schulen, viel zu danken. Mit ihm hatte ich bei der Besichtigung einer Musterfarm im Landesinnern ein für Land und Leute bezeichnendes Erlebnis. In Brasilien ist es üblich, daß jedem Besucher von Pflanzungen überall zunächst einmal eine Tasse Kaffee gereicht wird. Nachdem sich das — und zwar schon am frühen Vormittag — etliche Male wiederholt hatte, fragte Boelitz den Verwalter, in der Hoffnung, von wei-

teren Kaffee-Angeboten verschont zu bleiben, wie viele Tassen man denn eigentlich so hintereinander vertragen könne. »Nun, 20 bis 25 schaden gewiß nicht!« war die nicht gerade willkommene Antwort.

Unter den prominenten Besuchern Südamerikas erinnere ich mich auch gern an das Gastspiel der berühmten russischen Tänzerin Anna *Paulowa*. In kleinem Kreise erzählte sie nach der Vorstellung, das hübscheste Kompliment, das sie jemals erhalten habe, stamme von einem Zimmermädchen in ihrem Kopenhagener Hotel. Das Mädchen habe am Morgen nach einem Tanzabend zu ihr gesagt: »Welches Glück muß es sein, Madame, die Menschen für einige Stunden das Elend der Welt vergessen zu lassen.«

In Buenos Aires stand dem jungen Diplomaten damals jede Pforte offen, so auch die des berühmten Jockey-Clubs, der 1953 bei — wie man allgemein annahm, von dem damals herrschenden Diktator Perón selbst angezettelten — Unruhen in der argentinischen Hauptstadt mitsamt seinen Kunstschätzen leider ein Raub der Flammen geworden ist. Natürlich habe auch ich diesem Jockey-Club angehört. Er enthielt eine bedeutende Bibliothek in einem würdigen, mit vielen tiefen Sesseln und Sofas versehenen Saale. Zumeist aber waren in dem bequemen Gestühl nur schlafende Gestalten anzutreffen, weshalb böse Zungen einer dort befindlichen Büste die Bezeichnung »Der unbekannte Leser« beigelegt hatten. In einem der repräsentativen Salons des Clubs hing über dem Kamin ein großes vornehmes Herrenporträt und daneben ein weiblicher Akt. Wenn wir Besuchern den Club zeigten, pflegten wir boshaft zu erklären, das eine sei das Bildnis unseres Clubpräsidenten und das andere das seiner ehrenwerten Frau Gemahlin.

Aber Diplomatendienst in Argentinien bedeutete nicht nur Großstadtleben und gesellschaftliches Treiben, sondern erforderte von jedem, der ein Bild des Landes gewinnen wollte, das Vorstoßen in kulturfernere Gegenden. Ich bin nach Möglichkeit kreuz und quer im Lande herumgereist, im Süden bis zum unwirtlich rauhen Patagonien und dem Feuerlande, hinüber nach Chile, und nordwärts bis nach Brasilien, Paraguay und in das Gebiet von Misiones, der nordöstlichen Grenzprovinz Argentinien am Alto Paraná.

Die Reise nach Norden, zunächst zum ersten Reiseziel Posadas, der Hauptstadt von Misiones und an dessen Südrand gelegen, dauerte mehr als drei Tage im Wechsel von Schiff und Eisenbahn. Die Fahrt auf dem ziemlich primitiven Flußdampfer den schmutzig-gelben La-Plata-Strom und den Rio Uruguay aufwärts bot eindrucksvolle Ausblicke auf beide Seiten des Flusses in das flache, weite Land und ließ so die unermeßliche Ausdehnung der argentinischen Pampa ahnen. Bei den Schiffsmahlzeiten durfte der »puchero« nicht fehlen, das argentinische Nationalgericht: Rindfleisch oder Huhn mit zahlreichen Beilagen wie süßen

Kartoffeln, Kraut, Mandioca, Kürbis, Mais, Kichererbsen. Von der Provinz Entre Rios, wo wir das Schiff mit der Bahn vertauschten, sprachen die Einheimischen wegen der Fruchtbarkeit des Landes und der vielen Flüsse gern als dem »argentinischen Mesopotamien«. Man fuhr dort mit dem Kraftwagen durch Mandarinenpflanzungen, an unabsehbaren, übervoll mit Früchten behangenen Baumreihen entlang. Die Eisenbahn nach Posadas war vor dem Ersten Weltkrieg mit englischem Kapital erbaut worden. Man mußte, damals wenigstens, eine solche Bahnfahrt im Innern des Landes mitgemacht haben, um eine rechte Vorstellung zu erhalten von dem damit verbundenen dröhnenden Lärm und dem unaufhörlichen Rütteln und Schütteln, unter dem wir bei einer Geschwindigkeit von etwa dreißig Stundenkilometern nahezu zwanzig Stunden benötigten, um die Entfernung von 600 km zu bewältigen. Heute kann man die Reise dorthin in einem Schlafwagen-»Luxus«-Zug von Buenos Aires zurücklegen.

Als ich nach Posadas kam, war es noch ein recht zurückgebliebenes, heute würde man sagen unterentwickeltes Städtchen, ein wenig im Wildweststil. Wir vertrauten uns wiederum einem Flußdampfer an. Er brachte uns den Alto Paraná hinauf, der die Grenze zwischen Argentinien und Paraguay bildet, bis zur nächsten Reisedation »Eldorado«. Das dauerte mehr als zwei Tagereisen, weil der Strom bei Nebel und nachts wegen der schwierigen Fahrrinne nicht befahrbar ist. Der »Hafen« Eldorado war daran erkennbar, daß die Uferböschung durch das Herunterlassen von Holzstämmen, die zur Verfrachtung bestimmt waren, laufend von der üppigen tropischen Vegetation ein wenig gesäubert wurde. Eldorado war ein weitgehend von deutschen und anderen Einwanderern bewohntes, ausgedehntes Siedlungsgebiet, dessen Erschließung im 19. Jahrhundert nach langwährender Unterbrechung jedweder Kulturarbeit von dem Deutschargentinier *Schwelm* eingeleitet worden war. Dieser unternehmende Mann hatte dort riesige Urwaldländereien aufgekauft und sie nach einem wohlgedachten Plan aufgeschlossen. Er machte sich dann daran, sie in (nach dortigen Maßstäben kleinen) Parzellen an neu eintreffende Siedler zu verkaufen, die sie dem Urwald entrissen und sich hier auf Gedeih und Verderb mit der Scholle verbanden.

Es war ein unvorstellbar mühseliges und vielfach auch gefährliches Lebenswerk, ein solches Stück Boden unter den damaligen, noch höchst primitiven Verhältnissen zu roden und bewohnbar und schließlich ertragbringend zu machen. Heute ist das ausgedehnte Gebiet weithin erschlossen und besiedelt. Die den unerschrockenen Pionieren, die auf alle Freuden und Lichtseiten des Lebens verzichten mußten, nachfolgende Generation lebt schon einigermaßen komfortabel. Mancher wohlhabende Geschäftsmann in Buenos Aires hält sich heute dort oben eine Chacra, wohin ihn das Flugzeug in wenigen Flugstunden zum Wochenendaufenthalt bringt. Was vom Pioniergeist und damit vom Glanz der alten Zeit dahin ist, ersetzen in Eldorado jetzt moderne Bankhäuser, Tungöl-Aufbereitungsfabriken nach nordamerikanischem Vorbild, Yerba-Trockenanlagen, Elektrizitätswerke, Warenhäuser, Schuppenanlagen am Hafen, eine Cellulosefabrik und natürlich auch Sportklubs und Kinos. Aber der Wirtschaftskrise in Argentinien hat auch das Gebiet von Misiones seinen Zoll entrichten müssen. Preisverfall, Lohnsteigerungen und der ausländische Wettbewerb machen den Bewohnern heute aufs schwerste zu schaffen. Was aber bleibt, ist die herrliche Natur des Landes, eine eigene Welt voll Sonne, roter Erde und sattem Grün, ein immer wieder eindrucksvolles Tropenwunder, wenn die noch stehengebliebenen Urwald-

giganten blühen, die Orchideen leuchten und alles, was man anderwärts in Blumenläden teuer bezahlt, im Walde wild wuchert.

An den hochinteressanten Aufenthalt in Eldorado, bei dem ich zahlreiche deutsche Siedler besuchte und mich ausführlich mit diesen tapferen Menschen unterhielt, schloß sich eine Fahrt zu den bekannten Wasserfällen des Iguazú an, den größten unserer Erde, eine weitere Tagesreise zu Schiff nach Norden, unweit der Dreiländerecke Argentinien, Brasilien und Paraguay gelegen. Der Besuch dieses gewaltigen Naturschauspiels ist heute eine Angelegenheit des Flugzeugs und das Ziel von alljährlich nach Tausenden zählenden Touristen, für deren Wohl neugebaute Hotels sorgen, wobei auch das Spielkasino nicht fehlen darf. Das Gebiet der Wasserfälle steht als »Parque Nacional« unter Naturschutz, teilweise zum Leidwesen der Bevölkerung von Misiones, weil deswegen und aufgrund zwischenstaatlicher Abkommen die Kräfte der Wasserfälle industriell nicht genutzt werden können. Alles Einschlägige darüber kann man in jedem besseren Nachschlagewerk finden, weshalb ich mich darauf beschränke, von einem nicht alltäglichen Jagderlebnis zu erzählen, das ich dort oben hatte.

Auf meinen Wunsch, möglichst auch ein wenig auf Großwildjagd zu gehen, brachte mich der Gastwirt des bei den Wasserfällen gelegenen Hotelchens mit einem dortigen Deutschbrasilianer zusammen, der das Gasthaus laufend mit Wildbret versorgte. Dieser Mann nahm mich auf einen nächtlichen Streifzug mit. Gegen Mitternacht marschierten wir beim Mondenschein von unserer Unterkunft ab, eine gute Stunde in den finsternen, oftmals fast ungangbaren Urwald hinein. Schließlich kamen wir an eine Stelle, wo der Mann mir erklärte, daß hier ein »León« (= Puma) seinen Wechsel habe. Er, das heißt mein Führer, sagte mir, ich würde jetzt am besten auf diesen Baum da klettern, um dort des Leóns zu harren. Der Baum war aber bis hoch oben völlig ohne Äste, und ich fragte, wie ich denn da hinaufkommen solle. Mein Begleiter meinte, das sei doch ganz einfach, und kletterte, um es mir vorzumachen, wie ein Affe den glatten Stamm nach oben. Ich versuchte es ihm nachzutun, indem ich den Baum ansprang, wobei ich aber nicht weiter kam, als mich dieser Sprung in die Höhe beförderte; denn der Baum war viel zu dick, als daß man ihn wie eine Kletterstange im Turnsaal hätte benutzen können. Mein Gefährte erkannte die Hoffnungslosigkeit des Falles und meinte, ich solle mich ganz einfach auf einen umgeknickten Baumstamm in der Nähe setzen; so gehe es zur Not auch. Der León müsse hier im Laufe der nächsten Stunde in einiger Entfernung vorbeiwecheln, und ich solle dann recht gut zielen und ihn »auf die Decke legen«. Das war für mich ein etwas unheimlicher Vorschlag, denn beim Zusammentreffen mit dem ersten Puma, dem man außerhalb des Zoos begegnet, fragt man sich doch, ob dieses Exemplar so genau weiß, was man von ihm erwartet, oder ob man es nicht mit einem Sonderling zu tun hat, der in solchen Begegnungen mit Europäern unerfahren ist und einem unversehens auf den Schoß hüpf.

Zu allem Überfluß sagte mir der Jäger, er selbst wolle inzwischen ein wenig für den Fleischbedarf des Hotels sorgen. Nach einer Stunde solle ich, wenn der León wider Erwarten nicht aufgetaucht sei, heimwärts aufbrechen; denn dann werde er auch nicht mehr erscheinen. Ich solle nur in der gleichen Richtung, aus der wir gekommen seien, wieder nach Hause wandeln; er werde ein wenig oberhalb des Wegs auf mich warten. Auch dies war ein Vorschlag, der in mir gemischte Gefühle hervorrief. In dem düsteren Wald einen Pfad, auf den ich nicht weiter geachtet

hatte, nun mit eigener Nase zurückzufinden, schien mir denn doch eine ziemlich hoffnungslose Überforderung meines Spürsinns im Dschungel zu sein. In beiden Fällen glaubte ich es aber meinem Ansehen schuldig zu sein, keine belächelns-werte Gringo-Figur zu machen, und so sagte ich dem Manne, es sei gut, und ich würde tun wie geheißen. Er verschwand, und ich setzte mich in Erwartung des Pumas nieder. Meine Gefühle kamen aber mehr dem Wunsche gleich, dieses Tier möge am besten doch wohl zu Hause bleiben. Es tat mir auch den Gefallen, und so machte ich mich nach einer Stunde, ohne auch nur eine Minute länger zu verweilen, auf den Rückweg, sozusagen ins Blaue hinein. Ich war kaum mehr als fünf Minuten unterwegs, als plötzlich zu meiner nicht geringen Erleichterung mein Jagdführer und Begleiter wie aus dem Boden gewachsen vor mir stand. Er drückte mir seine warme Anteilnahme aus, daß der León ausgeblieben sei. Lebhaft stimmte ich in sein Bedauern ein, und nach einer knappen Stunde waren wir wohlbehalten wieder zu Hause.

Niemand, der diese Geschichte liest, wird auf den Gedanken kommen, daß es Jägerlatein sei. So habe ich also das alte Bismarck-Wort Lügen gestraft, daß niemals mehr gelogen werde als vor Wahlen, während eines Krieges und nach der Jagd!

Vom Iguazú aus unternahm ich noch einen weiteren größeren Streifzug, wiederum nordwärts in immer entlegenere, nun wirklich völlig kulturferne Gegenden. Mein Ziel war eine gänzlich abgelegene englische Plantage im Innern des brasilianischen Staates Matto Grosso, mehrere Tagereisen von der nächsten Siedlung entfernt. In der Nähe lagen ebenfalls größere Wasserfälle, La Guaira genannt, die (zu Unrecht) als besondere Sehenswürdigkeit galten. Das Leben in dieser Gegend bedeutete damals den Verzicht auf alle Annehmlichkeiten der Zivilisation. Das wurde mir sofort bei der Ankunft sinnfällig deutlich: Nach dem reichlich strapaziösen letzten Stück Weges in glühender Tropensonne verlangte es mich dringend nach einem kühlen Trunk. Mit einer lauwarmen Flüssigkeit mußte ich vorliebnehmen!

Die Rückreise führte zunächst wieder flußabwärts nach Posadas. Von dort aus kehrte ich nach einem kurzen Besuch der paraguayischen Hauptstadt Asunción und erneuter mehrtägiger Flußdampferfahrt in die argentinische Metropole zurück.

Über meine Reise nach Patagonien und dem Feuerland habe ich 1928 ein kleines, auch in spanischer Sprache erschienenes Buch veröffentlicht, das heute natürlich längst vergriffen ist. Die Schilderung einiger Etappen dieser Fahrt sei deshalb in diesen Blättern kurz festgehalten.

Am Neujahrstage 1927 schiffte ich mich in Buenos Aires bei 38° Celsius im Schatten auf einem argentinischen Küstendampfer für die Fahrt nach Punta Arenas an der Magallanesstraße ein. Dank des südlichen Kurses und der frischen Brise des Atlantik brachte schon der folgende Tag die ersehnte Abkühlung. Über Puerto Madryn ging die Fahrt entlang der Küste nach Comodoro Rivadavia. In dieser kleinen Ölstadt herrschte schon damals rege Betriebsamkeit mit allen Merkmalen einer sprunghaften Entwicklung. Auf den holprigen Straßen entfaltete sich ein jedenfalls nach damaligen Begriffen lebhafter Verkehr von Kraftwagen und hastenden Menschen, die alle schnell zu Besitz kommen wollten und deren keiner

dem anderen auf der Jagd nach dem Glück den Vortritt gönnte. Landeinwärts besuchte ich eine Öl-Bohrgesellschaft und hatte so Gelegenheit, auch das Binnenland von Patagonien mit seiner endlos ausgedehnten Pampa kennenzulernen.

Der zehnte Reisetag brachte uns an unser Reiseziel. Früh am Morgen umfuhren wir die südöstlichste Spitze des südamerikanischen Festlandes, das Cabo Virgenes, wo die argentinisch-chilenische Grenze auf das Meer stößt und die Magallanesstraße breit in den Atlantischen Ozean einmündet. Noch am gleichen Tage erreichten wir Punta Arenas. Dort traf ich unverzüglich Verabredungen über einen Abstecher in die feuerländische Inselwelt. Ein ehemaliger deutscher Seemann, Albert Pagels, erklärte sich bereit, eine einwöchige Fahrt auf seinem kleinen Motor-Segelboot mit mir und zwei jungen deutschen Kaufleuten aus Punta Arenas als Schiffshelfern zu unternehmen, und versprach, mich nach den schönsten Kanälen des Feuerlandes zu bringen. Ich wurde mit ihm rasch handelseins.

Als wir Punta Arenas verließen, war zwar das Wetter wenig günstig, doch nahmen wir das keineswegs als schlechtes Vorzeichen, da es in dieser Gegend nur selten anhaltend schönes Wetter gibt. Unser Fahrzeug war das ehemalige Rettungsboot eines Dampfers der deutschen Kosmoslinie und aus Eiche fest gebaut, blickte aber bereits auf das biblische Alter von siebzig Jahren zurück. Der Kutter war weithin als »Gummidampfer« bekannt, weil fast ein ganzes Jahr lang ein Stück Gummi eine durchgerostete Stelle im Kühlwassermantel abdichten mußte. Er vermochte bis zu acht Seemeilen in der Stunde zu laufen, hatte eine Einrichtung zum Segeln und besaß einen schmalen, überdeckten Raum, in dem zwei Personen schlafen oder gerade noch aufrecht sitzen konnten. Die zwei jungen Deutschen aus Punta Arenas mußten die Rollen des Steuermanns und des Kochs übernehmen, wozu sie freilich keinerlei Voraussetzungen mitbrachten.

Am zweiten Tag unserer Fahrt gelang es uns, nach stürmischer Überquerung der Magallanesstraße den schmalen und daher windgeschützten Magdalena-Kanal zu erreichen. Wir befanden uns hier bereits nahe beim Monte Sarmiento, der mit seinen riesigen Gletschern weithin sichtbar und ein grandioser Natureindruck ist. Dieser höchste, damals und vielleicht auch heute noch unbezwungene Berg des Feuerlandes erreicht, unmittelbar aus dem Wasser aufsteigend, eine Höhe von 2400 Metern. Zu seinen Füßen, an den Ufern des Keats-Sundes, machten wir die nähere Bekanntschaft ganzer Herden bei unserer Annäherung laut brüllender Seelöwen. Es gelang uns sogar, zwei Jungtiere zu fangen und lebend an Bord zu bergen; sie sollten später an den Zoo in Münster verfrachtet werden.

Vom Keats-Sund bogen wir nach Süden in den etwa kilometerbreiten Martinez-Fjord ein. Hier herrschte abseits aller menschlichen Behausung wahre Weltabgeschiedenheit. In einer kleinen Bucht, unmittelbar am Südostabhang des Monte Sarmiento, gingen wir vor Anker. Scharen von Pinguinen, Fischreihern und Fischottern, Brandgänsen und Wildenten, vereinzelt Robben, Trappen, zahllose Möwen, allerlei Arten von Falken und Geiern sowie vor allem der weitausspannende Kondor — sie alle konnten wir hier aus der Nähe bewundern. Bei einem Ausflug nach einem landeinwärts gelegenen Gletschersee bot sich uns ein Bild von überwältigender Schönheit. Im tiefblauen Wasser des Sees schwammen riesige Eisblöcke, und auf dem gegenüberliegenden Ufer stieg ein gewaltig großer, bläulich-weiß schimmernder Gletscher empor.

Ein weiterer Ausflug führte uns vom Martinez-Fjord auf die Wasserscheide der Hauptinsel des Feuerlandes, von wo aus wir zwar noch weit entfernt, aber doch deut-

lich einen breiten Kanalstreifen, den diese Insel im Süden begleitenden Beagle-Kanal, erkennen konnten. Wir fühlten uns als Entdecker, da wir vermutlich als erste diesen Weg gingen und feststellten, daß der Beagle-Kanal, der sonst nach Norden hin durch unüberwindliche Gebirge fast völlig abgeschlossen ist, hier auf dem Landweg in acht bis zehn Stunden verhältnismäßig leicht zu erreichen war.

Unser Tagewerk erschöpfte sich nicht in Ausflügen und in der Betrachtung der Naturschönheiten. Unsere Fleischvorräte mußten aufgefüllt und auch unsere »Deckpassagiere«, die jungen Seelöwen, gefüttert werden. Die kleinen Fische, die wir ihnen vorsetzten, verschmähten sie; mit kondensierter Milch hatten wir besseren Erfolg.

Nach einem weiteren Tag, bei völlig wolkenlosem Himmel und großartiger Rundsicht, suchten wir eine Bucht am Gabriel-Kanal als letzten Ankerplatz auf. Den verschiedenen Entenarten, den Kerbgänsen und Fischottern, die in der Bucht wohnten, schien unsere Anwesenheit wenig willkommen zu sein, was sie durch eindeutige Mißfallenslaute und Rückzug in entferntere Quartiere zu erkennen gaben. Am nächsten Tage gelangten wir nach wiederum sehr stürmischer Überquerung der Magallanesstraße, der unser kleiner Kutter noch eben gewachsen war, nach Punta Arenas zurück. Unsere beiden Deckpassagiere kamen dort in vorläufige Obhut; sie sollten bei sich bietender Gelegenheit nach Europa weiterreisen. Ich selbst fuhr mit Schiff und Bahn über die chilenische Hauptstadt Santiago nach Buenos Aires zurück.

In den Jahren meines Argentinien-Aufenthalts als deutscher Auslandsvertreter — darunter zweimal als Geschäftsträger —, war dieser Staat noch ganz überwiegend landwirtschaftlich ausgerichtet. Eine Besonderheit war, daß in den verschiedenen Provinzen, durch die Natur bedingt, jeweils nur ein einziger Produktionszweig in Monokultur betrieben wurde. So widmete sich Mittelargentinien mit seinen Pampas fast ausschließlich dem Getreidebau und der Viehzucht, der sich an die Anden anlehrende Westen dem Obst- und Weinbau, das Gebiet weiter nördlich der Zuckerrohrkultur, während im weiten Süden Patagoniens Wohl und Wehe der Bevölkerung allein von der Schafzucht und ihrem Ertrag bestimmt wurden. Von den Territorien im Norden betrieben die Gebiete des Gran Chaco wiederum fast ausschließlich Baumwollanbau — es kam damals zu einem wahren Baumwollfieber — und das Gebiet Misiones den Anbau von Yerba Mate. Wo man auch hinkam, herrschte die Landwirtschaft.

Seither hat sich viel geändert. Als ich 1948 zum erstenmal nach dem Kriege wieder nach Argentinien kam, war Buenos Aires nicht wiederzuerkennen. Seine Einwohnerzahl war auf über drei Millionen gestiegen. Zahllose imponierende Boulevards und Wolkenkratzer sind so selbstverständlich geworden wie in Chicago und New York. Die starke Industrialisierung, die das Land neuerdings erfahren hat, ist freilich keineswegs durchweg gesund, besonders da nicht, wo den zahlreichen neuen Industriezweigen die

heimische wirtschaftliche Grundlage fehlt, nämlich der Rohstoff. Sie hat zu dem Paradoxon geführt, daß in diesem Lande der Viehzucht zeitweise Fleischmangel herrscht oder der Verbrauch von anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen eingeschränkt werden muß.

Allerdings ist diese Entwicklung nicht von ungefähr gekommen. Was sich da auswirkt, ist die jahrelange Unterbrechung der südamerikanischen Handelswege in und nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Europahandel fiel weitgehend fort; die USA boten dafür keinen ausreichenden Ersatz. So vernachlässigte man die Urproduktion und überhaupt die Orientierung auf die Ausfuhr und schuf statt dessen eine eigene Industrie. Sie sollte die Abhängigkeit von der Einfuhr aus den USA mindern und die auch in Südamerika entstandene Dollarlücke schließen helfen. Dabei unterliefen aber schwere Fehler. Statt eine Industrialisierung zu fördern, die der Urproduktion zugute kam, richtete man sie im wesentlichen auf Verbrauchsgüter aus, während die Landwirtschaft vernachlässigt wurde. Dazu trat eine oft willkürliche Geldpolitik. Sie steigerte noch die Auswirkungen solcher Fehlinvestitionen. Die Folge für Argentinien waren schließlich die von Staatswegen vorgeschriebenen »fleischlosen Tage« und die Inflation mit weichen dem Pesokurs.

Diese Entwicklung ist in Argentinien durch die diktatorische Präsidentschaft Peróns und seinen sogenannten »Justicialismo« in den Jahren 1946 bis 1955 noch stark gefördert worden. Aber nicht an ihr scheiterte der Diktator, sondern letztlich am Kulturkampf mit der katholischen Kirche, auf den sich Perón einließ und der ihm mehr Sympathien verscherte, als sein Regime vertragen konnte. Jedenfalls hat er seinen Nachfolgern eine Fülle schwer lösbarer Aufgaben hinterlassen. Dazu gehörte in erster Linie, die Menschen, die er daran gewöhnt hatte, für immer weniger Arbeit immer mehr Geld zu bekommen, wieder zu einer soliden Arbeitsleistung zu erziehen. Natürlich gehörte dazu auch die Berichtigung der strukturellen Fehler in Argentinien's Wirtschaft durch Förderung der Urproduktion und Neubelebung des Außenhandels.

Meine Tätigkeit im auswärtigen Dienst auf südamerikanischem Boden stand in der Mitte der zwanziger Jahre, also zwei bis drei Jahrzehnte vor Peróns Herrschaft und Sturz, im Zeichen einer durchaus erfreulichen wirtschaftlichen Entwicklung. Ortega y Gasset nennt in seinem Buch »Aufstand der Massen« Argentinien neben den USA als Beispiel für damals reiche Länder. Auch die Entwicklung auf dem Gebiete der internationalen Politik war durchaus befriedigend. Das berührte unsere deutschen Auslandsbeziehungen zu den einzelnen südamerikanischen Ländern, wie etwa

Argentinien oder Brasilien, zwar nur mittelbar, war aber doch auch in diesen fernen Ländern spürbar. Das Gesamtklima der diplomatischen Arbeit war eben erfreulich, was sich bis in den täglichen Verkehr innerhalb des diplomatischen Corps hinein nutzbringend auswirkte. Was das zu bedeuten hatte, wurde mir erst später so recht deutlich, als ich in London das Gegenteil davon, nämlich eine Zeit sich ständig steigender Spannung und Zuspitzung in der außenpolitischen Gesamtlage, miterlebte. Da war es bald dahin mit der Unbekümmertheit, mit der wir unsere Arbeit in Südamerika hatten verrichten können; denn nun wurde auch für uns der Gang der politischen Zeitenuhr rasch zum alles beherrschenden Faktor.

Natürlich hatte sich in den dreieinhalb Jahren, die ich in Südamerika war, die Gesamtlage in der großen Politik beträchtlich gewandelt. Aber schon als ich 1925 dorthin ausreiste, standen die Zeichen für die Weiterentwicklung unter deutschem Blickpunkt, wie schon erwähnt, ausgesprochen günstig. Seit dem Locarno-Vertrag begann gleichsam die Sonne wieder zu scheinen. Stresemann und Briand, beide wirkliche Staatsmänner, waren auf dem Wege, den alten deutsch-französischen Gegensatz durch eine vertrauensvolle Zusammenarbeit zu ersetzen, und Deutschland nahm 1926 mit ständigem Ratssitz im Genfer Völkerbundsrat Platz. Ein Zeitalter des Friedens schien sich anzubahnen, das um so verheißungsvoller erscheinen konnte, als sich auch das deutsch-sowjetrussische Verhältnis verbessert hatte.

Selbstverständlich ging es bei alledem nicht ohne Rückschläge ab. Aber die Jahre damals waren außenpolitisch doch die verhältnismäßig besten und erfreulichsten zwischen den beiden Weltkriegen. Recht hoffnungsfroh sah das Gesamtbild jedenfalls noch aus, als ich Südamerika verließ und mich zum Sprung über den großen Teich zurück in das alte Europa anschickte.

BERLIN UND LONDON

Zunächst führte mich 1929 der Weg wieder in die Amtsräume der Wilhelmstraße in Berlin. Auch mir passierte die alte, viel erzählte Geschichte: Ich erhielt in Südamerika ein Versetzungstelegramm vom Auswärtigen Amt, das mich eilig nach Berlin zurückberief. So wurde nichts aus meinen schönen Plänen für die Heimreise über Mittelamerika, Kalifornien und Alaska. Nach mehrjährigem Aufenthalt in den Tropen und Subtropen hatte der Diplomat Anspruch auf einen sechsmonatigen Urlaub. Bei meiner Meldung in Berlin sagte mir der Personalchef, daß daraus leider nichts werden könne, weil ich dringend irgendwo benötigt würde. Ein wenig

könne ich noch auf Urlaub fahren, müsse aber jederzeit einer Rückbeorderung gewärtig sein. Nach fünfeinhalb Monaten traf dann ein solches dringliches Telegramm bei mir ein. Als ich mich bei meinem neuen Chef meldete, meinte er leutselig: »Na, so eilig wäre es ja eigentlich auch nicht gewesen.«

Mehr als zwei Jahre lang hatte ich nun Südamerikafragen zu bearbeiten. Das waren die Jahre des Young-Plans und der beiden Haager Konferenzen, aber auch des New Yorker Börsenkrachs vom Herbst 1929 und der nachfolgenden Weltwirtschaftskrise, die in Deutschland im Sommer 1931 mit dem Zusammenbruch der Darmstädter und Nationalbank, kurz Danatbank genannt, ihren Höhepunkt erreichte.

Zugleich waren es Jahre, in denen der politische Kurs, den die Weimarer Republik steuerte, immer unsicherer wurde. Im Oktober 1929 erlag Gustav Stresemann seinem Nierenleiden, nachdem es ihm eben noch gelungen war, endlich die Räumung des gesamten Rheinlandes für das folgende Jahr, fünf Jahre vor der im Versailler Vertrag vorgesehenen Frist, durchzusetzen. Das Jahr 1930 sah dann diese Räumung, zugleich aber auch die erste Notverordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen, Reichstagsauflösung und Neuwahlen, bei denen es der Nationalsozialismus auf 107 Mandate brachte. Er war der große Nutznießer dieser Jahre, die ihm so viele Urteilslose und Opfer der Krise als Anhänger zutrieben. Und schließlich erlitt auch die Außenpolitik des Reiches einen empfindlichen Rückschlag, als der deutsch-österreichische Zollunionplan von 1931 nach dem Einspruch Frankreichs und einiger anderer Staaten wieder fallengelassen werden mußte. Derweilen verschärfte sich die Wirtschaftskrise bedrohlich, die Arbeitslosenziffer stieg gewaltig und die Radikalisierung des innenpolitischen Kampfes nahm ständig und in gefährlicher Weise zu. Es war eine Zeit schwerster Sorgen um die Zukunft, in die ich mich damals in Berlin versetzt sah und in der ich Ende 1931 meine Berufung an die Deutsche Botschaft in London erhielt. Mein Aufenthalt dort wurde zum letzten größeren Abschnitt meiner Arbeit als Beamter des deutschen auswärtigen Dienstes.

Blickt man nach fast vier Jahrzehnten auf jenen Zeitabschnitt der deutschen Geschichte zurück, den man wohl die Ära Brüning nennen kann, wenn ihr auch nur eine Zeitspanne von zwei Jahren beschieden war, so werden die meisten Beurteiler darin übereinstimmen, daß die Methoden der reinen, kompromißlosen Deflation, mit der damals die Reichsregierung der schweren Wirtschafts- und Finanzkrise zu begegnen suchte, kein gutes Heilmittel waren. Brünings Wirtschaftspolitik, die er nur noch im Wege der Notverordnungen durchsetzen konnte, schuf zwar Ansätze zur Sanierung

des Reichshaushalts, dessen Ausgleich freilich dennoch nicht gelang. Sie trug aber keineswegs dazu bei, die darniederliegende Wirtschaft anzukurbeln; eher lähmte sie diese noch weiter und ließ die Arbeitslosenziffer in Deutschland bis 1932 über die Sechs-Millionen-Grenze hinaus ansteigen.

Die Folgen dieser Entwicklung, die psychologischen mehr noch als die materiellen, haben wir teuer bezahlen müssen. Zu Beginn der dreißiger Jahre aber schien es bei der katastrophalen Kassenlage des Reichs und bei dem allgemeinen deflatorischen Zug, der sich in der ganzen Welt abzeichnete, kaum einen anderen Ausweg zu geben. Auch ich gehörte damals zu jenen, die Brünings Politik für notwendig und richtig hielten. Uns allen saß noch allzu lebhaft die Erfahrung von 1923 in den Gliedern, das heißt die Erfahrung mit einer Inflation, die die Markwährung ins Bodenlose hatte abrutschen lassen. Und so schlug man eben 1930 allzu einseitig, wie wir heute wissen, den genau entgegengesetzten Kurs einer konsequenten Deflation ein.

Der Botschafter von Hoesch, der wenig später mein Missionschef in London werden sollte, erzählte gelegentlich, er habe zu Brüning, als dieser noch Reichskanzler war, einmal gesagt, in der Außenpolitik des Deutschen Reiches sei er während der vorangegangenen Jahre durchaus erfolgreich, in der deutschen Innenpolitik hingegen ohne Fortune gewesen. Man wird dieses Urteil auch heute noch als zutreffend gelten lassen müssen. Die deutsche Außenpolitik hatte schon unter Stresemann nach den schweren Jahren der ersten Nachkriegszeit in der Tat bemerkenswerte Erfolge gezeitigt. Brüning brachte es dann in der so überaus schwierigen Reparationsfrage doch so weit, daß bei seinem von Hindenburg erzwungenen Rücktritt die abschließende Lösung gleichsam vor der Tür stand; sein Nachfolger, Franz von Papen, konnte so auf der Lausanner Konferenz von 1932 einen Erfolg ernten, an dem er selbst kein Verdienst hatte. Über der deutschen Innenpolitik aber schwebte während der ganzen Dauer der Weimarer Republik ein Unstern. Im Reichstag wurde zwar mancher Anlauf genommen, eine die Reichspolitik stetig tragende Mitte zusammenzubringen, aber die Wählermassen wanderten dann schließlich doch, nicht zuletzt unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise und ihrer Folgen, zur radikalen Rechten und Linken ab. Das Ergebnis war ein Bankrott der parlamentarischen Staatsform, ihr Ersatz — für kurze Zeit — durch eine Art Präsidialregierung und, wenig später, die nationalsozialistische sogenannte »Machtergreifung«, insgesamt also für die junge deutsche Republik von 1919 ein wahrer Leidensweg.

So bedrückend aber die politische und wirtschaftliche Szenerie in Berlin zu Beginn der dreißiger Jahre auch war, geistig und künstlerisch erlebte die

Reichshauptstadt damals einen Höhepunkt, der nie wieder erreicht worden ist. Alle, die das Berlin jener Jahre gekannt haben, bewahren ihm ein ebenso dankbares wie wehmütiges Andenken. Ich hörte großartige Aufführungen unter Erich Kleiber oder Leo Blech in der Staatsoper Unter den Linden und unter verschiedenen Dirigenten im Charlottenburger Opernhaus, sah un-Tauber in »Friederike« und im »Land des Lächelns«, Fritz Massary in vergeßliche Reinhard-Inszenierungen im Circus Schumann, erlebte Richard der »Lustigen Witwe« und den Wirbel um Josephine Baker. Einzigartig war der geradezu unerschöpfliche Reichtum an großen Schauspielerpersönlichkeiten im Berlin jener Jahre; gleichsam stellvertretend für so viele seien nur Elisabeth Bergner und dann Werner Krauss und Maria Barth in »Der Kaiser von Amerika« genannt. Das Spiel der beiden letztgenannten war durch ihre persönliche Bindung ganz einzigartig beschwingt.

Neben dem geistigen und künstlerischen Leben stand auch die Technik damals nicht still, wie mir besonders bewußt wurde, als ich eines Tages als Südamerikareferent im Auswärtigen Amt das erste Telefongespräch mit diesem fernen Kontinent, und zwar mit dem deutschen Geschäftsträger in Rio de Janeiro, führen konnte. Heute ist das Sprechen über die Ozeane hinweg ja ein reines Kinderspiel geworden, aber damals empfand man diese Möglichkeit doch als einen aufregenden Fortschritt. Die Technik war es auch, die mich während dieser Berliner Zeit noch einmal in sozusagen körperliche Berührung mit Südamerika gebracht hat, und zwar durch die erste Fahrt des Luftschiffs »Graf Zeppelin« dorthin, zu der ich vom Auswärtigen Amt dem Kommandanten Dr. Hugo *Eckener* als Begleiter mitgegeben wurde.

Ein halbes Jahr zuvor war das Luftschiff nach den USA gefahren, wo es zwar mit Begeisterung empfangen wurde, wobei sich aber wegen der etwas eckigen Umgangsformen Dr. Eckeners manche unerfreulichen Vorfälle, besonders mit der Presse, ereigneten. Dadurch war die propagandistische Wirkung dieser die Welt tief beeindruckenden Unternehmung nicht unerheblich eingeschränkt worden. Der Deutsche Botschafter in Washington empfahl deshalb, man solle bei künftigen Reisen Herrn Eckener einen geeigneten Herrn aus dem Amt zur Glättung der Kanten mitgeben. Diesen Bericht des Botschafters hatte ich mir sozusagen auf Eis gelegt in der Hoffnung, daß bei der schon zu jener Zeit in Aussicht stehenden Südamerikafahrt dieser Begleiter dann Henle heißen würde. Als es soweit war, holte ich den Botschaftsbericht hervor und lancierte ihn nach oben. Als bald wurde ich zum Abteilungsleiter gerufen, der von dem Vorschlag beeindruckt schien und mich etwas verschmitzt fragte, wen ich wohl für geeignet hielt. Nachdem ich mit dem bekannten Spruch geantwortet

hatte, Bescheidenheit verbiete mir, den Namen zu nennen, war die Sache gemacht, und ich fuhr mit.

Über diese Reise habe ich damals einen kleinen Bericht geschrieben, der als eine verkehrs- und kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit hier auszugswise seinen Platz haben mag:

Eine solche Reise, die in ihrer abgekürzten Dauer, wenigstens damals noch, etwas Außergewöhnliches darstellte, konnte man schon in der Erwartung antreten, damit auch etwas Außergewöhnliches zu erleben und während des ganzen Fahrtverlaufs sozusagen in einem Zustande ununterbrochener Hochspannung zu sein. Und darin lag vielleicht, um das gleich vorwegzunehmen, das Besondere und Verblüffende dieser Reise, daß man sich so schnell an all das Neue gewöhnte und vom ersten Augenblick an das Gefühl völliger Sicherheit und einer Selbstverständlichkeit der Leistung hatte, als ob man nie anders als im Luftschiff über den Ozean gereist wäre.

Am Abend des 29. August 1931 also begann in Friedrichshafen diese Sensation der Sensationslosigkeit. Schnell nahmen wir Reisenden noch einen kräftigen Zug aus der Zigarette, der letzten für drei Tage, und bestiegen die Gondel des Luftschiffs. Dann wurde der riesige Schiffskörper aus der Halle herausgezogen und mit dem Kopf genau gegen den Wind gestellt. Jetzt ertönte der Befehl »Los!«, und sofort erhoben wir uns unter dem Hurrarufen und Tücherschwenken der Zurückgebliebenen in die sternbesäte Höhe. Als bald sprangen die Motoren an, und wir nahmen Fahrt auf. Zunächst ging unser Weg bei Mondhelle und klarer Sicht über Konstanz, den silbern glänzenden Rheinfall bei Schaffhausen und über Basel hinweg der französischen Grenze zu. Der weitere Kurs führte uns ins Rhône-tal, wo wir einen uns günstigen Mistral-Wind antrafen. Am nächsten Morgen, als wir frühzeitig aus den Federn krochen, befanden wir uns bereits über dem Golfe de Lion. Als sich der Morgennebel allmählich zerteilt hatte, erhielten wir eine prächtige Sicht auf das weite, tiefblaue Meer, das nunmehr auf Tage hinaus, zusammen mit dem uns stets treubleibenden schlanken Schatten des Luftschiffs, unser ständiger Begleiter sein sollte.

Da die Fahrt über dem Wasser immer viel ruhiger ist als über Land, wo infolge der Unebenheiten fast ständig unregelmäßige Luftströmungen und Böen entstehen, fuhren wir nun, statt quer über die Iberische Halbinsel zu steuern, den Bogen um die spanische Küste aus. Wir begegneten zahlreichen Schiffen verschiedener Flagge, zumeist mit einem deutlich vernehmbaren Freudengeheul der Sirenen begrüßt. Nachmittags bekamen wir einen herrlichen Blick auf Gibraltar und das gegenüberliegende Tanager geboten. Weiter folgten wir dann der afrikanischen Nordküste, bis etwa in Höhe von Casablanca die Nacht hereinbrach.

Unsere Geschwindigkeit erreichte zumeist 130 Kilometer in der Stunde, die durchschnittliche Fahrthöhe betrug 300 Meter. Von den Kanarischen Inseln an gelangten wir in den Bereich des Passats, eines starken Nordostwindes, der hier, ständig in unserer Fahrtrichtung wehend, bis weit über die Kapverdischen Inseln hinaus in das Gebiet des Äquators reicht. Er half tüchtig unser Schiff schieben, so daß wir stellenweise mehr als 150 Kilometer Fahrt machten. Schon um die Mittagstunde des folgenden Tages erreichten wir daher bei wundervoller, klarer Sicht die Kap Verde-Inseln. Wir zogen eine Schleife über der Hauptinsel mit der

Stadt Porto Praia und ließen mit einem Fallschirm einen Postsack niedergehen. Die ganze Bevölkerung war natürlich auf den Beinen, und ein wildes Rennen nach dem Postsack setzte ein. Für weitere vierundzwanzig Stunden und eine insellose Strecke von 2000 Kilometern umgaben uns wiederum nur Himmel und Wasser.

Diese Zeitspanne der Reise war besonders geeignet, nun auch unser Fahrzeug selbst einer eingehenden Besichtigung zu unterziehen.

Das Luftschiff »Graf Zeppelin« war mit seinen rund 100 000 Kubikmetern Gasinhalt des Tragkörpers, seinen 236 Metern Länge und 31 Metern Durchmesser das größte, das bis dahin gebaut worden war. Die Besatzung betrug in der Regel 30, bei weiten Reisen wie der unseren 40 Mann. An Fahrgästen konnten bei Tagesfahrten etwa 35, bei Reisen mit Übernachtung 20 Personen aufgenommen werden, ferner eine größere Menge von Fracht, Post und Gepäck, durchschnittlich eine gesamte zahlende Last von 15 000 Kilogramm.

Ziemlich weit vorn am Schiffskörper war die Hauptgondel mit dem Raum für die Schiffsführung und die Fahrgäste angebracht. Den vordersten Teil der Gondel nahmen der Steuerraum, dann der Karten- und Führungsraum ein. Von hier aus — wo auch die Reisenden gelegentlich Einlaß fanden — hatte man einen Rundblick über Land oder Wasser, am Tage oder bei Nacht, der überwältigend war. An den Führungsraum schloß sich der Funkraum sowie die elektrische Küche an, dann der Aufenthaltsraum für die Reisenden, fünf mal fünf Meter groß, mit bequemen Stühlen, wo auch die (ausgezeichneten und reichlichen) Mahlzeiten auf weißgedeckten Tischen mit Porzellan und Silber eingenommen wurden. Hieran reihten sich die eigentlichen Kabinen zu beiden Seiten des Ganges mit je zwei übereinanderliegenden Betten, ähnlich den Schlafabteilen der Eisenbahn. Die anschließenden beiden Waschräume hatten an je zwei Waschtischen fließendes warmes und kaltes Wasser; dem Säuberungsbedürfnis setzte nur die hier angebrachte Mahnung zur sparsamen Benutzung des Wassers eine Grenze. Von dort aus trat man durch eine Tür in den eigentlichen Luftschiffkörper. Dieser konnte auf einem schmalen Laufgang der Länge nach bis zu seinem Ende durchschritten werden; auf seitlich aufwärts führenden Quergängen gelangte man zu den einzelnen Motorengondeln. Zu beiden Seiten des Laufganges lagen die Schlaf- und Aufenthaltsräume der Besatzung; dort war auch all das untergebracht, was für die Reise erforderlich war, also Lebensmittel, Wassertonnen, Werkzeuge, Benzinbehälter, Ersatzteile usw., und natürlich auch die Post, die Fracht und das Gepäck.

Der Aufenthalt in der Schiffsgondel war durchaus bequem, die Fahrweise völlig ruhig. An Seekrankheit war nicht zu denken. Das Geräusch der Motoren hörte sich an wie das entfernte Rauschen eines großen Wasserfalls. Es war bei weitem nicht so stark wie im Flugzeug, und man konnte sich unterhalten, ohne lauter als sonst sprechen zu müssen. Mit *einer* Schattenseite freilich mußte man sich abfinden: dem, ach, so schmerzlichen Rauchverbot!

Bei Dr. Eckener lag die Schiffsleitung in bewährter Hand. Er war der anerkannte Pionier der Luftschiffahrt, unter dessen Kommando sämtliche Reisen des »Zeppelin« in alle Teile der Welt durchgeführt worden waren, ein selbstsicherer, charaktvoller Mann, der auch später, zur Nazizeit, stets seine gerade, aufrechte Haltung bewahrt hat. Ihm standen die Kapitäne Lehmann, Flemming und von Schiller zur Seite, alles alte Luftschiffer, von denen immer einer auf dem Posten war. Sie wurden von uns ständig als Nachschlagebuch für Luftschiffahrtsfragen benutzt, was sie sich bereitwillig gefallen ließen.

Inzwischen hatten wir den sogenannten Kalmen-Gürtel erreicht, ein Regengebiet, das um den Äquator gelagert ist. Fast ohne einen Tropfen Regen kamen wir hindurch, was wiederum der großen Fahrkunst Dr. Eckeners zu verdanken war und den Vorteil hatte, daß das Luftschiff nicht unnötig durch Nässe und Feuchtigkeit belastet wurde. Am Morgen des 1. September um 8 Uhr Ortszeit überfuhren wir den Äquator, dem zu Ehren wir mit einem Glase Sekt anstießen. Um Mittag kamen wir an der Insel Fernando Noronha vorbei. Vom Strande grüßte erstmals die brasilianische Flagge herauf. Hier erhielten wir durch Funkspruch einen Willkommgruß aus Brasilien durch das Staatsoberhaupt von Pernambuco.

Gegen 5 Uhr nachmittags kam südamerikanisches Festland in Sicht, ausge dehnte Kokoswälder, am Strande zahlreiche Eingeborenenhütten, Fischernetze und Kähne, ein wundervoller Blick auf die schöne brasilianische Erde. Schnell näherten wir uns nun der Stadt Pernambuco, die wir bei Einbrechen der Dämmerung erreichten. Wir zogen eine Schleife über das Landungsfeld, dessen weiten abgesperrten Umkreis dichte Menschenmassen einsäumten. Das Landungsverfahren, an dem sich eine brasilianische militärische Landungsmannschaft geschickt und mit Begeisterung beteiligte, dauerte kaum länger als eine Viertelstunde; da lagen wir auch schon nach dreitägiger Fahrt wohlbehalten am Ankermast: die erste Luftüberquerung des Südatlantik ohne Zwischenlandung war vollzogen.

Der Aufenthalt in Pernambuco war auf zwei Tage festgesetzt. Sie waren für mich mit der Erledigung der mir zgedachten Aufgabe ausgefüllt. Ich sollte ja Dr. Eckener im Verkehr mit den Behörden sowie den brasilianischen und deutschen Vereinigungen und dann besonders mit der Landespresse zur Seite stehen. Vielfach hatte ich auch als Dolmetscher mitzuwirken. Ich versuchte dabei manchmal, etwas auflockernd zu wirken, zumal Dr. Eckener dazu neigte, bei Ansprachen ein wenig zu »deutsch-tiefgründig« zu werden. Deshalb schaltete ich bei einem festlichen Empfang in meine Übersetzung auch schon einmal einen kleinen Scherz ein. Das Lachen der Leute trug mir nachher die Frage Dr. Eckeners ein: »Bei welcher Stelle meiner Rede haben die Leute eigentlich gelacht?«

So waren wir von morgens bis abends ständig auf den Beinen, um alle erforderlichen Staatsbesuche sowie die feierlichen Empfänge mit Eintragung in ehrwürdige Bücher zu erledigen, den Ortsgewaltigen das Luftschiff in all seinen Einzelheiten vorzuführen und die landesüblichen Gänge zu den verschiedenen Tagesblättern zu machen. Trotz aller Inanspruchnahme war es aber doch noch möglich, sozusagen im Vorübergehen die Sehenswürdigkeiten von Stadt und Umgebung in Augenschein zu nehmen und das farbenprächtige Bild großstädtischen Tropenlebens zu genießen.

Die Rückfahrt bot — wenigstens für uns Laien — im wesentlichen eine Wiederholung des bereits auf der Hinreise Erlebten. Für die Schiffsführung ergab sich freilich eine Fülle neuartiger Aufgaben, besonders in bezug auf die Überwindung des Nordostpassats bei Richtung Südamerika—Europa, in der bisher noch kein Luftfahrzeug geflogen war. Wir nahmen jetzt den Weg westlich an Kap Finisterre, der Nordwestecke Spaniens, vorbei und dann mit Ostkurs durch den Golf von Biscaya, so daß wir von der brasilianischen Insel Fernando Noronha bis zum französischen Festlande, also in 68stündiger Fahrt, kein Land zu sehen bekamen. In der Biscaya, die wir gegen Abend des dritten Reisetags erreichten, trafen wir auf einen unerwartet starken Gegenwind, der die Fahrt um drei Stunden verlängerte. Inzwischen war es auch empfindlich kühl geworden; es wurde daher die

elektrische Heizung in Betrieb gesetzt. In schöner Fahrt ging es dann über südfranzösisches Land. An zahlreichen auf dem Boden liegenden entwurzelten Baumstämmen konnten wir die Heftigkeit des Sturmes ermessen, den wir in der Biscaya durchkreuzt hatten. Beim Mittagmahl fuhren wir über das hübsche Städtchen Pommard, dem zu Ehren wir eine Flasche seines Erzeugnisses leerten. Französische Flugzeuge, die anscheinend ein wenig auf uns aufpassen sollten, vollführten vor uns allerlei Kunststücke wie Loopings, zu denen es unser guter Zeppelin freilich kaum jemals bringen würde. Bald gelangten wir nach Basel. Noch eine unvergeßliche Fahrtstunde den Rhein entlang, über Stein, Schaffhausen, Konstanz und den Bodensee, und wir hatten nach 82stündiger Fahrt den Heimathafen Friedrichshafen wieder erreicht. Nach glatter Landung wurden wir unter dem Jubel unserer Landsleute in die Halle eingezogen.

Nach dem am Ende des Jahres 1931 schon überaus unruhig brodelnden Berlin wirkte London — die nächste Etappe meines Diplomatenslebens — wie eine Oase der Geborgenheit in unerschütterbar scheinenden Lebensverhältnissen. Dort habe ich während der folgenden fast vollen fünf Jahre unter zwei Botschaftern gearbeitet: dem Freiherrn Konstantin von Neurath und Leopold von Hoesch. Beide erfreuten sich bei der britischen Regierung und in der Londoner Gesellschaft großen Ansehens. *Neurath* war eine besonders repräsentative Erscheinung. Durch seine ganze Persönlichkeit wurde er den Aufgaben, die ihm auf seinen Auslandsposten zufielen, in hohem Maße gerecht, ohne daß er dabei gerade geistige Höhenflüge unternommen hätte. Er verstand es, die Allüren des erfahrenen Diplomaten und Hofmannes gelegentlich mit echt schwäbischem Humor zu vereinigen. Wenn er sich später als Außenminister unter Hitler mit seinem Streben nach Besonnenheit und Vorsicht nicht durchsetzen konnte, so sind die Gründe dafür bekannt. Mitgewirkt mag dabei auch haben, daß ihm die Gabe der Rede versagt war, in der ihm schon jeder kleine Nazifunktionär weit überlegen war. Von London ging *Neurath* nur ungern nach Berlin, um im Kabinett Papen das Amt des Außenministers zu übernehmen. Als er sich im Juni 1932 von den versammelten diplomatischen Beamten der Botschaft (es waren unser — o goldene Zeiten! — nur ein gutes halbes Dutzend) verabschiedete, wollte er einige Worte an uns richten. Er war aber so bewegt, daß er über zwei bis drei Sätze nicht hinauskam und aufhören mußte. Er mag damals wohl selbst das Gefühl gehabt haben, daß ihm die neue Aufgabe eigentlich nicht lag und er ihr vielleicht auch nicht ganz gewachsen war. Als Außenminister wurde er später von heute auf morgen durch Ribbentrop ersetzt. Es ist schwer verständlich, daß er sich, einmal aus den aktiven Bindungen zu den Nazis gelöst, dennoch hat bereit finden können, 1939 ein neues Amt, nämlich das des »Reichsprotectors in Böhmen und Mähren«, zu übernehmen. Es war sein Verderben.

An seine Stelle als Botschafter in London trat Leopold von Hoesch. Er war seinem Vorgänger geistig und als Politiker entschieden überlegen, wie es sich bei Hoesch ja überhaupt um eine der brilliantesten Persönlichkeiten gehandelt hat, über die unser deutscher Auslandsdienst zwischen den beiden Weltkriegen verfügte. In glücklicher Verbindung vereinigte er in sich den eleganten und gewandten, wenn auch von snobistischen Anwendungen und einer reichlichen Portion Eitelkeit nicht freien Mann von weltweiter Erfahrung mit einem klaren politischen Verstand. Eine erstaunliche Arbeitskraft stand ihm zu Gebote. Den von ihm sehr begehrten gesellschaftlichen Erfolg, den er mit Vorliebe in Kreisen des Adels suchte, sicherten ihm neben seiner großen, schlanken Erscheinung seine vollendeten Formen und sein liebenswürdiges Wesen. Eine Londoner Lady sagte mir einmal über ihn: »Wenn er einen Salon betritt, hat man das Gefühl, daß eine Hoheit eintritt.« Obschon Junggeselle, verstand er es doch, die deutsche Botschaft zu einem gesellschaftlich und politisch gleich angesehenen Mittelpunkt zu machen. Sie galt unter ihm überhaupt als die »smarteste« Botschaft in London.

Das gesellschaftliche Treiben war für Hoesch jedoch nur Begleitwerk seiner eigentlichen Arbeit. Im Dienste war er unermüdlich. Schon am frühen Morgen sah er als erstes die wichtigsten Zeitungen durch, so daß er mit allen Neuigkeiten bereits vertraut war, wenn er sein Arbeitszimmer betrat. Oft diktierte er abends bis in die späte Nacht hinein seine Telegramme und Berichte an das Auswärtige Amt, die ein Meisterwerk klarer Gedankenführung und schon im ersten Entwurf gleichsam druckreif waren, von ihm aber dennoch nochmals sorgfältig überarbeitet wurden, ehe er sie auf den Draht oder zum Kurier gab. Tagsüber reihten sich bei ihm in bunter Folge die Besprechungen und Besuche aneinander, Besuche, die er selbst empfing oder britischen Ministern, leitenden Beamten des Foreign Office oder Politikern abstattete. Dabei kamen ihm zwei Eigenschaften besonders zustatten: einmal die große Suggestivkraft, mit der er zu sprechen verstand, wenn er es mit einem oder nur wenigen Gesprächspartnern zu tun hatte — als Redner versagte er —, und dann eine unbedingte Loyalität, die bei seinen Gesprächspartnern ihren Eindruck nicht verfehlte. Was ihm nicht lag, waren Verschlagenheit und leere Redensarten. Diese Wesenszüge bildeten das Geheimnis seiner diplomatischen Erfolge. Unter ihm zu arbeiten, kam dem Besuch der Hohen Schule der Diplomatie gleich.

Das Schwergewicht von Hoeschs Lebenswerk hat, wie bekannt, in Paris gelegen, wo sogar Poincaré ihn hoch schätzte und ihn mit Briand in der Locarno-Zeit ein enges Vertrauensverhältnis verband. Aber auch in London, wo man ihn übrigens schon vor dem Ersten Weltkrieg als jugendlichen

Diplomaten kennengelernt hatte, gelang es ihm rasch, sich bei Regierung und Hof Ansehen und Vertrauen zu erobern, bis Hitlers Politik dort gleichfalls die Früchte seiner Arbeit vernichtete. Auch als er dann oft Dinge vertreten mußte, die er mißbilligte — das bleibt keinem Diplomaten erspart —, bewahrte ihm die britische Regierung ihre besondere Wertschätzung. Das zeigte sich deutlich, als 1936 ein plötzlicher Tod den Botschafter mitten aus seiner Arbeit abberief. Die britische Regierung ließ es an Ehrungen nicht fehlen. Ein Kriegsschiff Seiner Majestät brachte den Sarg Hoeschs nach Deutschland, so daß Hitler sich zu seinem Mißvergnügen gezwungen sah, ein Staatsbegräbnis in Dresden für einen Botschafter anzuordnen, den er am liebsten schimpflich davongejagt hätte.

Hoeschs Nachfolger wurde *Ribbentrop*. Noch vor seiner Amtsübernahme ließ er das Botschaftsgebäude an der Carlton House Terrace umbauen, was Millionen verschlang. Da das Haus unter Denkmalschutz stand, mußten die alten Decken erhalten bleiben. Ribbentrop ließ künstliche Decken darunter einziehen — das alles in einer Zeit, in der wir unseren Auslandsschulden nicht mehr nachkamen! War vorher die Botschaft nach Stil und Einrichtung ein Beispiel des in London gepflegten aristokratischen Geschmacks, so machten sich jetzt in ihr die Großmannssucht des Dritten Reichs und ein Kurfürstendammluxus breit, so recht dazu angetan, das mühselig nach dem Ersten Weltkrieg wieder angesammelte Kapital deutschen Ansehens zu vergeuden.

Unter den teilweise erstklassigen Kräften, die zu Beginn der dreißiger Jahre die Arbeit ihrer Botschafter in London unterstützten, möchte ich besonders den Botschaftsrat Albrecht *Graf Bernstorff* nennen, der unter dem Naziregime den Dienst quittierte und seine aufrechte Haltung schließlich mit dem Leben bezahlte. Sein Nachfolger unter Hoesch wurde *Otto Fürst von Bismarck*, der Enkel des Reichskanzlers und spätere Bundestagsabgeordnete. Aus der Zeit, da er zunächst als Gesandtschaftsrat etwa um 1930 zum erstenmal an die Botschaft nach London kam, wurde folgende Begebenheit erzählt: Als einmal ein prominenter deutscher Besucher in London weilte und wegen einer plötzlichen geistigen Störung in ein Irrenhaus gebracht wurde, erhielt der Fürst den Auftrag, unseren Landsmann dort aufzusuchen und sich seiner anzunehmen. Er stellte sich dem ihn empfangenden Arzt vor und teilte ihm sein Begehren mit, worauf er zur Antwort erhielt: »Mein lieber Fürst, Sie können gleich dableiben! Friedrich der Große und Napoleon sind auch schon da.« — *Se non è vero, è ben trovato*.

Hilger van Scherpenberg war gleich mir fast volle fünf Jahre an der Botschaft in London tätig. Bei seiner stets wohlüberlegten und bedächtigen Art sagten wir ihm schon damals eine erfolgreiche Laufbahn voraus. Die

letzte Zeit des Naziregimes mußte er freilich in Hitlers Gefängnissen verbringen. Den ihm unter der Naziherrschaft versagten Aufstieg holte er später rasch nach, erst als Leiter der Handelspolitischen Abteilung des Bonner Auswärtigen Amtes und dann als dessen Staatssekretär, ein Posten, den er vier Jahre lang bekleidete, um anschließend noch als Botschafter beim Heiligen Stuhl nach Rom zu gehen. Auch mit dem besonders befähigten Theo *Auer*, der seinen Geburtstag am 24. Januar mit Friedrich dem Großen teilt, verbanden wir nicht geringere Erwartungen. Das Schicksal hat es teuflisch mit ihm gemeint und ihn bei Kriegsende aus den Händen der Gestapo in die der ostzonalen Gewalthaber hinüberwechseln lassen, so daß er insgesamt bittere neun Jahre hinter Gittern zugebracht hat. Eine Zeitlang gehörte auch Leopold *Freiherr von Plessen* zu unserem Team. Er war ein Vetter des Fürsten Bismarck und einer der charmantesten Leute, denen ich im Amt begegnet bin, und mit seinem kompromißlosen Nazihäß in jenen trüben Jahren ein herzerfrischendes Element. Seine alte Liebe zog ihn dann wieder nach dem Fernen Osten, wo er sich nach Kriegsende in Bangkok als Privatmann endgültig niedergelassen hat. Auch der *Edle von Putlitz* war in London ein gern gesehenes Botschaftsmitglied, das nur leider späterhin auf Abwege geriet.

Nicht unmittelbar zur Botschaft gehörend, aber doch in enger Verbindung mit ihr arbeitend, darf im Bilde unserer damaligen jugendlichen Equipe in London der langjährige Leiter des dortigen Büros des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, Dr. Ernst *Deissmann*, nicht fehlen. Er versah sein Amt mit Unermüdlichkeit und großem Geschick, bis ihm das Naziregime seine Tätigkeit so verleidete, daß er England verließ, um in die Wirtschaft hinüberzuwechseln, in der er sich seither erfolgreich betätigt hat.

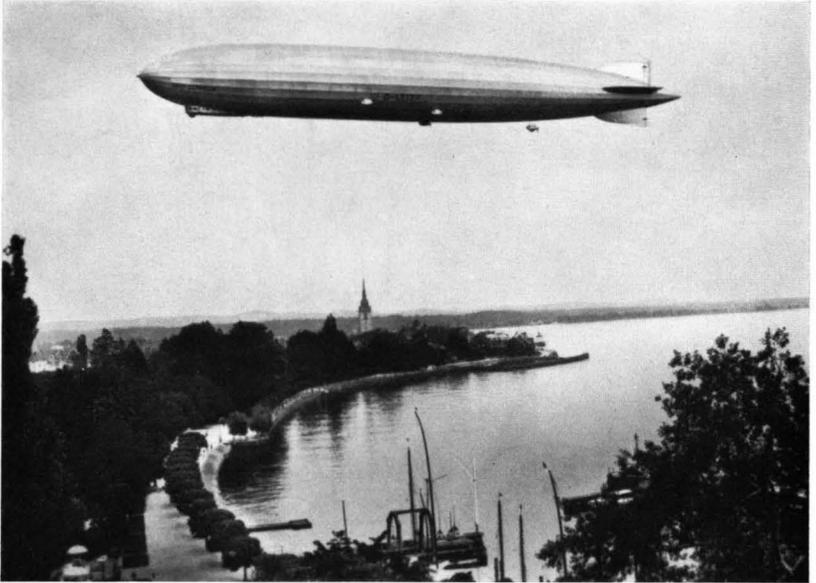
Von meinen sonstigen dortigen Kollegen will ich schließlich noch den Legationssekretär *Brücklmeier* erwähnen. Auch er fiel, gleich dem Grafen Bernstorff, später Hitlers Henkern zum Opfer, nachdem er zuvor als junger Mann noch in Ribbentrops Begleitung das Treiben auf dem Berghof bei Berchtesgaden aus nächster Nähe kennengelernt hatte. Hitler war ihm dabei als die Inkarnation des Bösen erschienen. Wörtlich äußerte er sich damals so im Freundeskreis. Ich führe das an als kleine Illustration dafür, welcher Geist in Wahrheit große Teile der Beamtenschaft des Auswärtigen Amtes unter dem Terrorregime beherrschte. Zahllose Beispiele solcher Art ließen sich nennen. Sie würden das Zerrbild richtigstellen, das vor Jahren in Bonn ein Untersuchungsausschuß des Bundestags über das Auswärtige Amt vermittelt hat — ein Ausschuß, dessen Mitglieder in ihrer Mehrzahl sich anheischig gemacht haben, über Dinge zu urteilen, von denen sie im Grunde nichts verstanden.



Monte Sarmiento, der höchste Berg des Feuerlandes

Die Wasserfälle des Iguazú an der argentin.-brasilianischen Grenze (Teilansicht)





Luftschiff »Graf Zeppelin« auf seiner ersten Fahrt nach Südamerika 1931

Aufenthaltsraum im Luftschiff



Doppelschlafräum, tagsüber



Luftschiffkommandant Dr. Hugo Eckener (sitzend)





Duke of York-Säule in London mit Deutscher Botschaft (bis 1939)

Als ich nach London kam, war seit den britischen Neuwahlen von 1931 das Nationale Koalitionskabinett unter MacDonald am Ruder. Ramsay *MacDonald* war eine ungewöhnlich anziehende Persönlichkeit, der auch ein junger Diplomat nicht selten im Parlament und bei politischen oder anderen Veranstaltungen begegnete. Aus dem Sohn einer armen schottischen Landarbeiterfamilie und einem jugendlichen Pazifisten war ein Staatsmann von weltweitem Ansehen geworden, dessen ausgleichende Art wesentlich zur Entspannung der Gegensätze in der damaligen Welt beitrug. Gesellschaftlicher Betrieb lag ihm weniger, aber wo immer er sich zeigte, genoß er allgemeine Achtung und Sympathie, während er selbst väterliches Wohlwollen und Wärme ausstrahlte.

Das politische Klima in England war freilich damals wenig erfreulich. Seit 1930 überschattete die Weltwirtschaftskrise auch dort die allgemeine Lage. Großbritannien hatte seine großen Sorgen, besonders mit dem Empire und dem wirtschaftlichen und politischen Status seiner Länder. In Indien stand Mahatma Gandhi auf dem Höhepunkt seiner gegen die britische Herrschaft gerichteten Wirksamkeit im Zeichen des »bürgerlichen Ungehorsams«, und in den Dominions verstärkte sich das Streben nach Eigenstaatlichkeit unter Abbau der Bindungen an London. Englands Abgehen vom Goldstandard, das Statut von Westminster für die Stellung der Dominions im britischen Imperium, die Einführung der Vorzugszölle für den Bereich des Empire — das alles fällt in die Jahre 1931/32. Ein Jahr später kam es dann zur Londoner Internationalen Wirtschaftskonferenz, die jedoch ihre Ziele nicht zu erreichen vermochte.

Winston *Churchill* gehörte dem Kabinett MacDonald, auch nach dessen Umbildung zum Koalitionskabinett, nicht als Minister an, obschon er vorher von 1924 bis 1929 in der Regierung Baldwins noch den so wichtigen Posten des Schatzkanzlers bekleidet hatte. Die Jahre 1929 bis 1939 bilden ja das amtlose Jahrzehnt im Leben des großen britischen Staatsmannes. In dieser Zeit war sein Einfluß auf die englische Politik gering. Er nahm eine eher oppositionelle Haltung ein, an der er bis zum Kriegsausbruch 1939, den er schon frühzeitig kommen sah, festgehalten hat. Natürlich zählte er auch in jener Zeit zu den bekanntesten Mitgliedern des britischen Unterhauses, aber noch niemand ahnte, welche entscheidende Rolle ihm in der Weltgeschichte als britischem Premier während des Zweiten Weltkrieges vorbehalten sein sollte. Ob freilich die von Churchill bis zum Beginn des Hitler-Regimes befürwortete Politik der Härte gegen Deutschland weise gewesen wäre, kann füglich bezweifelt werden. Heute wissen wir, daß schon geringere Härte, als Churchill sie damals empfahl, den Untergang der deutschen Demokratie beschleunigt hat. Leider kam ja überhaupt in den vier-

zehn Jahren zwischen 1919 und 1933 bei den Alliierten des Ersten Weltkrieges keine wirklich staatsmännische Persönlichkeit zum Zuge, die der Deutschland gegenüber befolgte Politik eine Wendung zum Besseren hätte geben können. Briand hat zwar einen vielversprechenden Anlauf dazu genommen, sah sich aber schon von 1926 an bei der Weiterverfolgung seiner Linie dadurch lahmgelegt, daß Poincaré als Retter der französischen Währung erneut zur Macht kam. Für Poincaré war das Vertragswerk von Locarno die äußerste Grenze des Entgegenkommens, das man Deutschland zeigen dürfe. Churchill wird in England damals ähnlich gedacht haben. Persönlich bin ich ihm während meiner Londoner Jahre nur gelegentlich und flüchtig begegnet.

Hingegen spielte neben MacDonald in jenen Jahren Sir John *Simon* als britischer Außenminister eine hervorragende Rolle. Als alter Liberaler der klassischen Schule versuchte er es 1931 mit der Bildung einer eigenen Gruppe, den sogenannten Nationalliberalen; im gleichen Jahr wurde er Außenminister. Auch er war ein Mann des Ausgleichs wie MacDonald, außerdem ein haarscharf logisch denkender Jurist und erfindungsreicher Formulierer. 1935 kam er zusammen mit Eden zu Hitler nach Berlin, um bei dem damals einsetzenden allgemeinen Aufrüsten Entspannungsmöglichkeiten zu erkunden. Kurz zuvor hatte Hitler sich von den Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrages losgesagt und die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland wiedereingeführt. Bei den Besprechungen Hitlers mit Simon und Eden war dann viel von Ostpakt, Luftpakt und anderen Dingen die Rede, ohne daß Greifbares herauskam. Sir John Simon hat damals die bemerkenswerte Formel geprägt: »Let us agree to differ« — ein bekanntlich auch heute noch aktuelles Verhandlungsergebnis.

Nicht lange nach Simons Rückkehr aus Berlin fand die Konferenz von Stresa statt, die eine Einheitsfront Englands, Frankreichs und Italiens gegen »jede einseitige Aufkündigung von Verträgen« proklamierte. Aber bei dieser bloßen Proklamation blieb es, und bald danach schied Simon aus dem Amt des Außenministers, weil die Wahlen vom Juni 1935 ein konservatives Kabinett unter Baldwin ans Ruder brachten, mit Sir Samuel Hoare als Minister des Äußeren. 1940, also schon im Zweiten Weltkrieg, wurde Simon noch zum Lord erhoben. Er bekleidete unter Churchill das Amt des Lordkanzlers. Als er 1954 starb, war in den Nachrufen der englischen Presse manches bittere Urteil über seine Vorkriegs-Außenpolitik zu lesen. Er erschien der Nachwelt als einer der ersten »Appeaser« gegenüber dem Nationalsozialismus; lediglich seinen juristischen Fähigkeiten zollte man höchstes Lob. Diese Kritik war nicht unberechtigt, denn der geschichtliche Verlauf der Dinge hatte inzwischen nur allzu klar erwiesen, wie verfehlt die

Politik der Beschwichtigung gegenüber einem Manne wie Hitler gewesen war. Simons Freunde versäumten freilich nicht, darauf hinzuweisen, daß er ja nur getan habe, was damals die britische Öffentlichkeit allgemein gefordert habe — ein Hinweis, dessen Berechtigung nicht bestritten werden kann. Es ist aber wohl immer mißlich, eine Politik des Einlenkens zu betreiben, zu der alle Voraussetzungen fehlen, weil der Partner seine Ziele doch kompromißlos weiterverfolgt. Jedwedes Verhandlungsergebnis kann unter solchen Umständen nur durch einseitige Zugeständnisse erkaufte werden.

Anthony *Eden* stand, als ich 1931 nach London kam, erst am Anfang seiner politischen Laufbahn. Man sprach von ihm noch allgemein als dem »Captain« Eden, doch hielt man ihn schon damals für einen zu großen Hoffnungen berechtigenden Politiker. Als er mit Simon nach Berlin kam, bekleidete er das Amt des Lordsiegelbewahrers, das eigentlich kein Amt ist. Noch im gleichen Jahr 1935 wurde er zum erstenmal britischer Außenminister, als Nachfolger Sir Samuel Hoares, der über den Hoare-Laval-Plan zu Fall kam, durch den er im Bunde mit dem französischen Ministerpräsidenten Laval den Abessinienkrieg Mussolinis beilegen wollte.

Zu diesem Zeitpunkt herrschte bereits stärkste Ebbe in den deutsch-englischen Beziehungen. Seit Hitlers Regierungsantritt 1933 war die Kurve des Mißtrauens gegen das Deutschland des Nationalsozialismus in Großbritannien steil angestiegen. Das war ein gründlicher Wandel gegenüber dem Beginn der dreißiger Jahre. Noch 1932 hatte dank der einsichtigen Politik des Reichskanzlers Brüning, für dessen große Schwierigkeiten man in London viel, wenn auch ein reichlich unergiebiges Verständnis zeigte, das deutsch-englische Verhältnis eine Art Hochstand erreicht. Wir Deutschen waren damals in England geradezu beliebt, während das britisch-französische Verhältnis wieder einmal mehr den Charakter einer Vernunftfehle angenommen hatte, wie das im Laufe der Entwicklung so häufig zu beobachten war.

Besonders die kulturellen Beziehungen zwischen England und Deutschland wurden in jenen Jahren eifrig gepflegt. Furtwänglers Sinfoniekonzerte, das Auftreten deutscher Opernensembles im Covent Garden-Opernhaus, eine Goethe-Gedenkfeier zum hundertsten Todestag des Dichters 1932 mit dem Reichsverkehrsminister *Treviranus* als Festredner — das alles waren glanzvolle Höhepunkte. Goethe und *Treviranus*, das fanden wir Diplomaten damals allerdings ein wenig extravagant. Der deutsche Minister war Marineoffizier gewesen und hatte noch ein bißchen das frisch-fröhliche Gehabe jener Jahre an sich. Doch war er ein sehr vernünftiger Mann, der sich auch der Aufgabe einer Goethe-Gedenkrede in London elegant und

geschickt entledigte. Als die Verhältnisse in Deutschland immer schlimmer wurden und eines Tages die Nazi-Häscher an der Eingangstüre seines Wohnhauses nach ihm fragten, flüchtete er durch seinen Garten und sprang über die Gartenumzäunung. Bei Nacht und Nebel ging er außer Landes. Ich habe nach dem Kriege den würdigen, ungebrochenen alten Herrn noch öfters wiedergesehen.

Das britische Publikum nahm eifrig an solchen deutsch-englischen Kulturveranstaltungen teil, auch wenn es nicht immer als unbedingt sachverständig angesprochen werden konnte. So ließ sich einmal bei einer Beethoven-Feier in einer britischen Provinzstadt der Vorsitzende wie folgt vernehmen: »Ich glaube nicht, daß in unserer Stadt mehr als zwei oder drei Leute leben, die so etwas komponieren könnten.« Die deutsche Jugend ging damals gern an die englischen Bildungsstätten, vor allem nach Oxford, wo die Rhodes Scholarships dies besonders förderten.

Das Jahr 1932 ist für mein persönliches Leben noch besonders wichtig geworden. Im Mai fand in London ein internationaler Gemeindegongreß statt. Ich kam mit der deutschen Delegation in nähere Berührung, was dazu führte, daß mich der Düsseldorfer Oberbürgermeister Dr. Robert *Lehr* zu sich in sein Haus einlud. Weitere solche Einladungen folgten, und bei einer dieser Gelegenheiten ist »es« passiert: das Zusammentreffen mit meiner zukünftigen Frau. Bald darauf war ich zum erstenmal im Hause meiner späteren Schwiegereltern, und ich begegnete dort der so eindrucksvollen Persönlichkeit Peter Klöckners, die für meinen späteren Lebensweg bestimmend werden sollte. Eindrucksvoll in Aussehen und Auftreten wie in ihrem ganzen Wesen war auch meine Schwiegermutter, die auf das vollendetste das verkörperte, was man sich unter einer großen Dame vorstellt. Ende Januar 1933, also ungefähr zum Zeitpunkt der nationalsozialistischen »Machtergreifung«, haben wir uns dann verlobt und im Frühsommer geheiratet.

Mit diesem Schritt habe ich das Glück meines Lebens begründet. Seine höchste Leistung sei es gewesen, seine Frau zu überreden, ihn zu heiraten, hat Winston Churchill einmal gemeint. Das könnte ich auch von mir sagen. Ein Jahr darauf erschien unser erster Sohn, Jörg Alexander; drei Jahre später bekam er eine kleine Berlinerin, Sylvia, zur Schwester, und wieder ein gutes Jahr danach, nachdem die Zeit unseres Umherwanderns beendet war, erblickte Peter, der dritte und letzte Sprößling, am 9. November das Licht der Welt, am gleichen Tage, an dem Peter Klöckner seinen 75. Geburtstag beging. Als unser Ältester erwachsen war, hat er erst ein Jahr in den USA und ein Semester in Genf studiert und dann in Berlin

die Referendarprüfung abgelegt. Der Jüngste studierte, nachdem er eine praktische Banklehre in London und Paris absolviert hatte, gleichfalls, und zwar politische Wissenschaften am Pariser »Institut des Sciences Politiques«. Nach bestandenen Schlußexamen trat er gleich seinem älteren Bruder in die Dienste des Hauses Klöckner. Jörg hat sich inzwischen mit einer Spanierin aus Madrid verheiratet. Sylvia, die seit ihren frühen Kindertagen es sich gleich ihrer Mutter zur Lieblingsbeschäftigung erwählt hat, ihren Vater um den Finger zu wickeln, heiratete einen jungen deutschen Diplomaten, der sie zunächst einmal leider um die halbe Welt hinweg nach Tokyo entführte. Und schließlich hat sich jetzt auch Peter unter das Joch der Ehe gebeugt. Bisher setzen sechs Enkelkinder die Reihe fort.

Meine Frau hatte zwei Brüder aus den beiden Ehen meiner Schwiegermutter. Der jüngere, Waldemar Peter Klöckner, schrieb mir, als wir uns verlobten: »Die Anfangsbuchstaben Eurer beiden Vornamen ergeben A. G. Möge es eine A. G. der Liebe und des Vertrauens sein, die Ihr begründet.« Waldemar Peter wirkte älter als er wirklich war, sehr männlich und voller Tatendrang. Mit Menschen umzugehen, war seine Gabe, und als er frühzeitig durch einen Autounfall ums Leben kam, trafen unzählige Beileidsbriefe aus allen Schichten der Bevölkerung voll echter Mittrauer im Elternhaus ein.

Mit dem älteren Bruder Helmut *Küpper* verband mich eine enge Freundschaft. Er war hochgebildet und kultiviert. Seine auffallend gute Erscheinung befand sich in vollkommener Harmonie mit seinem Wesen. Innerlich und äußerlich war er ein Herr. Die Beschäftigung mit geistigen und musischen Dingen war sein Lebensinhalt. Nicht nur, weil es sein Beruf als Verleger — er war Inhaber des bekannten Georg Bondi-Verlags in Berlin — mit sich brachte, wurde er vielen geistig und künstlerisch tätigen Menschen ein beratender und fördernder Freund. Der Einfluß, den er auf junge Menschen hatte, war groß; er bildete sie, ohne daß sie sich dessen bewußt waren.

Mein Schwager war jedoch zu vielseitig, als daß er sich nicht für die Probleme der Industrie und des Handels gleichfalls interessiert hätte. Sein Urteil war auch hier klug und abgewogen, so daß es für mich später stets eine Bereicherung bedeutete, mit ihm über alles, was den Klöcknerbereich anging, zu sprechen. Er verstand es, zuzuhören und durch kleine Zwischenfragen den Gesprächsgegenstand zu beleuchten. Auf diese Art klärten sich manche schwierigen Probleme. Noch wichtiger fast war mir die Möglichkeit, mich jederzeit über personelle Fragen mit ihm rückhaltlos auszusprechen und dabei aus seiner Menschenkenntnis Nutzen zu ziehen. Als ich diesen Gesprächspartner und warmherzigen Menschen durch seinen frühen Tod verlor, war es ein unersetzlicher Verlust.

Meine Schwester Ilse, der ein charmantes Wesen und ein stets heiteres Gemüt zu eigen sind, war mit einem (kürzlich verstorbenen) Juristen, Dr. Heinz Eyerich, verheiratet, der neben einer Tätigkeit als Anwalt und zeitweise als Lehrer an Handelshochschulen hauptberuflich Vorstandsmitglied einer bekannten Wirtschaftstreuhandgesellschaft gewesen ist. Auch dem Hause Klöckner hat er dabei viele wertvolle Dienste geleistet.

Doch nun zurück nach dem London der dreißiger Jahre. Als wir uns dort häuslich eingerichtet hatten, fehlte meiner Frau und mir zu unserem Glück nichts als ein vierbeiniger Gefährte. Wir waren beide mit Hunden groß geworden und hegten eine besondere Zuneigung zu einer weniger bekannten Hunderasse, dem Kerry blue, einer mittelgroßen, silbergrauen Terrier-Art. Es traf sich für uns günstig, daß die Präsidentin des Londoner Kerry-Clubs gerade einen Wurf junger Hunde verfügbar hatte, aus dem wir uns den frechsten kleinen Burschen herausuchten. Von nun an wurde kein Spaziergang, kein Ausflug ohne Jimmy unternommen, der zu einem bildschönen Hund heranwuchs. Als unser ältester Sohn geboren wurde, nahm er ihn gleich in sein Hundeherz auf, lag neben seinem Wägelchen, wenn er im Garten schlief, und bewachte ihn vor den Katzen, die dort sehr zahlreich waren. Seither haben wir immer Kerries gehabt, zu denen sich dann nach dem Kriege noch ein Pudel hinzugesellte.

Im übrigen nahmen wir in London, wie es nun einmal zu den diplomatischen Pflichten gehört, am gesellschaftlichen Leben, sei es in London selbst, sei es auf den sehr reizvollen Wochenendgesellschaften auf dem Lande, eifrig teil. Nicht nur bei Dinern und Empfängen, auch im Theater war der Frack damals noch das allein mögliche Kleidungsstück. Zu ihm gehörte ein zusammenklappbarer Zylinderhut, den man samt Mantel im Theater unter seinem Stuhl verstaute. Im Sommer ging man so ohne Mantel oder Überhang über die Straße, ohne daß dies das geringste Aufsehen erregte.

Zum gesellschaftlichen Diplomatenleben gehörte in London damals wie heute natürlich auch der Verkehr bei Hofe mit seinem Beiwerk von vorgeschriebenem Anzug und Zeremoniell. Die Herren mußten zu Hofveranstaltungen in Eskarpins erscheinen; Taschen in den Hosen waren untersagt, und zwei Paar Strümpfe mußten übereinander getragen werden, während die Damen ihre formgerechten Hofknickse einzuüben hatten. Für sie war bei Hofempfängen lange Schleppe vorgeschrieben. Die Frisur erforderte eine Agraffe und drei Straußenfedern im Haar. Das war zwar umständlich, aber dennoch bedeutete die Zulassung zu Hoffestlichkeiten die Erfüllung des Wunschtraums eines jeden jungen Mädchens der englischen Gesellschaft.

Hof und Diplomatie beteiligten sich dem britischen Lebensstil entsprechend rege an den Veranstaltungen der sogenannten Londoner Season. Die großen Ereignisse sind die Boot Rennen von Oxford und Cambridge, Derby Day, das Rennen für das Volk, und Ascot, das Pferderennen der Aristokratie, wo der König oder die Königin als Privatperson respektiert wird, sowie das Aldershot Tattoo, eine militärische Schaustellung in historischen Uniformen. Diese Veranstaltungen werden durch eindrucksvolle Operndarbietungen in Covent Garden wie auch in intimerer Form im ländlichen Glyndebourne Castle eingerahmt und finden durch eine königliche Garden Party alljährlich ihren glanzvollen Abschluß. Im Garten von Buckingham Palace empfängt hierbei das Königspaar seine Gäste unter einem indischen, mit Gold durchwirkten purpurnen Baldachin, der auf silbernen Säulen ruht. Queen Mary pflegte dabei eine etwas steife, aber stets würdige und achtungsgebietende Haltung einzunehmen. Alljährlich fanden wie noch heute die Shakespeare Memorials in Stratford on Avon statt, an denen wir mehrfach teilzunehmen Gelegenheit hatten und bei denen es immer hervorragende Shakespeare-Aufführungen, natürlich in der Originalsprache des Dichters, zu sehen gab.

Eine besondere Anziehungskraft bildeten schließlich alljährlich die internationalen Tennisturniere in Wimbledon. In jenen Jahren verlor der Altmeister des weißen Sports, William *Tilden*, zum erstenmal gegen den französischen Spitzenspieler Cochet, weil das Erscheinen königlicher Gäste ihn veranlaßte, aus reiner Courtoisie den schon fast sicheren Sieg nicht zu vollenden, sondern etwas inhaltend zu spielen — eine Chance, die Cochet so zu nutzen wußte, daß er schließlich Sieger wurde. Niemals seit jener Niederlage hat Tilden seinen schnellfüßigen Bezwinger wieder zu besiegen vermocht. Ich bin Tilden leider nie persönlich begegnet, habe ihn jedoch, ebenso wie Borotra—Brungnon, das unvergleichliche Herrendoppel, und den langjährigen Weltranglisten-Ersten Cochet auf den Tennisplätzen zahlreicher Länder bewundert. Ohne mir ein verbindliches Urteil in dieser Sportart, die ich selbst lange Zeit eifrig betrieben habe, anmaßen zu wollen, glaube ich doch, daß Tilden die größte Tennisbegabung war, die es je gegeben hat. Natürlich würde auch er heute anders, moderner spielen. Einzigartig war aber seine Vielseitigkeit. Er beherrschte ebenso vollendet das Grundlinienspiel der Vor- und Rückhand wie die Flug-, Schmetter- und Stopbälle, wobei es geradezu ein geistiger Genuß war, zu beobachten, mit welcher Überlegung und Raffinesse er vorging. Auch war er so schnell, daß es für ihn kaum je einen nicht »erlaubbaren« Ball gab; fast jeder unnehmbar scheinende Kanonenaufschlag des Gegners kam mit womöglich noch größerer Härte und nun wirklich unnehmbar zurück.

Neben den offiziellen Londoner Veranstaltungen standen zahllose private Festlichkeiten, für die sich freilich auch die breite Masse interessierte. Mir ist noch ein Ball im Londonderry House in Erinnerung, bei dem man unter einem Baldachin den Wagen verließ, um in das Gebäude zu gelangen, während rechts und links die Leute Spalier standen und bewundernd die Ladies in ihren prächtigen Roben bestaunten. Im übrigen will ich aus der Londoner Gesellschaft jener Jahre nur noch einen Namen nennen: Sir George *Franckenstein*. Er war damals als Baron Franckenstein noch österreichischer Gesandter. Sir und britischer Staatsangehöriger wurde er erst 1938, als er nach dem gewaltsamen Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich sofort den Dienst quittierte. Ein Flugzeugunfall hat 1952 seinem Leben vorzeitig ein Ende gesetzt. Beispielhaft war seine Hingabe an die Förderung und Pflege des kulturellen Lebens in der britischen Hauptstadt, zumal der Musik, und besonders die vorbildliche Art, in der er die gesellschaftlichen Beziehungen pflegte, wobei er eine angeborene aristokratische Art mit Wiener Charme zu vereinigen wußte.

Viele von unseren damaligen jüngeren Freunden haben es im späteren Leben zu etwas gebracht, haben hohe Posten bekleidet oder an wichtigen Stellen ihr Land vertreten. Einer unter ihnen hat sogar Weltruhm erlangt, nämlich unser Freund Ian *Fleming*, der bekannte Kriminalschriftsteller. Groß, schlank, gut angezogen stellte er schon rein äußerlich das vor, was man gemeinhin unter einem englischen Gentleman versteht. Er hatte intelligente, noble Züge und ein sympathisches Wesen. Damals arbeitete er bei der großen englischen Nachrichtenagentur Reuter und war, einstweilen noch mehr als durch eigene Leistungen, allgemein bekannt als der jüngere Bruder des erfolgreichen Reiseschriftstellers Peter Fleming. Er konnte ungemein amüsant erzählen und zuweilen ausgesprochen lustig sein. So verbrachten wir einmal beim Skiaufenthalt in Davos mit ihm und dem uns seit langem befreundeten Schriftsteller Kasimir *Edschmid* einen überaus munteren Abend beim stilgerechten Käsefondue-Essen, beschwingt durch gegenseitige Sympathie, reichlich genossenen Kirsch und phantasievoll angeregte Gespräche.

Wie heute, so war es auch zu meiner Londoner Zeit eindrucksvoll zu sehen, wie das britische Volk mit seinen das Staatswesen verkörpernden Institutionen verbunden ist und wie es das Hofleben und alles, was damit zusammenhängt, mit Wohlwollen und Sympathie verfolgt. Bei zwei Anlässen wurde mir das besonders deutlich sichtbar: einmal bei dem 25jährigen Regierungsjubiläum und dann beim Tode König Georgs V. Das Silver-Jubilee von 1935 war ein Märchenfest, bei dem das Volk auf den Straßen

tanzte. Den Festzug wollte jeder gesehen haben; reihenweise standen die Leute schon die Nacht hindurch auf den Straßen, um dann nicht selten, wenn es endlich so weit war, ein Opfer der Erschöpfung zu werden. In London wurde damals scherzhaft gesagt, daß man auf die Frage »How did you see the procession?« nicht selten die Antwort bekam: »From the stretcher!« Wir in der Deutschen Botschaft an der Carlton House Terrace waren besser dran, da man von dort Festzüge dieser Art, die mit Regelmäßigkeit die »Mall« entlangzogen, bestens sehen konnte — bei solchen Gelegenheiten waren wir in London als Gastgeber besonders begehrt. Auch das große Defilee beim Tode Georgs V. an dessen aufgebahrtem Sarg war in hohem Maße eindrucksvoll. An diesem Tage trug in London jeder Taxifahrer einen schwarzen Schlips und einen Trauerflor.

Den Nachfolger Georgs V., König Eduard VIII., den heutigen *Duke of Windsor*, habe ich während meiner Londoner Zeit hauptsächlich als den sehr volkstümlichen Prince of Wales erlebt. Ich war ihm übrigens schon in Buenos Aires begegnet, wohin er eine Goodwill-Reise unternommen hatte. Das britische Volk begleitete seinen Regierungsantritt 1936 mit großen Hoffnungen. Sie wurden freilich noch im gleichen Jahre durch den Thronverzicht des Königs zunichte gemacht. Die Anhänglichkeit des britischen Volkes an sein Königshaus überwand auch diese Enttäuschung rasch. Der sympathischen und klug interessierten Persönlichkeit des königlichen Herzogs begegne ich mit meiner Familie neuerdings häufiger im Sommer an der Südküste von Spanien, wo er meist einige Wochen verbringt und wo wir selbst in einem ländlichen Bungalow inmitten eines subtropisch blühenden Gartens alljährlich Ferien machen.

Als mich 1945/46 die britischen Besatzungsorgane für einige Zeit in Bad Nenndorf bei Hannover »aufbewahrten«, zeigte mir ein Soldat einmal voller Stolz eine Zeitung mit dem Bild vom Buckingham Palace, dem königlichen Schloß in London. Auf meine Bemerkung, daß ich an die zwei Dutzend Male selber darin zu Gast gewesen sei, sah er mich entgeistert an. Er hat mich wohl für verrückt gehalten.

Natürlich wurde und wird in England nur englisch gesprochen — das Walisische in Wales und das Gälische in Schottland spricht und versteht nur noch ein sehr kleiner Teil der Bevölkerung. Aber auch im Gebrauche des Englischen gibt es spürbare Unterschiede. Wenn man sich mit Engländern darüber unterhält, sagen sie, es gebe zwei Klassen von Englischsprechenden: einmal die kleinen Leute und dann Teile des hohen Adels, die mit 500 Wörtern, sämtlich von angelsächsischer Herkunft, auskommen, und so dann die sogenannten High Brows, die an die 30 000 beherrschen, zumeist mit romanischem Einschlag. Der Gebildete gebraucht zum Beispiel für

»gleichzeitig« das Wort »simultaneously«, ein einziges Wort also von fünf Silben, während der einfache Mann »at the same time« sagt, vier Wörter, aber eine Silbe weniger. An die oft rührenden Bemühungen von Ausländern, in die Geheimnisse der englischen Sprache einzudringen, erinnert die folgende Geschichte: Bei einer wissenschaftlichen Feier war ein rumänischer Gast geladen, der es für geboten hielt, den Veranstaltern in einer Ansprache auf englisch zu gratulieren. Der englische Vorsitz dankte ihm und meinte dabei, er habe bisher noch nicht gewußt, daß Rumänisch dem Englischen so ähnlich sei.

Meine Frau und ich genossen in London die erfreulichen Begleitumstände unseres Diplomaten-daseins sehr. Aber auf die deutsch-britischen Beziehungen legte sich dann von 1933 an der dunkle Schatten der Vorgänge in Deutschland. Es lag eine wahre Tragik in der Raschheit dieses Umschwungs. Besonders als im Sommer 1934 unter dem Vorwand der Röhmer-Revolution jenes große Morden in Deutschland ungesühnt blieb und als dem nationalsozialistischen Putsch in Wien der Bundeskanzler Dollfuß zum Opfer fiel, wurde das schwer zu Deutschlands Lasten verbucht. Bei einer Garden Party im Londoner Schloß nach der Röhmer-Affäre Ende Juli 1934 war das Königspaar sogar zu dem Botschafter von Hoesch bei aller Beliebtheit, deren er sich bei Hofe erfreute, schlechthin eisig. Schon wegen der Wirkung nach außen wäre ein freundschaftliches Gespräch mit dem Vertreter Deutschlands zu diesem Zeitpunkt einfach nicht möglich gewesen.

Aber die Engländer sind bekanntlich Realisten in der Politik, so fest sie auch ideell auf dem Boden stehen, der ihr Staatswesen trägt. Und so kam es schon 1935 zu dem überraschenden Abschluß des deutsch-britischen Flottenabkommens innerhalb von Verhandlungen, zu denen Ribbentrop als Sonderbevollmächtigter Hitlers in London erschien. Daß er mit dem Botschafter von Hoesch keine gemeinsame Sprache finden konnte, war wohl selbstverständlich. So kam es auch, daß von dem durch Ribbentrop (also noch vor seiner Botschafterzeit) abgeschlossenen Flottenabkommen wir von der Deutschen Botschaft eine nähere Kenntnis erst am nächsten Tage durch die Zeitungen erhielten. Ribbentrop hatte seinem Gefolge und seinen Beratern strenge Weisung gegeben, die Deutsche Botschaft nicht zu betreten. Immerhin wurden wir in einem Londoner Hotel einmal seiner ansichtig, als meine Frau und ich dort mit einem jungen englischen Ehepaar einen Abend zum Diner dansant verbrachten. Gegen Mitternacht erschien auch Ribbentrop mit Gefolge und nahmen einige Tische von uns entfernt Platz. Unter seinen Begleitern befand sich der mit uns befreundete deutsche Marineattaché, Kapitän z. S. Wassner, der uns tags darauf erzählte, daß meine Frau Ribbentrop sehr vorteilhaft aufgefallen sei. Als er auf Befragen

erfuhr, daß es eine Dame der Deutschen Botschaft sei, meinte er in der für ihn bezeichnenden Art: »Aus der Frau kann man etwas machen.« Man sagte ihm, daß sie aber auch einen Mann habe, wozu er dann so obenhin meinte: »Nun, den nehmen wir eben mit.«

Im März 1936 herrschte in London nach der Rheinlandbesetzung politisch eine fieberhafte Stimmung. Der französische Ministerpräsident kam mit Ministerbegleitung herüber, um die Frage eines energischen Vorgehens gegen Hitler wegen dessen Vertragsbruchs zu erörtern. Die Beteiligten schienen alle recht couragiert zu sein, sofern damals zum aktiven Handeln überhaupt viel Courage nötig war. Dann folgte das Wochenende, zu dem die Politiker und Parlamentarier in ihre Wahlkreise fuhren, aus denen sie am Wochenanfang wieder nach London zurückkehrten. An einem der ersten Abende danach traf Botschafter von Hoesch – so erzählte er uns – auf einer Gesellschaft mit solchen Politikern zusammen. Da war dann, wie er feststellen mußte, von der Courage nicht mehr viel übriggeblieben. Manche meinten, ein Einmarsch deutscher Truppen in eigenes deutsches Gebiet sei kein ausreichender Grund, den man den Wählern als Anlaß für ein Einschreiten verständlich machen könne. Unter dem Eindruck dieser Stimmung in der Bevölkerung verstand sich Lady Astor sogar zu dem bemerkenswerten Satz: »You can't make an anti-German policy, the country is hopelessly pro-German.« Daß man sich vielleicht eine letzte Möglichkeit entgehen ließ, Hitler wirksam zu bremsen, sah man in London nicht.

Lady Nancy *Astor* spielte damals gesellschaftlich und auch politisch in London eine große Rolle. Sie war die erste Frau, die ins Unterhaus kam; sie blieb dort sehr lange, nämlich von 1919 bis 1945. Im Jahre 1906 heiratete sie zum zweiten Mal, und zwar den zweiten Viscount Astor. Ihr politisches Auftreten fand nicht immer ungeteilten Beifall. So wird die hübsche Geschichte erzählt, daß eine alte Freundin ihr nach einer ihrer Vortragsreisen durch Amerika sagte: »Nancy, du benimmst dich wie ein kleiner Hund, der in ein fremdes Haus läuft und das Sofa zerbeißt.«

Trotz der sich gegen Ende meiner Londoner Zeit häufenden schwarzen Punkte in diesem Erinnerungsbild gedenke ich doch gern jener Jahre. Die eindruckreichen Erlebnisse auf dem dunklen Hintergrund einer sich verfinsternden politischen Gesamtlage bleiben mir unvergeßlich. Es war wie ein letzter leuchtender Sonnenuntergang am Ende schöner Tage.

Als nach dem Tode Hoeschs 1936 Ribbentrop Botschafter in London wurde, war ich bereits von dort abberufen. Nach Berlin zurückgekehrt, fand ich mich von heute auf morgen inmitten der Wirklichkeit des Hitler-Reiches. Es schien für Beobachter von draußen in mancher Hinsicht gerade damals

glanzvoll dazustehen, löste aber bei denen, die tiefer blicken konnten, doch oft jene Gefühle aus, denen der Maler Liebermann zu Beginn der Nazizeit in seiner drastischen Berliner Art mit den klassischen Worten Ausdruck gab, er könne unmöglich so viel essen, wie er kotzen möchte. Nach einer kurzen Gastrolle in der Wilhelmstraße — ich erhielt in der unter der Leitung von Ministerialdirektor Dieckhoff stehenden Politischen Abteilung das Referat Großbritannien, Irland, Holland, Belgien und Luxemburg — schied ich aus der diplomatischen Laufbahn aus und widmete mich fortan dem Dienste an Wirtschaft und Industrie.

Bereits der uns nachfolgenden Generation und erst recht unseren späteren Nachfahren wird es schwer verständlich bleiben, wie das deutsche Volk 1933 fast jählings in einen solchen Sumpf geraten konnte. Man wird sich immer fragen, wie die Führer einer Partei, die bei den Reichstagswahlen vom November 1932 nur ein Drittel der Mandate erzielte und die selbst nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler bei den Neuwahlen Anfang März 1933 mit 44 vom Hundert der Sitze immer noch in der Minderheit blieb, es zuwege bringen konnten, daß diese Partei bereits im Juli 1933 nur noch als einzig zugelassene übrig blieb, während alle anderen der Selbstauflösung anheimfielen. Auch wird man sich fragen, wie es zu erklären sei, daß sich gegen die Gewaltmethoden der Nazis, die ja nicht auf sich warten ließen, zwar viel Ablehnung und Empörung, aber doch kein ins Gewicht fallender offener Widerstand bemerkbar machte. Noch erstaunlicher mag es im Rückblick erscheinen, daß sowohl die Reichswehr als auch die gesamte staatliche Apparatur, angefangen bei den höchsten Beamten der Reichsministerien, sich den Nazis gefügig erwiesen. Wie ist es zu erklären, daß ein Großteil des deutschen Volkes 1933 in solcher Weise mit sich umspringen ließ?

Mit wenigen Sätzen lassen sich diese Fragen nicht beantworten. Ihre Behandlung muß der Geschichtsschreibung überlassen bleiben. Wie stets in solchen Fällen sind die Gründe vielschichtig und reichen zum Teil beträchtlich in die Vergangenheit zurück. Aus eigener Erfahrung möchte ich auf einen dieser Gründe besonders hinweisen. Wohl sehr viele Menschen, zu denen damals auch ich zählte, haben 1933 den Fehler begangen zu glauben, daß sich das Hitler-Regime nur kurze Zeit würde halten können. Man war so sehr an besonnene und nur innerhalb der Grenzen des rechtlich Vertretbaren handelnde Regierungen gewöhnt, daß man die bedenkenlose Hemmungslosigkeit, mit der Hitler binnen kürzester Frist die verfassungsmäßigen Schranken hinwegräumte, zunächst völlig unterschätzte. Wer es nicht persönlich erlebt hat, unter welchem Druck und Zwang Diktaturen ein Volk stellen können, um sich selbst an der Macht zu halten und jedes Auf-

begehren dagegen brutal zu unterbinden, vermag sich das wohl kaum vorzustellen. Auch die an sich legale Form, in der Hitler zur Macht kam, und die Zusammensetzung seines Kabinetts spielten bei dem genannten Fehlurteil mit; denn diesem Kabinett gehörten ja etliche Männer an, die nicht zu Hitlers Gefolgsleuten zählten und von denen man annehmen konnte, daß sie sich nicht so einfach würden überspielen lassen.

Bei den Ministerialbeamten und bei anderen hohen Funktionären in Staatsstellungen handelte es sich zudem ganz überwiegend nicht um freudige Bereitschaft zur Mitwirkung unter dem neuen Regime, sondern vielmehr um das Bestreben, die eigenen Positionen zu behaupten und nicht einfach Parteigängern auszuliefern, die sich mit Ämtern belohnen lassen wollten. Man glaubte, gerade im wohlverstandenen Interesse des Reiches zu handeln, wenn man allen Widrigkeiten zum Trotz weiter im Dienste blieb. Bestimmt galt dies beispielsweise von Persönlichkeiten wie dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt von Bülow, der allerdings schon 1936 verstarb, und seinem späteren Nachfolger, dem Staatssekretär Freiherrn von Weizsäcker. Dem von oben gegebenen Vorbild folgte dann auch das Gros der übrigen höheren Beamten, so daß vielen Ehrgeizlingen der Nazi-partei Jahre hindurch das Auswärtige Amt geradezu als eine noch zu erobernde Festung galt. Es war damals auch nicht etwa so, daß das Ausland von den deutschen Diplomaten erwartete, sie würden wegen der Nazi-herrschaft schleunigst das Feld räumen. Als ich von London fortging, sprach mir der Professor für Germanistik an der Universität London, L. A. Willoughby, brieflich sein Bedauern darüber aus und fügte die Worte hinzu: »We shall continue the good fight.« Und der frühere Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Richard von Kühlmann, erzählte damals in Berlin seinen Freunden, ein namhafter britischer Politiker — ich weiß nicht mehr, ob es Lloyd George oder Churchill war — habe ihn brieflich ermuntert, doch der Nazi-partei beizutreten, damit in dieser auch vernünftige Männer zu Wort kämen! Später sah das freilich alles ganz anders aus, und auch ich wurde nach dem Kriege von den Siegern gelegentlich gefragt, wie ich so lange im Amt hätte ausharren können.

Auf der anderen Seite kann man auch nicht übersehen, daß 1933 die Auflösung aller politischen Parteien, außer der Nazi-partei selbst, gar nicht eine solche Entrüstung in Deutschland ausgelöst hat, wie man rückblickend heute annehmen könnte. Die Parteienwirtschaft im Reichstag, die nicht zuletzt durch das Verhältniswahlrecht zur Sterilität verurteilt war, hatte in den Jahren zuvor so große Schwächen gezeigt und so deutlich das Unvermögen bewiesen, der Aufgaben Herr zu werden, daß das Ansehen der alten Parteien in weiten Volksschichten fast auf den Nullpunkt gesunken war.

Man weinte ihnen keine Tränen nach. Zum Untergang der Parteien trug auch bei, daß die Weimarer Reichsverfassung im Gegensatz zu unserem heutigen Grundgesetz keine verfassungsmäßigen Sicherungen gegen den ständigen, oft rein zufallsbedingten Wechsel der Mehrheiten und die sich daraus ergebenden fortgesetzten Kabinettsstürze vorsah und sich damit eine Lage ähnlich jener ergab, die in Frankreich dem Ende der Vierten Republik 1958 vorausging.

Und schließlich gab es noch einen Umstand, der sich in den ersten Jahren der Hitler-Herrschaft recht unglücklich auswirkte, nämlich die Haltung mancher fremden Regierungen gegenüber diesem Regime. Ich erwähnte schon den Abschluß des deutsch-englischen Flottenabkommens von 1935, den zu erreichen Ribbentrop keine große Mühe hatte, obschon Deutschland kurz zuvor sich einseitig von den Rüstungsbeschränkungen des Versailler Vertrags losgesagt und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatte. Das Flottenabkommen gestattete Deutschland in aller Form eine Seeaufrüstung bis zu einer Gesamttonnage von 35 vom Hundert der britischen Kriegsflotte. Es verlieh damit Hitlers Revisionspolitik geradezu die Unterstützung Großbritanniens. Bedeutsamer in ihren Auswirkungen aber war die englische Haltung beim Einmarsch deutscher Truppen in die entmilitarisierten rheinischen Gebiete im März 1936 unter Verletzung und gleichzeitiger einseitiger Aufkündigung des Vertragswerks von Locarno. Hätten Großbritannien und Frankreich damals mit militärischen Gegenmaßnahmen geantwortet, vor denen Hitler hätte zurückweichen müssen, wäre der ganze Nazirummel vielleicht schneller vorübergegangen und Europa und der Welt unendlich viel erspart geblieben. Übrigens hätte Frankreich damals auch allein militärische Gegenmaßnahmen wohl risikolos unternehmen können, zumal Großbritannien dann wegen seiner Verpflichtungen durch den Locarno-Vertrag kaum etwas anderes übriggeblieben wäre, als mitzumachen. So aber höhnte Hitler noch über die deutschen Diplomaten und Vertreter im Ausland, die vor seinem Schritt nachdrücklich gewarnt hatten und ihm, wie er es nannte, hätten »bange machen« wollen. Er fühlte sich zu weiteren Gewaltakten durch die meist recht lahmen Gegenwirkungen des Auslands geradezu ermutigt.

Was mich betraf, so führte mich noch vor dem Kriege meine neue Tätigkeit das eine und andere Mal wieder nach London, zumeist in Angelegenheiten internationaler Stahlfragen, das letzte Mal vor Kriegsbeginn im Februar 1939 zur Unterzeichnung eines deutsch-englischen Kohle-Abkommens. Damals zeigten sich die Engländer uns Deutschen gegenüber trotz der vorangegangenen schweren Krisen des Jahres 1938 und des eklatanten Fehl-

schlags des Münchener Abkommens noch einmal von der zuvorkommenden Seite – in einem letzten Aufflackern der Hoffnung, daß eine kriegsrische Entladung der zunehmenden internationalen Spannung vielleicht doch noch vermieden werden könne. Bei einem Essen zu unseren Ehren hatte man einen alten Londoner Bekannten von mir, den ehemaligen dortigen Vertreter von Wolffs Telegraphischem Büro, Iona von Ustinow (Vater des bekannten Schauspielers und Schriftstellers Peter von Ustinow), als Sachverständigen für die Auswahl deutscher Weine zu Rate gezogen. Wie er mir erzählte, konnte er es unseren Gastgebern nicht so leicht recht machen; denn sie sahen jedesmal bei den von ihm empfohlenen Weinen, da sie offenbar ganz sicher gehen wollten, auf den Preis und fanden, daß für diesen Anlaß nur die teuersten Gewächse gut genug seien.

Mit dem politisch stets gut unterrichteten Herrn von Ustinow hatte ich während dieses Londoner Besuchs eine längere vertrauensvolle Unterhaltung über die angespannte internationale Lage mit ihrer akuten Kriegsgefahr. Ich fragte ihn, wie denn die Engländer im Falle eines Kriegsausbruchs zu handeln gedächten. Sie würden, war seine Antwort, eine Armee nach Frankreich schicken und dort mit ihren französischen Verbündeten an der Grenze Gewehr bei Fuß stehen in der Erwartung, das Hitler-Regime würde über mehr kurz als lang wie ein Kartenhaus zusammenstürzen. Erschüttert über so viel Einfalt warnte ich ihn vor Illusionen, was wiederum meinen Gesprächspartner sehr beeindruckte, der sich, wie damals so viele Briten bis in hohe Stellen hinauf, die Dinge verhältnismäßig einfach vorgestellt hatte. An dieses Gespräch habe ich in den Folgejahren noch häufig denken müssen.

Die deutsche Kohle-Delegation hatte kaum die britische Insel verlassen, als Hitler auf Prag marschierte – ein letzter vernichtender Schlag für die deutsch-britischen Beziehungen. Er ließ kaum noch Zweifel darüber, wohin die Reise ging. Wir standen am Beginn des Zweiten Weltkrieges. Zwei Faktoren wirkten dabei zusammen: Hitlers Entschluß, unter allen Umständen gegen Polen loszuschlagen, und die Entschlossenheit der Londoner Regierung, einen isolierten Krieg Deutschlands gegen Polen unter keinen Umständen zuzulassen. Im März 1939 hatte Chamberlain, schwer enttäuscht vom Fehlschlag seiner Hoffnungen, die er noch Ende September 1938 auf der Münchener Konferenz gehegt hatte, die englisch-französische Garantieerklärung für Polen abgegeben, der im April eine gleiche für Rumänien und Griechenland folgte. Das sollte Hitler den Weg nach dem Osten und Südosten Europas verlegen, den einzuschlagen sich der Diktator aber gerade in den Kopf gesetzt hatte. Im August noch glaubte Hitler, die Engländer mit dem Abschluß des deutsch-sowjetischen Paktes durch Ribbentrop in

Moskau überspielt zu haben. Jedoch schon zwei Tage darauf schloß London formell den britisch-polnischen Bündnisvertrag ab. Bis fast zur letzten Minute setzte Chamberlain die Bemühungen fort, um zwischen Berlin und Warschau zu vermitteln, und auch Mussolini versuchte es nochmals mit einem Konferenzvorschlag, wie er im Jahre zuvor in der Tschechenkrise zur Münchener Konferenz geführt hatte.

Aber es war zu spät. Am 1. September 1939 in der Frühe ließ Hitler seine Armeen zum Angriff antreten, obschon er selbst nicht mehr das leiseste Recht zu dem Glauben hatte, Großbritannien und Frankreich würden dem untätig zusehen. So nahm das Schicksal seinen Lauf.

MEIN ANFANG BEI KLÖCKNER ERLEBNISSE DER KRIEGS- UND ERSTEN NACHKRIEGSZEIT

Unter das Zeichen von Kohle und Stahl war ich in aller Form am 2. Januar 1937 getreten. Schon bei meiner Verlobung hatte mir Peter Klöckner gesagt, ich könne jederzeit zu Klöckner überwechseln, wenn ich Lust dazu hätte. Daß mich das reizte, war wohl selbstverständlich. Aber ich hing doch auch sehr an dem von mir erwählten diplomatischen Beruf. Von diesem mich jetzt zu trennen, hatte mir das Naziregime nun allerdings leicht gemacht. Mein Übertritt in das kaufmännische Leben begann damit, daß ich zunächst einmal bei unserer zum Bereich des Stammhauses Klöckner & Co in Duisburg gehörenden Berliner Eisenhandelsfirma während der folgenden neun Monate eine kaufmännische Lehre durchmachte. Es war mir von großem Wert und Nutzen, auf solche Weise den Gebrauch des kaufmännischen Handwerkszeugs gründlich zu erlernen, ehe ich in verantwortliche Stellungen kam.

Eifrig bemühte ich mich nun, in die Geheimnisse von Soll und Haben einzudringen und die Profile und Qualitäten des Walzeisens genau kennenzulernen. Auch mein technisches Interesse erwachte bei der Beschäftigung mit der Eisen- und Stahlerzeugung, sowohl auf zahlreichen Werksbesuchen wie auch abends in der Berliner Technischen Hochschule, wo ich mich von einem Assistenten in die Eisenhüttenkunde einführen ließ. Was ich damals nicht lernen konnte, war das, wovon der Kaufmann seinen Namen ableitet, nämlich das Kaufen und Verkaufen, da in jener Zeit der beginnenden Kriegswirtschaft Produkte wie Stahlerzeugnisse bereits weitgehend bewirtschaftet wurden.

Im Herbst 1937 wurde ich zum Vorstandsmitglied der Klöckner-Werke AG mit Sitz bei deren beiden Werken in Osnabrück berufen, ein Jahr später nach Duisburg in die Hauptverwaltung geholt, womit ich mein Wanderleben beendete und mich mit meiner Familie zum hoffentlich endgültig letzten Wohnsitz niederließ. Als bald nahm mich Peter Klöckner auch als Junior-Partner in seine Stammfirma Klöckner & Co in Duisburg auf. So hatte ich Gelegenheit, noch zwei Jahre bis zu seinem Tode in seiner unmittelbaren Nähe zu arbeiten und nun bei ihm eine neue hohe Schule, diesmal die des Kaufmanns und Industriellen, durchzumachen.

Bei Kriegsausbruch 1939, als ich bereits alleiniges kaufmännisches Vorstandsmitglied der Klöckner-Werke AG war, befand ich mich, zusammen mit dem hüttenmännischen Vorstandsmitglied Dr. Killing, bei Peter Klöckner im Zimmer, wo wir am Rundfunk die Kriegsproklamation Hitlers anhörten. Nach vielen Jahren erinnerte mich mein Vorstandskollege daran, daß ich hierbei geäußert hätte, das sei der Anfang vom Ende des Hitler-Regimes. In dieser Überzeugung bin ich während des ganzen Kriegsverlaufs nicht einen Augenblick schwankend geworden.

Freilich gehörte auch ich bei Kriegsbeginn zu jenen Deutschen – und das waren wohl die meisten –, die mit einer wesentlich kürzeren Kriegsdauer rechneten. Diesem Fehltrug lag natürlich die Erwartung zugrunde, daß die Franzosen und Briten rasch und entscheidend eingreifen würden. Auch heute noch erscheint es geradezu unbegreiflich, daß Großbritannien und Frankreich trotz ihrer Kriegserklärung an Deutschland fast untätig zusahen, bis Hitlers Angriff vom 10. Mai 1940 dem »Scheinkrieg« im Westen – »drôle de guerre« nannten ihn die Franzosen – mit einem Schlage ein Ende bereitete. Fragte man sich damals nach den Gründen dieses beinahe unfaßbaren Verhaltens der Westmächte, so kam mir persönlich immer wieder die schon erwähnte Unterhaltung in Erinnerung, die ich in London mit dem Herrn von Ustinow gehabt hatte. Seine Vorstellung vom Verlauf der Dinge nach einem Kriegsausbruch erwies sich also rasch und nachhaltig als handfeste Illusion, so daß es zur Erklärung nicht genügen kann zu sagen, in London und Paris habe man eben den Zusammenbruch des Hitler-Regimes abwarten wollen.

Tatsächlich bot sich dem französischen Oberbefehlshaber General Gamelin gleich nach Kriegsausbruch eine Gelegenheit, wie er sie günstiger nicht wieder finden konnte. Er hätte die vorübergehende Bindung der deutschen Hauptkräfte in Polen zu einer Offensive ausnützen und sofort, also noch vor beendetem Aufmarsch, mit allem angreifen müssen, was man zur Hand hatte. Während des ganzen Septembers 1939 waren die deutschen Kräfte im Westen den Franzosen stark unterlegen, und der deutsche

Westwall, »Siegfried-Linie« genannt, war damals noch nicht fertig. Statt aber anzugreifen, verhielten die Franzosen sich abwartend, obschon es doch paradox war, erst den Krieg zu erklären und sich dann in einer Verteidigungsstellung zu verschanzen. Zudem bedeutete das ein Imstichlassen des polnischen Partners, der sich nun allein der deutschen Übermacht preisgegeben sah. Der französische Generalissimus mag seine Gründe für diese abwartende Haltung gehabt haben, die Frankreich dann freilich teuer bezahlen mußte; der günstige Zeitpunkt für eine französische Offensive war jedenfalls schnell verpaßt. Das Ergebnis war, daß Hitler seine Gegner auf dem europäischen Festlande der Reihe nach einzeln angreifen konnte. So wurde aus dem Angriff auf Polen in rascher Folge der Zweite Weltkrieg mit der ganzen Fülle seines Grauens.

Am 5. Oktober 1940 starb *Peter Klöckner* nach kurzer, schwerer Krankheit. Mit ihm ging eine der markantesten Persönlichkeiten des deutschen Wirtschaftslebens in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dahin. In Koblenz 1863 geboren und zunächst im Eisenhandel groß geworden, wurde er schon in den neunziger Jahren zum maßgebenden Mann beim Hasper Eisen- und Stahlwerk in Hagen, dessen Sanierung seine erste große industrielle Tat war. 1903 wurde er in den Aufsichtsrat des gleichfalls sanierungsbedürftigen Stahlwerks »Aumetz-Friede« in Lothringen berufen. Er reorganisierte und erweiterte auch dieses Unternehmen, das später den Namen »Lothringer Hütten- und Bergwerksverein« erhielt und als einer der damals größten und modernsten Werkskomplexe des Kontinents bekannt geworden ist. Ihm fügte er 1911 die Kohlenzechen Victor und Ickern in Castrop-Rauxel hinzu und gab damit dem Gesamtunternehmen eine tragfähige Energiegrundlage. Sein Bestreben war, durch laufende Erhöhung seiner Kapitalbeteiligungen die Werke in einen sinnvollen Verbund zwischen Kohle, Stahl und Verarbeitung zu bringen. Das Handelshaus Klöckner & Co in Duisburg rief er 1906 ins Leben. Diese seine ureigenste Schöpfung wurde in der Folgezeit zum Kernpunkt seiner Unternehmensgruppe; ihr fiel zugleich die Mittlerrolle zwischen der Produktion und den Verbrauchern zu.

Der Verlust der Lothringer Werke mit dem Ende des Ersten Weltkriegs entmutigte Peter Klöckner nicht. Sogleich begann er mit dem Neuaufbau, der bereits 1923 zur Gründung der Klöckner-Werke AG führte. Damit hatte er sich eine neue eigene Gruppe in der deutschen Grundindustrie geschaffen, zu der in der Hauptsache Kohlenzechen in Castrop-Rauxel, Königsborn und Werne sowie Hüttenwerke und Stahlverarbeitungsbetriebe in Hagen-Haspe, Georgsmarienhütte, Osnabrück, Troisdorf (bei Siegburg), Düsseldorf und Quint (bei Trier) gehörten. Im weiteren Verlauf

fügte er dem noch ein bedeutendes Unternehmen des Motoren- und Maschinenbaus, die heutige Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln, hinzu. Sie war aus einer Verschmelzung der Gasmotorenfabrik Deutz, der Maschinenfabrik Humboldt und der Motorenfabrik Oberursel zur Humboldt-Deutz-Motoren AG in Köln hervorgegangen und 1936 noch mit einem Unternehmen für Lastwagenbau und Feuerwehrgeräte, dem Werk Magirus in Ulm, zusammengeschlossen worden. Der Gasmotorenfabrik Deutz kam in diesem Verbund ganz besondere Bedeutung zu, da die Motorisierung der modernen Welt von hier sozusagen ihren Ausgang genommen hatte. Ihr Mitgründer, Nikolaus August Otto, hatte als Erfinder des Viertaktmotors die Tore in eine neue Epoche der Technik aufgestoßen. So kann das Kölner Unternehmen mit vollem Recht als die Keimzelle des Verbrennungsmotorenbaus bezeichnet werden, der auf unsere Lebensformen einen so umwälzenden Einfluß ausgeübt hat.

Der Auf- und Ausbau seiner Unternehmungen war das, was Peter Klöckner zeitlebens ganz erfüllte. Im Familienkreise sprach er stets gern über das, was er jeweils plante. Seine weitreichenden Konzeptionen waren faszinierend. Im übrigen war Arbeit seine Leidenschaft, wobei er auch an seine Mitarbeiter große Anforderungen stellte. Dabei war er aber auch durchaus bereit, gute Leistungen und Anregungen anderer anzuerkennen. Er war so ein zwar recht schwieriger, aber hervorragender Lehrmeister, unter dem zu arbeiten für jeden jungen Kaufmann und Industriellen einen Gewinn für das ganze Leben bedeutete.

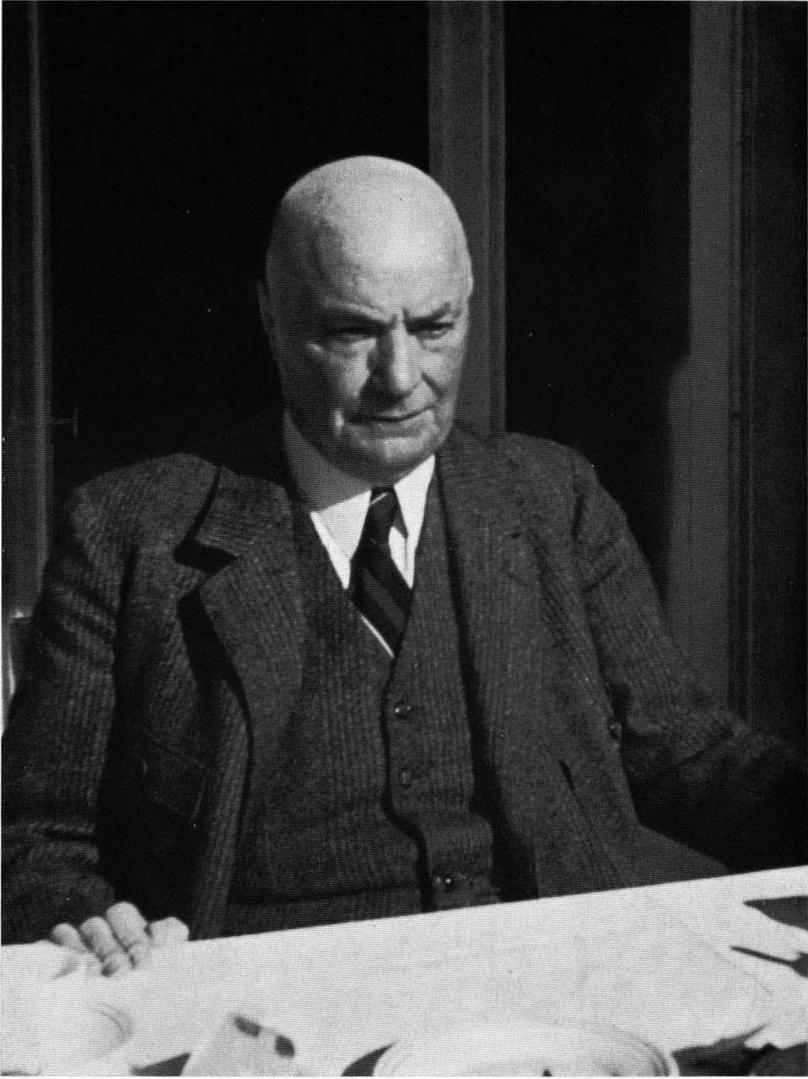
Auch äußerlich war Peter Klöckner eine Achtung gebietende Erscheinung. Sogleich bei der ersten Begegnung mit ihm fühlte man die Stärke seiner Persönlichkeit und der Suggestivkraft, die von ihm ausging und die ihre Wirkung auf andere nicht verfehlte. Nichts trug dazu so viel bei wie sein eindrucksvoller Kopf, zumal seine Augen, aus denen seine ganze Energie strahlte und die so wirkten, als bliebe ihnen nichts verborgen. Was er geschaffen und hinterlassen hat, als er diese Augen 1940 für immer schloß, war ein stolzes Werk, ein Werk, wie es zu schaffen nur ganz wenigen vergönnt ist.

Wie meist bei großen Persönlichkeiten rankten sich auch um Peter Klöckner vielerlei Anekdoten. Die Geschichte seiner Beurteilung eines führenden Mannes der Industrie mit »Der Herr reist bei Tage« wird noch heute gern erzählt. Als er in seinen jüngeren Jahren das Hasper Hüttenwerk sanierte und die Sache ihm nicht schnell genug vorankam, soll er zu den leitenden Herren dort gesagt haben: »Entweder andere Zahlen oder andere Gesichter.« Mit dem an Jahren nicht unwesentlich älteren, genialen August Thyssen (dem Vater von Fritz Thyssen), den er besonders hoch schätzte,

unterhielt er geschäftliche wie auch freundschaftliche Beziehungen. Bei einer ihrer Begegnungen soll er beim Auseinandergehen, als ihm August Thyssen in den Mantel helfen wollte, dankend abgewehrt haben mit den Worten: »Lassen Sie mal, Herr Thyssen, bei einer solchen Gelegenheit ist mir schon einmal die Brieftasche abhanden gekommen.«

In Duisburg genoß Peter Klöckner naturgemäß ein Ansehen, das mit seinen Erfolgen ständig wuchs. Kennzeichnend dafür ist folgende kleine Geschichte, die hier als letzte Anekdote eingefügt sei. Mein ältester Sohn Jörg sagte an seinem ersten Schultag auf die Frage des Rektors, ob einer noch etwas zu sagen habe: »Ich soll viele Grüße von meinem Opa bestellen.« Frage: »Wer ist denn dein Opa?« Antwort: »Der Herr Geheimrat.« Jeder wußte in Duisburg, wer das war.

Nach seinem Tode stand ich, nach einigen ebenso bedauerlichen wie überflüssigen Auseinandersetzungen mit einem krankhaft überheblich gewordenen Mitarbeiter Peter Klöckners, alsbald allein an der Spitze des Konzerns. Das währte allerdings nicht länger als ungefähr ein Jahr, nämlich bis zu dem Tage, an dem ich zum Duisburger Nazi-Oberbürgermeister Freytag gerufen wurde, der mir in Gegenwart des Kreisleiters der NSDAP die von unserem besonders verrufenen Gauleiter Terboven (damals zugleich Statthalter in Norwegen) verfügte Enthebung aus allen meinen Ämtern, verbunden mit weiteren Beschränkungen und einem allgemeinen Tätigkeitsverbot, verkündete. Noch in der gleichen Nacht reiste ich auf Anraten von Freunden nach Berlin, wo ich mich eine Zeitlang unsichtbar und un erreichbar machte. Denn derartige Verfügungen hatten erfahrungsgemäß nicht selten weitere Gewaltmaßnahmen, besonders nächtliche Abholung und Einlieferung in ein Konzentrationslager, im Gefolge. War man dann nicht ohne weiteres greifbar, so hatte man Aussicht, daß sich die Sache im Sande verlief, wenn man nicht gerade ein von den Nazis besonders eifrig gesuchter Mann war. Was mich und damit auch das Haus Klöckner betraf, folgten nun langdauernde Verhandlungen mit den für die Wirtschaft zuständigen zentralen Dienststellen in Berlin, wobei vor allem der frühere Oberbürgermeister von Duisburg und Reichsminister Dr. Karl Jarres, unser guter unvergeßlicher Freund, in rührender Weise sich unserer Interessen annahm. Diesen Verhandlungen kam zustatten, daß die obersten Reichsbehörden für die Wirtschaft solche willkürlichen Übergriffe hochgestellter Nazigrößen in der Provinz, wie sie besonders Terboven liebte, höchst ungerne sahen, weil sie einen Eingriff in ihre eigene Machtsphäre bedeuteten. So wurde denn auch nach monatelangem Hin und Her schließlich erreicht, daß von dem Tätigkeitsverbot für mich wenigstens das Handels-



Peter Klöckner (1863–1940)



Frau Hanna Klöckner (1882–1949)

haus Klöckner & Co in Duisburg ausgenommen wurde. Das bedeutete immerhin die Möglichkeit, die private Stammfirma nicht auch noch dem unmittelbaren Zugriff der Nazis auszuliefern. Zudem stand man dort nicht so sehr im Scheinwerferlicht, wie das bei Unternehmen mit großen Belegschaften der Fall war. Die Gesamtleitung des Klöckner-Konzerns ging freilich in andere — »braune« — Hände über.

Da diese weitgehende Tätigkeitsbeschränkung weniger Abwesenheiten bedeutete und man wegen der Bombenangriffe abends ohnehin das Haus kaum noch verließ, nahm ich jetzt nach getaner Tagesarbeit auch die intensivere Beschäftigung mit der Musik wieder auf. Führt mich, was erfreulicherweise nicht selten der Fall war, mein Weg nach München, so benutzte ich die Gelegenheit, um mit meinem alten Lehrer Walther *Lampe* auf das eifrigste und nur kurz unterbrochen durch die Einnahme der Mahlzeiten zu arbeiten. Lampe, selbst ein hervorragender konzertierender Pianist, stand in dem Rufe, einer der führenden Pädagogen zu sein. Auf Grund jahrzehntelanger praktischer Erfahrung vermochte er sein großes Können und Wissen durch Wort und eigenes Spiel in höchst anregender und fördernder Weise weiterzugeben. Schlechthin überragend waren seine Mozart-Interpretationen. Lampe ist vor kurzem im gesegneten Alter von über neunzig Jahren verstorben. Ich bleibe ihm für die großen künstlerischen Anregungen und seine Freundschaft, die er mir Jahrzehnte hindurch zuteil werden ließ, über das Grab hinaus dankbar und in herzlicher Zuneigung verbunden.

Das Hinscheiden Peter Klöckners im Jahre 1940 hatte übrigens auch die Folge, daß ich zum Jäger geworden bin. Seit fast vierzig Jahren hatte mein Schwiegervater ein Jagdrevier in Herschbach bei Selters im Unterwesterwald gepachtet. Dort steht auch ein von ihm erbautes kleines Jagdhaus, das ebenso wie die Jagd selbst von der ganzen Familie heiß geliebt wird. Beim Tode Peter Klöckners war kein passender männlicher Nachwuchs da, der die Jagd übernehmen konnte, und so trat ich die Nachfolge an. Seither fahre ich, abgesehen von den Unterbrechungen, die die erste Nachkriegszeit bedingte, zwischen der Bockjagderöffnung Mitte Mai bis zur sogenannten Blattzeit im August regelmäßig zum Wochenende mit Familie, wer immer sich daran beteiligen will, ins Jagdhaus hinaus. Daran habe ich viel Freude erlebt, wenn ich auch nicht gerade behaupten will, daß ich dem edlen Waidwerk mit höchster Passion obläge und wie Nimrod ein »großer Jäger vor dem Herrn« geworden wäre.

Mittlerweile war der Krieg Ende 1941 mit dem Eintritt auch Japans und der Vereinigten Staaten wirklich weltweit geworden. Hatte Hitler bis

dahin große Erfolge erzielen können, so verdunkelte sich im folgenden Jahr der Horizont für ihn zusehends. Ende 1942 brachten die Landung der Amerikaner und Briten in Marokko und Algerien und die Einschließung der deutschen Armee bei Stalingrad den Wendepunkt. Von da an gab es für Deutschland und Italien keine Chancen mehr. Und doch sollte das aussichtslose Ringen noch zweieinhalb Jahre weitergehen.

Bei der Kriegführung der gegen Hitler kämpfenden westlichen Alliierten trat in den letzten Kriegsphasen ein bemerkenswerter Gegensatz der Auffassungen zwischen Roosevelt und Churchill zutage. Churchill wünschte ein westliches Eingreifen in Südosteuropa, um diesen Teil des Kontinents nicht ganz dem Zugriff Moskaus zu überlassen. Er konnte sich damit gegenüber dem amerikanischen Präsidenten aber nicht durchsetzen, bei dem die Sorge über die Ausdehnung des kommunistischen Machtbereichs keine Rolle spielte.

Man kann es fast als ein Charakteristikum der amerikanischen Außenpolitik bezeichnen, daß sie — wie sich das auch in den letzten Jahren wieder gezeigt hat — dazu neigt, sich einer sie gerade bedrängenden Frage restlos zu verschreiben und darüber andere Aufgaben mehr oder weniger der Zukunft zu überlassen. Beim Ausgang des Krieges in Europa startete man in Washington wie gebannt und allzu einseitig nur auf das eine Ziel: die endgültige Vernichtung Hitler-Deutschlands.

Im Verlauf des Krieges war es mit der Steigerung der Zahl und Auswirkungen der Bombenangriffe notwendig geworden, meine Familie für längere Zeit, besonders während der Sommermonate mit ihren hellen Nächten, von Duisburg wegzubringen. Vor allem wegen unserer kleinen Kinder entschlossen wir uns zu diesem Schritt. Einmal zählten wir in einer Nacht nicht weniger als neun Fliegeralarme, die uns aus den Federn holten. Eine längere Zeit verbrachte meine Familie in Garmisch, von wo aus ich während eines kurzen Besuchs samt meiner Frau telefonisch nach Duisburg zurückgeholt wurde, weil in der vorangegangenen Nacht unser Wohnhaus weitgehend zerbombt worden und ausgebrannt war. Von da an wohnte ich in Haus Hartenfels, dem Wohnsitz meiner Schwiegereltern, wo mich meine Frau regelmäßig besuchte. Etwas außerhalb der Stadt gelegen, ist Haus und Garten von den Bomben im wesentlichen verschont geblieben. Die beiden letzten Kriegsjahre zog sich meine Familie in unser Jagdhaus zurück, wo wenigstens von oben her bis kurz vor Kriegsende einigermaßen Frieden herrschte. Im Orte selbst trieben freilich einige üble Nazigangster ihr Unwesen und wurden gegen Kriegsende für meine Frau geradezu lebensgefährlich.

Inzwischen hatte bei einem der nächtlichen Luftangriffe auch das Bürohaus von Klöckner & Co in Duisburg so schwere Schäden erlitten, daß dort nur noch ein Notbetrieb unterhalten werden konnte. Wir fanden Ausweichquartiere in Bad Godesberg, wo die einzelnen Abteilungen in verschiedenen, von uns gemieteten Baulichkeiten ein Unterkommen fanden. Dazu gehörte auch die Redoute, ein Ende des 18. Jahrhunderts erbautes kleines Palais, wo ich selbst mein Büro aufschlug, mit Blick auf die herrliche Parkanlage, ohne Frage das schönste Büro, das mir jemals im Leben beschieden war. Im großen Saal der Redoute hat Beethoven als junger Mann musiziert. So pendelte ich zwischen Duisburg und Godesberg hin und her und fuhr, wenn ich es nur eben einrichten konnte, zum Wochenende mit dem Fahrrad – für private Zwecke gab es ja längst kein Benzin mehr – zu meiner Familie nach Herschbach.

Im Februar 1944 verstarb mein Vater, fast achtzig Jahre alt. Er brauchte es nicht mehr zu erleben, daß bald darauf sein geliebtes München durch heftige Bombenangriffe furchtbar mitgenommen wurde. Im Herbst 1944 erlebte Duisburg, wie auch andere Großstädte, seinen massivsten Luftangriff in diesem Kriege. Durch drei Angriffswellen, zwei davon während der Nacht, wurde mehr Schaden angerichtet als durch alle vorangegangenen Bombardierungen zusammengenommen. So traten wir in den letzten Kriegswinter 1944/45 ein.

Gegen Jahresende wurde im Hause Hartenfels eine Flakbatterie einquartiert. Führer war ein Oberleutnant namens von Mostler, ein überaus netter und kultivierter, noch jüngerer Mann aus Österreich. Er brachte eines Abends einen Gefreiten seiner Batterie, Karl *Röhrig*, zu uns – den späteren, hervorragenden Ersten Konzertmeister unseres Duisburger Orchesters und wertvollen Mitarbeiter meines nach dem Kriege gegründeten Musikverlags! Von diesem Zeitpunkt an musizierten wir beide fast jeden Abend, wenn ich zu Hause war, und spielten und arbeiteten uns durch die gesamte Literatur für Klavier und Violine von Bach bis Strauß und Reger durch. Einmal spielten wir gerade die Kreuzersonate von Beethoven, als mitten im zweiten Satz das Licht (wie damals ja häufig) ausging. Das vermochte uns nicht zu stören; wir spielten weiter und waren schon fast am Schluß des Satzes angelangt, als es wieder hell wurde. Niemals vor- oder nachher waren die zuhörenden Hausbewohner von unserer Leistung so hingerissen wie damals.

Im späteren Verlauf des Winters wurde dann das Städtische Orchester von Essen aufgelöst, und so kam rein zufällig auch noch dessen Spitzengarnitur in unser Haus oder in dessen unmittelbare Nähe als gewöhnliche Soldaten ins Quartier. Wir erweiterten daraufhin unsere musikalische Akti-

vität auf Klaviertrios bis Klavierquintette, und es gibt wohl kaum etwas an Literatur auf diesem Gebiete, das wir in jenen trüben Tagen nicht zum Erklingen gebracht hätten.

Anfang Januar 1945 unternahm ich mit dem Wagen, da es mit der Eisenbahn nicht mehr möglich war, noch eine Geschäftsreise nach Berlin, die letzte im Verlauf des Krieges. Als »Kraftwagen« diente natürlich der schon seit längerer Zeit wegen des Benzinmangels in Gebrauch gekommene sogenannte Holzkocher, ein Gefährt, für dessen Gasantrieb man Holz tanken mußte. Fast hätten wir wegen einer nur schwer zu behebenden Panne eine Nacht auf der Autobahn verbringen müssen. Hin- und Rückfahrt waren dementsprechend langwierig und beschwerlich, die Eindrücke unterwegs und in Berlin grauenvoll. Eine längere Unterhaltung führte mich mit Dr. *Kimmich* zusammen, der viele Jahre Sprecher des Vorstands und zuletzt Vorsitzter des Aufsichtsrats der Deutschen Bank gewesen ist. Es war meine letzte Begegnung mit diesem Meister im Umgang mit dem Gelde und großen Kenner der Industrie des Ruhrgebiets. Seit meinem Übertritt in die Wirtschaft war ich ihm häufig begegnet, hatte viele anregende Gespräche mit ihm und verdankte ihm manchen guten Rat. Ich habe stets große Achtung und Anhänglichkeit für ihn empfunden, der zu jeder Zeit und gerade auch in schwierigen Situationen ein bereitwilliger Berater und unbedingt verlässlicher Freund des Hauses Klöckner gewesen ist. Bei diesem letzten Zusammensein mit ihm war er gesundheitlich schon ziemlich anfällig. Er starb im Herbst des gleichen Jahres.

Während der letzten Kriegsmonate setzte ich meine Pendelfahrten zwischen Duisburg, Bad Godesberg und Herschbach fort und machte mich auch daran, in Haus Hartenfels für die kommende Besatzungszeit letzte Vorbereitungen durch Zumauern eines mit Koffern vollgepackten Kellerraumes und ähnliches mehr zu treffen. Am 24. März überschritten die Amerikaner bei Remagen den Rhein. Wenige Tage später konnte ich noch die Klöckner-Reederei auf den für den Fall einer notwendig werdenden Verlagerung vorgesehenen Wohnschiffen auf der Ruhr bei Saarn besuchen. Ein Versuch, am 6. April zusammen mit Dr. Jarres zu unseren Kohlenzechen nach Rauxel zu gelangen, scheiterte, weil dort bereits die Amerikaner waren, die in den folgenden Tagen auch Essen besetzten.

Inzwischen war Duisburg von der anderen Rheinseite her bereits laufend und zunehmend, dabei zeitlich und örtlich ganz unregelmäßig, unter Beschuß genommen worden. Auf dem Wege von Haus Hartenfels hinunter zur Straßenbahn erhielt ich im Duisburger Wald zusammen mit meinem engsten Mitarbeiter Dr. Kuhnke, den wir nach Ausbombung seines eigenen

Hauses in Hartenfels aufgenommen hatten, nicht selten eine Kostprobe davon, wobei dieser Beschuß natürlich auch manches Opfer unter der Zivilbevölkerung forderte. Darunter befand sich zu unserem Leidwesen der Obergärtner von Hartenfels, der auf einem Gang in die Stadt, von einer Granate getroffen, sein Leben lassen mußte.

Noch unmittelbar vor der Überrollung durch die Amerikaner drohte der Bevölkerung Duisburgs eine völlige Evakuierung durch die amoklaufenden Nazis. Der Kelch ging glücklicherweise an uns vorüber; die Amerikaner waren schon zu nahe herangerückt. In Haus Hartenfels, das in einem Waldgelände außerhalb der Stadt gelegen ist, erschienen sie am 12. April 1945 in Gestalt eines Sergeanten und einer weiteren Militärperson in einem Jeep, wobei sie ihr Interesse sogleich den Jagdwaffen im Hause zuwandten. Tags darauf wurde dann auch Duisburg selbst von den Amerikanern eingenommen und das Bürohaus von Klöckner durch den gleichen Sergeant besetzt.

Der Krieg war damit für uns beendet, wenn er auch für das übrige Deutschland noch einige Wochen weiterging. Berlin fiel ja erst am 2. Mai in die Hand der Roten Armee, und am 9. Mai trat die Gesamtkapitulation der deutschen Wehrmacht in Kraft. All das erfuhren wir mehr zufällig und bruchstückweise, da es keine Zeitungen mehr gab und der Rundfunk wegen des ständig aussetzenden Stroms nur ganz unregelmäßig zu hören war. Was damals in die Hände der alliierten Truppen fiel, war ein weithin zerstörtes Deutschland, dessen Großstädte und Industrieanlagen in Trümmerhaufen verwandelt waren. Verwaltung und öffentliche Dienste waren zusammengebrochen, die geregelte Versorgung der Bevölkerung auch mit den notwendigsten Dingen versagte fast überall.

Vor den Besatzungsbehörden lag so eine schwer zu bewältigende Aufgabe. Die Amerikaner setzten in Duisburg als neuen Oberbürgermeister Dr. H. Weitz ein. Sie taten damit einen sehr guten Griff. Dr. Weitz, ein alter Freund von uns, war schon früher Beigeordneter der Stadtverwaltung Duisburg unter dem Oberbürgermeister Dr. Jarres gewesen und hatte dann bis zu seiner Absetzung durch die Nazis das Amt eines Oberbürgermeisters von Trier bekleidet. Jetzt schlug er sich tapfer, sachkundig und geschickt mit den Schwierigkeiten herum, die die Verhältnisse und die den Amerikanern bald folgenden britischen Besatzungsbehörden bereiteten. Er berief sogleich nach seinem Amtsantritt ein neues provisorisches Stadtparlament, dem auch ich auf seine Bitte hin beitrug. Mit seinem Wirken in Duisburg hat Dr. Weitz damals den Grundstein zum Wiederaufbau dieser Stadt gelegt. Einige Jahre später wurde er zum Finanzminister des neugebildeten

Landes Nordrhein-Westfalen berufen, ein Amt, in dem er fünf Jahre verblieb. Von 1952 an war er dann noch bis kurz vor seinem Tode 1962 Präsident des Deutschen Roten Kreuzes, während all dieser Jahre engstens mit unserem Hause verbunden.

In den ersten Monaten der Besatzungszeit ergab sich wie überall so auch für viele Duisburger die unerfreuliche Vertreibung aus der eigenen Wohnung des Deutschen Roten Kreuzes, während all dieser Jahre engstens mit Nach der Beschlagnahme von Haus Hartenfels hatte ich eine Zeitlang Erfolg mit dem Trick, den Besatzungsleuten, die unser eigenes halbzerbombtes, aber notdürftig geflicktes Wohnhaus Wilhelmshöhe 10 inspizierten, unter Hinweis auf das von einer zuletzt dort einquartierten deutschen Sanitätstruppe zurückgelassene Gerät zu erzählen, es sei ein Seuchenzazarett gewesen, worauf die Quartiermacher dann regelmäßig auf dem Absatz kehrtmachten und verschwanden. Einer unter ihnen gab sich einmal mutiger und sagte: »die we must all«, doch auch er kam nicht wieder.

Auf die Dauer verfiel das aber leider nicht. Nach mehreren Zwischenquartieren nahmen wir schließlich in einem Klöckner gehörigen alten Mietshaus in der Ludgeristraße Unterkunft, die damals so angeschlagen und düster war, daß wir uns vor erneuter Austreibung sicher fühlen konnten. Das Stockwerk über dem unsrigen richteten wir für meine Schwiegermutter her, die Haus Hartenfels ebenfalls hatte verlassen müssen. Sie tat dies ohne Klagen, und ihre kleine Zweizimmerwohnung war bald wieder Mittelpunkt für einen großen Kreis von Menschen, die bei ihr den Alltag vergessen wollten oder Rat und Hilfe suchten. Schon vorher, am 28. April 1945, gelang es mir nach unausgesetzten Bemühungen, bei den zuständigen Besatzungsstellen die Erlaubnis zu erwirken, von unseren Ausweichbüros in Bad Godesberg mit dem Kraftwagen nach Herschbach weiterzufahren, wo ich meine Familie nach den bangen Wochen der Trennung wohl auftraf. In meinem Terminkalender von damals findet sich die Eintragung: »Der glücklichste Tag meines Lebens.«

Nur überaus langsam liefen die Betriebe der einzelnen Klöckner-Unternehmungen wieder an. Zunächst war es schon ein Problem, die Werke an den verschiedenen, teils entfernten Plätzen überhaupt besuchen zu können. Zuerst gelang dies in Düsseldorf, Köln und Troisdorf. In Godesberg hatten die Amerikaner mein Büro in der Redoute beschlagnahmt, doch konnte das Wichtigste herausgeholt werden. Im Mai war ich in Osnabrück, wo der Stadtkommandant Major Day zwar im Rufe stand, ein »Deutschenfresser« zu sein, an mir aber doch ein gewisses Interesse nahm, da er von meinem langjährigen Aufenthalt in England und von meinen Schwierigkeiten mit

den Nazis gehört hatte. So konnte ich bei ihm manches Nützliche für die Werke in Osnabrück erreichen, wie überhaupt damals und auch späterhin die in meinen Diplomatenjahren gewonnene Kenntnis der angelsächsischen Denkweise sich für die Erhaltung der Arbeitsplätze des Klöcknerbereichs und dessen weiteres Geschick als förderlich erwies.

Im Juni folgten Besuche unserer Werke in Oberursel am Taunus und in Ulm. Das Reisen war damals eine mühselige Angelegenheit. Die Autobahnen befanden sich in fürchterlichem Zustand; fortgesetzte Umleitungen, vor allem wegen Brückensprengungen, waren nötig, und als Fahrzeug diente natürlich nach wie vor der Holzvergaserwagen aus der Kriegszeit, der uns noch für eine ganze Weile treu blieb. Bei Kontrollen mußte man mit der Armbanduhr — einem beliebten Souvenir! — Vorsicht üben. In Ulm erwies sich der amerikanische Kommandant als liebenswürdig und für das Werk hilfsbereit. Die Genehmigung, es wieder in Betrieb zu nehmen, wurde im Juli erteilt. Anschließend suchte ich in München, wo ich meine Mutter nach vielen bangen Monaten ohne jede Nachricht wohlbehalten vorfand, die dortigen Klöckner-Gesellschaften und dann auch den bayerischen Wirtschaftsminister Dr. Lange auf, einen bisherigen Brauereidirektor, der nach der Begrüßung ein Papier zur Hand nahm und ein Protokoll aufzusetzen begann: »Es erscheint Herr . . .«!

Das Bild, das sich bei diesen Besuchsfahrten vom Zustand der Klöckner-Betriebe ergab, war unterschiedlich. Mit einigermaßen unversehrten Anlagen hatten die Hütte in Haspe und die Georgsmarienhütte bei Osnabrück den Krieg überstanden, ebenso die Zechen in Königsborn und Werne. Hingegen glich das Stahlverarbeitungswerk Osnabrück einem Trümmerfeld; die Werkshallen waren zusammengestürzt, die Maschinen durchweg beschädigt und zum erheblichen Teil schrottreif. Auch in den Werken Düsseldorf und Troisdorf waren die Schäden schwer genug, ebenso bei den Zechenanlagen in Castrop-Rauxel. Nicht besser als in Osnabrück sah es in den Kölner Werken aus, wo von den Hallen fast nur noch Ruinen dastanden. Der größte Teil des Maschinenparks war zwar während des Krieges in Orte in der Eifel verlagert worden, ließ sich nun aber nur mit größten Schwierigkeiten allmählich nach Köln zurückbringen. Ähnlich war es bei den beiden Werken in Ulm, während der Betrieb in Oberursel bei Frankfurt von Bomben verschont geblieben war. Von den rund 10 000 Werkswohnungen der Klöcknerunternehmen war die Hälfte ganz oder teilweise zerstört.

Es hätte nahegelegen, zur Befriedigung des allenthalben herrschenden großen Bedarfs die Produktion nach Wegräumung des Schuttes mit den noch vorhandenen Einsatzstoffen und brauchbar gebliebenen Maschinen wieder in Gang zu setzen. Aber das war leichter gesagt als getan. Denn

jetzt hob die Zeit der »Permits« an, was bedeutete, daß jegliche Produktion von der Erlaubnis der Besatzungsstellen abhing. Diese aber hatten Weisungen mitgebracht, die alles andere als einen raschen Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft vorsahen. Dazu kam, daß sie sich namentlich bei den großen Unternehmen an die in der Potsdamer Deklaration der Siegermächte vom August 1945 festgelegte Richtlinie hielten, die eine Dezentralisierung der deutschen Wirtschaft unter Vernichtung aller angeblich übermäßigen Konzentrationen vorsah. Das wurde möglichst weitgehend ausgelegt, die bisherige Kriegswirtschaft im übrigen von einer neuen Spielart der Plan- und Verwaltungswirtschaft abgelöst, die die an sich so dringend notwendige Wiederbelebung von Industrie, Handel und Verkehr, statt sie zu fördern, eher verzögerte oder überhaupt in Frage stellte. Ein wirkliches Interesse bekundeten die meisten Besatzungsstellen eigentlich nur für die Wiederingangsetzung der Kohlenförderung. Diese war damals im gesamten Ruhrrevier mit etwa 50 000 Tonnen täglich noch überaus niedrig. Zwar gab es erhebliche Haldenbestände; sie wurden aber von den Besatzungsstellen nicht freigegeben. Kohlenmangel war auch einer der Gründe, an dem eine regelrechte Inbetriebsetzung der Hüttenwerke scheiterte. Nur vorhandene Vorräte durften ausgewalzt werden.

Bei der Fülle solcher Schwierigkeiten und Hindernisse hielten uns innerhalb und außerhalb des Klöcknerhauses fortgesetzte Besprechungen über die Wiederingangsetzung der Produktion — unsere Hauptsorge — ständig in Atem. Über das zweckmäßige Vorgehen bestanden bei den deutschen Konzernleitungen noch geteilte Ansichten. Im privaten Bereich verging der Juli mit zunächst vergeblichen Bemühungen, die Freigabe unseres gemäß Gesetz der Militärregierung Nr. 52 automatisch beschlagnahmten Vermögens zu erreichen. Beträchtliche Schwierigkeiten ergaben sich schließlich besonders bei den Personalfragen, zumal für leitende Posten. Sie verstärkten sich im Laufe des Sommers. Bei der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln — allgemein kurz KHD genannt — wurde ich im August zum Vorsitz des Aufsichtsrats gewählt, doch hatte ich große Schwierigkeiten, einen arbeitsfähigen Vorstand zusammenzubekommen. Bei mehrfachen Besuchen in Heidenheim an der Brenz und auch in Frankfurt bemühte ich mich darum, einen Herrn loszueisen, den ich hierfür in Aussicht genommen hatte. Er war mit einer größeren Zahl von Wissenschaftlern, Wirtschaftlern und Ingenieuren von den Amerikanern vor der Besetzung Thüringens durch die Sowjetrussen noch schnell nach Heidenheim gebracht worden, nun aber, wie die anderen Herren dort auch, vorerst einmal »eingefroren« und nicht freizubekommen. In Köln führte ich häufige Besprechungen mit den britischen Dienststellen, wobei ich zugleich enge Verbindung mit dem mir schon von



Frau Anne-Liese Henle



Frau und Kinder des Verfassers, 1942

Fünfundzwanzig Jahre später



früher her bekannten damaligen Oberbürgermeister Dr. Konrad Adenauer und mit dem Bankier Robert Pferdenges hielt, der zu jener Zeit auch Handelskammerpräsident in Köln war. Innerhalb der Stahlindustrie wurde mir der Vorsitz bei der Vorläuferin der heutigen »Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahlindustrie« übertragen. Man drängte mich förmlich dazu, voran Dr. Lehr, der die oberste kommissarische Verwaltungsspitze in Düsseldorf innehatte. Als späterer Oberpräsident berief er mich auch in den Provinzialrat, der im Dezember 1945 zum ersten Male zusammentreten sollte. In der Wirtschaftsvereinigung machte ich mich unverzüglich ans Werk. Fortgesetzt fanden in kleinem oder größerem Kreise Besprechungen statt, um unseren Industriezweig wieder in Gang zu bringen und die Verbindung zu den sich überaus schwierig gebärdenden Besatzungsstellen ein wenig fruchtbringender zu gestalten.

Der August 1945 wird in der Geschichte immer denkwürdig bleiben, weil damals die beiden ersten Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki abgeworfen wurden, wodurch sich auch Japan zur Kapitulation gezwungen sah und damit der Zweite Weltkrieg nach sechs Jahren ein Ende fand. Als dann freilich im weiteren Zeitverlauf die gesamte Welt sich über die Tragweite der Erfindung der Atombombe langsam klar wurde, wuchs natürlich auch die Neigung, die Frage aufzuwerfen, ob es wirklich notwendig war, dieses Damoklesschwert über die Menschheit zu hängen, das sie letztlich mit Ausrottung bedroht. Es drängte sich aber auch die Gegenfrage auf, ob denn tatsächlich die Atombombe das erste schlechthin verwerfliche Kampfmittel der Kriegsgeschichte sei und somit erst mit dem Atombombenangriff auf die beiden japanischen Städte die Grenze dessen überschritten wurde, was das Völkerrecht zulassen könne. Im Grunde war die Grenze des moralisch Vertretbaren schon überschritten, als man im totalen Krieg dazu überging, nicht nur den militärischen Gegner im Felde, sondern auch die gesamte Bevölkerung des Feindlandes, mit Einschluß der Frauen und Kinder, in den Vernichtungskampf einzubeziehen. Auch das ist jedoch uraltes Geschehen, denn bereits im frühen Altertum wurden ganze Einwohnerschaften des besiegten Gegners ausgehungert, hingemordet oder verklavt, und auch in späteren Zeitläuften war das häufig nicht anders.

So kommt es für die Rechtfertigung des Einsatzes eines Vernichtungsmittels letztlich auf das Ausmaß des Gebrauchs an, der von ihm gemacht wird. Dabei ist klar, daß, je weiter Wissenschaft und Technik dem Menschen immer gefährlichere Vernichtungsmittel an die Hand geben, Maßlosigkeit in dieser Hinsicht nicht nur kulturzerstörend wirken muß, sondern sogar den Fortbestand der Menschheit in Frage stellen kann. Es mußte

eines Tages der Punkt des einfach nicht mehr Erträglichen erreicht werden, denn die freie Forschung auf dem Gebiete der Kernenergie ließ sich ja nicht unterbinden. Die Frage, ob ein Atomphysiker bei der Entwicklung und weiteren Vervollkommnung von Atomwaffen mitwirken darf, stellt freilich jeden dieser Forscher vor eine ernste, indes rein persönliche Gewissensentscheidung.

Die Entwicklung der atomaren oder, wie man heute sagt, nuklearen Waffen schließt im übrigen das Paradoxon in sich, daß ihr Vorhandensein und ihre fortschreitende Vervollkommnung einstweilen vielleicht die sicherste Garantie gegen einen neuen Weltkrieg darstellen. Besser als jeder andere weiß derjenige, der über Kernwaffen verfügt, daß ihr Einsatz einen Gegenschlag auslösen dürfte, der auch ihn selbst mit völliger Vernichtung bedroht. Konnte Truman noch sicher sein, mit dem Atombombenabwurf auf Japan den Krieg zu verkürzen und so noch größere Verluste an Menschenleben zu vermeiden, so sieht die Sache anders aus, wenn auch auf der Gegenseite Atomwaffen bereitstehen. Und so lebt nun die Menschheit seit Hiroshima in einem Zeitalter, von dem Churchill in seiner denkwürdigen Unterhausrede vom 1. März 1955 sagte: »Es mag wohl sein, daß wir ein Stadium im Verlauf der Dinge erreicht haben, da Sicherheit das lebenskräftige Kind des Schreckens sein wird und Überleben der Zwillingsbruder der Ausrottung (It may well be that we have reached a stage in this story where safety will be the sturdy child of terror and survival the twinbrother of annihilation).« Er gab zugleich der Ansicht Ausdruck, daß ohne die Atomwaffen der Eisernen Vorhang bereits den Britischen Kanal erreicht haben würde.

Die zunehmende Ausschaltung von führenden Persönlichkeiten in der Industrie auf Grund der Tatsache, daß sie während des Krieges Wehrwirtschaftsführer gewesen waren, war nur ein erstes allgemeines Sturmzeichen. Mit dem September 1945 setzte dann die große Verhaftungswelle gegen leitende Männer der Wirtschaft ein, zunächst beim Kohlenbergbau, dann bei Krupp und anderen großen Unternehmen. Offenbar glaubten die Siegermächte, mit den Wirtschaftsführern einen der besonders schuldbeladenen Machtfaktoren des nationalsozialistischen Deutschland beseitigen zu müssen. In Wahrheit hatten die Wirtschaftsführer nur in höchst unterschiedlichem Grade — und bei weitem nicht in ihrer Mehrheit — zu diesen Machtfaktoren gezählt. Jeder örtliche Parteifunktionär war mächtiger als die meisten Leiter oder Eigentümer von Industrieunternehmen mit Weltruf gewesen. Das Klima im Besatzungsregime wurde jedenfalls spürbar schlechter. Selbst Dr. Lehr klagte, er sei eigentlich nur noch Befehlsempfänger.

Unerfreulich war auch, daß von den Besatzungsstellen lizenzierte deutsche Blätter die wahllosen Verhaftungen von Industriellen teilweise zum Anlaß gehässiger Artikel über die Verhafteten nahmen. Mein Geigerfreund Röhrig versicherte mir damals freundschaftlich, wie sehr er hoffe, daß nun auch Klöckner bald seine Tore werde schließen müssen, damit ich mich dann ganz der Musikausübung zuwenden würde und auch für ihn als Partner für die geplante Konzerttätigkeit verfügbar sei. So weit war es nun freilich nicht. Aber die leitenden Herren von Klöckner, und so auch ich, mußten damals den Besatzungsbehörden durch Ausfüllen des berühmten Fragebogens mit seinen erfindungsreichen 131 Fragen Rede und Antwort stehen. Wir hatten damit, d. h. mit der Fertigung von Berichten und dem Einholen von Genehmigungen, alle Hände voll zu tun, so daß man zu nützlicher Arbeit oft kaum Zeit fand.

In den folgenden Wochen war erfreulich nur das allmähliche Wiederanstiegen der Ruhrkohlenförderung. Sie belief sich Anfang Oktober auf 135 000 Tonnen täglich. Sonst haperte es aber noch sehr mit der Wiederaufnahme produktiver Arbeit. Bei den Klöckner-Werken erhielt Haspe eine erste Erlaubnis zum Wiederanlaufen, die aber dann wieder zurückgezogen wurde. Bei Klöckner-Humboldt-Deutz wurden die Maschinen des Werks Oberursel für Reparationszwecke demontiert, die Werkshallen als Reparaturwerkstatt der Besatzungsmacht in Anspruch genommen. Von den Kölner Betrieben konnte nur die Abteilung Humboldt wegen ihrer Wichtigkeit für den Berg- und den Brückenbau ohne Störung wieder arbeiten; für die übrigen Fertigungsweige wurden stärkste Beschränkungen verfügt.

Andere Unternehmen waren noch weit schlechter dran. Krupp wurde Mitte November insgesamt beschlagnahmt und größtenteils für Reparationen und Abbruch vorgesehen. Die Organisationspläne der britischen Besatzung für die Montanindustrie, mit denen sich seit dem September der Geschäftsführer des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Dr. Petersen, befaßte, und dann einige Zeit später der Plan des früheren Vorstandsmitglieds der Vereinigten Stahlwerke, Dinkelbach, der zunächst einmal eine ganze Reihe neuer Übergangsfirmen schaffen wollte, verloren vorerst wegen der Demontagen, Verhaftungen und Betätigungsverbote an Aktualität.

Auch im politischen Bereich wurde das Klima nicht freundlicher. Im Oktober enthoben die Engländer den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Fuchs, und den Oberbürgermeister von Köln, Dr. Adenauer, von einem Tag auf den anderen ihrer Ämter. Auch Dr. Lehr stellte das seine zur Verfügung, mußte aber als Oberpräsident an die Stelle von Fuchs treten. Ebenso nahmen die unmittelbaren Eingriffe der Besatzungsmacht in die Wirt-

schaft ihren Fortgang. Im Duisburger Klöcknerhaus erschien am 28. November der Sergeant Rotherham, um die alliierte Finanzkontrolle bei Klöckner zu übernehmen.

In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember 1945 war es dann so weit, daß auch für mich, zusammen mit 75 anderen führenden Stahlindustriellen, das Stündlein der Verhaftung schlug. Am Abend hatte unter meiner Beteiligung noch eine Ausschußsitzung des provisorischen Stadtparlaments stattgefunden, dem, wie schon erwähnt, auch ich angehörte, nachdem die dazu berufenen Mitglieder von den Besatzungsdienststellen in persönlicher Beziehung einer gründlichen Überprüfung unterzogen worden waren. Der Rundfunk wußte folgenden Tags zu melden, daß nachts um halb ein Uhr in meiner Wohnung in der Ludgeristraße der Sergeant Mitchell mit zwei weiteren FSS-Soldaten erschienen sei, um mich abzuholen. Die Bewohner des Hauses hätten Ausgeh- und Telefonverbot bis neun Uhr früh erhalten, was noch durch Entfernen der Membrane im Fernsprecher sichergestellt wurde. Mit einigen anderen Herren aus Duisburg und Umgebung verbrachte ich den Rest der Verhaftungsnacht in dem noch benutzbaren, von einer englischen Dienststelle besetzten Teil unseres Privathauses Wilhelmshöhe 10, und zwar in der Dienerwohnung. Von dort wurden wir frühmorgens nach Iserlohn verfrachtet, wo wir zusammen mit einigen anderen kleineren Gruppen die nächsten drei Tage in Einzelzellen mit Dunkelhaft verbringen durften. Dann ging es weiter in Lastwagen, und zwar wie Raubmörder mit Ketten aneinandergefesselt, in das — wie wir später erfuhren — berüchtigte Konzentrationslager des britischen Geheimdienstes in Bad Nenndorf bei Hannover, das von der Außenwelt hermetisch abgeschlossen war.

Die nach bester Tradition mitternächtlich erfolgte Abholung war fast allen noch in Freiheit befindlichen leitenden Männern vor allem unseres Wirtschaftszweiges widerfahren. Sie wurden offenbar wahllos rekrutiert aus den Listen der Vorstände und Aufsichtsräte der großen Montan-Unternehmungen aus den letzten fünf bis zehn Jahren und zumeist auf die verschiedenen in der britischen Besatzungszone eingerichteten Sammel-lager verteilt. Am Morgen nach unserer Verhaftung sollte im Klöcknerhaus in Duisburg unter meinem Vorsitz eine Sitzung der leitenden Herren von den verschiedenen Hüttenwerken stattfinden. Der einzige, der erschien, oder richtig gesagt, erscheinen konnte, war der schon erwähnte Dr. Petersen, der von der Verhaftungswelle verschont geblieben war.

In Nenndorf verblieb ich genau sechs Monate, bei höchst primitiver Unterkunft, ausgesprochen unzulänglicher Verpflegung sowie scharfem Zucht-hausbetrieb mit mehr als rüder Behandlung durch die Wachmannschaften.

Außer etwa zwanzig Industriellen und einigen Bankiers befanden sich dort mehrere hohe Ministerialbeamte und Diplomaten, eine Anzahl deutscher Abwehroffiziere und etwa fünfzig oder auch etwas mehr Nazis mittlerer und kleinerer Ränge. Während der ganzen Hitlerzeit war ich niemals so vielen Nazifunktionären begegnet wie jetzt in Nenndorf. Es war immerhin ungewohnt für mich, von ihnen als »Kamerad« angeredet zu werden. Nachts hörte man mitunter Schreie von offenbar Mißhandelten durch die Gänge schallen, doch blieben jedenfalls wir aus der Wirtschaft wenigstens von dergleichen verschont. Immerhin kamen wir oft wochenlang aus unseren engen Zellen nicht an die frische Luft. Verhört wurde ich ebenso wie die meisten anderen aus unseren Reihen nur ganz wenige Male, und dann über mehr oder minder belanglose Dinge. Diese Vernehmungen waren im Grunde genommen eine reine Farce. Zu keiner Zeit hat mir irgend jemand gesagt, aus welchem konkreten Grunde ich überhaupt »sitzen« mußte. Als im Dezember der Tag der Eröffnung des Provinzialrats in Düsseldorf herannahte, in den ich durch den damaligen Oberpräsidenten Dr. Lehr berufen worden war, beantragte ich Parlamentarier-Urlaub, worüber auch unsere gestrengen Überwacher gelächelt haben dürften. Es ging eben damals vieles »außerhalb der Legalität« zu.

Erfreulicherweise war die Haltung der in Nenndorf versammelten deutschen Industriellen, bis auf verschwindende Ausnahmen, einwandfrei und herzerfrischend. Immerhin hatten wir uns die Rückeroberung zu Recht und Anstand anders vorgestellt. Gerade ich, der ich die Engländer so gut zu kennen glaubte, hätte ihr Verhalten in Nenndorf schlechthin für unmöglich gehalten. Die Besatzungsmächte haben es sich damals mit ihrem Grundsatz des »automatic arrest« — was eine Ähnlichkeit mit der ominösen »Sippenhaft« aus der Nazizeit nicht verleugnen konnte — allzu einfach gemacht, wodurch so manche unbescholtene Menschen hinter Gitter und Stacheldraht gebracht wurden. Es war dann nicht erstaunlich, daß gewisse Organe und kleine Geister und erst recht minderwertige Subjekte, die es ja in jedem Volke gibt, glaubten, diese Menschen ausnahmslos als Verbrecher behandeln zu müssen, wiewohl es in so vielen Fällen zu Untersuchung und Urteil überhaupt nicht kam. Das ganze Verfahren wäre noch eher verständlich gewesen, wenn die Verhaftungen sofort bei Kriegsende, also gleich zu Beginn der Besatzungszeit und gewissermaßen in der ersten begrifflichen Erregung erfolgt wären. Nach acht Monaten aber hätte immerhin ein etwas verantwortungsbewußteres Vorgehen erwartet werden können, jedenfalls von einem Eroberer, der verkündet hatte, das deutsche Volk auf den Boden des Rechts zurückzuführen. In der amerikanischen Besatzungszone hat es in den ersten Nachkriegszeiten an Verhaftungen und wenig glücklichen Maßnahmen der

Besatzungsbehörden natürlich auch nicht gefehlt, doch zeigte sich dort rascher eine Besserung der Haltung gegenüber dem deutschen Volk. Von Anfang an standen die Amerikaner in ihrer Zone unserem Wiederaufbau mit größerer Sachlichkeit gegenüber.

Die Schilderung meines »Kuraufenthalts« in Bad Nenndorf wäre unvollständig, würde ich hier nicht mit großer Dankbarkeit der unermüdlichen Anstrengungen und Bemühungen meiner Frau gedenken, mich aus dieser Freiheitsberaubung so schnell wie nur eben möglich wieder zu erlösen. Sie lief buchstäblich von Pontius zu Pilatus, scheute keine Mühe und Last, hierhin und dorthin zu fahren und auch so manche nicht gerade angenehme und erfreuliche Unterredung zu führen, die diesem Zwecke diente. Es muß anerkannt werden, daß sie von den britischen Dienststellen überwiegend höflich und oft auch verständnisvoll aufgenommen wurde, mitunter mit der Zusage, helfen zu wollen, wobei dann nicht zu erkennen war, ob dieser Zusage eine wirkliche Bemühung folgte oder ob vielleicht nur der Einfluß des Betreffenden nicht weit genug reichte. Ich bin aber überzeugt davon, daß das ständige Drängen meiner Frau mit dazu beigetragen hat, die sachliche Weiterbehandlung der Verhaftungen aus der Wirtschaft ganz allgemein voranzubringen und im besonderen natürlich meine eigene Entlassung zu beschleunigen. Als bemerkenswert bleibt noch zu verzeichnen, daß es ihr außerdem gelang, nicht nur unseren mit dem größten Geheimnis umgebenen Aufenthaltsort in Bad Nenndorf dennoch ausfindig zu machen, sondern auch kleinste Undichtigkeiten in dem engmaschigen Netz, das uns umschloß, herauszufinden, durch die mich nach Monaten ohne jede Verbindung mit der Außenwelt gelegentlich Nachrichten und noch einiges andere erreichten.

Einen Groll habe ich aber aus jener Zeit nicht zurückbehalten. Sie hat höchstens dazu beigetragen, mein damaliges, durch die Nazizeit ausgelöstes Minderwertigkeitsgefühl als Deutscher etwas zu entlasten. Mancher alte englische Bekannte, dem ich später von den Erlebnissen in Bad Nenndorf erzählte, zeigte sich darob beschämt oder wollte es nicht glauben. Das britische Foreign Office lud mich mehrere Jahre später für acht Tage als seinen Gast nach London ein, wo man mich in einem der führenden Hotels mit Privatsalon einquartierte und mir einen Rolls-Royce-Wagen mit Fahrer zur Verfügung stellte. Es war mein erster Aufenthalt in England nach dem Kriege, und ich sah dabei viel Altes und Neues.

Nach Ablauf der Zeit in Nenndorf folgten noch drei volle weitere Monate Haftzeit in dem allgemeinen Internierungslager Hemer bei Iserlohn, ohne Vernehmungen irgendwelcher Art, worauf dann nach insgesamt neun Monaten Freiheitsentzug die Entlassungen langsam in Gang kamen.

Ich war einer der ersten, die man entließ, ohne Begründung oder Erklärung. Manche aus unserem Kreis mußten noch bis zu weiteren neun Monaten und länger warten. Am 6. September 1946 traf ich nachmittags wieder in Duisburg ein. Am Vormittag des gleichen Tages hatte meine Frau auf ihren letzten Antrag an die Engländer auf Freilassung ihres Mannes den Bescheid erhalten: »rejected«!

Ein für mich bemerkenswertes Datum ist noch der 14. November 1946, an welchem Tage ich »entnazifiziert« wurde. Die ganze Verhandlung dauerte eine halbe Minute. Hingegen verging noch eine ganze Weile, nämlich bis zum 31. Januar 1947, bevor ich von der britischen Besatzungsbehörde die Erlaubnis erhielt, mein Büro bei Klöckner zu betreten und meine Arbeit dort wieder aufzunehmen.

Ehe dies geschah, gab es noch ein kleines musikalisches Intermezzo bei einem Kammermusikkonzert der »Gesellschaft der Musikfreunde« in Duisburg, deren Vorsitzler ich gleich nach dem Kriege geworden war. Wegen des strengen Frostes im Winter 1946/47 mit entsprechenden Auswirkungen auf den ohnehin noch sehr lahmen Eisenbahnverkehr mußte eine Quartett-Vereinigung aus München am Vortage des Konzerts absagen, weil sie nicht anreisen konnte. Kurzerhand sprangen der Konzertmeister Karl Röhrig und ich mit einem Sonatenprogramm ein, natürlich mit Beethovens Kreuzersonate als Hauptwerk des Abends. Dabei saß dann der freundliche britische Besatzungsstellenleiter zu meinen Füßen, nachdem er vorher noch die Erlaubnis für mein Erscheinen in der Öffentlichkeit hatte geben müssen. Nachher veranstaltete Oberbürgermeister Dr. Weitz für Künstler und Freunde ein kleines Souper, bestehend aus nahrhafter dicker Suppe. Einige der Zeitungen, die über dieses Konzert berichteten, beförderten mich in ihrer Besprechung zum Professor. Jedenfalls war alles sehr befriedigt, und wir hatten das Gefühl, das Schlimmste hinter uns gebracht zu haben.

Nach einer mir aufgezwungenen Unterbrechung von vierzehn Monaten stürzte ich mich wieder in die Arbeit für den Wiederaufbau der Klöckner-Unternehmen. Freilich waren dabei meiner Wirkensmöglichkeit zunächst enge Grenzen gezogen. Durch die Verordnung der Militärregierung Nr. 5 vom 22. Dezember 1945 waren die Klöcknerzechen der Verfügungsgewalt der Eigentümergesellschaft entzogen, von den Hüttenwerken getrennt und der »North German Coal Control«, einer britischen Besatzungsbehörde, unterstellt worden. Auf der Eisen- und Stahlseite wurden die Eigentümerrechte durch die Verordnung Nr. 7 vom 20. August 1946 bis auf weiteres aufgehoben und die Werke der »North German Iron and Steel Control« unterstellt, die als ihr ausführendes Organ eine Treuhandverwal-

tung berief und deren Leitung dem zuvor schon genannten Dr. Dinkelbach übertrug. Ein Kontrollausschuß, dessen Vorsitz Dr. Deist (der spätere Bundestagsabgeordnete) wurde und dem Dr. Bender (Rechtsanwalt in Düsseldorf) als Beisitzer angehörte, nahm die Rechte des Aufsichtsrats wahr, besaß aber noch weitergehende Befugnisse. Die Hauptverwaltung der Klöckner-Werke AG in Duisburg war damit von der Leitung aller dieser Werke völlig ausgeschaltet, sie durfte nicht einmal irgendwelche Fühlung mit ihnen nehmen.

Von der Klöckner-Humboldt-Deutz AG verblieb das Werk Oberursel weiter in amerikanischer Hand; einen amerikanischen Treuhänder bekamen auch die Ulmer Werke. Im großen und ganzen kam jedoch die Produktion in den Betrieben von KHD rascher wieder in Gang als bei den Klöckner-Werken. Schon im Frühsommer 1945 hatten sich etwa 1700 Angehörige der alten Belegschaften bei der Kölner Gesellschaft wieder zur Arbeit eingefunden; ein Jahr später waren es bereits fast 7000 Mann. Doch ging es nicht ohne Verzögerungen und Rückschläge ab. Im Oktober 1945 zog die Militärregierung die Erlaubnis zur Wiederaufnahme der früheren Fertigungen in den Kölner Werken plötzlich zurück und beschränkte sie auf die Herstellung von Bergwerksbedarf und Ersatzteilen. Erst ein Jahr später wurden dann der Motoren- und der Schlepperbau wieder zugelassen. Und auch sonst konnten die Unternehmensleitungen weder in Köln noch in Duisburg kaum eine Maßnahme von irgendwelcher Bedeutung ergreifen, ohne dazu umständlich und mühselig die Genehmigung der Besatzungsstellen einholen zu müssen. Ich machte mich trotz aller Hemmnisse ans Werk, und ungezählte Mitarbeiter in unserem gesamten Bereich und in allen Schichten unterstützten mich dabei hingebungsvoll und mit allen ihren Kräften.

Doch kann ich dieses Kapitel nicht beschließen, ohne auch hier nochmals meines väterlichen Freundes, Dr. Karl Jarres, in Dankbarkeit zu gedenken. Als ich während meiner Haftzeit die mir zugefallene Aufgabe der Nachfolge Peter Klöckners nicht erfüllen konnte, sprang Dr. Jarres unverzüglich in die Bresche. Schon durch die Stärke und Lauterkeit seiner Persönlichkeit schloß er für den weiten Klöcknerbereich etwa aufkommende Neigungen zur Lösung der Bande an das Haus in Duisburg aus, die in den einzelnen Unternehmen in einer Zeit, da die leitenden Männer fast alle hinter Stacheldraht saßen, leicht hätte um sich greifen können. Er hütete so im wahren Sinne des Wortes das verwaiste Haus. Zusammen mit Robert *Pferdmenges* hat er sich in jener schweren Zeit nach dem Zusammenbruch von 1945 mit größter Tatkraft und Einsatzbereitschaft der Erhaltung und des Wiederaufbaus unserer Industrie angenommen. Diese beiden Männer,

Pferdmenges und Jarres — von denen im weiteren noch die Rede sein wird —, bewährten sich wirklich als die treuen Paladine der Ruhrwirtschaft. Ihnen ist es wesentlich mit zu danken, daß damals das Fundament gelegt wurde, auf dem aus einem Scherbenhaufen wieder eine arbeitsfähige Wirtschaft entstehen konnte. Die Klöckner-Unternehmen werden stets in der Dankesschuld dieser beiden Männer bleiben.

ABGEORDNETER IM WIRTSCHAFTSRAT

Im Juni 1947 rief eine »Gemeinsame Anordnung« der amerikanischen und der britischen Militärregierung die »Verwaltung des Vereinigten Wirtschaftsgebiets« in der sogenannten »Bizone«, mit dem Sitz in Frankfurt am Main, ins Leben. Dem war Ende 1946 ein vorläufiges amerikanisch-britisches Doppelzonenabkommen vorausgegangen, auf Grund dessen am 1. Januar 1947 in Minden bizonale Verwaltungen für Wirtschaft, Landwirtschaft und Finanzen unter Leitung der Herren Dr. Rudolf *Mueller*, Dr. Hans *Schlange-Schöningen* und Alfred *Hartmann* gebildet worden waren. Damit fand bereits das einseitige Schalten und Walten der von der Londoner Labour-Regierung abhängigen britischen Besatzungsbehörden in ihrer Zone ein Ende, das wirtschaftlich an der Ruhr ein Debakel heraufgeführt und ernste Bedenken bei den Amerikanern ausgelöst hatte. Diese hatten sich schon mit der Stuttgarter Rede des Staatssekretärs Byrnes vom September 1946 zu einer positiven Umorientierung ihrer Deutschlandpolitik bekannt.

Die Neuregelung vom Juni 1947 sah einen Wirtschaftsrat von 52 Mitgliedern vor, der bestimmte Befugnisse einem »Exekutivausschuß« übertragen sollte. Diese Organe blieben der Aufsicht des amerikanisch-britischen »Bipartite Control Office« unterstellt. Ihre Aufgaben wurden 1948 erweitert, wobei der Wirtschaftsrat eine Verdoppelung auf 104 Abgeordnete erfuhr, von denen je 40 der CDU/CSU und der SPD und 8 der FDP angehörten, während 6 Kommunisten und 10 Angehörige sonstiger kleinerer Parteien waren. Aus dem Exekutivausschuß wurde ein »Verwaltungsrat«, der bereits das Aussehen einer Art kleinen Kabinetts hatte. Unter der Leitung des ehemaligen Staatssekretärs in der Reichskanzlei und erfahrenen Verwaltungsfachmanns Hermann *Pünder* als »Oberdirektor« gliederte er sich in die Verwaltungen für Finanzen, Wirtschaft, Landwirtschaft, Verkehr, Arbeit und Post. Die »Direktoren«, die diese Ämter leiteten, gehörten im wesentlichen der CDU/CSU, zum kleineren Teil der FDP an. Frankreich trat diesen Regelungen erst im April 1949 bei; aus der »Bizone« wurde da-

durch eine freilich nur noch kurzlebige »Trizone«. Die Sowjetbehörden schufen für ihre Zone eigene Gremien, womit die Tragödie der Teilung Deutschlands, die mit der Aufteilung in Besetzungszonen begonnen hatte, ihren verhängnisvollen Fortgang nahm.

Was die Amerikaner und Briten der Verwaltung des Vereinigten Wirtschaftsgebietes noch nicht überlassen wollten, war die Überwachung des deutschen Außenhandels und der Devisenwirtschaft. Hierfür hatten sie Anfang 1947 eine besondere alliierte Dienststelle, die »JEIA« (Joint Export-Import Agency) gegründet, deren Zuständigkeit sich vom Herbst 1948 an auch auf die französische Besetzungszone erstreckte. Sie trat erst 1950 in Liquidation; die Abwicklung beanspruchte dann noch Jahre. Bei der deutschen Wirtschaft erfreute sich diese Dienststelle keines allzu guten Rufes; man pflegte sie geradezu als eine »Organisation zur Verhinderung der deutschen Ausfuhr« zu bezeichnen. Ihr Wirken fiel eben in die Übergangszeit, in der die westlichen Alliierten langsam einsehen mußten, daß eine Behinderung des Wiederaufbaus der deutschen Wirtschaft nicht in ihrem eigenen Interesse liegen konnte und man es deshalb schon in Kauf nehmen mußte, wenn die Deutschen allmählich auch wieder auf fremden Märkten wettbewerbsfähig wurden.

Im Anfang der Besetzungszeit und noch weit hinein in die Zeit des Frankfurter Wirtschaftsrats standen natürlich Haß und Verbitterung vernünftigen Erwägungen im Wege. Das war nach allem Vorangegangenen auch durchaus verständlich. Diese Einstellung, die übrigens bei den Engländern weit stärker zu spüren war als bei den Amerikanern, führte dazu, daß die Militärbehörden den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft tatsächlich längere Zeit hindurch eher zu behindern als zu fördern suchten. Aber in den folgenden Jahren änderten die Alliierten dann ihre Haltung doch verhältnismäßig rasch. Den eigentlichen Durchbruch brachte 1948 die Marshallplanhilfe, von der Westdeutschland im Laufe der Jahre ein Gesamtbetrag von 1,7 Milliarden Dollar zufloß. Vorausgegangen war ihr bereits die sogenannte GARIOA (Government and Relief in Occupied Areas), das heißt ein Fonds zur Finanzierung lebenswichtiger Einfuhren nach Westdeutschland. Auch er stammte aus amerikanischen Mitteln und erreichte einen Betrag von 1,6 Milliarden Dollar.

Im übrigen haben wir auch wohl das Glück gehabt, daß die stetig zunehmende Uneinigkeit zwischen den Westmächten und den Sowjetrussen uns in Westdeutschland viel früher die Fesseln der Besiegten lockerte, als man es 1945 erhoffen konnte, und zwar ohne daß der sich verschärfende Ost-West-Gegensatz in einen heißen Krieg ausartete. Hätte sich diese Entwicklung nicht zu Lasten der deutschen Einheit ausgewirkt, so hätte jede

Stadt im westlichen Teil Deutschlands eigentlich Anlaß gehabt, Stalin ein Denkmal zu setzen.

Die Mitglieder des Frankfurter Wirtschaftsrats wurden im Frühsommer 1947 von den Landtagen der einzelnen Länder nach dem Proporz der Parteien gewählt. Ich figurierte auf der Liste der CDU Nordrhein-Westfalens und glaubte, mich dem Rufe, Mitglied des Wirtschaftsrats zu werden, nicht entziehen zu dürfen. So nahm mich auch die Politik wieder in ihre Fänge, und ich wurde gleichsam im Nebenberuf, das heißt zusätzlich zu meiner Tätigkeit in der Wirtschaft, Parlamentarier, sofern man den Wirtschaftsrat als ein »Parlament« bezeichnen will.

Als wir in Frankfurt zu arbeiten begannen, fehlte eigentlich alles, was zu einem richtigen Parlamentsbetrieb gehört. Wer damals dorthin kam, dem gähnten noch auf Schritt und Tritt leere Fensterhöhlen entgegen. Als Sitzungssaal diente uns zunächst ein Theaterraum, in dem noch gespielt wurde, so daß wir unsere Sitzungen mit den Proben und Aufführungen abstimmen mußten. Telefon gab es nicht, ebensowenig Schreibmaschinen. Die Unterkunft in den wenigen, damals noch vorhandenen und nicht beschlagnahmten Hotels war mehr als dürftig. Schon die Reise nach Frankfurt war beschwerlich. Lange Zeit mußte die französische Zone sorgsam umfahren werden, weil die Autos dort Gefahr liefen, von ihren Eigentümern getrennt zu werden. Bis alle diese Mißstände behoben und die Kinderkrankheiten unserer Institution überwunden waren, dauerte es geraume Zeit. Und es machte die Probleme natürlich nicht einfacher, wenn man einsah, daß es selbstverschuldete Misere war.

Für die Arbeitsbedingungen im Wirtschaftsrat ist folgende Begebenheit bezeichnend. Anstelle des von den Alliierten im Januar 1948 entlassenen Direktors für Wirtschaft, Dr. Semler (er stürzte über seine berühmte »Hühnerfutterrede«), wurde ein Nachfolger gesucht. Die Fraktion der CDU/CSU sollte absprachegemäß den Posten besetzen und beauftragte zwei ihrer Mitglieder, Dr. Pferdenges und mich, vorbereitende Gespräche mit einem Kandidaten zu führen. Wir hielten unsere Beratungen in einem kleinen Zimmer ab, in dem sich nur ein Holzstuhl und ein gescheuerter Holztisch befanden. Auf dem Stuhl saß Pferdenges; der Kandidat und ich nahmen auf dem Tisch Platz und ließen die Beine baumeln. In dieser reichlich unzeremoniellen Weise gingen damals wichtige wirtschaftspolitische Besprechungen vor sich. Nach einigem Hin und Her kam dann freilich nicht der Kandidat, der an dieser durch ihren äußeren Rahmen denkwürdigen Besprechung teilnahm, sondern ein anderer, nämlich Professor Ludwig Erhard, zum Zuge.

Der große wirtschaftspolitische Wendepunkt dieser Jahre war die Währungsreform von 1948. Das hat allerdings weniger an dem von den Alliierten verfügbaren radikalen Einschnitt gelegen als an dem, was man von deutscher Seite, unter Führung von Professor Ludwig Erhard, daraus machte. In dieser Hinsicht hat, glaube ich, die Mehrheit des Frankfurter Wirtschaftsrats zusammen mit der Verwaltung für Wirtschaft von Anfang an bahnbrechend gewirkt. Ohne ihre beherzte Entschlußfreudigkeit und ihre angestrenzte und mutige Arbeit wäre die ganze Währungsreform ein Schlag ins Wasser geblieben. Sie schuf zwar die Voraussetzung für den Aufbau der gesamten Wirtschaft, mehr aber auch nicht. Erst der Wirtschaftsrat ermöglichte den bewußten Übergang von der Zwangs- und Planwirtschaft der Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsjahre zu der sozialen Marktwirtschaft, die die CDU schon vor der Währungsreform auf ihre Fahne geschrieben hatte. Endlich wurde durch den systematischen Abbau fast aller wirtschaftlichen Fesseln der todkranken deutschen Wirtschaft die heilbringende Arznei verabfolgt. Bei der zähen Arbeit, die dafür geleistet werden mußte, kristallisierte sich sehr bald schon im Wirtschaftsrat die spätere Bonner Regierungskoalition heraus, die dann bis 1957 und erneut von 1961 bis 1966 die Geschicke der Bundesrepublik lenken sollte. Die Leitsätze, die von 1949 an der Wirtschaftspolitik der jungen Bundesrepublik zugrunde lagen und die den unwahrscheinlichen Wiederaufstieg ihrer Wirtschaft erst ermöglicht haben, wurden damals festgelegt. Es fehlte uns also nicht an der Einsicht in das, was not tat, und an dem Willen, das auch zuwege zu bringen, soweit es nur irgend ging.

Der beste Beweis, daß es die Umstellung der Wirtschaftspolitik war, die den Wandel herbeigeführt hat, und daß eine Währungsreform für sich allein noch keineswegs diese Besserung hätte bewirken können, ist der Umstand, daß in anderen Gebieten, in denen man sich auf eine bloße Währungsreform beschränkte, der grundlegende Wandel zum Besseren ausblieb oder doch noch lange auf sich warten ließ. Das zeigte sich sowohl in Österreich wie auch im Saargebiet; auch in der französischen Zone stellte sich der Umschwung erst ein, als man dort gleichfalls, freilich mit beträchtlicher Verspätung, die in der britisch-amerikanischen Zone verwirklichten wirtschaftspolitischen Grundsätze zur Anwendung brachte.

Das alles ging keineswegs widerspruchlos vor sich. Es fanden sich viele, darunter natürlich geschlossen die in der Opposition befindliche Sozialdemokratie, die als unvermeidliche Folgen des Verlassens der planwirtschaftlichen Gleise ein wirtschaftliches Chaos, darunter besonders eine Arbeitslosigkeit von größtem Ausmaß, voraussagten. Andere wiederum behaupteten, die sich rasch abzeichnenden günstigen Wirkungen der

Marktwirtschaft spiegelten nur eine Scheinblüte, auf die keinerlei Verlaß sei. Natürlich gab das Arbeitslosenproblem zu beträchtlichen Sorgen Anlaß. Das lag aber nicht an der Abkehr vom Wirtschaftsdirigismus, sondern an der Millionenzahl von Flüchtlingen, die aus dem Osten in die Bundesrepublik eingeströmt waren und noch weiter einströmten und die bei der ohnehin katastrophalen Wohnungsnot kaum ein Obdach und noch schwerer eine Arbeitsstätte finden konnten. Aber auch da packte man entschlossen zu. Die Schwierigkeiten, die sich dem Aufstieg in den Weg stellten und die am schwersten zu überwinden waren, lagen anderswo, wie zum Beispiel in dem herrschenden Kapitalmangel, der sich als besonders erschwerend fühlbar machte und bis auf den heutigen Tag ein treuer Begleiter der wirtschaftlichen Unternehmungen in unserer Bundesrepublik geblieben ist.

Als ich um jene Zeit zum erstenmal seit Kriegsende nach Argentinien reiste, glaubten die Leute dort, mich aufpäppeln zu müssen, und sie waren erstaunt, keinen gebrochenen Mitteleuropäer anzutreffen. Das waren wir nun keineswegs. Aber trüb genug war das Bild: Blockade West-Berlins durch die Russen und bei uns im Westen Demontagen und Produktionsverbote sowie weitere schwerwiegende Maßnahmen der Alliierten. Die Demontagen waren in einem Plan für die deutsche Industrie vorgesehen, den die Besatzungsmächte bereits Anfang 1946 bekanntgegeben hatten. Er wurde in den beiden folgenden Jahren fast vollständig verwirklicht. Auch der Klöcknerbereich war betroffen. Eine Vielzahl von Anlagen und Maschinen mußte abgetragen werden. Erst nach langen Bemühungen war es gegen Ende 1949 möglich, den Abbau wenigstens für den restlichen Teil des vorgesehenen Planes abzuwenden. Bei anderen Unternehmen der Grundindustrie gingen die Demontagen teilweise noch ganz erheblich weiter.

Für die gesamte westdeutsche Wirtschaft war es sehr schwer, bei den Unsicherheiten des Besitzes, der Rohstoffversorgung und der verfügbaren maschinellen Ausrüstung die Produktion in Gang zu halten. Nicht weniger schlimm stand es in organisatorischer Hinsicht, vor allem wiederum bei den Grundindustrien. Die von der North German Iron and Steel Control 1947 eingesetzte Treuhandverwaltung begann damit, aus den von ihr zwangsverwalteten Hüttenwerken sogenannte Einheitsgesellschaften mit je 100 000 RM Kapital zu gründen. Das zwang die Klöckner-Werke AG, das Hüttenwerk Haspe, das Stahlverarbeitungswerk Osnabrück und die Georgsmarienhütte solchen Einheitsgesellschaften zu überlassen, obschon sie sich weigerte, die entsprechenden Benutzungsverträge zu unterzeichnen. Diese Verträge sahen den Verkauf aller Werksgüter, Betriebsstoffe und Erzeugnisse an die neuen Gesellschaften vor. Die Bezahlung dafür, die an-

zunehmen von den betroffenen Unternehmungen aber abgelehnt und daher bei einer Bank hinterlegt wurde, verfiel bei der Währungsreform der Abwertung auf sechseinhalb vom Hundert, während die von den Einheitsgesellschaften dazu aufgenommenen Kredite mit zehn vom Hundert bewertet wurden. Nach dieser Umorganisation der Klöckner-Werke verblieben nur noch die Betriebe in Düsseldorf und Troisdorf unter der Leitung ihrer Hauptverwaltung in Duisburg. Ende 1948 verkündete dann die Militärregierung das ominöse Gesetz Nr. 75, das die völlige Zerschlagung aller großen Unternehmen der Montanindustrie vorsah. Ihm folgte wenige Wochen später der Abschluß des Ruhrstatuts zwischen den USA, Großbritannien, Frankreich und den Beneluxländern. Es unterstellte die gesamte Grundindustrie an der Ruhr und die Aufteilung der Kohlen- und Stahlerzeugung des Ruhrgebiets einer Internationalen Ruhrbehörde in Düsseldorf. Alles in allem: Trübe Aussichten für die Weiterentwicklung.

Als ich kurze Zeit später in die Vereinigten Staaten kam, sahen die Dinge schon etwas hoffnungsvoller aus: Die Bundesrepublik war in statu nascendi, und Amerika sah in ihr fast das eigene Kind, dessen Gedeihen man sich angelegen sein, ja etwas kosten lassen müsse. In Amerika wurde mir damals die folgende Äußerung eines finnischen Kommunisten zu einem Amerikaner erzählt: »Ihr Land ist hoffnungslos. Sie haben zu viele Bürgerliche proletarischer Herkunft und zu viele Proletarier mit bürgerlichen Aspirationen.« Jener enttäuschte Kommunist würde vielleicht auch über unser Land ähnlich geurteilt haben. Was ihn störte, war offenbar, daß den Amerikanern (wie den Deutschen) ein menschenwürdiges Dasein mehr am Herzen liegt als die Neigung, sich von dem Trugbild einer klassenkämpferischen Ideologie blenden zu lassen.

Im Wirtschaftsrat habe ich ein paarmal zu längeren Ausführungen das Wort ergriffen. Auseinandersetzungen mit den Kommunisten, die damals ebenso wie dann auch im Ersten Bundestag noch eine parlamentarische Rolle spielten, blieben dabei nicht aus. Als der KPD-Abgeordnete Rische wieder einmal die alte Platte Eisen- und Stahlindustrie gleich Kriegsverbrecher ablaufen ließ, erwiderte ich ihm unter Heiterkeit des Hauses, es scheine ja so, als ob dem Stahl irgendein verborgener Giftstoff innewohne, an dem sich jeder infiziere, der sich damit beschäftige, und dadurch zu einem so schlimmen Verbrecher werde, daß ein Adolf Hitler daneben fast nur als Mitläufer erscheine.

In einer Rede zu dem uns damals schwer bedrückenden Problem der Demontagen warf ich die Frage auf, ob man denn wirklich glaube, daß die Demontagen ein geeignetes Mittel bildeten, um die Seele des deutschen Volkes für die Ideale des Westens zu gewinnen. Wenn man sich auf das

Recht auf Reparationen berufe, so habe doch die Erfahrung gelehrt, daß keine Reparation von deutscher Seite so wertvoll und wirksam sein könne wie der größtmögliche Beitrag Deutschlands zum Wiederaufbau der europäischen Wirtschaft. Der Präsident der Vereinigten Staaten habe kürzlich gesagt, man werde in den kommenden Jahren auf den Marshallplan zurückblicken als auf eine Trennungslinie zwischen der alten Ära nationalen Mißtrauens, wirtschaftlicher Feindseligkeit und Isolierungsstrebens, und einer neuen Ära wechselseitiger Zusammenarbeit. Auch wir sehnten diese neue Ära mit ganzem Herzen herbei, könnten uns aber nicht des sehr bestimmten Eindrucks erwehren, daß es sich bei der Demontagepolitik eindeutig um ein Residuum der alten Ära handle. Eine Konzession in dieser Frage würde reiche Früchte tragen können. Wir appellierten deshalb an die Besatzungsmächte, daß sie sich uns gegenüber durch Einstellung der Demontagen zu dem Geiste der neuen Ära bekennen möchten, von der Präsident Truman und auch der französische Außenminister Schuman unlängst so eindrucksvoll gesprochen hätten.

Am 27. August 1949 trat die CDU-Fraktion des Wirtschaftsrates zu ihrer letzten Sitzung in Frankfurt zusammen. Es traf sich, daß ich am gleichen Tage mit meiner Familie wieder unser altes, inzwischen neu aufgebautes Haus in der Wilhelmshöhe 10 in Duisburg beziehen konnte. Erwähnt sei hier schließlich noch, daß ich die Zeit meiner Zugehörigkeit zum Frankfurter Wirtschaftsrat auch dazu benutzt habe, mir noch ein weiteres Betätigungsfeld — sozusagen zur Ausgleichsbeschäftigung — zu schaffen, indem ich 1948 einen eigenen Musikverlag für die Herausgabe von Urtextausgaben unserer großen Meister ins Leben rief. Davon wird im Schlußabschnitt dieses Buches noch des näheren die Rede sein.

Der Frankfurter Wirtschaftsrat war noch ein von den Besatzungsbehörden eingesetztes Gremium, wenn er sich auch in angestrenzter Arbeit zu etwas recht Beachtlichem und Eigenständigem entwickelt hatte. Seine Debatten zeichneten sich in der Regel durch Sachlichkeit aus, und sein Niveau war vielleicht eines der besten in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus. Daß der Wirtschaftsrat dabei den Kontrollorganen des Besatzungsregimes untergeordnet war, hat naturgemäß nicht dazu beigetragen, sein Ansehen und seine Popularität in der deutschen Öffentlichkeit zu fördern. Zudem konnte Vertrauen in die Zukunft nach der Katastrophe von 1945 im deutschen Volke ohnehin nur langsam heranreifen.

Und doch war der Wirtschaftsrat mit seinen Organen die Wiege eines neuen deutschen Staatswesens. Durch die Errichtung der Bank Deutscher Länder und eines für das gesamte Vereinigte Wirtschaftsgebiet zuständigen

Deutschen Obergerichts in Köln wurden ihm Einrichtungen zur Seite gestellt, aus denen später die Bundesbank und der Bundesgerichtshof erwachsen. Neben dem Wirtschaftsrat konstituierte sich im September 1948 in Bonn der Parlamentarische Rat, um den Herrenchiemseer Verfassungsentwurf, den ein dazu berufener Sachverständigenausschuß ausgearbeitet hatte, zu dem Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland umzugestalten, das im Mai 1949 verabschiedet wurde und die Zustimmung der Landtage fast aller Länder fand.

Darauffhin konnte noch im gleichen Jahre der Erste Bonner Bundestag von der gesamten Bevölkerung der westlichen Besatzungszonen gewählt werden, und zwar nach dem System des Verhältniswahlrechts. Von britischer Seite wollten manche Leute der damals in London am Ruder befindlichen Labour-Partei zwar gerne das Mehrheitswahlrecht bei uns einführen, wie es in England in Geltung ist. Als sie aber den Eindruck gewannen, daß sich das zum Nachteil der SPD auswirken würde, erlahmte ihr Eifer leider rasch, und sie schwenkten auf die Verhältniswahl ein. Am 15. September 1949 wählte der Bundestag den Abgeordneten Konrad Adenauer mit einer (meiner) Stimme Mehrheit zum Bundeskanzler. Damit war eine nach allen Regeln der Demokratie zustande gekommene Bundesregierung in den Sattel gehoben. Wir hatten es zwar noch nicht gerade »herrlich weit gebracht«, aber doch eine entscheidende Wegstrecke zurückgelegt. Überaus schmerzlich war freilich, daß die sowjetrussische Besatzungszone in dieses Werk einer Neubegründung des deutschen Staatswesens nicht mit einbezogen werden konnte.

IM ERSTEN BUNDESTAG MONTANUNION UND DEUTSCHLANDVERTRAG

Bei dem großen politischen Schauplatzwechsel des Jahres 1949, der sich mit der Übersiedlung aller Beteiligten von Frankfurt nach Bonn vollzog, fand ich mich dort ein bißchen als Bundestagsabgeordneter wider Willen vor. Eigentlich hatte ich als Politiker ausscheiden und mich wieder ganz meinen wirtschaftlichen Aufgaben widmen wollen. Aber Adenauer hat mich damals ganz einfach dazu Breitgeschlagen. Diese vier Jahre, von 1949 bis 1953, haben dann mit zur arbeitsreichsten Zeit meines Lebens gehört. Dazu kam die besondere Art dieser Arbeit: ein ständiges Hin und Her zwischen Duisburg und Bonn bei dem damals noch trostlosen Zustand der Verkehrswege, die rasche Folge von Besprechungen und Sitzungen, das Hasten von Termin zu Termin. Auch hatte der Rhein-Wupper-Kreis, mein

Wahlkreis, ein Anrecht darauf, daß sich sein Abgeordneter öfter sehen ließ und sich der Wünsche seiner Wähler in Bonn annahm. Vor der Bundestagswahl hielt ich dort Wahlreden sozusagen am laufenden Band, unmittelbar vor der Wahl bis zu fünf an einem Tag. Es war schon ein rechter Kräfteverschleiß. Den rasend schnellen Aufbau jener Jahre haben alle mit ihren Nerven, mancher auch mit vorzeitigem Lebensende bezahlen müssen. Bundestagsabgeordneter zu sein, erwies sich, kurz gesagt, damals nicht als leichter denn es zu werden.

Und doch möchte ich die Erinnerung an jene Zeit nicht missen, und zwar nicht nur, weil damals in Bonn dauernd wichtigste politische Fragen auf ihre Lösung warteten. Der Erste Bundestag war mehr als nur ein Parlament zur Abwicklung irgendeiner Legislaturperiode. Es war ein Neuanfang, ein Neubau ganz von vorne und von unten an. Dabei galt es, die richtigen Ausgangspunkte zu finden und den Plan zu entwerfen, um das Werden eines deutschen Volksstaates auf der Grundlage von Recht und Freiheit zu ermöglichen. Dessen war sich auch die Mehrzahl der Abgeordneten voll bewußt, und gerade das machte die besondere Atmosphäre dieses ersten deutschen Nachkriegsparlamentes aus. Es war ein Werk der Staatsgründung, wie es nur wenigen Parlamenten beschieden ist. Bei aller Kritik, die man gewiß auch am Ersten Deutschen Bundestag üben kann, und trotz der überwiegend rein negativen Haltung, die die Opposition in ihm einzunehmen für richtig hielt, hat er seine Aufgabe, wie ich meine, doch in staunenswerter Weise gelöst.

Den Auftakt zu dieser Arbeit bildete im September 1949 die Regierungserklärung des neugewählten Bundeskanzlers Dr. Adenauer vor dem Bundestag und die sich daran anschließende erste große politische Debatte in diesem Parlament. Liest man heute in den Niederschriften dieser Aussprache, für die ich als Sprecher der CDU zu den außenpolitischen Fragen ausersehen worden war, so sieht man deutlich, wie bescheiden zu jener Zeit im Rahmen des Besatzungsstatuts noch die Bewegungsmöglichkeiten und die Befugnisse unserer neuen Bundesrepublik waren. Wir standen eben wirklich noch sehr am Anfang eines vor uns liegenden, weiten Weges. Aber wir schritten voran, und der Erfolg blieb nicht aus.

Was ist in diesen Jahren nicht alles geschehen: das Petersberger Abkommen schon gleich im November 1949, der Beitritt zum Europarat, der Schumanplan, die Auseinandersetzung mit den Besatzungsmächten über die Neuordnung von Grundindustrien, IG-Farben und Großbanken, und – last not least – die als Deutschland- oder auch als Generalvertrag bekanntgewordenen vier Bonner Vereinbarungen vom Mai 1952, um die innenpolitischen Streitfragen erst gar nicht zu nennen. Blicken wir auf das

Werk zurück, so können wir wohl auch vom Ersten Bundestag sagen, was Goethe 1792 nach der Kanonade von Valmy am Lagerfeuer niederschrieb: »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.« Zumindest für die deutsche Geschichte hatte ja tatsächlich eine neue Epoche begonnen.

Bonn wurde nicht nur Sitz unseres Parlaments, sondern langsam auch ein neues Zentrum der Weltpolitik. Davon konnte sich der Bundestagsabgeordnete täglich Rechenschaft ablegen, wenn ihm die Vertreter des Auslands – von Jahr zu Jahr mehr – auf Schritt und Tritt begegneten. Zunächst verkörperte sich dieses Ausland für uns freilich recht eindeutig in der Alliierten Hohen Kommission, die auf der anderen Rheinseite, hoch oben auf dem Petersberg, thronte – für die Machtverteilung von 1949 ein symbolhaftes Bild. Aber langsam stiegen die Götter von dort herab, und man traf sich in Bonn, bis schließlich der Petersberg ganz aufgegeben wurde.

Der erste Hohe Kommissar der Vereinigten Staaten in der Bundesrepublik war General Lucius D. *Clay*. Mit der Einrichtung der Luftbrücke nach West-Berlin während der Blockade durch die Sowjetrussen 1948/49 hat er sich einen besonderen Namen geschaffen. Von uns Deutschen hatte er damals – begreiflicherweise – zunächst nicht die allerbeste Meinung, von den führenden Leuten aus der Wirtschaft schon gar nicht. Als bei der Eröffnung des Zweizonen-Wirtschaftsrats in Frankfurt die drei Hohen Kommissare für die Mitglieder dieses Rates einen Empfang gaben, wurden Pferdmenge und ich dem General Clay als zwei prominente Vertreter von Finanz und Wirtschaft vorgestellt. Clay war schlechthin eisig zu uns. Er hielt uns eine kleine Moralpredigt und wandte sich schnell einer anderen Gruppe zu. Das Bild wandelte sich dann entscheidend, als John J. *McCloy* an seine Stelle trat, der von Anfang an sehr aufgeschlossen und bestrebt war, mit allen politischen Faktoren der Bundesrepublik in persönlichen Kontakt zu kommen. Dieser klugen und weitsichtigen Persönlichkeit hat die Bundesrepublik für ihren Aufbau gerade in den schwierigen Anfangsjahren außerordentlich viel zu danken. McCloy's Nachfolger wiederum, Botschafter James B. *Conant*, lud gleich zu Beginn seiner Tätigkeit als Hoher Kommissar eine Anzahl Industrieller zum Diner und zu einer höchst anregenden Aussprache ein. *Tempora mutantur.*

Von den Nachfolgern Conants als Botschafter der Vereinigten Staaten in Bonn will ich hier noch Walter C. *Dowling* besonders nennen. Mit ihm und seiner charmanten Gattin waren meine Frau und ich geradezu befreundet. Dowling verstand es, mit Takt und Geschick der mancherlei Klippen Herr zu werden, die sich in den Beziehungen zwischen Washington und

Bonn mehrfach zeigten, und Mißverständnisse zu beheben, wie sie sich auch zwischen Verbündeten leicht einstellen, zumal wenn diese ein Ozean voneinander trennt. Im gleichen Sinne bemüht sich sein Nachfolger George C. *McGhee*, der das Amt des USA-Botschafters in Bonn seit dem Sommer 1963 und damit in einer Zeit beträchtlicher politischer Wandlungen in Bonn und in der Welt draußen bekleidet und zu dem wir gleichfalls angenehme persönliche Beziehungen unterhalten.

Bei den Franzosen war natürlich die markanteste Persönlichkeit André *François-Poncet*, der in den dreißiger Jahren schon Botschafter in Berlin gewesen ist. Er war von Haus aus nicht Berufsdiplomat, sondern Parlamentarier. Als Abgeordneter der gemäßigten Rechten hatte er bereits mehrere Posten als Unterstaatssekretär inne, bevor er nach Berlin ging, wo er sich als gewandter Vertreter seines Landes und kluger politischer Beobachter erwies. Die deutsche Sprache beherrschte er vollendet, sprach sie aber mit einem geflissentlich von ihm kultivierten, leicht französischen Akzent. In der deutschen Literaturgeschichte, zumal der Goethe-Zeit, kannte er sich hervorragend aus. Von ihm gingen zahlreiche Bonmots um; er vermehrte sie ständig durch neue. In der Nazizeit führte er einmal Bekannte durch eine den Nazigeschmack verkörpernde Ausstellung im Haus der Deutschen Kunst in München. Da war ein gewaltiger Schinken, der Rückenakt einer Frau mit einem ebenso gewaltigen gewissen Körperteil. Als François-Poncet mit seinen Bekannten an dem Bild vorbeikam, stellte er vor: »Das ist Frau von Berlichingen!« Gelegentlich eines Essens, das ihm vom Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes 1938 im Hotel Adlon in Berlin aus Anlaß seiner Versetzung nach Rom gegeben wurde, wo die Französische Botschaft in dem prächtigen Palazzo Farnese residiert, sprach er in launiger Rede von seinem bevorstehenden Umzug vom Pariser Platz in Berlin in den »Palazzo Far Niente«. Er sah richtig voraus, daß damals im Rom Mussolinis für einen französischen Botschafter keine Lorbeeren zu holen waren.

In seiner Bonner Zeit geriet François-Poncet mit Dr. Adenauer in manches Wortgefecht, woran der Bundeskanzler, der ihm an Schlagfertigkeit nicht nachstand, gleichfalls seinen Spaß hatte. Als Adenauer zu Anfang der fünfziger Jahre einer Umwandlung der Hohen Kommissare in Botschafter das Wort redete, meinte François-Poncet, er sehe schon, worauf der Bundeskanzler hinauswolle: Die Hohen Kommissare sollten sich in Männer mit goldstrotzenden Uniformen verwandeln, damit der Bundeskanzler sie dann als schöne Schmetterlinge mit seinem Netz um so leichter einfangen könne. Adenauer soll, so erzählte man, darauf erwidert haben, es stehe den Hohen Kommissaren ja frei, Schmetterlingsnetze auf die Liste der verbotenen Waffen zu setzen.

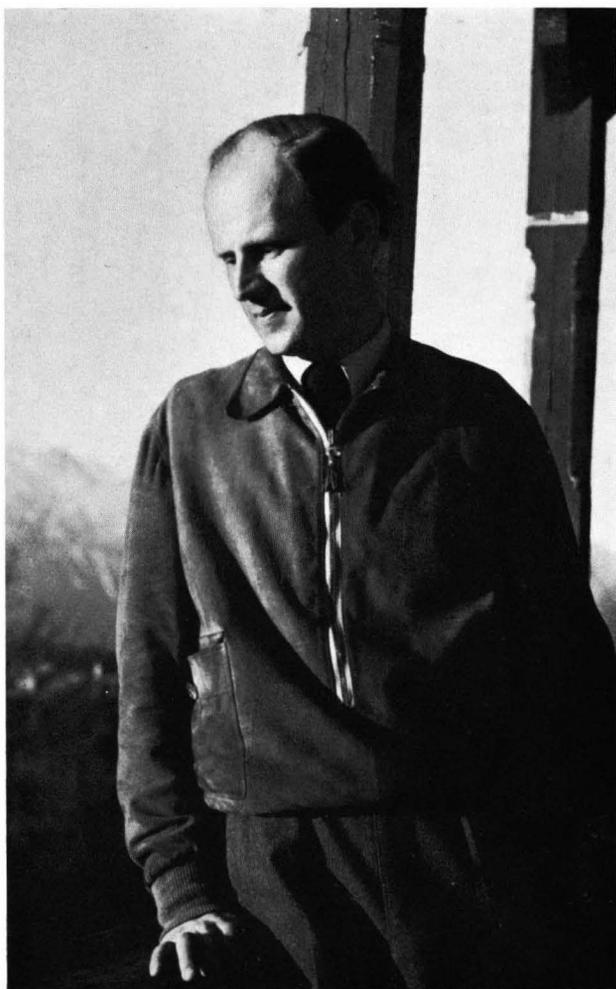
Persönlich haben meine Frau und ich auch zu François-Poncet und seiner Gattin freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Was Madame François-Poncet, die ihre Aufgaben als Botschafterin in idealer Weise erfüllte, besonders auszeichnete, war die Verbindung von Klugheit und Bildung mit einer gewinnenden und liebenswürdigen Art im gesellschaftlichen Verkehr. In dem sehr großen Kreis, auf den dieser Verkehr sich zwangsläufig erstreckte, kannte sie sich erstaunlich gut aus und verstand es, an dem Ergehen und den Sorgen zahlloser Gesprächspartner eine lebhaft persönliche Anteilnahme zu bekunden. In Paris, wohin sich das Ehepaar später zurückzog, haben wir des öfteren noch dessen Gastfreundschaft genossen, ebenso wie auch während seines Universitätsstudiums in Paris unser jüngster Sohn Peter, der besonders freundlich im Hause des Botschafters aufgenommen wurde.

Unter den Nachfolgern als Vertreter Frankreichs in Bonn verdienen hier noch die Botschafter Maurice Couve de Murville und François Seydoux eine Erwähnung. *Couve de Murville* war auch Gast in unserem Hause, wie wir in dem seinigen. Als Außenminister de Gaulles ist er dann später zu einer der in der Weltpresse ständig genannten Persönlichkeiten geworden. Es war sicher keine leichte Aufgabe, die ihm mit der Ernennung auf diesen Posten eines Mittlers zwischen dem so eigenwilligen französischen Staatschef und den fremden Regierungen zufiel. Der Botschafter *Seydoux* ist nicht nur persönlich ebenso charmant wie amüsant, auch seine politische Klugheit und sein diplomatisches Geschick stehen auf einem hohen Niveau. Ihm wurde das ungewöhnliche Los zuteil, den Bonner Botschafterposten nach einem Intermezzo von knapp drei Jahren ein zweites Mal zu bekleiden – von uns und seinen vielen anderen deutschen Freunden beim Wiedere Erscheinen mit besonderer Freude und Herzlichkeit begrüßt.

Nicht ganz so ergiebig wie die amerikanische und französische gestaltete sich die britische Repräsentanz in der neuen Bundesrepublik. Der Hohe Kommissar Sir Ivone *Kirkpatrick* liebte es, sich den Deutschen gegenüber vom hohen Roß her zu zeigen, wodurch er, auf längere Sicht gesehen, manche Chance seinen aufgeschlosseneren Kollegen überließ. Nach Beendigung seiner Bonner Amtszeit war *Kirkpatrick* noch einige Jahre lang Ständiger Unterstaatssekretär im Londoner Foreign Office, bevor er in den Ruhestand trat. 1959 veröffentlichte er ein Buch »The Inner Circle«, in dem er sich ausführlich über mehr oder minder bekannte Dinge aus der deutschen Vorkriegszeit ausläßt, während die Jahre seiner Tätigkeit in Deutschland nach dem Kriege, über die er doch einiges auszusagen in der Lage hätte sein müssen, ziemlich cursorisch abgehandelt werden. Mit dem gegenwärtigen, uns gleichfalls persönlich nahestehenden, von seiner charmanten



Dr. Karl Jarres (1871–1951)
Oberbürgermeister von Duisburg bis 1935



Dr. Helmut Küpper (1904–1956), Schwager des Verfassers

und klugen Frau unterstützten britischen Botschafter Sir Frank Roberts, der sich in der Bundesrepublik rasch eine sehr beachtliche Position zu verschaffen wußte, ist auch Großbritannien in Bonn wieder durch einen Diplomaten von besonderem Format vertreten.

Meine Frau und ich haben es bewußt unternommen, mit den Botschaftern der westlichen Großmächte wie auch mit denen kleinerer Staaten näheren Umgang und persönliche Beziehungen zu pflegen. In den ersten Nachkriegsjahren, und auch noch danach, war es ja wichtig, das Zerrbild des Deutschen, das die Nazizeit im Ausland hatte entstehen lassen, allmählich wieder richtigzustellen. Allein auf dem Wege der Kontakte deutscher Ämterstellen war das kaum zu bewerkstelligen. Dazu war es notwendig, daß die Mitglieder der Auslandsvertretungen in Bonn auch in eine engere Berührung mit Deutschen und ihren Familien kamen. Aber gerade das war und ist in dem bescheidenen Rahmen, den Bonn dafür bietet, für sie nicht leicht. Ein Hemmnis war dabei für uns natürlich die Entfernung Duisburgs von Bonn, die im Wagen auch heute noch mehr als eine Stunde Fahrzeit erfordert und dazu im Winter wegen Glatteis oder Nebels oft nur unter besonderen Schwierigkeiten zu überwinden ist.

So hart das Ringen zwischen der Bundesregierung und den Alliierten auch vielfach war, so vollzog es sich doch im Laufe der ersten Bonner Jahre in einer zunehmend neuen Atmosphäre, oft sogar in einer Atmosphäre des Vertrauens und des Verständnisses zwischen uns und unseren früheren Gegnern. Dieser Wandel war um so bemerkenswerter, als es ja nach dem Ende des Ersten Weltkrieges sehr viel länger gedauert hat, ehe es gelang, das tiefe Mißtrauen der vormaligen Kriegsfeinde gegen Deutschland wenigstens für etliche Jahre zum Schwinden zu bringen. Auch nach 1945 hätte dieser Wandel wahrscheinlich weit länger auf sich warten lassen, hätte nicht Stalins Politik des rücksichtslosen sowjetischen Machtstrebens die junge Bundesrepublik geradezu gedrängt, sich so eng wie möglich an den Westen anzulehnen, und auf der anderen Seite den Westmächten selbst die Gefahr eines weiteren Vorschiebens des sowjetrussischen Machtbereichs eindringlich vor Augen geführt. Besondere Höhepunkte der sich unter solchen Umständen anbahnenden Entwicklung waren die ersten Besuche der fremden Außenminister in Bonn, darunter der Robert Schumans im Januar 1950, der trotz der Schatten, die gerade die Saar-Frage wieder einmal auf die deutsch-französischen Beziehungen warf, doch den Boden bereitete für den großen Wurf: die Bekanntgabe des Schumanplans im Mai 1950. Für die Weltöffentlichkeit stellte der Vorschlag der französischen Regierung eine Überraschung dar. Er wurde in Frankreich selbst zwiespältig, in der

Bundesrepublik und auch in den USA sehr positiv aufgenommen. Die zum Teil geradezu begeisterte Zustimmung in Bonn hatte für die Franzosen beinahe etwas Erschreckendes. In England war die Aufnahme eher kühl, doch begrüßte Premierminister Attlee den Plan im Unterhaus als eine Initiative zur Beendigung des uralten deutsch-französischen Zwistes und zur Einigung und Befriedung Europas.

Wenige Tage nachdem der französische Außenminister Schuman den Vorschlag für die Vereinigung der europäischen Kohle- und Stahlproduktion veröffentlicht hatte, nahm ich auf Aufforderung der »United Press« in einer Erklärung dazu Stellung, in der es hieß, der von Frankreich unternommene mutige Vorstoß stelle ein internationales Ereignis von größter Tragweite dar. Politisch gesehen würde die Verwirklichung dieses Gedankens einen unermeßlichen Fortschritt in Richtung auf die deutsch-französische Verständigung bedeuten und den Weg zu einem vereinigten Europa öffnen. Wirtschaftlich gesehen würde der Plan der Integrierung Europas dienen, für die er in einem entscheidenden Punkte einen sehr konkreten Vorschlag mache. Ich fügte noch hinzu, die französische Initiative werde desto besser in der Lage sein, die Grundlage für die politische und wirtschaftliche Integration zu bilden, je mehr andere interessierte europäische Länder sich ihr anschließen.

In der Nachkriegsgeschichte wird man vielleicht die Verwirklichung des Schumanplans durch den in Paris am 18. April 1951 erfolgten Abschluß des Montanunion-Vertrags als eines der bedeutsamsten Ereignisse des ersten Jahrzehnts nach dem deutschen Zusammenbruch verzeichnen. Ich war bemüht, nach Kräften dazu beizutragen, daß es zu diesem Abschluß kam, zumal da er das Ruhrstatut ablösen sollte und die uns damals erlaubte jährliche Rohstahlproduktion noch auf rund elf Millionen Tonnen begrenzt war. In einer für den Bundeskanzler auf dessen Wunsch verfaßten Denkschrift habe ich am 10. Juni 1950 meine Gedanken und Überlegungen zum Schumanplan ausführlich niedergelegt.

In diesem Schriftstück führte ich unter anderem aus, wir würden Wert darauf legen müssen, daß uns für die Zusammenfassung der Grundindustrien unter einer gemeinsamen Oberbehörde gleiche Bedingungen als Partner zuerkannt würden. Einer der wichtigsten französischen Beweggründe für den Schumanplan sei sicherlich der Wunsch, durch Verschmelzung der Märkte Frankreich einen größeren Absatzraum für seine Stahlerzeugung zu verschaffen und allgemeine Sicherungen dafür zu gewinnen, daß Frankreich den erzielten Vorsprung in der Stahlerzeugung des Kontinents auch für die Zukunft beibehalte. Dennoch sei anzunehmen, daß die politischen Beweggründe ungleich gewichtiger seien, nämlich die Verwirklichung des

Europagedankens von der wirtschaftlichen Seite her, die Entschärfung der Saarfrage und die Anbahnung des deutsch-französischen Ausgleichs in einer Frankreich angemessen absichernden Form. Aufgabe des Schumanplans müsse die zusammenfassende Koordinierung der Volkswirtschaften der daran beteiligten Länder auf dem Gebiete von Kohle und Stahl sein. Durch ihn solle zwar reguliert, nicht aber dirigiert werden. Auch für die Bundesrepublik müsse die Stahlausfuhr wieder wie früher ein erheblicher Devisenbringer werden. Die im Schumanplan vorgesehene Aufhebung der Zölle werde sich allerdings stark zu unseren Lasten auswirken. Einen Ausgleich für diese vom deutschen Standpunkt aus negativ zu wertende Folgewirkung müsse der zu erhoffende allgemeine wirtschaftliche Aufschwung im Rahmen der Montanunion in Auswirkung der Bildung des Einheitsmarktes bieten. Schließlich erscheine es für die Gewährleistung einer gleichwertigen deutschen Mitarbeit im Rahmen der Montanunion dringend erforderlich, daß jetzt endlich mit der Neuorganisation unserer Grundindustrien unter alliierter Ägide Schluß gemacht werde. Es sei mit dem Gedanken der Montanunion nicht vereinbar, daß bei uns eine »Dekonzentration« fortgesetzt werde, während sich in Frankreich seit zwei Jahren der genau umgekehrte Vorgang vollziehe.

Mit dem in den beiden letzten Sätzen wiedergegebenen Hinweis wurde ein Gebiet berührt, das damals zu schweren Sorgen in der westdeutschen Grundindustrie Anlaß gab. Die Demontagen hatten zwar seit 1949 eine fühlbare Abschwächung erfahren und nahmen 1950 überhaupt ein Ende. Auch die Produktion war langsam gestiegen, und seit 1947 hatte die JEIA sogar eine freilich noch recht beschränkte deutsche Stahlausfuhr zugelassen. Man konnte wieder an den Neuaufbau denken, und so wurde im Klöcknerbereich bereits 1949 das Siemens-Martin-Stahlwerk der Georgsmarienhütte als erster großer Nachkriegsneubau der westdeutschen Stahlindustrie in Angriff und 1952 in Betrieb genommen. Ebenso hatte das Betriebsklima in normale Bahnen zurückgefunden. Seit 1949 hatte es aufgehört, daß ständig ein Teil der Belegschaften auf »Kartoffelfahrten« in ländlichen Bezirken unterwegs war, wie es sich in den ersten Nachkriegsjahren eingebürgert hatte.

Dafür aber begann für die Unternehmen der deutschen Wirtschaft eine Zeit neuer Prüfungen: die sogenannte Entflechtung als Auftakt zur Neuorganisation der Grundindustrien. Angekündigt hatten die Besatzungsmächte diese Maßnahmen, wie bereits erwähnt, schon lange; es lag nachgerade im dringenden Interesse unserer Wirtschaft, daß nun endlich Klarheit geschaffen wurde, wie der unerträgliche Schwebezustand zu beenden sei. Natürlich kam dabei alles auf die Art der Durchführung an.

Das Gesetz Nr. 75 von 1948 brachte im folgenden Jahr als erste Frucht die Bildung der Stahltruhänder-Vereinigung. Aus zwölf Mitgliedern bestehend sollte sie im Auftrag der drei Besatzungsmächte die Vorschläge für die Entflechtung der Grundindustrien ausarbeiten. Auch ich wurde als Mitglied dieser Vereinigung vorgesehen, lehnte aber ab, als ich damit rechnen mußte, daß bei der Neuordnung über die Eigentumsrechte hinweggegangen werden sollte, ohne daß ich dies hätte verhindern können. Darauf blieb es bei elf Mitgliedern. Die Geburt der Stahltruhänder wurde damals im Düsseldorfer Karnevalszug durch einen Wagen verulkt, der die elf Truhänder und am Wagenende einen Babysarg mit dem zwölften Stahltruhänder zeigte. Im Mai 1950, nur eine Woche nach der Bekanntgabe des Schumanplans, erließen die Hohen Kommissare das Gesetz Nr. 27, eine Neuauflage des Gesetzes Nr. 75, das nunmehr die Entflechtung selbst einleitete. In der ersten Durchführungsverordnung von 1950 wurde die Liquidation aller großen Gesellschaften der Kohle- und Stahlindustrie verfügt. Auch die Klöckner-Werke AG befand sich darunter.

Dem ganzen Entflechtungsverfahren lag die These von der angeblich übermäßigen Konzentration wirtschaftlicher Macht in diesen Unternehmen zugrunde. Schon die Potsdamer Deklaration der Siegermächte hatte 1945 diese These aufgestellt. Wie absurd sie war, wird ohne weiteres deutlich, wenn man die Produktionsziffern der meisten deutschen Hüttenwerke mit denen der USA vergleicht. Gemessen an den Kapazitäten der amerikanischen Betriebe — deren größtes Unternehmen hatte damals eine Jahresrohstahlproduktion von über dreißig Millionen Tonnen! — war eine Rohstahlerzeugung von 1,2 Millionen Tonnen im Jahre, wie sie die Klöckner-Hütten (und ebenso die große Mehrzahl der übrigen deutschen Montangesellschaften) damals zu leisten vermochten, schon eher ein Kleinbetrieb. Aber die Behauptung von der übermäßigen Konzentration wurde von den alliierten Stellen in Deutschland kompromißlos aufrechterhalten und bestimmte ihre Haltung in allen Einzelfragen. Sie blieben für noch so überzeugende Gegenargumente fast immer unzugänglich, sei es, weil ihre Weisungen ihnen dies vorschrieben, sei es, weil Personen Entscheidungsbefugnisse besaßen, die einer solchen Aufgabe nach Herkunft oder Ausbildung kaum gewachsen waren. Einige Kontrolleure in Militäruniform entstammten zudem Unternehmen in ihren eigenen Ländern, die unsere alten Wettbewerber auf dem Weltmarkt waren, was beispielsweise bei den Verhandlungen unserer Kölner Werke um die Wiederzulassung der Motorenproduktion eindeutig erkennbar wurde.

Man mußte schon hoch hinaufgreifen, bis zu den obersten Wirtschaftsberatern der Hohen Kommissare selbst, wenn man Gesprächspartner mit

wirklichem Verständnis für die Tragweite der auftauchenden Fragen finden wollte. Und auch unter diesen legte der Amerikaner, Professor Robert R. Bowie, einen starren Doktrinarismus an den Tag, der sich fast jeder sachgemäßen Regelung entgegenstellte, während der britische Berater, der spätere britische Botschafter in Peking und Moskau, Sir Humphrey Trevelyan, sich ausgesprochen einsichtsvoll zeigte und auch der Franzose, M. Paul Leroy-Beaulieu, Aufgeschlossenheit bewies. Erfreulicherweise war dies, was die amerikanische Seite anlangte, beim Hohen Kommissar John McCloy selbst ebenso der Fall. Doch auch die höchsten Vertreter der Alliierten in der Bundesrepublik blieben gerade in den Entflechtungsfragen lange Zeit hindurch an die nun einmal festgelegten Entschlüsse ihrer Regierungen strikt gebunden.

Mit dem Schumanplan standen die Fragen der Entflechtung in keinem unmittelbaren Zusammenhang. Aber das zeitliche Zusammentreffen der Bekanntgabe dieses Planes mit der Neuordnung in der deutschen Grundindustrie hatte doch auch für diesen Fragenkreis seine große Bedeutung. Bei dem einen wie dem anderen Vorhaben handelte es sich ja weitgehend um den gleichen Bereich der Gesamtwirtschaft. Wurde der Schumanplan verwirklicht, der ein Angebot aus einer völlig anderen Gedankenwelt darstellte als die, der das Gesetz Nr. 75 seinen Ursprung verdankte, so mußte auch jede diskriminierende Sonderbehandlung der deutschen Grundindustrie aller Voraussicht nach in absehbarer Zeit ein Ende nehmen. Daraus ergab sich so noch ein zusätzliches Argument für die Annahme des Schumanplans, wenn es auch von geringerem Gewicht war gegenüber den zwingenden außenpolitischen Gründen, die dafür sprachen.

Diesen Gründen Anerkennung zu verschaffen und bestehende Bedenken auszuräumen, darauf kam es damals in erster Linie an. So warb ich in vielen Vorträgen, Diskussionen und Aufsätzen für die Durchsetzung des Schumanplans. Was heute Wirklichkeit ist, mußte damals erst mühsam und gegen manche Widerstände geschaffen werden. Am wenigsten kamen solche Widerstände, was festgehalten zu werden verdient, aus den Reihen der deutschen Grundindustrie selber, deren leitende Männer sich von Anfang an sehr aufgeschlossen zeigten. In einem Vortrag in der Volks- und Betriebswirtschaftlichen Vereinigung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet im Januar 1951 betonte ich, daß der Schumanplan zwar keine Entscheidung zwischen freier oder geplanter Wirtschaft, zwischen Sozialisierung und Privatwirtschaft habe treffen wollen, daß er aber auf die Beibehaltung der Grundsätze des Wettbewerbs nicht verzichten dürfe. Über die Notwendigkeit des Leistungswettbewerbs als wesentlichsten Antrieb für

eine Steigerung und Verbesserung der Produktion müsse Einverständnis unter den künftigen Partnern bestehen. Das entscheidend Neue, das der Schumanplan gebracht habe, sei das Anstreben der Einigung Europas nicht auf internationaler, sondern auf übernationaler Grundlage. Er beabsichtige so, Europa von unten her durch die Schaffung einer echten Interessengemeinschaft auf einem Hauptgebiete des Wirtschaftslebens aufzubauen. Die Umstände hätten ihn gleichsam zum großen Prüfstein werden lassen, ob es denn nun wenigstens diesen Weg zu einem einheitlichen Europa gebe, dessen Schaffung die heutige, so völlig veränderte Weltlage mit einer Dringlichkeit fordere, über die sich alle Welt im Westen einig sei.

Einen Sonderdruck des Vortrages übersandte ich dem Französischen Botschafter François-Poncet, der mir auf die liebenswürdigste Weise dankte, indem er schrieb: « Il faut des pionniers pour arracher les sociétés humaines à leurs routines. Vous aurez été de ces < Bahnbrecher > . » Der Vortrag wurde in Frankreich von industrieller Seite übersetzt und innerhalb der dortigen Industrie verbreitet.

In einem Interview, das am 28. Januar 1951 in der »Washington Post« über mögliche Osttendenzen der Ruhrindustrie erschien — worüber sich das große amerikanische Blatt besorgt gezeigt hatte —, wies ich darauf hin, es sei ganz einfach eine Legende, daß die deutsche Grundstoffindustrie nichts sehnlicher wünsche, als Geschäfte mit dem Osten zu machen. Die Männer an der Spitze der deutschen Industrie seien überzeugte Anhänger des Grundsatzes der Freiheit in der Wirtschaft und der persönlichen Verantwortung des Unternehmers. Die Hoffnungen, die der Westen auf den Beitrag der deutschen Industrie setze, würden nicht enttäuscht werden, und die künftige enge Zusammenarbeit Deutschlands und Frankreichs innerhalb des Schumanplans werde für ganz Europa beispielgebend sein. In Sachen des deutschen Osthandels änderte sich das Bild freilich später, als man im Westen allgemein und auch in den USA zu der Ansicht kam, man könne durch eine Belebung des Osthandels die politische Entspannung fördern.

Die Beratungen des Bundestags über den Montanunionvertrag begannen im Juli 1951. Bei der ersten Lesung eröffnete ich als Redner der CDU die Debatte, bei der das Für und Wider von beiden Seiten in aller Breite zur Erörterung kam. Von Dr. Adenauer erhielt ich daraufhin folgenden Tages den nachstehenden Brief: »Es ist mir ein besonderes Bedürfnis, Ihnen für Ihre gestrigen ausgezeichneten und wirkungsvollen Darlegungen zu danken, mit denen Sie die Haltung der CDU/CSU zum Ratifizierungsgesetz des Schuman-Planes begründet haben. Die erste Lesung des Gesetzes bedeutet einen großen Schritt vorwärts auf dem Wege zu der neuen Gestaltung Europas, die uns allen so sehr am Herzen liegt.«

Die Entscheidung, durch die der Vertrag vom Bundestag mit 232 gegen 143 Stimmen bei drei Enthaltungen angenommen wurde, fiel dann nach der dritten Lesung am 12. Januar 1952. Auch in ihr eröffnete ich die Debatte als erster Redner nach dem Bundeskanzler. Die gegensätzlichen Standpunkte der Parteien traten in dieser Sitzung nochmals klar darin zutage, daß Adenauer den Plan als »das größte Werk seit dem Grundgesetz« und einen »Kristallisationspunkt für Europa« bezeichnete, während Ollenhauer als Wortführer der SPD von einer »kalten Ruhrbesetzung« sprach. Ein solches Gegenargument war sicher fehl am Platze, doch mag es andere gegeben haben, die sich eher hören ließen, wie das immer bei so wichtigen Fragen der Fall ist. Aber man mußte sich schließlich entscheiden und konnte nicht halbherzig Stellung nehmen. Churchill hat bei einer solchen Gelegenheit einmal gesagt, eine Frau sei schwanger oder sie sei es nicht; ein bißchen schwanger könne sie nicht sein. Und so haben dann auch Bundesregierung und Bundestagsmehrheit nach sorgfältiger Gewinn- und Verlustrechnung, bei der die politische Seite den Ausschlag gab, entschieden, die Montanunion sei im Ganzen ohne Frage ein Gewinn für die Bundesrepublik. Der Unionvertrag trat dann, nachdem auch die anderen fünf europäischen Partner ihn ratifiziert hatten, Ende Juli 1952 in Kraft.

Die Montanunion — auf deren weitere Entwicklung später noch zurückzukommen sein wird — hatte zunächst eine schwierige Anlaufperiode zu überwinden. In dieser Zeit, in der die Kohle- und Stahlgeschäfte nicht gerade zum besten standen, fragte mich der bekannte und von mir seiner überragenden unternehmerischen Eigenschaften wegen hochgeschätzte Industrielle Friedrich *Flick* einmal, was ich denn nun jetzt von der Montanunion hielte. Ich erwiderte, sie habe das Pech, daß der Beginn ihrer Tätigkeit mit einer rückläufigen Konjunktur zusammenfalle. *Flick* meinte darauf, diese Antwort berühre ihn eigenartig, denn nach der Machtergreifung durch die Nazis habe er 1933 Peter Klöckner gefragt, was er von Hitler halte. Dieser habe ihm damals erwidert: »Der Mann hat Glück. Sein Regierungsbeginn fällt mit einem kräftigen Konjunkturaufschwung zusammen.«

Im Sommer 1952 nahm nach dem Inkrafttreten des Montanunionvertrages die Tätigkeit der Internationalen Ruhrbehörde in Düsseldorf ein Ende, das von der deutschen Montanindustrie schon lange herbeigesehnt worden war. Wenn auch die Bundesrepublik dieser Ruhrbehörde 1949 aus berechtigten zeitbedingten Überlegungen heraus beigetreten war, so bedeutete dies doch eine starke einseitige Beeinträchtigung der deutschen Hoheitsrechte, die etwas wesentlich anderes darstellte als die übernationale Beschränkung der Hoheitsrechte aller durch die Montanunion. Daß sich diese Beeinträchtigung deutscher Hoheitsrechte in erträglichen Grenzen

gehalten hatte, war wesentlich dem Generalsekretär der Ruhrbehörde, dem Belgier *Georges Kaeckenbeeck*, zu danken, der eine vernünftige, auch den deutschen Wünschen Rechnung tragende Sachbehandlung zu gewährleisten verstand. Er hatte sich schon nach dem Ersten Weltkrieg als Mitglied der Interalliierten Kommission in Oberschlesien als »ehrlicher Makler« zwischen den Völkern bewährt.

Neben dem Ringen um die Verwirklichung des Schumanplans und um eine tragbare Entflechtung in den Grundindustrien kam es zur gleichen Zeit noch zu einer dritten heftigen Auseinandersetzung wirtschafts- und sozialpolitischer Art. Sie betraf den Einbau der sogenannten erweiterten Mitbestimmung der Arbeitnehmerseite bei den leitenden Organen der Montanindustrie in unsere deutsche Rechtsordnung. Das Gesetz vom 21. Mai 1951 über die Mitbestimmung in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie hat die Mitbestimmungsrechte nicht etwa neu eingeführt. Es handelte sich vielmehr um die gesetzliche Verankerung einer Maßnahme, die bereits unter der Ägide der britischen Militärregierung getroffen worden war. Sie regelte die Zusammensetzung der Spitzengremien der einer Verfügungsmacht der Eigentümer entzogenen Gesellschaften. Dem Vorstand jeder dieser Gesellschaften mußte ein Arbeitsdirektor angehören; für den Aufsichtsrat waren je fünf Vertreter der Unternehmer- und der Arbeitnehmerseite vorgeschrieben mit einem elften Mitglied als Vorsitz, das die von der Militärregierung eingesetzte Treuhandverwaltung berief. Damit war für den Bereich der Grundindustrie die Mitbestimmung tatsächlich bereits 1947 eingeführt worden.

Schon vorher hatten Verhandlungen zwischen Eigentümern und Unternehmern mit der Gewerkschaftsführung über eine Neuregelung der Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit bei Kohle und Stahl stattgefunden. Im Zusammenhang mit der bereits damals von der Militärregierung in Angriff genommenen, an die Grundlagen der Montanindustrie rührenden Entflechtung war den Gewerkschaften in dem Bemühen um eine politisch und wirtschaftlich vertretbare Gesamtlösung von industrieller Seite dabei vorgeschlagen worden, der Treuhandverwaltung einen gemeinsamen Plan für eine vernünftige Neuordnung der Grundindustrien vorzulegen. Mittlerweile waren nämlich die Absichten der Treuhandverwaltung bekannt geworden. Die Unternehmenseite hielt sie für wirtschaftlich nicht gesund und nicht vertretbar und auch unter allgemeinen Gesichtspunkten für nicht gerechtfertigt. Die Gewerkschaften haben die Vorschläge der Unternehmer aber nicht aufgegriffen, sondern auf der Seite der Treuhandverwaltung

Stellung bezogen. Sie unterstützten deren Pläne, in denen die Mitbestimmung enthalten war und in der schon erwähnten Form dann auch verwirklicht wurde.

Im westlichen Ausland gab es für diese Regelung kein Vorbild. Auch die Labourkabinette in Großbritannien haben weder damals noch später etwas Derartiges unternommen. In keinem anderen großen Industrieland sind die Gewerkschaften bisher mit Ähnlichem hervorgetreten; im Gegenteil lehnen sie ein solches Mitbestimmungsrecht, wie seither vielfach zu hören war, als gewerkschaftsfremd ab. Die britischen Besatzungsstellen zeigten sich damals jedoch eifrig bemüht, in der durch die Demontagen schwer beunruhigten deutschen Wirtschaft die Gewerkschaften besonders zu begünstigen, wohl deshalb, um ihrer für die deutsche Wirtschaft insgesamt wenig zuträglichen Politik wenigstens den Charakter besonderer sozialer Fortschrittlichkeit zu geben.

Nachdem die Mitbestimmung bei der Kohle- und Stahlindustrie auf britische Veranlassung hin einmal eingeführt war, sahen die Gewerkschaften darin eine neue wichtige Errungenschaft, die sie nach Bildung der Bundesrepublik mit der Parole, es gehe um die Erhaltung des sozialen Besitzstandes, durch ein besonderes Gesetz dauerhaft sichergestellt sehen wollten. Schon im April 1950 veröffentlichte der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes einen Gesetzentwurf mit dieser Zielsetzung. Die entgegenstehenden Bedenken und Einwände rechtlicher und wirtschaftspolitischer Art wollte er nicht gelten lassen. Er schritt, um seine Forderung durchzusetzen, im Januar 1951 sogar zur Streikdrohung, obschon gar kein Streit zwischen den Tarifpartnern, ja nicht einmal eine Zuständigkeit dieser Tarifpartner vorlag; vielmehr sollten Bundestag und Bundesregierung unter Druck gesetzt werden.

Bundeskanzler Adenauer war der Ansicht, daß es zu einem solchen Streik nicht kommen dürfe. Eine Verwirklichung der Streikdrohung hielt er zwar für rechts- und verfassungswidrig; er war aber zugleich der Überzeugung, daß bei der innen- und außenpolitisch bedrohten Lage unseres so jungen, in seinem Gefüge noch recht unzulänglich gefestigten Staatsgebildes eine so große Belastungsprobe unbedingt vermieden werden müsse. Ein Streik bei Kohle und Stahl würde in seinen Auswirkungen, zumal bei der zugesagten Unterstützung sämtlicher anderen Gewerkschaften, nicht auf die Grundindustrien beschränkt bleiben, sondern mußte wegen des Ausfalls der Kohlenförderung alsbald den gesamten Güterverkehr und damit die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und mit dem im tiefsten Winter so dringend benötigten Heizmaterial voll in Mitleidenschaft ziehen. Der Bundeskanzler hielt deshalb eine auf Kohle und Eisen

begrenzte Sonderregelung für angebracht, die den Gewerkschaftsforderungen Rechnung trug. Der Meinung, daß es nicht zum Streik und damit zu einer Kraftprobe kommen dürfe, mußte auch beipflichten, wer an sich gegen eine solche Regelung war. Die Unternehmer konnten zudem nicht übersehen, daß die deutsche Grundindustrie noch der Treuhandverwaltung und dem Ruhrstatut unterlag und den Belastungen nicht gewachsen sein konnte, die mit einem Aufnehmen des Fehdehandschuhs der Gewerkschaften verbunden sein mußten.

So kam es auf Veranlassung des Bundeskanzlers zu Besprechungen zwischen den Gewerkschaften und mehreren sachverständigen Unternehmern aus der Kohle- und Stahlindustrie. Es nahmen teil, neben Dr. Robert Pferdenges, von der Kohlenseite die Bergassessoren Dr. Heinrich Kost (Rheinpreußen AG) und Adolf Hueck (Gelsenkirchener Bergwerks AG), von der Stahlseite Hermann Wenzel (Vereinigte Stahlwerke AG) und ich. Nach Lage der Dinge ging es bei diesen Besprechungen gar nicht um die Grundsatzfrage der Mitbestimmung, worüber die Gewerkschaften nicht mehr mit sich reden lassen wollten, sondern im wesentlichen um die Festlegung von Einzelheiten, und zwar besonders um den »elften Mann« im Aufsichtsrat und um die Stellung des Arbeitsdirektors in der Betriebsleitung.

Hermann Wenzel und ich hielten während der Dauer dieser Besprechungen engste Fühlung mit den maßgebenden Herren der Stahlindustrie, darunter W. Zangen und Dr. W. Pohle (Mannesmann), Dr. Hermann Reusch (Gutehoffnungshütte), K. Kaletsch (Flickgruppe), Dr. Jarres und Dr. Schroeder (Klöckner-Werke) und andere. Mit ihnen trafen wir uns fast allabendlich, von den Bonner Verhandlungen zurückgekehrt, irgendwo im Revier. Dabei wurden Richtlinien für die Verhandlungsführung auf der Unternehmenseite und für eine Kompromißlösung erörtert und festgelegt. Der gesamte Kreis, darunter alle vorerwähnten Herren und jeder vertretene Konzern, wurde von Wenzel und mir ausdrücklich und einzeln um Zustimmung zu der bisherigen Verhandlungsführung und den weiteren Verhandlungen mit dem Ziel einer Verständigung befragt. Sie wurde ausnahmslos gegeben, worüber eine Niederschrift vorliegt. Schließlich gelang es dann, sich mit den Gewerkschaften in den so abgesteckten Grenzen zu verständigen. Diese Verständigung hat ihren Niederschlag in den als Material zum Gesetz veröffentlichten »Richtlinien über die Mitbestimmung in der Kohle und Eisen schaffenden Industrie« gefunden. Darin wird auch das mit den Gewerkschaftsvertretern gleichfalls erzielte Einverständnis festgehalten, daß diese qualifizierte Mitbestimmung nicht auf den übrigen Bereich der Wirtschaft übergreifen solle. Die Bundesregierung legte daraufhin im Bundestag einen Gesetzentwurf vor, der zu dem Gesetz vom 21. Mai 1951 führte.

Bei der geltenden Mitbestimmung in der westdeutschen Grundindustrie handelt es sich also um ein Erbteil aus der Zeit der britischen Militärregierung. Es paßte zwar kaum in das System des deutschen Unternehmensrechts hinein, ließ sich aber nicht mehr rückgängig machen oder durch eine andere Regelung ersetzen. Gesellschaften und Gewerkschaften haben sich inzwischen daran gewöhnen und ihre Erfahrungen machen können — die Gewerkschaften dabei auch die, daß selbst ihre weitgehende Einschaltung in die Unternehmensleitungen die Arbeitsplätze nicht ungeschmälert erhalten kann, wenn Entwicklungen eintreten, wie sie der deutsche Kohlenbergbau im Laufe der letzten Jahre und neuerdings auch die Stahlindustrie verzeichnen mußten.

Es sollte nicht übersehen werden, daß in allen Bereichen der Wirtschaft die Unternehmen durch die bis vor kurzem so befriedigende Geschäftsentwicklung — sie ist oft als Wirtschaftswunder gekennzeichnet worden — den steilen Anstieg der Löhne ebenso wie den steilen Abfall der Arbeitszeiten neben den sonstigen sozialen Leistungen haben auffangen können. Viele Jahre lang gab es also kaum einen Anlaß zu ernststen Auseinandersetzungen oder gar sozialen Spannungen. In diesen Jahren ist immer wieder versucht worden, die Wirkung der erweiterten Mitbestimmung wissenschaftlich zu untersuchen, nicht zuletzt natürlich mit dem Ziel, sie als einen bedeutenden wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt und eine der gesunden Leistungsfähigkeit der Unternehmen dienliche und bereits bewährte Einrichtung darzustellen. Erst neuerdings, seit zuerst die Kohle und dann, wenn auch nicht im selben Maße, der Stahl in große Schwierigkeiten geraten sind, wird sich erweisen können, in welchem Umfang sie auch in Krisenzeiten dazu beizutragen vermag, solche Schwierigkeiten zu überwinden.

Das Verlangen nach Ausdehnung der Mitbestimmung auf weitere Wirtschaftsbereiche ist nach der für die Grundindustrien getroffenen Regelung nicht ausgeblieben. Das führte bereits 1952 zu neuen heftigen Auseinandersetzungen, als das Betriebsverfassungsgesetz im Bundestag zur Beratung kam. Auch dieses im Sommer 1952 verabschiedete Gesetz räumte den Arbeitnehmern erhebliche Rechte zur Mitwirkung bei der Leitung der Betriebe — wenn auch nicht so weitgehend wie bei Kohle und Stahl — ein. Neuerdings verlangt der Deutsche Gewerkschaftsbund eine beträchtliche Erweiterung der für die Montanindustrie geltenden qualifizierten Mitbestimmung auf andere Wirtschaftsbereiche. Sie würde eine bedenkliche Verschiebung im Kräfteverhältnis der Sozialpartner und in ihrem Verhältnis zum Staat zur Folge haben. Es käme zu einseitig erweiterten, noch erheblich größeren Macht- und Kontrollbefugnissen der Gewerkschaften, und darüber müßten das bisher noch halbwegs ausgewogene Kräftegleichgewicht und die

freiheitliche Wirtschaftsverfassung ernstlich ins Wanken geraten. Unter dem Stichwort »Keine Aushöhlung der Mitbestimmung« ist es den Gewerkschaften ohnehin gelungen, eine Erweiterung der Mitbestimmung im Bundestag dadurch zu erreichen, daß unlängst die Karenzzeit für das Ausscheiden eines Unternehmens aus der qualifizierten Mitbestimmung, wenn die Voraussetzungen dafür nicht mehr vorliegen, von zwei auf fünf Jahre erhöht wurde.

Die eigentlichen Regulatoren der freien Wirtschaft sind und bleiben der dem Wettbewerb offene Markt und die Preisgestaltung, wobei es Sache des Staates ist, über die Wahrung der sozialen Belange zu wachen. Daß die bei uns bestehenden gesetzlichen Regelungen hierfür, ganz abgesehen von dem in der Wirtschaft geleisteten, meist sehr erheblichen freiwilligen Sozialaufwand, unzureichend seien, wird schwerlich behauptet werden können. Nicht in der Unzulänglichkeit unserer Gesetze liegt die Gefahr für die Millionen Arbeitnehmer, sondern darin, daß unsere Wirtschaft nach dem gewaltigen Aufschwung seit Kriegsende auch einmal einen anhaltenden Rückfall erleiden könnte. Nur bei gesunder öffentlicher Finanzgebarung sind gut geleitete Unternehmen imstande, fortdauernden Wohlstand für alle zu gewährleisten.

Bei einer rückblickenden Würdigung dessen, was die Bundesrepublik auf sozialpolitischem Gebiete geleistet hat, denkt man naturgemäß in erster Linie an die finanziellen Aufwendungen des Bundes: so etwa an den Lastenausgleich oder an die gewaltigen, zur Verbesserung der sozialen Leistungen in Versicherung, Versorgung und Fürsorge bereitgestellten Beträge. Sie fallen gewiß schwer in die Waagschale. Aber wohl noch weit wichtiger ist, daß sich in der Bundesrepublik etwas vollzogen oder doch schon weitgehend angebahnt hat, was eigentlich als vornehmstes Ziel jeder Sozialpolitik zu gelten hat, nämlich ein fortschreitender Abbau der sozialen Gegensätze innerhalb der Gesamtbevölkerung, also das, was man heute gern die soziale Integration nennt.

Das zu erreichen wäre jedoch niemals möglich gewesen, hätten nicht die soziale Marktwirtschaft, wie die CDU/CSU sie mit Wagemut eingeleitet und unbeirrt weiterverfolgt hat, und der von ihr bewirkte gewaltige Wirtschaftsaufschwung der fünfziger und der ersten Hälfte der sechziger Jahre die Grundlagen geschaffen. Sie waren überhaupt erst die Voraussetzung für eine fühlbare materielle Besserstellung der gesamten Bevölkerung. Das entschärfte im Lauf der Jahre die sozialen Unterschiede merklich und gab auch den Massen das Gefühl, in ihren Lebens- und Bildungsansprüchen nicht mehr grundsätzlich benachteiligt zu sein. Heute spielt bei der Wahrneh-

mung von Aufstiegsmöglichkeiten zwar immer noch die Größe des elterlichen Geldbeutels eine Rolle, aber auch das ist dank vieler bildungspolitischer Maßnahmen und infolge eines weitgespannten Stipendienwesens in unvergleichlich geringerem Maße als früher der Fall. Von einer allgemeinen Wohlstandsgesellschaft bei uns zu reden, ist gewiß abwegig, denn auch heute noch gibt es viele Menschen, die in Bedrängnis leben und hilfsbedürftig sind; aber der Fortschritt ist unverkennbar.

Man hat im Laufe der Zeiten mancherlei Zielsetzungen sozialer Neuordnung verkündet, von der brutalen Beseitigung der früheren Führungsschichten durch die Kommunisten, die zur angeblichen Errichtung einer Herrschaft der Arbeiter und Bauern führen sollte, bis hin zur »formierten Gesellschaft«, die Ludwig Erhard verwirklicht sehen wollte, worunter sich allerdings der Normalbürger mit einem schlichten Gemüt, zu denen auch ich mich zähle, nichts Rechtes vorzustellen vermochte. Ein Hauptziel aller Politik muß es jedenfalls sein, die Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß soziale Spannungen, die ja nie ganz ausbleiben, einverständlich behoben oder doch entschärft werden können.

Die Aufgabe, das Trennende im Volk zu überwinden und das Einigende in den Vordergrund zu schieben, hatte sich in Deutschland schon nach dem Ersten Weltkrieg vordringlich gestellt. Mir erschien dies jedenfalls schon zu jener Zeit als eines der wesentlichsten Probleme, die in der Weimarer Republik zur Lösung anstanden. Aus vielen Gründen ist das damals nicht gelungen. Mit um so größerer Berechtigung kann unsere Bundesrepublik sich des seit ihrer Begründung in dieser Hinsicht Erreichten rühmen.

Ein bedeutsames Datum für die politische Weiterentwicklung stellte der 27. Mai 1952 dar. An diesem Tage wurden in Bonn der Vertrag über die Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und den drei Westmächten, der sogenannte Deutschlandvertrag mit seinen Zusatzverträgen, sowie ferner in Paris der Vertrag über die Gründung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft unterzeichnet. Die Pariser Abmachungen sollten die sechs Montanunionländer zu einer supranationalen Gemeinschaft zur Aufstellung einer Verteidigungsmacht unter einheitlichem Oberbefehl zusammenfassen. Dieses kurz als EVG-Vertrag bezeichnete Werk scheiterte dann freilich 1954 an der Ablehnung durch das französische Parlament. 1952 beherrschte aber die Diskussion über den Deutschland- und den EVG-Vertrag die politische Szene in der Bundesrepublik. Die CDU/CSU trat natürlich zusammen mit der Bundesregierung nachdrücklich für die Annahme dieser Verträge ein, während die Opposition wie üblich sofort die gegenteilige Stellung bezog.

An dieser großen Auseinandersetzung in Parlament und Öffentlichkeit habe auch ich mich persönlich lebhaft beteiligt. Ich war zwar, wie damals viele, über manche Einzelheit in den neuen Verträgen keineswegs glücklich, trat aber doch mit Eifer für deren Annahme ein, weil der politische Gesamthintergrund zwingende Gründe dafür lieferte. Im Bundestag kam es darüber bei der zweiten und dritten Lesung am 3. Dezember 1952 zu einer dreitägigen Debatte, in der Bundeskanzler Dr. Adenauer sich in eindrucksvoller Rede für die Verträge einsetzte, während die Opposition scharf dagegen auftrat. Eröffnet hatte ich selbst die Diskussion als erster Redner der Regierungskoalition. Ich erinnerte dabei an Benjamin Franklins Warnung aus dem Jahre 1787, daß es für Europa nur eine Lösung gebe, nämlich sich sofort durch eine verfassunggebende Versammlung in einer föderalen Union zusammenzuschließen. Soweit der EVG-Vertrag in Frage kam, war das freilich vergebliche Liebesmüh, weil das französische Parlament, wie schon gesagt, dieses Vertragswerk doch zu Fall brachte. Immerhin wurde aber der sogenannte Deutschland-Vertrag bei den nachfolgenden Verhandlungen über die Beendigung des Besatzungsregimes in die späteren Verträge darüber mit einer Reihe von Verbesserungen einbezogen und bildete damit die Grundlage zur Wiedergewinnung unserer Souveränität.

Als Mitglied der parlamentarischen Vertretung der Montanunion, »Gemeinsame Versammlung« genannt — in die mich der Bundestag zusammen mit anderen Abgeordneten, natürlich streng nach dem Parteiproporz, entsandte —, habe ich regelmäßig die Sitzungen der Versammlung in Straßburg wie auch manche Beratung bei der Hohen Behörde in Luxemburg mitgemacht. Der Rahmen spannte sich dadurch noch weiter, daß diese Versammlung den Auftrag erhielt, den Entwurf für die Satzung einer Europäischen Politischen Gemeinschaft auszuarbeiten. Sie konstituierte sich zu diesem Behuf unter dem kuriosen Namen »Ad hoc-Versammlung«. Mir persönlich vermittelte das Straßburger Montanparlament eine bedeutsame Erweiterung meines Bekanntenkreises unter den Politikern Europas, von denen ich hier nur die Franzosen Pierre-Henri Teitgen und Paul Reynaud, den Belgier Paul Henri Spaak, den damaligen holländischen Außenminister Beyen und natürlich Jean Monnet nennen will.

Die Ad hoc-Versammlung stand unter dem Vorsitz von Paul Henri Spaak und bildete aus ihren Mitgliedern einen Arbeitsausschuß unter dem Vorsitz von Heinrich von Brentano. Sie erhielt ihren Auftrag zu einem Zeitpunkt, als das internationale Barometer durch das Verhalten der Sowjetunion wieder einmal auf Krise stand und der Westen erneut enger zusammenrückte. Der Entwurf für die Satzung einer Europäischen Gemeinschaft

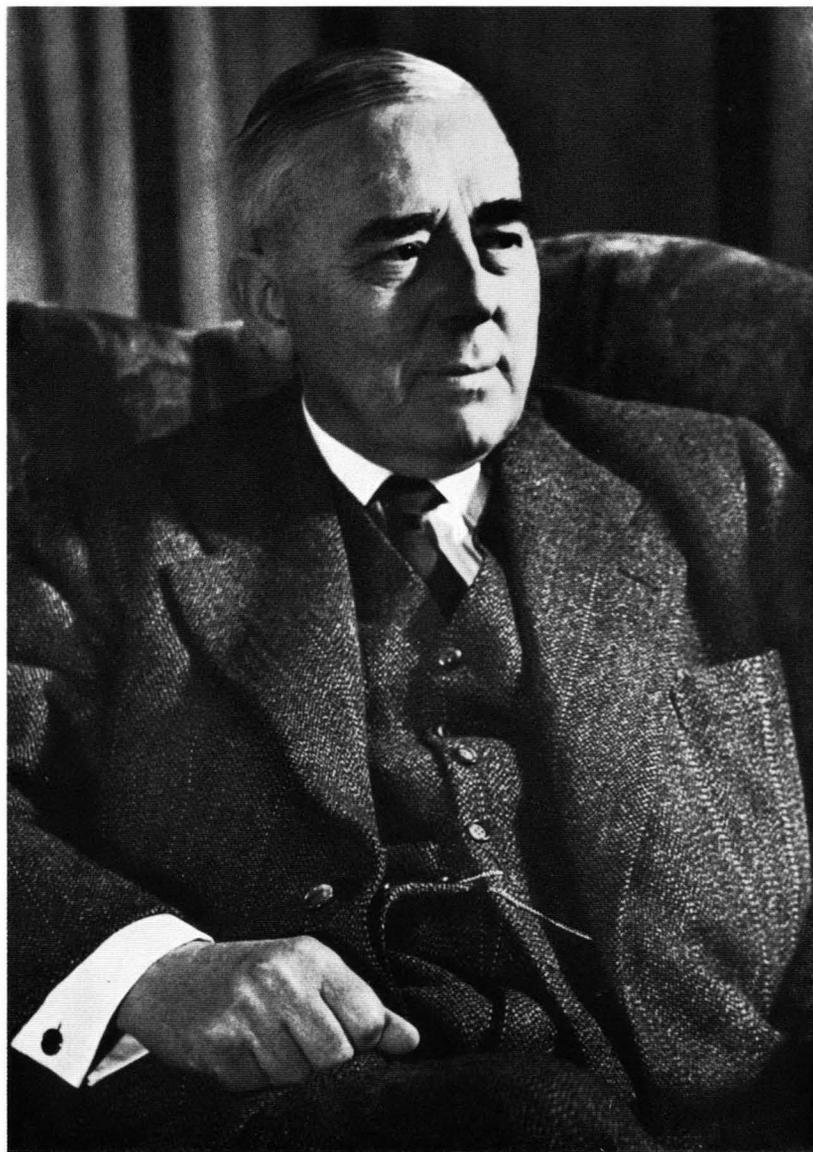
wurde von der Ad hoc-Versammlung am 10. März 1953 fertiggestellt und angenommen. Aber schon die mehr als kühle Aufnahme, die er bei seiner Überreichung an den damaligen Vorsitz des Ministerausschusses des Europarats, den französischen Außenminister Georges Bidault, fand, ließ erkennen, daß jedenfalls Frankreich zu einem so weitreichenden europäischen Einigungswerk noch nicht bereit war. Frankreich rang damals um die Behauptung seines kolonialen Imperiums in Afrika und Südostasien; Großbritannien wurde durch seine Commonwealth-Bindungen von einem engeren Anschluß an das kontinentale Europa abgehalten.

Die Haupttriebfeder aber, nämlich die Furcht vor dem Expansionsdrang des kommunistischen Ostblocks, verlor zur damaligen Zeit eine Weile lang an Bedeutung durch das Abklingen der aggressiven Haltung der Sowjetunion während der sich natürlich über einige Monate hinziehenden Arbeiten an diesem europäischen Einigungswerk. Dieser Wechsel zwischen einem Auftrieb, den das Werk der europäischen Integration jeweils erfuhr, wenn der allgemeine Ost-West-Konflikt auf Spannung stand, und einem raschen Wiederabbröckeln dieses Auftriebs, sobald der Spannungszustand nachließ, hat sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre immer wieder gezeigt. Es genügte schon, daß der Barometerstand im Kalten Krieg von Sturm auf Veränderlich zurückging, um sofort die Bereitschaft zu engerem Zusammenrücken in den westlichen Ländern abklingen und die Neigung, sich in das eigene nationale Schneckenhaus zurückzuziehen, wieder steigen zu lassen. Was an mir lag, habe ich mich bemüht, dem entgegenzuwirken und den Gedanken der Einigung des freien Europa durch Beteiligung an den ihm dienenden Organisationen und auch sonst in der Öffentlichkeit zu fördern. Neuerdings geht aber die Zeitströmung ja dahin, den Kalten Krieg überhaupt als ein bereits überwundenes Stadium anzusehen. Man kann nur hoffen, daß trotzdem die Bestrebungen zur Schaffung einer wie immer gearteten europäischen politischen Union doch noch zu einem Erfolg führen werden, so daß die Geschichte nicht einst verzeichnen muß, in den fünfziger und sechziger Jahren sei eine große Gelegenheit ungenutzt vertan worden. Das geringe Gewicht des freien Europa wird, da alle bisherigen Bemühungen um eine politische Einigung vorerst fehlgeschlagen sind, immer fühlbarer. Die Krise in der politischen Weltlage, die zwischen Israel und den arabischen Staaten 1967 offen ausbrach, kannte neben den unmittelbar in sie verstrickten Ländern wieder nur zwei allein entscheidende Machtfaktoren: die USA und die Sowjetunion. Auch in der Kubakrise von 1962 zählten nur diese beiden Supermächte. Bei ihrer politischen Monopolstellung in den entscheidenden Fragen der Weltpolitik wird es wohl bleiben, solange die Staaten West-, Mittel- und Südeuropas nicht zu einer Einheit zusammenfinden.

Der eigentliche Vater der Montanunion war Jean *Monnet*, ein um den Europagedanken hochverdienter Mann, der dann auch als erster Präsident der Hohen Behörde in Luxemburg die Weichen stellte. Ich bin ihm oft begegnet. Als die Hohe Behörde eingerichtet wurde, war Franz *Etzel*, der spätere Bundesfinanzminister, als einer der deutschen Vertreter und stellvertretender Präsident in Luxemburg vorgesehen. Monnet kannte ihn noch nicht, und die beiden sollten sich einmal zwanglos treffen. Dazu wurde ein Wochenendaufenthalt in unserem Jagdhaus im Westerwald ausersehen. Professor Hallstein, damals Staatssekretär des Auswärtigen Amts in Bonn, nahm ebenfalls an diesem Zusammensein teil. Das Jagdhaus erwies sich als ein sehr geeigneter Rahmen für eine solche Begegnung, da sein einfacher und ungezwungener Stil eine rein konventionelle Unterhaltung von vornherein ausschloß. So fanden wir alle rasch einen freundschaftlichen persönlichen Kontakt. Da es mörderisch heiß war, entledigten wir uns schnellstens unserer Röcke. Nur Monnet wollte sich von dem seinen nicht trennen, obwohl wir ihm zuredeten. Schließlich wurde es aber auch ihm unerträglich, und er zog seinen Rock aus, wobei der Grund seines Zögerns — ein schwarzer, altmodischer Hosenträger — sichtbar wurde. Am nächsten Tag erschien er dann gleich in der Frühe mit Hosenträgern ohne Jacke. Diese gerade wegen ihrer Ungezwungenheit ersprißlichen ersten Gespräche trugen dazu bei, daß später auch in Luxemburg die Zusammenarbeit zwischen Monnet und Etzel sehr gut und aufgeschlossen verlief. Monnet schrieb damals im Jagdhaus in unser Gästebuch: «En marche vers l'Europe nous nous sommes arrêtés dans ce lieu de paix et y avons pris des forces nouvelles.»

Von Professor Hallstein erhielt ich wenig später folgenden Brief: »Es ist mir eine Freude, Ihnen anbei einen für Sie persönlich bestimmten Sonderdruck des Vertrages über die Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl überreichen zu können. Es handelt sich hierbei um eines der nur in geringer Anzahl vom französischen Planungsamt hergestellten Exemplare, die mit französischen Typen und deutscher Druckfarbe auf holländischem Papier gedruckt wurden, während Italien, Belgien und Luxemburg die Materialien für den Einband beisteuerten. Dieses Werk ist Ihnen von Herrn Monnet als Zeichen des Dankes für Ihre Mitarbeit an dem Werden des Schumanplans zugedacht.«

Die regelmäßigen Tagungen des Straßburger Montanparlaments brachten dessen Mitglieder aus den einzelnen Ländern in eine immer engere Verbindung untereinander, die natürlich erheblich über den Bereich der dort zu behandelnden Fragen hinausging. Gleich von Anfang an bildeten sich Fraktionen nicht nach der Zugehörigkeit zu den sechs Ländern, sondern nach parteipolitischer Verwandtschaft. So schlossen sich die christlich-

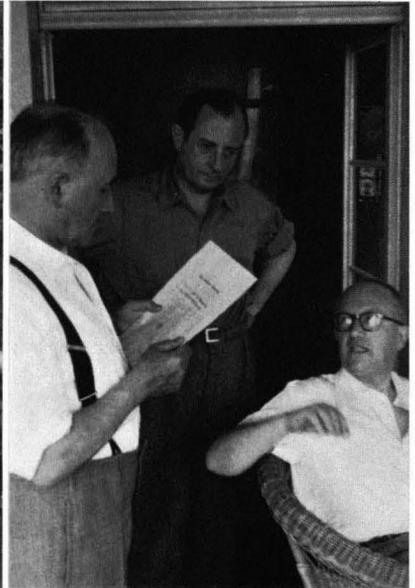


Robert Pferdmenges (1880–1962)



Eintragung in die Anwesenheitsliste der Eröffnungssitzung d. 1. Deutschen Bundestags am 7.9.1949 – Neben dem Verf. stehend F. Etzel (der spätere Finanzminister)

Jean Monnet (der geistige Vater des Schumanplans) im Jagdhaus im Westerwald, mit Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Hallstein (r.) und dem Verfasser



bürgerlichen Vertreter aus allen sechs Ländern zu einer Gruppe zusammen und ebenso die Sozialisten und die Liberalen. Darüber hinaus spannten sich Fäden der verschiedensten Art — damals zumindest für uns Deutsche noch keine Selbstverständlichkeit wie in späteren Jahren — auch zu den Mitgliedern des Europarates, soweit diese nicht ohnehin dem Montanparlament angehörten. Damit bot sich zunehmend Gelegenheit zu Diskussionen und klärenden Gesprächen über die Landesgrenzen hinaus, deren Nützlichkeit auf der Hand lag. Die folgende hübsche und bezeichnende Geschichte, die sich bei einer Tagung in Straßburg zutrug, mag ein Beispiel hierfür sein. Ich unterhielt mich mit einem ausländischen Gesprächspartner über die zunehmend aktueller werdende Frage einer Wiederbewaffnung der Bundesrepublik und sagte dabei, wir hätten große Schwierigkeiten, unser Volk wieder fürs Militär zu gewinnen; die Leute wollten davon nichts mehr wissen. Darauf der andere: »Das könnte euch so passen!«

Der Straßburger Europarat war zunächst ohne Beteiligung Deutschlands schon 1949 ins Leben getreten. Im Frühjahr 1950 wurde die Bundesrepublik zum Beitritt eingeladen, jedoch in wenig glücklicher Form, weil zugleich eine gesonderte gleiche Einladung an die Saar erging. Man fand den Ausweg, daß beide vorerst assoziierte Mitglieder werden sollten. 1951 wurde die Bundesrepublik dann vollberechtigtes Mitglied, während sich die Stellung der Saar als assoziiertes Mitglied erst mit ihrem Anschluß an die Bundesrepublik am 1. Januar 1957 erledigte. Die durch diese Verknüpfung mit der Saarfrage ausgelösten Schwierigkeiten und andere Bedenken führten dazu, daß 1950 auch in der CDU/CSU-Fraktion in Bonn die Beitrittsfrage nicht unumstritten war.

Gemeinsam mit meinen Gesinnungsfreunden habe ich mich bemüht, diese Bedenken gegen einen Beitritt möglichst zu entkräften. In der Fraktions-sitzung der CDU/CSU vom 13. Mai 1950 wies ich darauf hin, daß Straßburg uns die Möglichkeit biete, unsere Gesichtspunkte in ganz anderer Weise als bisher vor der Welt zu Gehör zu bringen, und daß so unser Beitritt zu der entscheidenden Bresche in der Mauer des Mißtrauens führen könne, die uns bisher umgeben habe. In Straßburg würden deutsche Politiker offene Aussprache mit Männern wie Churchill, Spaak, Bidault, Schuman, Reynaud, Sforza und wie sie alle hießen pflegen können, also Möglichkeiten haben, die unseren noch wenigen amtlichen Vertretungen im Ausland, solange sie auf konsularische Funktionen beschränkt seien, nicht zu Gebote stünden. Wir befänden uns aber auch im Einklang mit dem übrigen Europa, wenn wir der deutschen Jugend die Arbeit an der Verwirklichung des Europagedankens als *das* positive Ziel aufzeigten, das wir ihr heute bieten könnten, dieser Jugend, die an allem und jedem irre geworden sei. Das könne nie

gelingen, wenn wir auf die Straßburger Einladung mit einem »Nein« antworteten. Ich wandte mich dabei auch gegen das Argument, die sowjetische Besatzungszone werde restlos und endgültig in den Ostblock einbezogen werden, wenn die Bundesrepublik sich an den Westen binde. Die Einbeziehung dieses Teils Deutschlands in die Sowjetwelt sei ohnehin in vollem Zuge. Versagten wir uns aber dem Westen, so werde Moskau darin nur ein Wachsen seiner Möglichkeiten sehen. Die vom Osten dem deutschen Volk drohende Gefahr mit einer Politik der Zaghaftigkeit beschwören zu wollen, hieße den Kampf schon halb verloren geben. Man bewirke damit gerade das, was man vermeiden wolle.

Diese Ansichten zur Europa-Frage waren damals noch durchaus umstritten und konnten keineswegs mit allseitiger Zustimmung rechnen. Sie scheinen mir aber auch im Lichte unserer heutigen Erkenntnisse richtig gewesen zu sein. Dabei konnten an die praktischen Ergebnisse einer Mitarbeit im Europarat freilich von vornherein keine großen Erwartungen geknüpft werden. Diese Versammlung ist ja eigentlich kein Parlament im juristischen Sinne, weil ihren Beschlüssen nur die Bedeutung von Empfehlungen und Stellungnahmen zukommt. Unter diesen Umständen ist auch die Resonanz ihrer Tagungen in der Weltpresse verhältnismäßig gering. Der Wert dieses Straßburger Gremiums lag und liegt auch heute noch vor allem darin, daß die Völker des freien Europa sich mit ihm eine Einrichtung geschaffen haben, die das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit wachhält.

Der Erste Bundestag und die aus ihm gebildete Bundesregierung waren reich an interessanten und farbigen Persönlichkeiten. Wenigstens dem einen und anderen von ihnen möchte ich, bevor ich diesen Abschnitt schließe, noch einige Worte widmen.

An erster Stelle muß natürlich Konrad *Adenauer* stehen. In ihm hat die Durchschnittsmeinung, besonders in den letzten Jahren seiner Amtszeit, gern den alten, eigenwilligen Autokraten gesehen, den Vater der berühmten »einsamen Entschlüsse«, den nüchternen politischen Rechner, der starr an der einmal bezogenen Stellung festhielt und sich durch nichts davon abbringen ließ. An alledem mag viel Richtiges sein. Aber dahinter stand doch ein Mensch, ein echter Rheinländer mit seinem beweglichen Geist und seinem Humor, mit seinen Stärken und seinen Schwächen, gewiß nicht frei von Vorurteilen und mitunter Rankünen, denen er gelegentlich die Zügel schießen ließ. Das alles aber wurde mehr als aufgewogen durch eine geradezu geniale Befähigung zum Regieren und zum Verwalten und durch das starke Bewußtsein, einer ihm zugefallenen, von ihm freilich auch erstreb-

ten geschichtlichen Mission gerecht werden zu müssen. Er war eben mehr als ein Regierungschef; er war wirklich ein Staatsmann. Die Befähigung dazu eignete ihm in so hohem Maße, daß es schon in den Bereich des Tragikomischen gehörte, wenn die britischen Militärbehörden ihn 1945 in Köln erst wieder auf seinen alten Posten als Oberbürgermeister zurückberiefen, dann aber ebenso rasch wieder absetzten und nachträglich dazu auch noch diese Absetzung mit »Unfähigkeit« begründeten. Die Erinnerung daran macht uns heute alle lächeln, ob wir nun Deutsche oder Engländer sind. Ich habe es immer als eine glückliche Fügung betrachtet, daß uns dieser Mann nach dem Zweiten Weltkrieg als langjähriger Lenker unserer Politik geschenkt wurde.

Das Urteil über einen Staatsmann hängt von dem Erfolg seines Wirkens ab. Dieser liegt in der Regel schon zu seinen Lebzeiten vor den Augen aller Welt. Sehr viel kleiner aber ist der Kreis derer, die das Ringen eines Staatsmanns um den Erfolg aus der Nähe und ihn damit beim Werke selbst zu beobachten in der Lage sind. Bei Adenauer konnte ich das wenigstens insoweit, als ich Zeuge zahlreicher Darlegungen und Diskussionen von und mit ihm in Fraktionsbesprechungen und anderen Gremien gewesen bin, bei denen er stärker als bei den auf Wirkung berechneten Äußerungen in der Öffentlichkeit Einblicke in das politische Spiel gab und durch seine meist mit großem Ernst vorgetragenen Argumente zu überzeugen verstand. Über sein staatsmännisches Wirken hat Adenauer selbst in seinen jetzt vorliegenden »Erinnerungen« eingehend berichtet. Hier seien deshalb nur einige kleine Begebenheiten erzählt, die für den Menschen Adenauer und den Umgang mit ihm bezeichnend waren.

Im Gespräch mit dem Ehepaar Pferdmenes meinte er einmal zu Frau Pferdmenes: »Ihr Mann wird aber alt. Er will sich nicht mehr für den Bundestag aufstellen lassen.« Darauf Herr Pferdmenes zu Adenauer: »Sie haben leicht reden. Sie gehen *in* die Geschichte ein, ich aber gehe *an* der Geschichte ein.«

Auch ich erregte des Bundeskanzlers Mißvergnügen, weil ich für den Zweiten Bundestag nicht mehr kandidieren wollte. In einem ersten Brief, in dem er mich zu überreden suchte, schrieb er: »Lieber Herr Henle«, und am Schluß: »Mit herzlichen Grüßen, auch an Ihre Gattin, Ihr sehr ergebener . . .« Als ich endgültig abgelehnt hatte, wieder zu kandidieren, war der Ton merklich abgekühlt, und Einleitungs- und Schlußformel in seinem letzten hierauf bezüglichen Brief lauteten: »Sehr geehrter Herr Dr. Henle«, und »Mit freundlichen Grüßen Ihr ergebener . . .« Er zeigte keinerlei Verständnis für die Gesichtspunkte, die mir ein Verbleiben im Bundestag unmöglich machten und die sich daraus herleiteten, daß sich auf die Dauer

leitende Posten in der Wirtschaft und parlamentarische Tätigkeit nicht gleichzeitig bewältigen lassen, weil beide eine volle Arbeitskraft erfordern. Nachdem sich sein Ärger über meine Ablehnung gelegt hatte, schrieb mir Dr. Adenauer aber dann doch einen freundlichen Brief zum Abschluß meiner parlamentarischen Dienstleistung: »Mit großem Bedauern habe ich davon Kenntnis genommen, daß unsere Partei auf Ihre Kandidatur verzichten muß. Sie wissen, welchen großen Wert ich gerade auf Ihre Mitarbeit im neuen Bundestag gelegt hätte. Es ist mir in dieser Stunde aber ein besonderes Bedürfnis, Ihnen für die in den vergangenen vier Jahren geleistete Arbeit und für alle der CDU und der Bundesregierung geleisteten, so wertvollen Dienste zu danken. Ich möchte damit die Hoffnung verbinden, daß uns auch in Zukunft Ihr fachmännischer Rat zur Verfügung stehen wird.«

Immerhin hatte ich, als Adenauer mir diese Briefe schrieb, nacheinander in Frankfurt und in Bonn sechs Jahre hindurch unter erschwerenden äußeren Umständen im politischen Schützengraben gedient. Aber mit solchen Argumenten war ihm nicht beizukommen. Er versäumte auch später kaum eine Gelegenheit, mich wegen meines Rückzugs aus der Politik sanft zu rügen und mir vorzuwerfen, das hätte ich ja nur des schnöden Mammons wegen getan. Meine Begründung des Gegenteils erklärte er dann zwar jedesmal für einleuchtend, was ihn aber nicht hinderte, beim nächsten Mal, wenn es ihm gerade paßte, seine alte These wieder aufzuwärmen. Einmal, als er erneut damit kam, erwiderte ich dem Kanzler, ich sei gerne bereit, ihm meine Steuererklärungen zu zeigen. Er könne daraus ersehen, daß sich an meinen Einkommensverhältnissen während und nach meiner Parlamentarierzeit nichts geändert habe, da ich ohne Unterbrechung Teilhaber bei Klöckner & Co gewesen sei. Die Politik koste mich also nur Zeit, kein Geld! Es half nicht viel. Er konnte eben von bezwingender Unlogik sein.

Mehrfach trat Adenauer auch mit dem Vorschlag an mich heran, ich solle einen der großen Botschafterposten — mal in diesem, mal in jenem Lande — übernehmen. Als 1955 wieder einmal davon die Rede war, sagte ihm Pferdenges, wie dieser mir erzählte, daß bei mir da kaum etwas zu machen sei. Darauf Adenauer: »Das liebe Geld!« Er konnte es einfach nicht verstehen, wie man an etwas anderem als der Politik ein gleich großes Interesse finden könne, und lebte nun einmal in der Überzeugung, daß hinter der Politik alles andere zurücktreten müsse. Nicht als ob ein großer Botschafterposten gerade für mich, der ich aus der diplomatischen Laufbahn hervorgegangen war, nicht seine Reize gehabt hätte; aber gerade weil ich den auswärtigen Dienst kennengelernt hatte, wußte ich, wie eng im Grunde der politische Spielraum ist, der heute einem Botschafter verbleibt. Als ich Dr. Jarres einmal von dem Angebot eines solchen Botschafterpostens

erzählte, meinte er, er könne es gut verstehen, daß ich mich nicht zu einer »Billardkugel« Adenauers machen lassen wolle. Dieser ebenso drastische wie bildhafte Vergleich aus dem unerschöpflichen Sprachschatz des wortgewaltigen Dr. Jarres wird der Sache zwar kaum in vollem Umfange gerecht; aber neben allen anderen Gründen bestimmte mich zu meiner Haltung doch auch mit in entscheidender Weise der Wunsch, meine volle Unabhängigkeit zu behalten.

Zu meiner Frau sagte Adenauer einmal: »Da behaupten die Leute, ich würde lügen. Aber das ist ja viel zu anstrengend, denn dann müßte man sich doch immer genau merken, was man gelogen hat, damit man sich nicht widerspricht.«

Im Verlaufe eines Essens, bei dem auch der evangelische Bischof Lilje als Gast anwesend war, erzählte Adenauer folgende Geschichte: Der Papst habe ihn gefragt, wen er für den besten Bischof in Deutschland halte. Er habe sich etwas gewunden und einer klaren Antwort ausweichen wollen. Der Papst habe jedoch insistiert. Als Adenauer dann immer noch keinen Namen nannte, habe der Papst gesagt, nach seiner Meinung sei es der Bischof Lilje. Darauf meinte Lilje in einer kleinen improvisierten Rede, diese päpstliche Äußerung habe ihn sehr beeindruckt; er glaube jetzt tatsächlich an die Unfehlbarkeit des Papstes. Adenauer sagte dazu später noch, die ganze Geschichte habe er dem Papst wiedererzählt und der habe darauf gemeint, dann müsse man doch eigentlich Lilje nach Rom holen, damit es dort wenigstens *einen* Bischof gebe, der an die Unfehlbarkeit des Papstes glaube.

Von Churchill wurde berichtet, er habe einmal zu Adenauer gesagt: »Sie sind der größte deutsche Staatsmann seit Bismarck.« Adenauers Antwort: »Das will nicht viel heißen, Sir Winston.«

Folgende Geschichte hat mir Pferdenges erzählt: An der Schlußdebatte über die Steuerreform 1954, die gegen heftigsten Widerstand des Bundesfinanzministers Schäffer vom Bundestag mit vieler Mühe ein wenig verbessert worden war, konnte Schäffer wegen Krankheit nicht teilnehmen. Als die Debatte sich lange hinzog, sagte Adenauer, der in Erwartung der Abstimmung seinen Abgeordnetensitz eingenommen hatte, mit einiger Ungeduld: »Macht doch endlich voran, sonst wird der Schäffer inzwischen noch gesund!«

Alle Welt hat dann bewundernd miterlebt, wie ungebrochen Adenauers Rüstigkeit und Tatendrang auch in den Jahren nach seinem Ausscheiden aus dem Amt des Bundeskanzlers bis in seine letzten Lebenstage hinein blieben. Man berichtet, er habe, als er die Neunzig erreicht hatte, geäußert: »Achtzig Jahre müßte man nochmal alt sein.«

Adenauers Hauptwidersacher im Bundestag waren natürlich die Wortführer der SPD, besonders deren Vorsitzter Kurt *Schumacher*, der aber bereits 1952 starb. Obschon er ein Schwerkriegsbeschädigter des Ersten Weltkriegs war, in dem er den rechten Arm verlor, hatten ihn die Nazis über ein Jahrzehnt in ihren Konzentrationslagern in Haft gehalten. Aber das hatte seine politische Leidenschaft und den Willen, nach dem Kriege die Staatsführung in die Hand zu bekommen oder doch wenigstens maßgeblich auf sie einzuwirken, nicht brechen können. Trotz seines mitunter recht ungestümen Wesens konnte ihm wegen der eindrucksvollen menschlichen Energie, die er an den Tag legte, niemand die Achtung versagen. Als Politiker erlag er der Versuchung, der jeder Führer einer Opposition ausgesetzt ist, nämlich fast immer einen Standpunkt zu beziehen, der dem der Regierung genau entgegengesetzt war. Er nahm freilich auch eine betont scharfe Frontstellung gegen den Kommunismus ein, warf aber auf der anderen Seite doch der Regierung vor, einseitig für den Westen optiert zu haben. Dabei ging er in der Hitze des Wortgefechts im Bundestag mitunter erheblich über das auch im politischen Kampf als zulässig und erträglich anzusehende Maß hinaus. Sein Nachfolger im Parteivorsitz wurde der 1963 verstorbene Erich *Ollenhauer*, der in seiner etwas hausbackenen und redlichen Art einen merkwürdigen Gegensatz zu dem hitzigen Kurt Schumacher darstellte. Ollenhauer und seinen Gefährten im Parteivorstand, darunter neben Herbert Wehner besonders dem so klugen und besonnen urteilenden Fritz Erler, war es wohl wesentlich mit zuzuschreiben, daß sich die SPD im Laufe des vergangenen Jahrzehnts von einer Partei grundsätzlicher Neinsager zu dem gewandelt hat, was sie heute ist.

Diese Entwicklung hat dazu geführt, daß die SPD während der letzten Jahre zu einer Partei erstarken konnte, die im Ringen um die Macht zu einer ernststen Konkurrenz der CDU/CSU geworden ist. Es ist nur natürlich, daß dieser Wandel nicht reibungslos vor sich ging und daß auch heute noch ein gewichtiger Teil der SPD-Anhänger sich nur schwer von überkommenen Vorstellungen zu lösen vermag. Die Parteiführung der SPD hat sich im Laufe der Zeit den Grundlinien der von der CDU/CSU verfolgten Politik, deren Ziele ja ebenso sozial und demokratisch sind wie die der Sozialdemokraten, so weit angenähert, daß sie heute sowohl außen- wie innenpolitisch kaum wirkliche Alternativen zum Kurs der CDU/CSU zu bieten vermag. Wenn sie trotzdem in den vergangenen Jahren an Popularität gewinnen konnte, so ist dies wohl mehr den unzulänglichen Leistungen und dem vor allem in der Finanzpolitik zutage getretenen Versagen der Bundesregierung in der der Großen Koalition von Ende 1966 vorausgegangenen Regierungsperiode zuzuschreiben als eigenen Verdiensten.

In Fritz *Erl*er besaß die SPD ohne Zweifel einen ihrer fähigsten Köpfe. Seine Vergangenheit als Verwaltungsbeamter, die ihn nach dem Kriege zunächst auf einen Landratsposten führte, hatte ihm den Blick für die Probleme der Staatsführung so geschärft, daß er besonders in den Fragen der Militärpolitik und der Außenpolitik zu den besten Sachkennern zählte. Bis zu seinem Tode verband mich mit ihm eine enge und loyale Zusammenarbeit in der 1955 gegründeten Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Bonn, deren Stellvertretender Präsident er war. Für die SPD und darüber hinaus für die ganze Bundesrepublik war es bitter, daß Erl,er, schon tödlich erkrankt, bei der Bildung der Großen Koalition nicht mehr für einen Kabinettsposten zur Verfügung stand. Seine Eignung für höchste Staatsämter wäre unbestritten gewesen. Sein Tod im Februar 1967 erschütterte alle tief, die jemals in nähere Berührung mit ihm gekommen waren.

Zu den großen Kämpfern der SPD gehört auch Professor Carlo *Schmid*, der schon wegen seiner Statur nicht zu übersehen ist. Von Anbeginn an war er ein gewandter, allen Lagen gewachsener Vizepräsident des Bundestages. Wenn er redet, weiß er Worte und Gedankenverbindungen auf das geschickteste so miteinander zu verknüpfen, daß seine Ansprachen zu wirklich kunstvollen Gebilden werden, ohne daß er dabei mit seinem tiefgründigen Wissen hinter dem Berg hält. Von Berufs wegen Professor für Völkerrecht und Politik, fiel ihm 1949 für die Dauer der ersten Legislaturperiode auch der wichtige Vorsitz im Außenpolitischen Ausschuß des Bundestags zu, der nach der damals ausgehandelten Verteilung von der SPD zu besetzen war. Der Anbahnung eines neuen Verhältnisses zu Frankreich hat Schmid, der in Perpignan zur Welt kam und sich als Übersetzer von Charles Baudelaire und Edmond Rostand auch literarisch betätigte, sein besonderes Interesse zugewandt und nach Kräften dazu beigetragen, daß Franzosen und Deutsche die alte Feindschaft begruben. Als Sohn einer französischen Mutter ist es nicht verwunderlich, daß er sich auch in den Geheimnissen der Küche bestens auskennt. Meiner Frau hat er einmal erzählt, seine Mutter habe ihn frühzeitig angehalten, sich mit den Kochkünsten vertraut zu machen, weil es, wie sie sagte, seiner künftigen Frau nicht so gehen solle wie den meisten deutschen Frauen, deren Männer von der Küche, an die sie gern Ansprüche stellten, keine Ahnung hätten. Den deutschen Müttern ein nachahmenswertes Beispiel! Was Carlo Schmid auszeichnet, ist auch ein einfallsreicher Humor. Man erzählt von ihm — oder er von sich — gern die folgende hübsche Geschichte: Als er eines Tages seine Tochter im Internat abholen wollte und im Gang auf sie wartete, fragte ihn eine vorbeigehende Lehrerin: »Erwarten Sie ein Kind?«, worauf Carlo Schmid prompt zur Antwort gab: »Nein, ich bin immer so dick.«

Nachfolger Carlo Schmid als Vorsitz des Bundestagsausschusses für Auswärtige Angelegenheiten wurde später, als ich dem Bundestag schon nicht mehr angehörte, zunächst der CDU-Abgeordnete Kurt Georg *Kiesinger*, der spätere Bundeskanzler. Er hatte sich bereits im Ersten Bundestag als hervorragender Redner und politisch ungewöhnlich befähigter Kopf erwiesen, dem stets ein klares, abgewogenes und treffendes Urteil zu Gebote stand. Auf ihn folgte dann im Vorsitz der zur gleichen Partei zählende, als Rechtsanwalt in Freiburg tätige Abgeordnete Dr. Hermann *Kopf*, der sich als für das ihm zuteil gewordene wichtige Amt bestens qualifiziert erwies.

Im Oktober 1950 erhielt der Erste Bundestag einen hervorragenden Präsidenten in der Person von Hermann *Ehlers*. Sein Wirken in diesem Amt war vorbildlich und schuf den Stil, in dem es seither geführt wird. Leider ereilte ihn 1954 ein plötzlicher Tod, was für die Bundesrepublik einen schweren Verlust bedeutete und den Hoffnungen, die viele an das weitere Wirken von Ehlers knüpften, ein jähes Ende setzte. Denn Ehlers war nicht nur eine gewinnende und ausgleichende Persönlichkeit, sondern auch ein begabter und klar blickender Politiker sowie ein wortgewandter Sprecher. Die später dann aufgetretene Führungskrise in der CDU/CSU wäre vielleicht nicht entstanden, wenn Ehlers am Leben geblieben wäre. Sein Nachfolger wurde Eugen *Gerstenmaier*. Beide — Ehlers und Gerstenmaier — kamen von der evangelischen Kirchenverwaltung her und hatten nach dem Kriege zunächst segensreich im Evangelischen Hilfswerk gewirkt, bevor sie die Politik in den Bundestag berief. Gerstenmaier zählte von Anfang an zu den profiliertesten Politikern in der CDU, wobei er mit nicht unbeträchtlichem Ehrgeiz danach trachtete, eine eigene politische Linie herauszustellen, was ihn im Verlauf der Dinge dann auch zum Verfechter des Gedankens der Großen Koalition hat werden lassen (natürlich möglichst mit ihm selbst als Bundeskanzler). Auf außenpolitischem Gebiet neigt er dazu, zuweilen mit mehr eigenwilligen als überzeugenden Vorstellungen vor die Öffentlichkeit zu treten, soweit sein Amt als Bundestagspräsident ihm dazu Raum läßt. Auf der anderen Seite hat er dadurch, daß er trotz der Begrenzung seines politischen Wirkens, die sein Präsidentenamt ihm auferlegt, diesem dennoch treu blieb, Entscheidendes zur Stabilität unseres parlamentarischen Lebens beigetragen. Im Vergleich zu Ehlers hatte er es als Bundestagspräsident freilich leichter, denn im Ersten Bundestag prallten die Gegensätze der damals noch zahlreicheren Parteien ja weit schärfer aufeinander als heute.

Übrigens gab es im Ersten Bundestag auch noch eine besondere Gruppe, nämlich die der Originale, die hier nicht vergessen sein soll. Zu ihnen gehörte vor allem Alfred *Loritz*, der Polterer aus Bayern, der es immerhin

fertiggebracht hatte, 1949 bei der Bundestagswahl 14 Prozent der bayerischen Wählerschaft hinter seine Wirtschaftliche Aufbauvereinigung, ein kurzlebiges Gebilde, zu bringen. Mit seinem Auftreten im Bundestag erzielte er, ohne daß man ihn weiter ernst nahm, manchen Heiterkeitserfolg.

Ein Original war auch Heinz *Renner*, der von den lieblichen Hängen des Moseltals stammende Kommunist, dessen Fanatismus ein angeborener Humor zügelte. Dr. Adenauer machte sich oft ein Vergnügen daraus, sich in Wortgefechte mit ihm einzulassen. Beide fanden dann meist die gleiche Sprache, nämlich die rheinische. Renners Ausscheiden aus dem Bundestag infolge des Urteils des Bundesverfassungsgerichts, das die kommunistische Partei 1956 für verfassungswidrig erklärt hat, stellte so in gewisser Weise einen Verlust dar. Dieses Urteil hat die KPD in der Bundesrepublik in die Illegalität verwiesen. Über die Zweckmäßigkeit, mit einer so hochpolitischen Angelegenheit das Bundesverfassungsgericht zu befassen, sind die Meinungen geteilt. Man neigt bei uns eher dazu, das Verbot der KPD durch das Bundesverfassungsgericht als politisch unzweckmäßig zu kritisieren. Dabei sollte man vielleicht doch auch der Jahre nach der Freilassung Hitlers aus der Festungshaft im Dezember 1924 eingedenk sein, in denen er alsbald wieder begann, eine politische Tätigkeit durch Reden und Versammlungen zu entfalten. Mein Vater, der damals noch Regierungspräsident in Würzburg war, hat mir später mehrfach erzählt, wie er immer wieder in Sitzungen des bayerischen Kabinetts mit den Regierungspräsidenten des Landes dieses Treiben als bedenklich und gefährlich bezeichnet und ein Verbot weiterer politischer Tätigkeit dieses Mannes empfohlen habe. Die Minister hätten aber stets erklärt, man brauche sich keine Sorgen zu machen, sie hätten die Sache vollkommen in der Hand.

Diese Erfahrung von damals sollte uns doch wohl auch heute ein wenig zu denken geben. Denn niemand kann mit Sicherheit wissen, wohin bei uns in der Bundesrepublik die Reise weitergeht. Die Zukunft kann immerhin auch die Möglichkeit zu weiteren neuen Entwicklungen in sich bergen, aus denen dann die KPD, wäre sie erlaubt, nach allen Regeln der Kunst Kapital schlagen würde. Bislang ist es nicht die KPD, sondern die nationalistisch eingestellte, neugegründete NPD, die sich unzufriedenen Wählern als Sammelbecken anbietet. Parteiverbote können einen Sinn haben, dann nämlich, wenn sie verhindern, daß große Wählermassen etwa wieder einmal wie vor 1933 den radikalen Flügeln ihre Stimme geben. Zweck eines Parteiverbots aber kann natürlich nur sein, jedwede Parteitätigkeit im Rahmen des Grundgesetzes zu halten. Unter keinen Umständen darf es dazu mißbraucht werden, etwa den vorhandenen Parteien eine Art Monopol zu sichern.

Daß das Bundesverfassungsgericht mit dieser Frage befaßt wurde, entsprach im übrigen dem Grundgesetz, das diesem Gerichtshof die Entscheidung, ob eine Partei verfassungswidrig sei oder nicht, vorbehalten hat. Aber schon in dieser Bestimmung des Grundgesetzes spiegelte sich eine Neigung, die dann später auch sonst im politischen Leben der Bundesrepublik wiederholt aufgetreten ist, nämlich praktische Entscheidungen in wichtigen Fragen von Politik und Wirtschaft auf Instanzen zu verlagern, die ihrem Wesen nach unpolitisch sind oder doch nicht im politischen oder wirtschaftlichen Leben stehen, nämlich auf die Rechtsprechung und die Wissenschaft. Ob sich das immer empfiehlt, kann füglich bezweifelt werden. So werden auch in der Wirtschaftspolitik mit Vorliebe die Professoren der Nationalökonomie zu Hilfe gerufen, wenn es irgendwo nicht klappen will. Diese haben auch in dem Gremium, das neuerdings für die Bundesregierung alljährlich einen Bericht über die zu erwartende Konjunkturentwicklung erstatten soll, eindeutig das Schwergewicht erhalten.

Unter den Politikern der SPD, mit denen ich in persönliche Beziehungen getreten bin, gedenke ich besonders gern des letzten, unlängst verstorbenen Reichstagspräsidenten Paul Löbe. Ihm war in hohem Maße die Kunst zu eigen, ausgleichend zu wirken. Es war ein Verlust für Deutschland, als er sich hochbetagt 1953 aus der Politik zurückzog. Ich schrieb ihm damals, ich verstehe seinen Entschluß wohl, empfinde aber dennoch die Lücke, die sein Ausscheiden hinterlasse. In seiner besonders freundlichen Antwort bestätigte er erneut, daß er seine Bemühungen immer darauf gerichtet habe, auch im politischen Kampf die gegenseitige Achtung aufrechtzuerhalten und die Probleme in sachlicher Weise zu lösen. Er freue sich, daß unser letzter Händedruck dieser gemeinsamen Aufgabe gewidmet bleibe.

Das parlamentarische Leben kennt, wie alles Leben, Erfreuliches und Unerfreuliches, Ernst und Heiterkeit, Freud und Leid. Im Bundestag fehlten auch die heiteren Seiten des Lebens keineswegs. Wenn sie sich nicht von selbst boten, so half man ein wenig nach, was man von dem nachfolgenden Geschichtchen wird annehmen dürfen:

Ein bekannter, aber wenig beliebter Politiker wurde beim Baden von einem Rettungsschwimmer vor dem Ertrinken bewahrt. »Ich bin der Bundestagsabgeordnete . . .« sagte darauf der Gerettete zu seinem Retter, »wünschen Sie sich etwas!« Die Antwort lautete prompt: »Nur das eine: Erzählen Sie es bitte niemandem weiter, daß ich Sie gerettet habe . . .«

Auch das Folgende sei als Beitrag zum Kapitel der Heiterkeit noch beigesteuert: Die Hauptarbeit des Bundestages liegt bei seinen Ausschüssen. Den wichtigsten von ihnen anzugehören, ist der Ehrgeiz vieler. Das ist verständlich, denn in den Ausschüssen kann ein ungleich größerer Einfluß

ausgeübt werden als im Plenum, wo jeder Abgeordnete eben doch nur eine Stimme hat. Einer der unwichtigsten Ausschüsse ist jedoch der für Petitionen, eigentlich nur dazu da, um für die eingehenden Petitionen die wirklich zuständigen Stellen ausfindig zu machen. Dennoch telegraphierte ein Abgeordneter, der eines Tages stellvertretender Vorsitzender dieses Ausschusses wurde — ein Amt, zu dem sich niemand drängte —, voll Stolz an seinen Wahlkreis: »Ihr Abgeordneter zum stellvertretenden Präsidenten des Ausschusses für Petitionen gewählt!« Das Telegramm wurde am Bestimmungsort nachts ausgetragen. Das veranlaßte im Hause des Empfängers einen über die nächtliche Störung ungehaltenen Hund, dem Telegrafanten die Hose zu zerreißen und ihn ins Bein zu beißen. Möglicherweise hat dieser Vorfall gleich Anlaß zu einer neuen Petition gegeben.

Die größte Zahl politischer und auch persönlicher Freunde hatte ich natürlich unter meinen Fraktionskollegen von der CDU/CSU. Es war ja nicht so, daß in der Partei etwa nur Adenauers Wort gegolten hätte. Während seines ganzen Wirkens als Regierungschef stand neben ihm als Bundeswirtschaftsminister bekanntlich Professor Ludwig *Erhard*, der dann ja auch sein Nachfolger als Bundeskanzler, nicht dank, sondern — so muß man schon sagen — trotz Adenauer wurde. Aber auch diese Formulierung wird der Sachlage nicht ganz gerecht. Denn im Grunde genommen verdankt Erhard seine Berufung zum Bundeskanzler auch wieder Adenauer, der sie zwar auf das heftigste bekämpfte, aber gleichzeitig den »Aufbau« irgendeines anderen Kandidaten verhinderte oder wenigstens keinerlei Beitrag dazu leistete. So kam es fast zwangsläufig dazu, daß im entscheidenden Augenblick kein anderer mehr im Rennen lag. Daß es damals, abgesehen von Adenauer selbst, niemand Erhard an Popularität gleich tun konnte, hat gewiß manchen Parlamentarier in seiner Stellungnahme entscheidend beeinflußt, als es galt, den neuen Bundeskanzler zu wählen. Für das Verhältnis zwischen Adenauer und Erhard und ihre so unterschiedliche Art, an politische Fragen heranzugehen, ist die folgende kleine Geschichte, die man sich erzählte, vielleicht bezeichnend: Als es 1954 um die Frage des Kartellverbots ging, soll Adenauer in kleinem Kreis Erhard gefragt haben: »Warum lassen Sie denn dem Berg (dem Präsidenten des Bundesverbandes der Deutschen Industrie) nicht das bißchen Vergnügen und gönnen ihm die Kartelle, an denen sein Herz so hängt?« Als Erhard darauf mit einem Vortrag über die Kartellfrage begann, habe Adenauer ihn unterbrochen: »Ach, Sie mit Ihren ewigen Theorien; davon verstehe ich nichts.« Erhard soll entgegnet haben: »Ja, das ist eben gerade so schade, daß Sie davon nichts verstehen, sonst wäre es leichter, mit Ihnen zu diskutieren.« Adenauers stete Neigung

zum politischen Kalkül blieb Erhard wohl immer unverständlich. Beide Männer waren nun einmal grundverschieden.

Der Beginn von Erhards Wirken als Bundeskanzler von 1963 an litt beträchtlich darunter, daß die außenpolitische Konstellation sich zunehmend ungünstiger gestaltet hatte. Bei dem Gegensatz zwischen Paris und Washington in vielen Fragen, der sich zudem stetig mehr versteifte, galt es, innerhalb des westlichen Bündnisses sozusagen mit mehreren Kugeln gleichzeitig zu spielen, was nun einmal Artistik erfordert, die nicht jedermanns Sache ist. Auch die Fortschritte auf dem Wege zu einer echten europäischen Integration stießen zunehmend auf Hindernisse und grundsätzliche Einwendungen. Und nicht besser stand es um die Hoffnungen, in der Frage der Wiedervereinigung Deutschlands voranzukommen. Jeder Nachfolger Adenauers mußte es unter solchen Umständen schwer haben, Erfolge auf außenpolitischem Gebiet zu erzielen. Erhards zweites Amtsjahr als Bundeskanzler stand dann auch noch im Zeichen des Wahlkampfes, den er freilich mit überraschend gutem Erfolge bestand. Aber das von ihm so sehr begehrte Amt erwies sich für ihn bei den außergewöhnlich hohen Anforderungen an Tat- und Entschlußkraft, die es an seinen Inhaber stellt, als ein schweres Erbe. Und im folgenden Winter begann ihn schließlich auch noch die wirtschaftliche Konjunktur, die für Adenauers Amtszeit so hilfreich gewesen und die auch seinem eigenen Wirken als Bundeswirtschaftsminister so sehr zustatten gekommen war, im Stich zu lassen.

War Erhard Bundeswirtschaftsminister, so war Vorsitzter des Wirtschaftsausschusses im Ersten Bundestag Franz *Etzel*. Dieser etwas schwerblütige Mann vom Niederrhein war von Jugend an leidenschaftlich der Politik zugewandt. Sogleich nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges schloß er sich der CDU an; seine großen Kenntnisse auf den Gebieten von Wirtschaft und Finanzen machten ihn rasch zu einem besonders wertvollen Mitglied dieser Partei. Von seiner Berufung nach Luxemburg zum ersten Vizepräsidenten der Hohen Behörde der Montanunion war schon die Rede. Von diesem Posten kehrte er 1957 für eine Legislaturperiode als Bundesfinanzminister nach Bonn zurück, nicht ohne eine gewisse Leichtigkeit, die er auf dem internationalen Luxemburger Parkett gewonnen hatte, mitzubringen. Dank der wichtigen, ihm zugefallenen Positionen ist er einer der Männer geworden, die unsere Bundesrepublik mit zimmern halfen. Aus dem erfolgreichen Wiederaufbau unserer Wirtschaft und deren Verzahnung im europäischen Rahmen ist er nicht wegzudenken.

Zu den bemerkenswertesten Mitgliedern der Fraktion gehörten weiter die beiden späteren Außenminister der Bundesrepublik, Heinrich von Brentano und Gerhard Schröder. *Brentano* war bis zu seiner Berufung auf diesen

Posten im Jahre 1955 Vorsitz der CDU/CSU-Fraktion, die er mit Geschick, wenn auch nicht immer mit voller Standfestigkeit, zwischen Szylla und Charybdis hindurchsteuerte. Als Mitglied des Europarats entfaltete er von 1950 an eine eifrige außenpolitische Tätigkeit. Seiner Arbeit als Vorsitz des Arbeitsausschusses der Straßburger Ad hoc-Versammlung war wesentlich mit zu danken, daß der Entwurf des Statuts für eine Europäische Politische Gemeinschaft zustande kam und von der Versammlung verabschiedet werden konnte. Während seiner sechsjährigen Tätigkeit als Außenminister trug die deutsche Außenpolitik zwangsläufig und eindeutig den Stempel der Persönlichkeit Adenauers. Brentanos Wirken war dennoch sehr verdienstvoll, und erst unter seiner Leitung kam der deutsche auswärtige Dienst wieder richtig in Gang. Leicht hatte er es auch nicht, als er danach wieder den Fraktionsvorsitz übernahm und ihm die schwierige Aufgabe zufiel, den Wechsel im Bundeskanzleramt über die politische Bühne zu bringen. Leider setzten bald darauf seine schwere Erkrankung und der frühe Tod 1964 dem politischen Wirken dieses verdienstvollen Mannes mit seinem gewinnenden Wesen ein Ende.

Gerhard Schröder war ebenso wie Brentano von Haus aus nicht Diplomat, sondern Jurist. Was ihm besonders eignet, ist ein scharfer Verstand und die Gabe, auch schwierige Fragen in freier Rede klar darzulegen. Von 1953 an bekleidete er auf acht Jahre das Amt des Bundesinnenministers, das wenig dazu angetan ist, seinem Inhaber Lorbeeren einzutragen. Aber auch im Auswärtigen Amt hat er es dann nicht leicht gehabt. War es für Brentano schwierig, unter Adenauer sein Ministeramt wahrzunehmen, so mußte der Außenminister Schröder sich erst durch die letzten Adenauer-Jahre und dann die Schwierigkeiten beim Übergang von Adenauer zu Erhard hindurchwinden, um sich *nach* Adenauer schnell dem Verdacht ausgesetzt zu sehen, von der bewährten außenpolitischen Linie des ersten Bundeskanzlers abzuweichen. Die Probleme vergrößerten sich noch für ihn, als er dann in das Kreuzfeuer entgegengesetzter amerikanischer und französischer Konzeptionen über die Struktur und die Politik des westlichen Bündnisses geriet. Er hat es mit dem ihm angeborenen Geschick verstanden, trotz aller Schwierigkeiten nicht die Waffen zu strecken, sondern »to make the best of it«, das heißt die »Kunst des Möglichen« zu üben, als die Bismarck die Führung der Außenpolitik verstanden wissen wollte. Der Außenstehende kann kaum voll ermessen, wie viel Einsicht, Vorausschau und auch persönlicher Mut dazu gehören, um in der heutigen Übergangszeit zu neuer weltpolitischer Konstellation die Interessen der Bundesrepublik zufriedenstellend zu wahren und dafür zu sorgen, daß die Entwicklung über sie nicht einfach hinweggeht. Gerhard Schröder sind diese

Eigenschaften und Fähigkeiten nicht abzustreiten. Bedauerlich war nur, daß er in Paris in den sicherlich nicht verdienten Ruf geriet, eine anti-französische Linie zu verfolgen.

Eines der führenden Mitglieder der CDU/CSU-Fraktion im Ersten Bundestag war der aus München gebürtige Franz Josef *Strauß*. Schon vorher war er im Frankfurter Wirtschaftsrat eines der jüngsten Mitglieder gewesen, und ich habe seither in häufiger Berührung mit ihm gestanden. Vom Beginn seiner Tätigkeit an trat seine große politische Begabung in Erscheinung. Er erfaßte alle Probleme sofort in ihrer Tragweite, bildete sich rasch ein Urteil und reagierte ohne Zögern. Als Bundesfinanzminister steht er neuerdings auf einem der wichtigsten Posten im Kabinett der Großen Koalition, zu dessen Übernahme, wie die Dinge lagen, schon ein beträchtlicher Mut und große Verantwortungsfreudigkeit gehörten. Geschult durch vielfältige Erfahrung, die er im Laufe der Jahre sammeln konnte, ist heute sein scharfer Verstand mit Besonnenheit gepaart, die hoffen läßt, daß diesem energiegeladenen Mann, dem eine gewaltige Arbeitskraft zu eigen ist, der große Wurf gelingen möge, die Bundesfinanzen wieder ins Gleichgewicht und damit in Ordnung zu bringen. Die Schnelligkeit, mit der er sich in die große Problematik des Finanzressorts eingearbeitet hat, ist eindrucksvoll.

Zu Theodor *Blank*, der 1950 zum Beauftragten für alle Fragen der Besatzungstruppen und 1951 zum Sicherheitsbeauftragten der Bundesregierung ernannt wurde, hatte ich gleichfalls schon seit den ersten Tagen des Frankfurter Wirtschaftsrats ein gutes Verhältnis. Wir mochten uns gegenseitig ausgesprochen leiden. Als er 1955 erster Bundesverteidigungsminister wurde, bat ich ihn scherzhaft, er möge sich doch meiner erinnern, wenn mein Laden in der Wirtschaft einmal nicht mehr gehen sollte, und mich dann zum Heeresmusikinspizienten ernennen. *Blank* stimmte gerührt zu.

Schon bevor er zum Bundesverteidigungsminister ernannt wurde, fiel *Blank* die schwierige Aufgabe zu, den Grundstock zum Aufbau einer Bundeswehr zu legen. In diesem Zusammenhang fragte er im Herbst 1954 bei mir an, ob ich ihm nicht ein Zusammentreffen mit einer Anzahl leitender Industrieller aus den für die Ausrüstung einer Bundeswehr in Frage kommenden Wirtschaftsbereichen vermitteln wolle. Er würde eine Aussprache begrüßen. Ein solches Treffen fand dann in meinem Duisburger Hause gegen Ende 1954 statt. Außer *Blank* kam in Vertretung *Erhards* noch der Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium *Dr. Westrick*, während sich auf Seite der Industriellen ein Dutzend Männer in führender Stellung einfand. Im Verlauf dieser Besprechung vertrat *Dr. Westrick* den Standpunkt, die betreffenden Wirtschaftszweige müßten so in die allgemeine soziale Markt-

wirtschaft eingegliedert werden, daß durch die unvermeidlichen Rüstungsaufträge das allgemeine Preisgefüge nicht in Bewegung gerate und weder die deutsche Ausfuhr beeinträchtigt werde, noch die Versorgung der Bevölkerung ins Stocken komme. Rüstungsaufträge müßten ferner normalerweise im Wege der öffentlichen Ausschreibung vergeben werden und sollten nicht »vom Preis her attraktiv sein«. Die Vertreter der Wirtschaft äußerten dazu, man werde natürlich den Anforderungen des Staates, wenn auch ohne Begeisterung, entsprechen müssen. Gerade die Wortführer der Grundindustrien legten großen Wert auf die Feststellung, daß sie von sich aus an Rüstungsaufträgen nicht interessiert seien. Diese Aussprache hat gewiß mitgeholfen, daß der im Anfangsstadium befindliche Aufbau der Bundeswehr ohne Erschütterung der deutschen Wirtschaft vor sich gehen konnte. Sie verdient deshalb hier Erwähnung, weil 1954 eine solche Veranstaltung noch durchaus ungewöhnlich war. Heute sind derartige Besprechungen, wenn es die Sache für wünschenswert erscheinen läßt, etwas beinahe Alltägliches. In den ersten Jahren der Bundesrepublik mußten aber viele Dinge, die uns heute selbstverständlich erscheinen, erst einmal in Gang gebracht werden. Theodor Blank wechselte dann 1956 vom Bundesverteidigungsminister nach kurzer Amtspause hinüber auf den Stuhl des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung, einen Posten, den er bis 1965 innehatte.

In einem besonders engen Verhältnis stand ich im Ersten Bundestag, wie schon vorher und auch nachher, zu Robert *Pferdmenges*. Gehörte er doch zu den Persönlichkeiten, die zum Hause Klöckner lange Jahrzehnte hindurch enge Beziehungen unterhielten und sowohl Peter Klöckner als auch später mir in besonderer Weise freundschaftlich verbunden waren. Mitglied des Aufsichtsrats der Klöckner-Werke AG wurde Pferdmenges bereits 1931. Das war im gleichen Jahr, in dem er nach seiner Tätigkeit beim Schaaffhausenschen Bankverein Teilhaber des Bankhauses Sal. Oppenheim jr. & Cie. in Köln wurde. Er blieb im Aufsichtsrat der Klöckner-Werke bis zu der von den alliierten Entflechtern veranlaßten Liquidierung der alten Klöckner-Werke im Jahre 1952. Danach trat er dem Aufsichtsrat der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln bei, dem er bis zu seinem Tode 1962 angehörte. Die große Tatkraft, mit der sich Pferdmenges nach dem Zusammenbruch von 1945 gemeinsam mit Karl Jarres des Wiederaufbaues der Industrie des Ruhrgebietes annahm, habe ich schon an früherer Stelle hervorgehoben.

Zu aktiver politischer Betätigung gelangte Pferdmenges erst nach dem Zweiten Weltkrieg, zunächst als Mitglied des Frankfurter Wirtschaftsrats und dann als Bundestagsabgeordneter. Als er diesen Schritt in die Politik seinem Freunde Adenauer zuliebe tat, genoß er bereits seit Jahrzehnten

einen bedeutenden Ruf als Bankier und gründlicher Kenner der Wirtschaft. Im Plenum des Parlaments selbst ist er wenig ins Rampenlicht getreten, weil er von großen Reden nicht viel hielt und es vorzog, bei Besprechungen in kleinerem Kreise sein Urteil und seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Das und sein bekanntes persönliches Freundschaftsverhältnis zu Adenauer, der ihn als klugen Ratgeber hoch schätzte, führten dazu, daß er in den Ruf einer Art Grauer Eminenz geriet. Die Öffentlichkeit hat sich unter diesen Umständen kaum ein richtiges Bild von seiner Persönlichkeit machen können.

Wer ihn näher kannte, der schätzte ihn nicht nur wegen seiner Erfahrung und seines umfassenden Wissens, sondern vor allem auch wegen seiner Charaktereigenschaften. Auf der einen Seite kennzeichneten ihn Pflichtbewußtsein und Lauterkeit in Leben und Beruf, auf der anderen Verständnis, Güte und Hilfsbereitschaft, aber auch Lebensfreude und echt rheinischer Humor. Er war ein großer Kunstfreund und liebte eine gepflegte Geselligkeit. War man bei ihm zu Gast, so konnte man mit einer erstklassigen Küche und erlesenen Weinen rechnen. Zum letzten Gang gab es gewöhnlich ein mehrere Jahrzehnte altes Spitzengewächs vom Rhein, mit dessen Qualität kaum ein anderes Haus wetteifern konnte.

Sein Urteil über wirtschaftliche Angelegenheiten war treffsicher und überlegen; er erkannte sogleich den springenden Punkt einer Sache wie auch ihre problematischen Seiten. Unterhaltungen mit ihm über aktuelle wirtschaftliche Fragen, mochten sie allgemeiner Art sein oder die eigenen Unternehmungen betreffen, waren stets anregend und bereichernd. In wichtigen Personalfragen war er ein wertvoller Ratgeber, der mit seiner Meinung in wohlthuender Weise nicht hinter dem Berge hielt. Gab es in der Politik schwierige Probleme zu lösen, so wurde nur zu häufig Robert Pferdenges herbeigeholt. Das war besonders der Fall, wenn es galt, unterschiedliche Meinungen auszugleichen und ihre Vertreter, wenn nötig, unter einen Hut zu bringen. In der Beurteilung von Menschen ging er selten fehl; er stellte dabei die charakterliche Seite ebenso hoch ins Kalkül wie die fachlichen Qualitäten. Daß der Bundeskanzler sich immer wieder von Pferdenges beraten ließ, war gerade auch auf dem personellen Gebiet von unschätzbarem Wert. Manche Kritiker haben beanstandet, daß Adenauer so viel auf ihn hörte; doch glaube ich, es ist besser, der Bankier berät den Staatsmann als der Staatsmann den Bankier. Das landläufige Vorurteil gegen den Bankier, das solcher Kritik zugrunde lag, hat Pferdenges einmal auf die klassische Formel gebracht: »Wenn einer reich ist, meinen die Leute gleich, er hat gestohlen.«

Auch von und über Robert Pferdenges gibt es mancherlei Anekdoten. Die Wahrheit der folgenden Begebenheit, die in Bonn gern erzählt

wurde, wird von Ohrenzeugen bestätigt: In einer Kabinettsitzung, an der Dr. Pferdmenes teilnimmt, sitzt er neben Adenauer. Zu jener Zeit hielt der Bundeskanzler vom Wirtschaftsminister Erhard einmal wieder nicht allzu viel. Er fragt Pferdmenes, ob er Erhard, der gerade eine längere Rede hält, wohl sein Geld anvertrauen würde. Antwortet Pferdmenes: »Nein, aber Ihnen auch nicht!« Auch folgende Geschichte kann als verbürgt gelten: In einer Unterhaltung war von einem Herrn die Rede, der besonders ängstlich und vorsichtig war und vor schwierigen Entscheidungen zurückschreckte. Pferdmenes meinte von diesem Zeitgenossen: »Seine Unterhose möchte ich nicht sein.« Mit Vorliebe machte Pferdmenes einen Point daraus, daß Friedrich Engels ein angeheirateter Onkel von ihm war. Wenn jemand in seiner Familie über die bürgerlichen Stränge schlug, habe es immer geheißen: »Du wirst noch wie Onkel Friedrich!«

An alten Gewohnheiten hielt Pferdmenes fest. Er ging 30 oder 35 Jahre lang alljährlich zur gleichen Zeit ins Sanatorium Dapper in Bad Kissingen, wo er stets dieselben Zimmer bewohnte, und, wie er gern sagte, seinen Hut immer an denselben Nagel hing, als wäre das letzte Mal erst gestern gewesen.

Von den Anekdoten, die Robert Pferdmenes gleichsam »vererbt« hat, will ich zwei erzählen, nicht nur weil sie mir der Überlieferung wert erscheinen, sondern auch weil es Pferdmenes kennzeichnet, daß er an ihnen seinen besonderen Spaß hatte. Beide handeln von dem Kölner Bankier Louis Hagen, der sich vor Jahrzehnten großen Rufes als führender Finanzfachmann erfreute.

Eines Tages wurde Hagen in den Aufsichtsrat der IG-Farben hinzugewählt, eine exklusive Gesellschaft, die autoritär von einigen wenigen Leuten, vor allem dem Aufsichtsrats- und dem Vorstandsvorsitzer, geleitet wurde. Die Aufsichtsratssitzungen pflegte man in kürzester Frist abzuwickeln. Dabei hörten die Mitglieder andachtsvoll zu, ohne selbst ein Wort zu sagen. Als Louis Hagen das erstmal teilnahm und die Tagesordnung erledigt war, meldete er sich zu Wort. Unter Stirnrunzeln der IG-Gewaltigen wurde es ihm erteilt. Louis Hagen: »Darf ich fragen, wann die nächste Aufsichtsratssitzung stattfindet?« Rasch wurde die Frage beantwortet und die Sitzung geschlossen. Die Matadoren der IG zogen sich zurück, wobei einer der Vorsitzter sagte: »Da scheinen wir uns ja einen schönen Schwätzer hinzugewählt zu haben.«

Auf den Jahrestagungen der Vereinigung für das private Bankgewerbe galt die Vorschrift, daß die Reden, die die einzelnen Mitglieder halten wollten, vorher immer im Wortlaut eingereicht werden mußten. Louis Hagen wurde einmal gebeten, zu irgendeinem Thema einige Ausführungen zu machen. Er reichte seine Rede ein, wobei er einen Zettel mit folgen-

dem Vermerk anfügte: »Ich zahle jedem tausend Mark, der einen neuen Gedanken in dieser Rede entdecken kann.«

Zum Schluß sei aus der Reihe meiner Bonner Fraktionskollegen hier noch Dr. Gerd *Bucerius* genannt. Er entfaltete eine äußerst rege politische Tätigkeit, wie auch seine Frau politisch sehr interessiert war. Ich kam viel mit ihnen zusammen; in Frankfurt und Bonn war ich, gemeinsam mit Pferdmengetes, häufig bei dem Ehepaar mittags zu Gast. Oft waren dabei noch andere Leute zugegen, und so manches Politikum wurde dort ausgekocht. Auch sonst lud Bucerius gern Leute zu sich ein, um bestimmte, gerade akute Probleme zu diskutieren. Es war schade, daß der kluge und temperamentvolle Mann zu Adenauer und auch zu seiner Fraktion zunehmend in einen persönlichen Gegensatz geriet und schließlich aus dem Bundestag ganz ausschied. Seither widmet er sich in Hamburg sehr erfolgreich seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt und Verleger, wobei er allerdings seinen früheren Parteifreunden in Bonn manches Mißvergnügen bereitet hat. Leider kann man bei uns ja oft ein Ungeschick mancher Politiker im Umgang mit der Presse beobachten, obschon diese nun einmal eine Großmacht ist und nicht nur durch das Bundespresseamt pfleglich behandelt sein will. Sie verdient es auch, zumal ihre wichtigsten Organe über viele bedeutende Männer verfügen, die von der Politik wahrscheinlich nicht weniger verstehen als die Herren in Bonn. Als eine der Persönlichkeiten, die im deutschen Pressewesen eine bemerkenswerte Rolle spielen und zu der ich seit Jahren in angenehmen Beziehungen stehe, möchte ich hier auch den Mitherausgeber der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, Professor Erich *Welter*, nennen. Ihm kommt ein besonderer Anteil zu an dem bemerkenswerten Aufstieg seiner Zeitung zu einem der führenden Blätter deutscher Sprache. Der erfolgreichste deutsche Zeitungs- und Zeitschriftenverleger der Nachkriegszeit ist wohl der Hamburger Landsmann des Dr. Bucerius, Axel *Springer*, der es 1953 verstand, einen politisch nicht unbedeutenden Schachzug mit dem Erwerb der bis dahin von den Engländern subventionierten Tageszeitung »Die Welt« zu tun, wobei er alle anderen Bewerber, deren es viele gab, aus dem Felde schlug. Ich habe ihn als Persönlichkeit von bemerkenswertem Format kennengelernt, die es durchaus mit den amerikanischen und britischen Presse magnaten aufnehmen kann.

Daß ich es als lohnend empfunden habe, Mitglied des Frankfurter Wirtschaftsrats und des Ersten Bundestages gewesen zu sein, habe ich schon erwähnt. Es war mir dabei natürlich weniger darum zu tun, besondere Wirtschaftsinteressen zu vertreten, als allgemein nach Kräften am Wieder-

aufbau unseres zusammengebrochenen Staates sowie dazu beizutragen, daß der Kurs politischer Vernunft und Zielstrebigkeit sich durchzusetzen vermochte. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß man in mir einen Vertreter der Wirtschaft und ihrer Belange sah. Das war aber durchaus kein Negativum und brauchte es auch nicht zu sein, solange es gelang, die Gesichtspunkte und Notwendigkeiten der Wirtschaft den Parlamentskollegen in sachlich ruhiger und überzeugender Weise nahezubringen. Man mußte es nur zu vermeiden verstehen, reine Interessenpolitik zu vertreten. Auch Adenauer brachte mir wie anderen Industriellen gegenüber immer wieder zum Ausdruck, für wie wichtig er es halte, daß Männer der Wirtschaft sich für den Bundestag zur Verfügung stellten. Doch kann, wer in der Wirtschaft steht, es sich rein zeitlich meist nicht leisten, den größeren Teil der Woche seiner eigentlichen Berufsarbeit fern zu bleiben. Und da das so ist, wird es wohl leider auch dabei bleiben, daß unabhängige und erfahrene Männer in führenden Positionen aus der Wirtschaft im Bundestag dünn gesät sind.

Dazu trägt freilich auch unser Wahlverfahren bei, denn es führt dazu, daß die Auswahl der Kandidaten für die Wahlen auf wenig befriedigende Art zustande kommt. Der Wähler wählt im Grunde genommen ja nur die Partei und entscheidet lediglich, wieviele Sitze jede Partei erhalten soll. Gewisse, nicht nennenswert ins Gewicht fallende Ausnahmen bestätigen die Regel. Wer diese Sitze dann einnimmt, ist am Wahltag meist schon eine in den Parteigremien längst abgemachte Sache. Dank der Möglichkeit, über die Liste eine erkleckliche Reihe von Kandidaten von vornherein mit sicheren Sitzen auszustatten, gleichgültig, ob es sich um Vertreter bestimmter Interessen oder auch um an sich im Wahlkampf eher schwache Persönlichkeiten handelt, sehen sich diese Gremien weitgehend der Notwendigkeit enthoben, nach besonders befähigten und durchschlagkräftigen Persönlichkeiten Ausschau zu halten, die Aussicht haben, in ihrem Wahlkreis die Mehrheit zu gewinnen. In manchen dieser Gremien mag zudem noch ein enger Horizont und die mangelnde Fähigkeit, über den eigenen Bereich hinauszuschauen, ins Gewicht fallen. Das Ergebnis ist, daß als Kandidaten in beträchtlichem Umfang Leute zum Zuge kommen, deren Qualitäten oft mehr im Rahmen lokaler oder auch ständischer Interessen liegen oder die in der Parteiarbeit durch Fleiß und Eifer hervorgetreten sind, als daß sie als berufene Anwälte der Gesamtinteressen des deutschen Volkes anzusprechen wären.

Bei einem Fortfall der Listen und einem reinen Mehrheitswahlrecht, wie es in den USA und Großbritannien besteht, müssen die Parteien notgedrungen anders verfahren und können nur Kandidaten aufstellen, die

nicht nur über ihre Partei, sondern auch durch eigene Qualifikation in ihren Wahlkreisen sich durchzusetzen imstande sind. Gewiß lassen sich gegen das Mehrheitswahlrecht manche Einwendungen erheben, und auch meine Hinneigung zu ihm ist mehr grundsätzlicher Art als daß ich meinte, es sei gleichsam das Ei des Kolumbus. Wahlen nach diesem System ergeben in der Tat kein wirkliches Spiegelbild des Willens der Wähler, weil in jedem Wahlkreis die Minderheit eben einfach unvertreten bleibt. Gerade dem hat man bei uns durch die zusätzliche Möglichkeit der Wahl über die Liste vorbeugen wollen. Befriedigend ist das Ergebnis aber aus den angegebenen Gründen nicht. Jedenfalls schafft das Mehrheitswahlrecht eher eindeutige und für die praktische Politik nutzbringendere Grundlagen parlamentarischen Wirkens. Zudem steht bei ihm der Volksvertreter mehr auf eigenen Füßen, während er bei uns oft genug nur ein Vertreter der eigenen Partei ohne Eigengewicht ist. Dabei wäre es beim Mehrheitswahlrecht nicht einmal notwendig, ganz auf die Liste zu verzichten; sie könnte als eine gewisse Korrekturmöglichkeit erhalten bleiben. Es wäre möglich, über eine Bundesliste etwa ein Fünftel der Abgeordneten zu den durch Direktmandat Gewählten hinzutreten zu lassen. Die Liste müßte dann freilich wirklich befähigten Persönlichkeiten vorbehalten bleiben und nicht etwa nur dazu dienen, parteipolitischen Eifer zu belohnen.

Diese ganze Frage hat bei uns mit der Bildung eines Kabinetts der Großen Koalition Ende 1966 ein anderes Gesicht gewonnen, denn die neue Regierung hat es zu einem ihrer Programmpunkte gemacht, das bisher geltende Wahlrecht durch ein Mehrheitswahlrecht zu ersetzen. Wenn auch ein ganz neues Wahlrecht erst für 1973 in Aussicht genommen ist und seine Einzelheiten noch völlig offen sind, so ist das Ziel doch wohl zu billigen, obschon natürlich die Art der Durchführung noch genau überlegt werden muß. Jedenfalls sollte das Wahlrecht so gestaltet werden, daß Neuwahlen dann die gemeinsame Herrschaft der beiden großen Parteien durch die Mehrheit der einen Partei ablösen. Denn eine unbefristet lange Lebensdauer der Großen Koalition ist nicht erstrebenswert. Der Mißstand des zu geringen Anteils hochqualifizierter Persönlichkeiten in unserem Parlament würde sich dann eher noch vergrößern. Man würde sich daran gewöhnen, daß es keine ins Gewicht fallende Opposition mehr gibt und man sich infolgedessen alles leisten kann. Allerdings können sich auch beim Mehrheitswahlrecht Lagen ergeben, in denen es erwünscht sein mag, daß alle Parteien die Verantwortung gemeinsam tragen, etwa in Fällen von Krieg oder Kriegsgefahr, bei Abschluß eines Friedensvertrags oder zur Durchführung der Wiedervereinigung. Das sollten aber dann Ausnahmefälle in entscheidenden Phasen der Entwicklung sein. Für den gewöhnlichen parlamentarischen

Betrieb, auch wenn er mit schwierigen Aufgaben belastet ist, wäre die Große Koalition zwar vielleicht bequem, aber sicher nicht zuträglich. Einige europäische Länder haben dafür in der Nachkriegszeit Beispiele geliefert, die nicht ermutigend wirken.

Erwägt man dies alles, so zeigt sich wieder einmal, wie bedauerlich es ist, daß seinerzeit bei der Schaffung unseres Grundgesetzes der Versuch scheiterte, statt des verbeamteten, oft allzu föderalistisch betonten und aus einer Überbewertung des Föderalismus in unserem Staatsgefüge herrührenden Bundesrats eine Zweite Kammer zu schaffen, wie sie die USA in ihrem Senat und Großbritannien in seinem Oberhaus besitzen. In ihr wären dann unabhängige und den Durchschnitt überragende Persönlichkeiten so recht am Platze gewesen.

Im übrigen ist die Legende anscheinend unverwüsthch, in parlamentarisch regierten Ländern unterliege die Politik ständig einem maßgebenden Einfluß der Wirtschaft, worunter dann das Unternehmertum verstanden werden soll. Selbst eine rein sozialistische Regierung gilt kaum als ausreichende Sicherung gegen solch angeblichen Mißstand. Ja, man sieht darin geradezu das Erbübel der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Wie sehr diese Lesart ihre Runde um den ganzen Erdball gemacht hat, zeigt sich immer wieder, so etwa wenn der Präsident von Kenya, Jomo Kenyatta, 1965 seinen »afrikanischen Sozialismus« wie folgt definieren ließ: »Der afrikanische Sozialismus unterscheidet sich politisch vom Kommunismus, weil er jedem erwachsenen Staatsbürger gleiche politische Rechte sichert, und vom Kapitalismus, weil er die Ausübung eines unverhältnismäßigen politischen Einflusses durch wirtschaftliche Machtgruppen verhindert.« Der übermächtige Einfluß der Wirtschaft auf die Politik gewinnt so geradezu die Geltung eines Glaubenssatzes.

Hier sind viele Mißverständnisse lebendig, zusammen mit nicht mehr zeitgemäßem Erbe aus der Vergangenheit. Die Wirtschaft und das Wirtschaften bilden einen so elementaren Teil jeder menschlichen Lebensform, daß sie selbstverständlich auch aus der Politik nicht wegzudenken sind. Wenn bereits in der Magna Charta von 1215, dem Grundstein der britischen Verfassungsentwicklung, dem König Einschränkungen für die Erhebung neuer Abgaben auferlegt wurden, so waren dabei schon damals Wirtschaftsinteressen eine der Triebfedern. Daß Wirtschaft und Politik Lebensbereiche wären, die nichts miteinander zu tun hätten, so daß die Wirtschaft sich jeder Einwirkung auf die Politik zu enthalten habe, ist eine weltfremde Verkennung der Wirklichkeit. Dem Vorwurf gegen das Unternehmertum in Industrie und Bankwelt, einen übermäßigen und unzulässigen Einfluß auf die Politik zu nehmen, liegt dabei die Unterstellung zugrunde, daß den zu

diesen »wirtschaftlichen Machtgruppen« gehörenden Leuten Möglichkeiten in großem Ausmaß zur Verfügung ständen, mittels derer sie das Parlament, die Presse, das Fernsehen und was sonst noch von sich abhängig und ihrem Willen gefügig machen könnten, und daß sie von diesen Möglichkeiten eifrig Gebrauch machten.

Vorstellungen solcher Art gehören ins Reich der Fabel. Verglichen mit den Einflußmöglichkeiten auf die Politik, die zum Beispiel den Gewerkschaften, der sogenannten Grünen Front und den Mittelständlern zur Verfügung stehen und derer sie sich auch nach Kräften bedienen, ist die Einflußnahme des gewerblichen Unternehmertums auf die Politik bei uns durchaus bescheiden. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß immer wieder behauptet wird, der politische Einfluß der Wirtschaft sei groß und bedenklich. Sachlich irgendwie zu vertreten ist diese Behauptung kaum, und die Antwort bleibt aus, sobald man fragt, wer denn die Leute seien, die solchen Einfluß ausüben. Auf der anderen Seite muß die Regierung selbst ein grundlegendes Interesse daran haben, daß die Wirtschaft blüht und gedeiht und damit weiter mittelbar und unmittelbar einen Großteil des Steueraufkommens einbringt, von dem schließlich auch die Politik lebt. Eine die Interessen der Wirtschaft nicht gebührend berücksichtigende Politik kann sich eine vernünftige Regierung gar nicht leisten. Auch bedarf sie in Fragen der Wirtschaft immer wieder sachkundigen Rats, und den sollte sie, wenn sie klug ist, gerade auch bei den Männern der Wirtschaft selbst suchen und nicht nur bei Theoretikern oder in Kreisen, die nicht im praktischen Wirtschaftsleben stehen. Daß solcher Rat manchmal auch ungefragt erteilt wird und sich zu Forderungen verdichtet, ist ein Recht, das im demokratischen Staat jede Gruppe für sich in Anspruch nehmen kann. Von der Wirtschaft werden solche Forderungen jedoch fast nur in Fragen geltend gemacht, die ihre unmittelbaren Interessen berühren, kaum jemals aber im Hinblick auf den in der sogenannten großen Politik zu verfolgenden Kurs.

Auch die Vorstellung vom Vorhandensein wirtschaftlicher Machtgruppen innerhalb der Industrie verdient etwas näher unter die Lupe genommen zu werden. Natürlich bestehen unter den führenden Persönlichkeiten der industriellen Unternehmungen und der Bankwelt vielfältige persönliche Verbindungen, wie auch ein häufiger Meinungsaustausch üblich ist. Das dient dem Nutzen der Betreffenden, ihrer Unternehmungen und somit auch, darüber hinaus, der Allgemeinheit. Daß sich daraus »Machtgruppen« ergäben, ist ein Erzeugnis der Phantasie. Irrig ist auch der Glaube, die Industrie sei in einer Organisation wie dem Bundesverband der Deutschen Industrie oder dem Deutschen Industrie- und Handelstag straff organisiert oder gar gleichgeschaltet und deren Präsidenten seien ihre ausschließlichen Wortführer.

Das ist nicht der Fall. Das Wort dieser Präsidenten gilt geradesoviel wie die Persönlichkeit dessen, der ein solches Amt bekleidet, ihm Gewicht verleiht. Der Deutsche Gewerkschaftsbund oder auch der Deutsche Bauernverband befinden sich politisch gesehen in weit stärkeren Positionen als die Vereinigungen und oft weitgestreuten fachlichen oder regionalen Zusammenschlüsse der gewerblichen Wirtschaft.

Für die Lage in der Bundesrepublik ist auch kennzeichnend das durch die Träger der öffentlichen Meinungsbildung bis vor kurzem vielfach geradezu geflissentlich gepflegte Vorurteil und das daraus erwachsende Mißtrauen gegen Großunternehmen der Wirtschaft. Es verleitete die Politiker immer wieder zu Maßnahmen, die gegen die von den Großunternehmen vermeintlich drohenden Gefahren Sicherungen schaffen sollen, so zum Beispiel auf dem Gebiete der Konzern- und Kartellgesetzgebung oder der sogenannten Überkreuzverflechtung in den Aufsichtsräten, die man im neuen Aktiengesetz von 1965 unterbunden hat. Besonders grotesk war, daß die Frage der Überkreuzverflechtung durch Mitglieder des unternehmerischen Mittelstands im Bundestag hochgespielt worden ist, wobei es freilich nicht jedem gegeben sein mag, die Aus- und Nebenwirkungen seines Tuns voll zu übersehen. Zur Begründung wurde darauf verwiesen, daß sonst die Gefahr der Interessenkollision drohe. Wie absurd das ist, erhellt ohne weiteres daraus, daß man durch die Hereinnahme von Arbeitnehmervertretern in die Aufsichtsräte ja auch die Lage geschaffen hat, daß Arbeiter oder Angestellte eines Unternehmens ihren Vorstand, also ihre eigenen obersten Vorgesetzten, zu überwachen haben. Den Arbeitnehmervertretern glaubt man also die nötige Unabhängigkeit zutrauen zu können; der Generaldirektor eines Weltunternehmens aber soll Gefahr laufen, im Aufsichtsrat einer fremden Gesellschaft in die Knie zu gehen, wenn ein Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft seinem Aufsichtsrat angehört. *Difficile est, satiram non scribere.*

Erst neuerdings hat man auch bei uns in weiteren Kreisen erkannt, daß die allgemeine Entwicklung in der Welt auf manchen industriellen Gebieten unvermeidlich zum Großbetrieb hinsteuert. Diese Einsicht ist freilich noch sehr jungen Datums, denn noch vor kurzer Zeit konnten sich bei uns viele Politiker und unter ihnen besonders die Vertreter des Mittelstandes gar nicht genug darüber ereifern, wenn ein Unternehmen einmal etwas größer wurde. Seither ist der Ruf nach industrieller Konzentration jedoch allgemein geworden, und schon ist der Vorwurf zu hören, die Unternehmer hätten offenbar die Zeichen der Zeit verkannt. Die anderen Länder waren in dieser Hinsicht erheblich weitsichtiger, was sich sehr zu ihrem Vorteil und zu unserem Nachteil ausgewirkt hat. Dort fördert man seit Jahren die

Konzentration der Unternehmen, um sie für den Wettbewerb auf dem größeren europäischen und dem Weltmarkt zu stärken, während man bei uns davon nichts wissen wollte. Dabei wurde jedoch meist übersehen, daß gemessen an den amerikanischen Größenordnungen unsere »Großen« weit zurückstehen und noch kaum mehr darstellen als eine Art gehobenen Mittelstands.

Bundeskanzler Erhard hat in einer seiner Reden (am 11. Mai 1965) einmal bemängelt, daß im Agrarausschuß des Bundestags nur Landwirte, im Arbeitsausschuß nur Arbeitnehmer und im Wirtschaftsausschuß nur Unternehmer saßen, was dem Einfluß der Vertreter von Gruppeninteressen Vorschub leiste. Dazu ist zu bemerken, daß im Wirtschaftsausschuß nicht die Großunternehmer, sondern die Mittelstandspolitiker das Heft in der Hand haben, was eher zur Verschärfung als zur Überwindung des bemängelten Mißstandes beiträgt. Denn bei diesen Mittelstandspolitikern waltet oft die erweislich unrichtige Vorstellung vor, die Großunternehmen bedrohten den Bestand kleinerer und mittlerer Unternehmen, während sich diesen in Wirklichkeit mit der fortschreitenden Differenzierung der Nachfrage ständig neue Möglichkeiten und Aussichten bieten.

Gegen Mitte der sechziger Jahre zeichnete sich ganz allgemein eine gewisse Verschlechterung des Verhältnisses der Politik zur Wirtschaft ab. Aus Bonn tönte es zur Wirtschaft und im besonderen natürlich wiederum zu den Großunternehmen unüberhörbar unfreundlich und mißtrauisch herüber. Nur wenn es um Spenden und Stiftungen in größeren Beträgen ging, erinnerte man sich ihrer mit Vorliebe und setzte sie auf den Spendenlisten obenan, sofern es sich dabei nicht überhaupt um Ausschließlichkeitslisten handelte. Solche Mißklänge zwischen Politik und Wirtschaft hatte es früher unter Adenauer nicht gegeben. Sie waren doppelt verwunderlich unter einem ehemaligen Wirtschaftsminister als Bundeskanzler, der allerdings nicht eben von Sympathie für die großen Betriebe geplagt wurde. Für Ludwig Erhards Wirtschaftspolitik war es überhaupt bezeichnend, daß sie immer ganz überwiegend die Konsumgüterindustrie förderte und nicht wie in den meisten anderen großen Industrieländern die Grund- und die Investitionsgüterindustrie. Und doch sind diese es, die einen so wichtigen Motor der Entwicklung und des Fortschritts bilden, die die meisten Menschen beschäftigen, Massenerzeugung als Voraussetzung des Massenverbrauchs bei hohem Lebensstandard ermöglichen und zu unserer internationalen Wettbewerbsfähigkeit entscheidend beitragen. Die Wirtschaft hat in der Nachkriegszeit gewaltige Leistungen vollbracht, die einen Bundesjahreshaushalt, der jetzt schon 75 Milliarden überschritten hat und in den kommenden Jahren auf noch weit höhere Zahlen anzuwachsen droht, überhaupt

erst möglich machten. Sie ist es schließlich, die den deutschen Namen in alle Welt trägt. Und die Großunternehmen üben dabei eine besonders starke Anziehungskraft auf die bereits im Lehrlingsalter auf die Sicherheit des Arbeitsplatzes bedachten Arbeitnehmer aus. Diese Unternehmer haben darum allen Grund, auf ihre Leistungen stolz zu sein. Natürlich werden auch hier Fehler begangen. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß es in den letzten Jahren vor allem die unter Mitwirkung sämtlicher politischer Parteien unterlaufenen schweren Fehlleistungen der Finanzpolitik in Bund, Ländern und Gemeinden waren, die den Boden für eine ersprießliche Weiterentwicklung der Wirtschaft zunehmend unfruchtbar machten. Die wenig wirtschaftsfreundliche Haltung der Politik jener Jahre hat sich inzwischen erfreulicherweise wieder gewandelt, weil die wirtschaftlich schwieriger gewordene Lage es rasch allgemein fühlbar gemacht hat, wie dringend man Unternehmen braucht, die mit Erfolg arbeiten.

Mit diesen Betrachtungen sind wir aber dem zeitlichen Ablauf der Dinge schon weit vorausgeeilt. Zwischen 1953 und 1965 lag immerhin eine ebenso lange Zeitspanne wie die ganze zwölfjährige Naziherrschaft. Ging diese an ihrer maßlosen Selbstüberheblichkeit rasch und schmähslich zugrunde, so überwogen in der Bundesrepublik auch nach 1953 doch ganz überwiegend Vernunft und Einsicht in die Erfordernisse und Möglichkeiten einer neuen Zeit. Man klagt oft und nicht mit Unrecht darüber, daß sich seither bei uns ein allzu einseitiges Wohlstandstreben breitgemacht habe, und man mag gewisse Begleiterscheinungen, die daraus erwachsen, mit Recht bedauern. Doch wiegt dies immerhin leicht gegenüber einem bedenkenlosen Aufbruch zu Abenteuern, an deren Ende die Katastrophe steht. Diese Lehre der jüngsten Vergangenheit wird hoffentlich in unserem Volke niemals wieder vergessen werden.

DIE GUTEN FÜNFZIGER JAHRE

Anfang 1960 sagte meine Frau einmal zu Bundeskanzler Dr. Adenauer, man werde die vorangegangene Zeit später vielleicht die guten fünfziger Jahre nennen. In der Tat haben sie unserer Bundesrepublik eine ungeahnte Aufwärtsentwicklung gebracht. Auf außenpolitischem Gebiet übertrafen sie unsere kühnsten Erwartungen. In ihrem Verlauf sind wir wieder zu einem gleichwertigen Partner der westlichen Welt geworden und haben dem deutschen Namen nach der schuldbeladenen Zeit erneut Ansehen in der Welt zu verschaffen gewußt. Unser wirtschaftlicher Aufstieg nach dem totalen Zusammenbruch hat die anderen Völker geradezu mit Bewunderung erfüllt

und ihm die etwas fragwürdige Bezeichnung »Wirtschaftswunder« eingetragen. Natürlich konnten nicht alle Blütenträume reifen. Schmerzlich ist vor allem, daß es bisher nicht gelang, unseren Landsleuten im anderen Teil Deutschlands ein Leben in Freiheit zu ermöglichen und uns der Wiedervereinigung näherzubringen. Aber im ganzen genommen blieben uns doch schwere Rückschläge erspart. So dürfte denn die Bezeichnung dieser Zeit als »die guten fünfziger Jahre«, der Dr. Adenauer durchaus Geschmack abzugewinnen schien, nicht unberechtigt sein.

Nur das erste Drittel dieses Jahrzehnts sah mich noch im Bonner Bundestag. Meinem Ausscheiden lag vor allem die schon erwähnte Einsicht zugrunde, daß führende Posten in der Wirtschaft und eine parlamentarische Tätigkeit sich auf die Dauer nicht gleichzeitig ausfüllen lassen. Mit einer so umfangreichen Unternehmensgruppe wie Klöckner kann man sich nun einmal nicht ständig nur sozusagen mit der linken Hand beschäftigen. Ich mußte mich für das eine oder das andere entscheiden. Denn schließlich war alles, was ich von 1947 bis 1953 sowohl als Wirtschaftler als auch als Politiker tun konnte, in einer ständigen, kaum zu überbietenden Hetze vor sich gegangen, zumal beide Tätigkeiten sich in zwei, bei dem damaligen Zustand der Straßen noch stundenweit voneinander entfernt liegenden Städten abspielten. Schon vor der fast täglichen Fahrt nach Bonn mußten in der Frühe rasch die dringendsten Arbeiten in Duisburg erledigt, allerhand Fragen mit den Mitarbeitern besprochen und dann im Wagen Akten und Zeitungen bewältigt werden. Und wenn ich abends nach einem bewegten Tag mit Sitzungen und Debatten aus der Bundeshauptstadt nach Duisburg zurückkam, waren oft noch Entscheidungen von großer Tragweite für die Unternehmen der Klöckner-Gruppe zu treffen. Ich nenne nur die vielen mit der Errichtung unseres neuen Hüttenwerks zusammenhängenden Fragen oder das in jene Zeit fallende Angebot eines Aktienpakets der zur chemischen Industrie gehörenden Rütgerswerke, bei dem ich rasch zugriff. Bei solchen Gelegenheiten kommt es auf schnelle Entschlüsse an, aber meist zeigt erst die Entwicklung, ob man richtig gehandelt hat. Andere Entscheidungen betrafen die Investitionen, bei denen es nicht nur auf deren Höhe, sondern auch darauf ankam, auf welche Produktionszweige im Bereich der einzelnen Gesellschaften man das Schwergewicht legte. Jeder Fehlgriff, jeder Irrtum in der Beurteilung der Wachstumsaussichten in den verschiedenen Herstellungszweigen konnte erhebliche Folgen haben. Dazu kam erschwerend der Umstand, daß man ganz allgemein noch auf recht schwankendem Boden stand, solange die Neuregelung der Organisation in den Grundindustrien – und damit auch der Eigentumsverhältnisse – von den Alliierten noch nicht abgeschlossen war. Für alle diese Fragen blieb mir in meinen Abge-

ordneter Jahren nur verhältnismäßig beschränkte Zeit zur eigenen Arbeit und zur Erörterung mit den leitenden Mitarbeitern.

Das ließ sich allenfalls ein paar Jahre, aber nicht auf die Dauer fortführen. Ein weiteres Verbleiben im Bundestag wäre daher für mich einem neuerlichen Berufswechsel gleichgekommen. Unbeschadet der Frage, ob ich überhaupt dazu Lust gehabt hätte, waren neben meiner starken Hinneigung zu meinen industriellen Aufgaben auch die familiären Bindungen zur Wirtschaft von so wesentlicher Bedeutung, daß ich ihnen nicht den Rücken kehren wollte. Und schließlich — ein ganz entscheidender Umstand — liebte ich nichts so sehr wie die Freiheit. Meinen Entschluß, der Wirtschaft treu zu bleiben, faßte ich mit bestem Gewissen, denn ich hatte ja durch meine Tätigkeit im Frankfurter Wirtschaftsrat und im Ersten Bundestag meinen Beitrag dazu geleistet, die Bundesrepublik in den Sattel zu heben. Sie konnte nun bereits reiten, und auf mich konnte bei diesem Weiterritt schon verzichtet werden.

Ich stellte jedoch mit dem Ende des Ersten Bundestages meine politische Tätigkeit keineswegs jählings ein, sondern beteiligte mich zunächst einmal am Wahlkampf, um dem Nachfolger in meinem Wahlkreis als Kandidaten der CDU den Start zu erleichtern. Die Wahlen von 1953 führten dann, wie erinnerlich, wieder zu einem eindeutigen Sieg der CDU.

Politisch war 1953 ein bewegtes Jahr. Nach dem Tode Stalins im März brachte es den für alle Deutschen schmerzlichen Verlauf des Aufstands vom 17. Juni in Ost-Berlin und anderen Orten der sowjetrussischen Besatzungszone. Zehn Tage nach diesem Ereignis kam es zum Waffenstillstand in Korea, der zwar dem dreijährigen Krieg dort ein Ende setzte, dessen Ergebnis jedoch auf die Fortdauer der Teilung auch dieses Landes hinauslief. Der Vertrag über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft, den unser Bundestag im März noch ratifiziert hatte, stieß in Frankreich auf Widerstände, die Zweifel wecken mußten, ob diese Gemeinschaft je zustande kommen werde. Ich teilte zwar nicht den Pessimismus, den bei Gelegenheit eines gemeinsamen Mittagessens im Oktober 1953 der damals zu Besuch in Deutschland weilende Herausgeber und Verlagsinhaber der »New York Times«, Arthur Hays Sulzberger, und sein Neffe, der bekannte Kolumnist des gleichen Blattes, Cyrus L. Sulzberger, an den Tag legten, die schon wetten wollten, daß früher oder später die Flaggen mit Hammer und Sichel am Rhein wehen würden. Doch konnte man auch nicht gerade optimistischer Stimmung sein, wenn man sich die Weltlage vor Augen hielt.

Der Wegfall meiner Parlamentarierpflichten ließ mir nun endlich wieder wesentlich mehr Zeit für die Arbeit an der Spitze der Klöcknerunterneh-

mungen. Für diese Arbeit war der 30. Mai 1953 ein gewichtiges Datum, denn es brachte die Beendigung der sogenannten Entflechtung bei Klöckner.

Das ganze Entflechtungsverfahren in den Grundindustrien war seit dem Abschluß des Montanunionvertrages 1951 merklich in ein etwas freundlicheres Klima im Verhältnis zwischen den alliierten Stellen und den deutschen Unternehmensgruppen hinübergewechselt. Hatte die Stahl-Treuhändervereinigung gemäß den ihr erteilten Weisungen zuvor auf die Eigentumsrechte kaum Rücksicht genommen, so gelangte man nun zu der Klarstellung, daß die neuen Einheitsgesellschaften für Rechnung der Altgesellschaften geführt würden. Die Aktionäre sollten in ihren Anteilsrechten bestätigt oder dafür durch Zuteilung von Aktien der neuen Gesellschaften entschädigt werden. Auch in einem weiteren schwierigen Punkte wurde, freilich erst nach mühevollen Auseinandersetzungen, eine erträgliche Regelung erzielt, nämlich in der Frage des Verbunds von Kohlenbergbau und Stahlerzeugung. Die gesamte Montanindustrie an der Ruhr war auf der Grundlage eines solchen Verbundes erwachsen; sie beruhte auf den reichen Steinkohlevorräten dieses Reviers. Die Alliierten hatten sich aber auf den Grundsatz versteift, daß Kohle und Stahl nicht mehr in organischer Verbindung innerhalb der gleichen Unternehmensgruppen verbleiben dürften. Sie hielten zunächst zäh daran fest, waren aber schließlich doch zu dem Zugeständnis zu bewegen, daß die eisenschaffenden Unternehmen drei Viertel ihres Koksbedarfs aus eigenen Zechen decken dürften.

Daß die wirtschaftliche Entwicklung in diesem Punkte wesentlich anders verlaufen würde, konnte damals vor fünfzehn Jahren kaum jemand voraussehen. Die eigene Kohle ist heute in gewissem Sinne zur Belastung geworden, eine Folge der auf dem Energiemarkt eingetretenen Wandlungen. Doch entledigten sich die Entflechter, die die Trennung von Kohle und Stahl herbeiführten, ihrer Aufgabe keineswegs etwa weitsichtig vorausschauend im Interesse der Stahlproduzenten, sie verfolgten vielmehr das genau entgegengesetzte Ziel einer fühlbaren Beeinträchtigung der deutschen Stahlindustrie durch den Entzug des Verbundes mit der Kohle.

Wie die anderen Montanunternehmungen entschlossen wir uns auch bei Klöckner gegen Ende des Entflechtungszeitalters zu aktiver Mitwirkung an der Durchführung, um sie endlich über die Runden zu bekommen und die Gefahr eines Auseinanderfallens des alten Klöcknerbereichs, auf das es die Besatzungsstellen ursprünglich ja wohl bei allen Großunternehmen abgesehen hatten, endgültig zu bannen. Freilich enthielt der Entflechtungsplan für Klöckner noch manche bittere Pille. Die neue Dachgesellschaft durfte die bisherige Firmenbezeichnung Klöckner-Werke nicht weiterführen, sondern mußte unter Weglassung des altangesehenen Namens Klöckner

umbenannt werden. Unter diesem neuen Dach als Holding wurden die inzwischen verselbständigten einzelnen Werksgesellschaften – neben den Kohlenzechen drei Hüttenwerke und vier Betriebe der Weiterverarbeitung – erneut zusammengefaßt. So kam schließlich gegenüber dem früheren klaren und gut übersehbaren Aufbau ein monströses Gebilde zustande, dessen allmähliche Modellierung freilich den bürokratischen und »erzieherischen« Entflechtern ein jahrelanges, hochdotiertes Tätigkeitsfeld geliefert hatte.

Wie wir heute wissen – aber das war damals natürlich kein Trost –, war die Lebensdauer dieses künstlichen, jedoch kunstlosen Gebildes nur kurz. Verhältnismäßig günstig kamen bei alledem die Aktionäre der Klöckner-Werke AG davon. Sie erhielten für ihre alten Aktien eine sehr vorteilhafte Umtauschmöglichkeit in die neuen. Unter den schwer genießbaren Produkten der Entflechtungsapotheke sei als letztes noch erwähnt, daß die Firma Klöckner & Co in Duisburg für die Dauer von fünf Jahren nicht durch den Geschäftsinhaber oder Personen aus ihrer Leitung im Aufsichtsrat der Klöckner-Werke-Nachfolgerin vertreten sein durfte. Das hatte für mich persönlich zur Folge, für diese Zeitspanne, also bis 1958, auf die Mitgliedschaft und damit den Vorsitz im Aufsichtsrat verzichten und ihn einer anderen Persönlichkeit gleichsam als Statthalter überlassen zu müssen, wofür sich der Essener Bankier Dr. Gotthard *Freiherr von Falkenhausen* dankenswerterweise zur Verfügung stellte.

Der Wiedereingliederung unserer Unternehmensgruppe aus dem Bereich des Maschinenbaus, der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln, in den gesamten Klöcknerverband stellten sich Hindernisse besonderer Art in den Weg. Sie war bis dahin eine fast hundertprozentige Tochtergesellschaft der Klöckner-Werke AG. Diese Verbindung mußte gelöst werden, wobei die alliierten Stellen darauf bestanden, daß die damaligen beiden Großaktionäre der Klöckner-Werke, die Firma Klöckner & Co und die Klöckner-eigene holländische NV Handelsmaatschappij Montan in Den Haag, bei der ein erheblicher Teil des Aktienbesitzes lag und die bei Kriegsende unter holländischen Sequester gestellt worden war, streng voneinander getrennt werden sollten. Die eine durfte nur Aktien des neuen Kohle- und Hüttenunternehmens, die andere nur solche von KHD besitzen. Durch gegenseitigen Aktien-tausch war dies zu bewerkstelligen. Das führte dazu, daß fortan die holländische Holding bei der Nachfolgerin der Klöckner-Werke, die Firma Klöckner & Co bei Klöckner-Humboldt-Deutz als Großaktionär verblieb.

Das sich über lange Jahre hinziehende »Entflechtungstheater« hatte so für die Klöckner-Werke zwar eine äußerliche Aufteilung mit sich gebracht,

aber die inneren Beziehungen nicht aufgehoben. Die Werke und ihre Anlagen kamen mit Ausnahme der Kohlenzechen Königsborn-Werne, die zunächst einmal völlig verselbständigt wurden, schließlich doch wieder in ihren angestammten Verbund mit den Klöckner-Werken zurück. Nur einige kleinere Nebenbeteiligungen mußten abgetrennt und verkauft werden. Die großen technischen Erfahrungen, die in langen Zeitläuften in den Werken erwachsen waren, standen aber in den Verwaltungen und Belegschaften als wertvolles Erbe der Vergangenheit weiter zur Verfügung. Die Organisation freilich war schrecklich verwirrt und verwickelt und dadurch auch recht kostspielig geworden. Es erforderte Jahre und Millionen, um das allmählich wieder zurechtzubiegen und produktions- und verwaltungsmäßig halbwegs gesunde Verhältnisse herzustellen. Rein äußerlich ergab sich — was der Außenstehende zumeist nicht zu übersehen vermag — das schon erwähnte veränderte Bild, daß nicht mehr das Handelshaus Klöckner & Co und die holländische Holding gemeinsam als »Mutter« der Klöckner-Werke-Nachfolgerin und »Großmutter« von KHD fungierten. Vielmehr gab es von nun an zwei getrennte Holdinggesellschaften (in Duisburg und in Den Haag), deren eine bei KHD, die andere bei der Klöckner-Werke-Nachfolgerin Großaktionärin ist. Die beiden Aktiengesellschaften nehmen heute jede für sich ihren Platz in der Reihe der großen deutschen Unternehmungen selbständig ein, während Klöckner & Co als Privatfirma dem Blickfeld der Öffentlichkeit etwas entzogen ist. Da die Klöckner-Unternehmen aber gut zusammenarbeiten, habe ich das niemals als unangenehm oder lästig empfunden. Ich pflegte vielmehr, wenn man mich darauf ansprach, zu sagen, daß das für die nächste Entflechtungsaktion nur von Vorteil sein könne.

Im Herbst 1953 legten die Klöckner-Gesellschaften einen gemeinsamen Geschäftsbericht in Gestalt eines stattlichen Bandes von rund 250 Seiten vor, der nicht weniger als vierzig Abschlüsse enthielt — ein wahrhaft einmaliger Vorgang! Diesem Geschäftsbericht waren bereits die Grundzüge des Wiederaufbaus und der Neuordnung zu entnehmen, die eine neue Ära der Klöckner-Gruppe einleiteten. Es war schon Beträchtliches geleistet worden. Bei unseren Zechen waren die Kriegszerstörungen behoben und die Förderleistungen unter dem allgemeinen starken Druck der großen Nachfrage nach Kohle aus dem In- und Ausland im Anstieg begriffen. Auf der Georgsmarienhütte war das schon erwähnte neue Siemens-Martin-Stahlwerk zum Ersatz des alten, noch aus 1906 stammenden, in Betrieb genommen, im Werk Osnabrück Einrichtungen zur Erzeugung großer Schmiede- und Stahlgußstücke in hochwertigen Güten geschaffen worden. Beim Hüttenwerk Haspe

entstand neben anderem eine neue kombinierte Feineisen-Drahtstraße. Auch die Mannstaedt-Werke in Troisdorf und die Düsseldorfer Drahtindustrie waren mit beträchtlichen Anlagezugängen ausgestattet worden. Vielleicht noch günstiger sah es bei der Klöckner-Humboldt-Deutz AG aus, wovon an anderer Stelle noch die Rede sein wird. Der Wiederaufbau war ganz einfach der sich hinschleppenden alliierten Entflechterei davongelaufen.

Rückblickend waren es nicht viel mehr als ein paar Jahre, die uns mit der Entflechtung und den Demontagen in Atem gehalten haben, und heute macht sich kaum jemand noch Gedanken darüber. Aber diese wenigen Jahre waren doch voller Ungewißheit und ausgefüllt oft mit bösen Sorgen. Im Grunde genommen ging es um die nackte Existenz, nämlich um den Weiterbestand unserer gesamten industriellen Unternehmensgruppe, wie es bei den anderen Montangruppen ebenfalls um das Fortbestehen im Rahmen eines vernünftigen und gesunden Aufbaus ging. Niemand von uns wußte, ob und wie wir dieses Treiben der alliierten Stellen, die zum nicht geringen Teil noch der Gedankenwelt eines Morgenthau verhaftet waren, überstehen würden.

Was die Demontagen anlangt, so erinnere ich mich noch genau an die zahlreichen Besprechungen, die ich darüber bei meiner ersten Nachkriegsreise in die USA hatte. Im State Department sprach ich mit verschiedenen Herren, zum Teil in hohen Rängen, und fand dort viel Verständnis für das Widersinnige dieser Dinge; doch reichte ihr Einfluß offenbar nicht aus, ihnen wirksam zu begegnen. In New York zog ich einen führenden Mann des größten amerikanischen Stahlkonzerns, der United States Steel Corporation, zu Rate, der vielfach als Sachverständiger von den USA-Behörden herangezogen wurde und der sich uns gegenüber als sehr verständnisvoll erwies. Aber auch sein Einfluß entsprach nicht seiner Einsicht. Er sagte mir schließlich, wir sollten die Demontagen doch nicht zu tragisch nehmen; an Stelle der demontierten Werke und Werkteile würden wir neue bauen und dann in einigen Jahren über die modernsten Anlagen der Welt verfügen. Damit wollte er mich ein wenig trösten, und er hat wohl selbst nicht geahnt, wie recht er behalten sollte. Aber wir alle von Kohle und Stahl empfanden das damals doch eher als etwas frivol.

Als die Demontagen allmählich ausliefen, kam die Entflechtung mehr und mehr auf Touren und ließ uns nicht zur Ruhe kommen. Für den großen Klöcknerbereich im besonderen bemühte sich neben mir selbst und meinem ersten Mitarbeiter, Dr. Kuhnke, vor allem der Vorstandssprecher der Klöckner-Werke AG, Dr. Gerhard Schroeder, bei den mehr lokalen Stellen, besonders in Düsseldorf, um eine vernünftige Regelung,

während ich selbst die zentralen Bonner Dienststellen der Besatzungsmächte »bearbeitete«. Ständig stand ich mit Schroeder in enger Verbindung, um unsere neuesten Nachrichten auszutauschen und unsere nächsten Schritte aufeinander abzustimmen. Kam ich von den Sitzungen des Bundestags nach Duisburg zurückgehetzt, trafen wir uns oft noch spät abends oder in der Nacht, um zu beraten, was weiter geschehen sollte. Alles mußte auf jede einzelne der von uns befaßten Stellen und Personen psychologisch sorgfältig abgestimmt werden.

Und was kam schließlich bei der ganzen Sache heraus? Der Berg gebar eine Maus! Bei den Grundindustrien lagen bis zum Kriegsende etwa 43 Prozent der deutschen Stahlerzeugung und 23 Prozent der Kohleförderung bei einer einzigen Gesellschaft, den Vereinigten Stahlwerken. Die anderen Unternehmungen, wie zum Beispiel Mannesmann, Hoesch, die Gutehoffnungshütte und auch Klöckner, hatten hingegen jede für sich nur etwa drei bis sechs Prozent Anteil an der heimischen Kohle- und der Stahlproduktion. Das Ergebnis war daher schließlich auch, daß man die Vereinigten Stahlwerke in die entsprechenden kleineren, dort schon vorhandenen Einzelunternehmungen auseinanderdividierte, die dann ungefähr die gleiche Größenordnung wie die anderen Konzerne hatten. Dort verblieb es mehr oder minder unverändert bei den alten Kapazitäten, weil man ja schließlich ein Hüttenwerk nicht in zwei voneinander unabhängige Teile zerlegen konnte. Man hätte sich also durchaus darauf beschränken können, die Vereinigten Stahlwerke in ihren Einzelteilen voneinander unabhängig zu machen, die anderen Gesellschaften aber im wesentlichen in der alten Weise weiterarbeiten zu lassen. Aber das geschah keineswegs, vielmehr mußten alle Montangruppen, ob groß oder klein, die gleiche umständliche, jede produktive Arbeit behindernde und im Ergebnis sinnlose Prozedur über sich ergehen lassen, die sich über Jahre hinzog und die Beteiligten ungezählte Millionen kostete. Und alle wurden dabei mit einem Wust von kompliziertesten Regelungen und Daseinserschwerungen belastet und in bürokratischen Auflagen fast erstickt. Sie zu beseitigen und einigermaßen normale Arbeitsverhältnisse herzustellen, dauerte auch nach Abschluß dieses sogenannten Entflechtungsprozesses noch viele Jahre, bis schließlich alles wieder seinen für unser ohnehin stark bürokratisiertes, zur Überorganisation neigendes Zeitalter normalen Gang nehmen konnte. Manche Reste davon sind heute noch vorhanden. Wie kurzfristig und kurzlebig das alles war, zeigt die Konzentrationsbewegung, von der die heutige Welt der Wirtschaft erfaßt worden ist. Man kann nur mit Grauen zurückdenken an den Unfug, den man damals über sich ergehen lassen mußte, und Trost suchen in dem alten lateinischen Spruch: *An nescis, mi fili, quantilla prudentia*

mundus regatur? (Weißt du denn nicht, mein Sohn, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird?)

Die Gerechtigkeit erfordert jedoch zu sagen, daß die Demontagen und nachher die Entflechtungen selbstverschuldete Folgen dessen waren, was der Hitler-Wahnsinn an Unglück über die ganze Welt gebracht hatte. Konnte man nach all dem Vorhergegangenen von den Siegern erwarten, daß sie so bald nach Kriegsende ihr Handeln ausschließlich oder auch nur überwiegend von politischer Vernunft und wirtschaftlicher Einsicht diktieren ließen? Auch daß wirtschaftspolitischer Doktrinarismus und Wettbewerbsregungen, die sich mehr oder minder ungehemmt austoben konnten, mit im Spiele waren, muß man als allzu menschlich hinnehmen. Am Ende, und das wirkt wiederum versöhnlich, gewann die Vernunft doch die Oberhand – wenn auch Väterchen Stalin dabei ein wenig nachgeholfen hat.

Insgesamt war jedenfalls der Klöcknerbereich aus dem Entflechtungsabenteuer, wenn auch mit Schönheits- und Konstruktionsfehlern, so doch noch recht glimpflich davongekommen. Der »Spiegel« meinte damals, ich hätte Klöckner einigermaßen geschlossen »über die Klippen gehievt«. In der Tat war es ja gelungen, das Erbe Peter Klöckners vor den Zerstückelungsbestrebungen, die es bedroht hatten, zu bewahren. Wir mußten zufrieden sein, und wir feierten darum auch das Ereignis des Abschlusses gebührend mit einem »Entflechtungessen«. Tragisch war nur, daß es Dr. Jarres nicht mehr vergönnt war, diesen Abschluß der von den Alliierten erzwungenen Umgestaltung der Klöckner-Unternehmen zu erleben; kaum jemand hatte mit mehr Hingebung als er dieses Ziel erstrebt.

Karl Jarres stand fast zwei Jahrzehnte als Oberbürgermeister an der Spitze der Stadt Duisburg, welche Tätigkeit nur durch seine Amtszeit als Reichsinnenminister und Vizekanzler im Kabinett Marx in Berlin in den Jahren 1923 bis 1925 unterbrochen wurde. An das Ende dieser Ministerzeit fällt auch seine Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten nach dem Tode von Ebert, wobei Jarres im ersten Wahlgang zwar die meisten Stimmen, aber nicht die hierbei nötige absolute Mehrheit erhielt. Er zog aber seine Kandidatur zurück, als sich für den zweiten Wahlgang Hindenburg aufstellen ließ, gegen den er nicht kandidieren wollte. Wer vermag zu sagen, wie die Dinge verlaufen wären, wenn die Wahl auf Jarres gefallen wäre?

Dr. Jarres hatte 1933 dann jeder weiteren politischen Betätigung entsagen müssen. Als ihn damals die Nationalsozialisten aus dem Amt des Duisburger Oberbürgermeisters entfernten, hätte er sich in den Ruhestand zurückziehen können. Doch dem schaffensfreudigen Manne lag das fern. Er widmete fortan seine Arbeit der Wirtschaft an Rhein und Ruhr. Schon

1934 trat er in den Aufsichtsrat der Klöckner-Werke AG ein. Als Peter Klöckner, zu dessen ältesten Freunden er zählte, gestorben war und eine schwere, von den Nationalsozialisten entfachte Krise über Klöckner heraufzog, trat Jarres 1942 an die Spitze dieses Aufsichtsrats. Ihm ist es vor allem zu danken, daß Klöckner die restlichen Jahre des Terrorregimes ohne weitere gewaltsame Eingriffe überstand. Ebenso hat er dann in der Folgezeit wesentlich dazu beigetragen, daß das Erbe Peter Klöckners durch die schwierigen Jahre der Entflechtung und Neuordnung schließlich doch zu tragbaren Bedingungen hindurchgerettet werden konnte. Auch anderen bedeutenden Unternehmungen wurde Jarres damals ein wertvoller Berater und Helfer, so der DEMAG, Mannesmann und der Duisburger Industrie- und Handelskammer. Aus dem Verwaltungsjuristen war mittlerweile ein hervorragender Sachkenner auf wirtschaftlichem Gebiete geworden, zumal im Bereich der Kohle- und Stahlindustrie sowie des Maschinenbaus, mit dem er als geborener Remscheider von Jugend an vertraut war.

Als Jarres am 20. Oktober 1951, 77jährig, starb, sprach ich vor den versammelten Direktoren und Geschäftsführern des Klöckner-Bereichs Worte des Gedenkens, die zur Erinnerung an diesen ungewöhnlichen Mann hier im Auszuge Platz finden mögen: »Die Lauterkeit und Untadeligkeit seines Charakters, seine ganz ungewöhnliche Allgemeinbildung, die meisten seiner Mitmenschen darin weit überragend, sein Auge und sein Sinn für alles Schöne auf dieser Erde, sein offenes Ohr für die Musik der Welt, seine Güte und sein Verständnis für alles Menschliche, sein warmes Herz für alle Mitmenschen, ob groß oder klein, ob arm oder reich, ob hochgestellt oder aus schlichtem Stande, und nicht zuletzt sein herzerfrischender Humor – wo finden wir einen Menschen, dem die Gnade des Schicksals alle diese Eigenschaften in so verschwenderischer Fülle in den Schoß gelegt hätte!«

Aus dem Erbe von Karl Jarres übernahm ich 1953 einen Posten besonderer Art, nämlich den eines Präsidenten der Duisburger Universitäts-Gesellschaft, den ich dann etliche Jahre hindurch bekleidet habe. Diese Gesellschaft veranstaltet seit 1949 alljährlich in Duisburg eine Niederrheinische Universitätswoche, in der namhafte Universitätslehrer Vorträge über ein besonderes Leitthema halten. Dem Präsidenten lag es ob, diese Universitätswochen jeweils mit einer Art Vorspruch zu eröffnen, was – jedenfalls nach der Ansicht des sehr rührigen Sekretärs der Gesellschaft, Dr. Lottmann – in höchst vergeistigter Form geschehen sollte und somit von mir immer einige Klimmzüge erforderte, um in solche hohen geistigen Sphären zu gelangen. Die Mitglieder der Universitätsgesellschaft waren so höflich, mir zu bescheinigen, daß ich dieser Anforderung einigermaßen gerecht geworden sei.

Es ist hier auch die Stelle, wo ich meines schon mehrfach genannten Mitarbeiters im Hause Klöckner, Dr. Hans-Helmut *Kuhnke*, etwas ausführlicher Erwähnung tun möchte. Dr. Kuhnke war Anfang 1942, von Berlin kommend, als mein Assistent zu mir gestoßen. Aber schon bald arbeitete er sich bis in die oberste Spitze der Direktoren des Stammhauses Klöckner & Co in Duisburg hinauf und steht mir heute als mein erster Berater und Helfer für den gesamten Klöckner-Bereich zur Seite. Er ist einer der klügsten und am vielseitigsten interessierten Menschen, denen ich im Leben begegnet bin. An erster Stelle muß ich natürlich sein überragendes Sachverständnis in allen Fragen der Wirtschaft hervorheben. Dabei ist er auch ein ausgezeichneter Jurist und scharfer Denker, was ihn nicht hindert, an meinen vielfältigen, nicht nur wirtschaftlichen Interessen- und Betätigungsbereichen lebhaften Anteil zu nehmen. Bei unseren Zusammenkünften, die täglich stattfinden, wenn nicht einer von uns auf Reisen ist, kommt neben unseren geschäftlichen Aufgaben alles zur Sprache, was uns gerade bewegt und beschäftigt. Immer wieder bin ich beeindruckt von dem Einfallsreichtum, mit dem er alte wie neue Probleme zu behandeln und Lösungen zu finden weiß. Seine Denkweise unterscheidet sich zwar von der meinigen ein wenig dadurch, daß sie kompliziertere Wege geht; doch habe ich ihn in den fünfundzwanzig Jahren seiner Zugehörigkeit zu Klöckner so genau kennengelernt, daß ich gewöhnlich schon im voraus weiß, wie er über eine Sache denken und darauf reagieren wird. Vermutlich geht es ihm umgekehrt mit mir ebenso. Privatim züchtet Dr. Kuhnke auf einem wunderschön gelegenen Besitz in Holstein Chrysanthemen und Äpfel und bringt sie sicherlich nach besten kaufmännischen Methoden auf den Markt.

In den Jahren, die auf meinen selbstgewählten Rückzug aus der »Schützengrabenfront« des parlamentarischen Lebens folgten, habe ich die Verbindung zur Politik aber keineswegs abreißen lassen und dabei auch an zahlreichen Konferenzen, Versammlungen, Besprechungen und sonstigen Veranstaltungen politischer und wirtschaftspolitischer Art im nationalen und internationalen Rahmen teilgenommen. So führte mich mein Weg weiterhin, wenn auch natürlich nicht wie bisher fast alltäglich, nach Bonn, wo ich die Verbindung zu Politik und Verwaltung aufrechterhielt. Auch das Palais Schaumburg war dabei nicht selten das Ziel meiner »Bonner Sternfahrten«, wenn mich Dr. Adenauer zu sich bat, um irgendeine akute Frage in meist engerem Kreise zu besprechen. Desgleichen habe ich mich publizistisch sowie durch zahlreiche Vorträge betätigt und mit den jeweils aktuellen Zeitfragen auseinandergesetzt. Aus der Vielfalt von Veranstaltungen und Unternehmungen solcher Art in den Folgejahren seien nur einige

wenige festgehalten, für die vielleicht ein allgemeineres Interesse erwartet werden kann.

So brachte das Jahr 1954 gleich zu seinem Beginn die II. Westminster-Konferenz der Europäischen Bewegung, die in London im Church House tagte. Diese Veranstaltung, zu der sich hauptsächlich Männer aus dem Bereich der Wirtschaft, aber auch zahlreiche Politiker zusammenfanden, sollte das Werk der I. Westminster-Konferenz von 1949 fortführen und dem Gedanken der Wirtschaftsintegration neuen Auftrieb geben. Praktisch lief sie dann freilich vor allem auf die Diskussion eines aus britischen konservativen Kreisen stammenden Planes hinaus, zwischen den Staaten des Europarats und den Commonwealth-Ländern sowie den damals noch europäischen Überseegebieten eine Art Präferenzsystem zu schaffen, womit der Sterling-Block größere Unabhängigkeit vom Dollar gewinnen und die alte Vorrangstellung Londons im Welthandel möglichst wiederhergestellt werden sollte. Das widersprach einmal dem Meistbegünstigungsgrundsatz, zum anderen den handelspolitischen Interessen der USA. Auch die britische Regierung selbst stand keineswegs hinter diesem Plan. Es gelang denn auch, ihm eine Art Begräbnis erster Klasse zuteil werden zu lassen, indem die Versammlung in ihren Entschlüssen eine solche Vielzahl von Vorschlägen machte, daß diese britischen Sonderwünsche darin mehr oder weniger untergingen. So bot die Konferenz einen Anlaß mehr zur Feststellung, daß die wirtschaftliche Integration nicht in eine Politik der Blockbildung ausarten dürfe, die andere Partner des Welthandels diskriminiere — ein Grundsatz, der heute noch nichts an Aktualität eingebüßt hat, gegen den aber leider immer wieder verstoßen wird.

Präsident der II. Westminster-Konferenz war bemerkenswerterweise ein Deutscher, Hermann J. Abs, der den damit verbundenen Aufgaben in überragender Weise gerecht wurde. In jungen Jahren bewarb er sich nach Beendigung einer Banklehre um eine Stellung in dem bekannten Privatbankhaus Delbrück von der Heydt & Co. in Köln, bei dem er dann einige Jahre lang tätig war. Der in diesem Hause damals maßgebende Geschäftsinhaber, Otto Strack, hat später gern erzählt, wie er den Bewerber zur Vorstellung empfangen habe. Dieser habe ihm ein Lehrlingszeugnis vorgelegt, das die Bemerkung enthielt, der junge Mann werde eines Tages einer der führenden Bankiers Deutschlands sein. Er, Strack, habe zwar auf solches Geschwätz nichts gegeben, den »jungen Mann« aber doch eingestellt. Der breiteren Öffentlichkeit wurde Abs Anfang der fünfziger Jahre allgemein ein Begriff als Führer der deutschen Delegation bei der internationalen Schuldenkonferenz in London, die im Februar 1953 das Abkommen über die deutschen Auslandsschulden aus der Vor- und Nachkriegszeit schloß.

In dieser sehr komplizierten und schwierigen Materie erwies er sich als ebenso gewandter wie kompetenter Unterhändler. Manche weitere Aufgabe zur Vertretung und Wahrnehmung deutscher Interessen bei internationalen Verhandlungen ist Abs im Laufe der Jahre noch zugefallen, und die Ersuchen um seinen Rat und seine Mithilfe im nationalen und internationalen Bereich nahmen seither ihren Fortgang. Hierbei kommt ihm ein durchdringender Verstand, verbunden mit einer erstaunlichen Arbeitskraft, einem ungewöhnlichen Gedächtnis und der Beherrschung fremder Sprachen zugute. Als tonangebendes Vorstandsmitglied der Deutschen Bank hat er seit der Wiederverschmelzung der drei Nachfolgeinstitute im Jahre 1957 dieses größte deutsche Bankunternehmen für die Öffentlichkeit durch lange Jahre hindurch verkörpert. Mit Recht hat sich auch der erste Inhaber des Bundeskanzleramtes, Dr. Adenauer, häufig seines Rates versichert. Diese nur skizzenhafte Würdigung seiner Persönlichkeit wäre unvollständig, würde dabei nicht auch seines stets lebhaft interessierten Wirkens für die Kunst, besonders für die Musik, gedacht.

Doch zurück zur II. Westminster-Konferenz in London. Dort war bereits deutlich zu beobachten, daß bei den französischen Teilnehmern der Eifer für den Gedanken der wirtschaftlichen Integration merklich nachgelassen hatte. Dieser Eindruck verstärkte sich noch bei einem Zusammentreffen deutscher und französischer Industrieller in Paris Ende März 1954, zu dem der Präsident des Verbandes der französischen Stahlindustrie, Pierre Ricard, eingeladen hatte. Dem Bundeskanzler Adenauer, der mich um solche Fühlungen gebeten hatte, um auch auf wirtschaftlichem Gebiete die Frage einer gemeinsamen Europapolitik zu fördern, konnte ich nach dieser Pariser Aussprache nur einen Bericht erstatten, der nicht gerade ein günstiges Bild ergab.

Im Laufe des Jahres 1954 änderte sich dann freilich diese Lage wieder. Das ließ sich erfreulicherweise feststellen, als ich im Dezember erneut in Paris weilte, diesmal um an einer Aussprache über die deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen teilzunehmen, zu der das Centre d'Etudes de Politique Etrangère, offenbar vom französischen Außenministerium dazu ermuntert, eine größere Zahl deutscher Politiker, Publizisten, Professoren und Wirtschaftler eingeladen hatte. Auch auf französischer Seite überwog unter den Teilnehmern die Zahl der Parlamentarier und Beamten die der Männer aus der Wirtschaft. Diese Aussprache, die durch den früheren Ministerpräsidenten René Mayer eröffnet und geschlossen wurde, ergab auf französischer Seite eine merklich verbesserte Aufgeschlossenheit gegenüber dem Gedanken der deutsch-französischen Zusammenarbeit, was sich auch nach

meiner Rückkehr der Bundeskanzler von mir mit Befriedigung berichten ließ.

Mittlerweile war es freilich zwischen Bonn und Paris zu einer Art politischer Flurbereinigung gekommen. Nach dem Tiefpunkt der Ablehnung der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft durch das französische Parlament im Sommer 1954 kamen im Oktober die Pariser Verträge zustande, durch die unter anderem die Bundesrepublik Mitglied der NATO wurde. Auch eine Regelung der Saarfrage gehörte dazu. Sie machte das künftige Schicksal dieses so lange umstrittenen Gebietes von einer Volksabstimmung abhängig, als deren Ergebnis zwei Jahre später das Saarland in den deutschen Staatsverband zurückkehrte.

In der innerdeutschen Politik spielte im Frühjahr und Sommer 1954 eine wichtige Rolle die Frage der Kartellgesetzgebung. Den Anlaß gab der dem Bundesrat vorliegende Entwurf eines Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen, dessen Verfechter Professor Erhard war. Der Kampf um dieses Gesetz währte über fünf Jahre. An vielen Diskussionen darüber habe ich teilgenommen. Bemerkenswert war in diesem Zusammenhang Ende Juni 1954 ein Treffen mit dem amerikanischen Industriellen Henry Ford II. Zu seinen Ehren veranstaltete Ludwig Erhard ein Essen, wozu auch ich zusammen mit einer Reihe von Industriellen eingeladen war. Henry Ford hielt eine interessante Ansprache über die Antikartellgesetzgebung in den USA. Erhard nahm das zum Anlaß, eine wenig glückliche Rede folgen zu lassen; er malte dabei ein etwas verzerrtes Bild von der Haltung der deutschen Industrie, das diese weitgehend als gegen Unternehmerfreiheit und Wettbewerb eingestellt erscheinen ließ. Die Sache wurde dadurch nicht besser, daß ein anderer der anwesenden Herren sich dazu verleiten ließ, hierzu noch eine weitere, reichlich abwegige Rede beizusteuern, so daß wir deutschen Industriellen in den Augen Henry Fords nicht gerade vorteilhaft abgeschnitten haben dürften.

Eine Berichtigung dieses einseitigen Bildes brachte dann im Juli ein von einem größeren Kreis führender, von Verbänden unabhängiger Männer aus der Wirtschaft veranstaltetes Essen mit Erhard auf dem Petersberg zum Zwecke einer anschließenden Aussprache über die Kartellfrage. Dabei stellten sich die Anwesenden einmütig hinter die Politik Erhards, sprachen sich also für eine Verbotsgesetzgebung aus. Man darf dabei freilich nicht übersehen, daß der Bundesverband der Deutschen Industrie all die Jahre hindurch eine scharf gegensätzliche Stellung gegen die geplante gesetzliche Regelung der Kartellfrage eingenommen hatte, woraus der unzutreffende Eindruck bei Erhard über eine angeblich einheitlich ablehnende Haltung

»der« Industrie entstanden sein mag. Erhard war denn auch über diese Unterstützung seiner Politik aus unabhängigen Kreisen von Unternehmern hochofret. Sie wurde besonders wirkungsvoll von Dr. Alex Haffner vertreten, in dessen Händen damals die Leitung der großen Schuhfabrik Salamander AG in Kornwestheim bei Stuttgart lag und mit dem ich schon in Frankfurt in engere Fühlung gekommen war, als wir beide Abgeordnete im Wirtschaftsrat waren. Das drei Jahre später endlich verabschiedete Kartellgesetz enthielt schließlich zwar den Verbotsgrundsatz, aber in einer durch zahlreiche Ausnahmen abgeschwächten Form.

In der Anwendung des Kartellgesetzes konnte das neugeschaffene Bundeskartellamt in Berlin dann freilich keine ganz einheitliche Linie einhalten. War es zunächst davon ausgegangen, das Kartellverbot möglichst weitgehend, die Ausnahmebestimmungen möglichst eng auszulegen, so mußte es sich später doch dem mehr opportunistisch ausgerichteten Kurs anpassen, der in Bonn bei der Behandlung wettbewerbspolitischer Fragen eingeschlagen wurde und der auch bei der Kartellnovelle von 1965 Pate stand. Auf der anderen Seite führte der durch die wirtschaftliche Gesamtentwicklung und den ausländischen Wettbewerb bedingte Zug zur Unternehmenskonzentration dazu, daß sich in Bonn das Bestreben verstärkte, der »Marktmacht der Großen« Grenzen zu setzen. Das Kartellgesetz von 1957 hatte bereits gegen sogenannte marktbeherrschende Unternehmen die Möglichkeit vorgesehen, sie einer Mißbrauchsaufsicht zu unterwerfen, ohne daß sich jedoch das Bundeskartellamt im Laufe der ersten acht Jahre veranlaßt gesehen hätte, auch nur eine einzige Mißbrauchsverfügung zu erlassen. Die Kartellnovelle hat es dann unternommen, den Begriff Marktbeherrschung, für den das Bundeskartellamt keine eindeutigen Kriterien zu entwickeln vermochte, einfach mit der Größe der Unternehmen — gemessen an Umsatz, Bilanzsumme und Belegschaftszahlen — in Zusammenhang zu bringen. Für Unternehmen, die danach als groß zu gelten haben, wurden verschärfte Bestimmungen geschaffen. Dieser Weg ist nicht unbedenklich. Die Wettbewerbspolitik wird so ihrer ursprünglichen Zielsetzung entfremdet: Das Kartellgesetz, das den freien Wettbewerb sichern sollte, wird zu einem Instrument einer durch zunehmend unzeitgemäß gewordene Vorstellungen über die Größe von Unternehmen bestimmten Strukturpolitik.

Die Politik hatte mich also, wie man sieht, keineswegs ganz losgelassen. Vom folgenden Jahr an nahm sie mich noch stärker in Anspruch durch die Gründung der »Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik« in Bonn, in der mir der Posten des Präsidenten und damit die Hauptverantwortung für die künftige Entwicklung dieser neuen und wichtigen Institution zufiel.

Vorbesprechungen hierzu hatten schon im Herbst 1954 begonnen, zunächst mit dem Oberpräsidenten a. D. Theodor Steltzer und dem Herausgeber der seit 1945 erscheinenden Zeitschrift »Europa-Archiv«, Wilhelm von Cornides. Beide Herren hatten 1952 in Frankfurt ein »Institut für Europäische Politik und Wirtschaft« ins Leben gerufen, das nützliche Arbeit leistete, aber doch eines soliden Unterbaus entbehrte, der auch die Kosten eines derartigen Instituts auf die Dauer tragen konnte.

So war der Gedanke naheliegend, den Anschluß an eine Gesellschaft zu suchen, die sowohl der Zeitschrift wie dem Institut einen solchen Unterbau verschaffte. Hinzu kam der noch wichtigere Gesichtspunkt, daß es in der Bundesrepublik keine größere Einrichtung gab, die sich der Förderung außenpolitischer Forschung und Unterrichtung widmete, wie sie andere vergleichbare Länder teilweise schon längst besaßen, so England das als »Chatham House« bekannte »Royal Institute of International Affairs«, die USA den »Council on Foreign Relations« und Frankreich das »Centre d'Etudes de Politique Etrangère«. Selbst neu erstandene Länder wie Indien und Pakistan verfügten bereits über solche Einrichtungen. Es schien also ein Gebot der Stunde zu sein, auch in der Bundesrepublik, deren künftiges Schicksal ja weit mehr als das der meisten anderen Länder von der außenpolitischen Entwicklung abhing, etwas Ähnliches und möglichst Gleichwertiges ins Leben zu rufen, wenn auch das kleine Bonn dafür natürlich keinen so günstigen Resonanzboden abgab wie die großen Metropolen London, New York und Paris.

Vor allem kam es darauf an, die materiellen Voraussetzungen für die Tätigkeit der Gesellschaft sicherzustellen. Das gelang dank der Bereitschaft einer ganzen Reihe größerer Unternehmen der Wirtschaft, einem hierzu gebildeten Fördererkreis beizutreten. So konnte im März 1955 an Persönlichkeiten, die als Mitglieder in Frage kamen, eine Einladung zur Gründungsfeier hinausgehen, die 21 Unterschriften trug, darunter die führender Männer aller Bundestagsparteien wie von Brentano und Ollenhauer, was den überparteilichen Charakter der neuen Vereinigung deutlich machte. Er wurde noch unterstrichen durch die Wahl Fritz Erlers zum Stellvertretenden Präsidenten. Die Wirtschaft war mit einer Anzahl ihrer prominentesten Männer vertreten, das Auswärtige Amt durch einige seiner leitenden Herren. Die Gründungsversammlung fand im Festsaal der Bonner Universität statt, wobei auch Bundeskanzler Dr. Adenauer, der damals zugleich noch Außenminister war, eine Ansprache hielt. Die Gesellschaft konstituierte sich hierauf in der geplanten Form.

Im Laufe des folgenden Jahrzehnts hat sich die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik sehr erfreulich entwickeln können. Sie gliederte sich

das Frankfurter Institut für Europäische Politik und Wirtschaft an, das in »Forschungsinstitut der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik« umbenannt und nach Bonn verlegt wurde. Die Zeitschrift »Europa-Archiv«, deren Herausgeber Wilhelm von Cornides blieb, wurde von der Gesellschaft als Organ übernommen. Theodor *Steltzer*, dessen und Wilhelm von *Cornides'* Initiative die neue Gesellschaft wesentlich ihre Entstehung verdankte, übernahm auch deren laufende Geschäftsführung in Bonn, wobei seine vielfältigen Verbindungen zu den verschiedenen politischen Gruppen und seine reichen Erfahrungen sich als förderlich erwiesen. Als er nach seinem 75. Geburtstage seine Funktionen im Präsidium niederlegte, wählte ihn die Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitglied. An seine Stelle in Bonn trat *Botschafter a. D. Dr. Walther Becker* als Geschäftsführender stellvertretender Präsident. Erster Direktor des Forschungsinstituts und Vorsitzter des dem Institut für seine wissenschaftliche Arbeit zur Seite stehenden Forschungsausschusses wurde der angesehene Soziologe Professor *Arnold Bergstraesser* von der Universität Freiburg. Nach einigen Jahren übernahm der bekannte Staats- und Völkerrechtler Professor *Ulrich Scheuner* von der Universität Bonn den Vorsitz im Forschungsausschuß. Seinen vielen Bemühungen und der Arbeit, die er dieser Aufgabe widmete, ist es wesentlich mit zu danken, daß die Forschungstätigkeit der Gesellschaft sich nach klaren Richtlinien erfolgreich fortentwickeln konnte. Der Posten des Direktors des Forschungsinstituts wechselte wiederholt seinen Inhaber, bis ihn 1965 *Wilhelm von Cornides* übernahm, der schon beim Aufbau des Instituts die Hauptarbeit geleistet hatte und vollauf mit Recht als dessen guter Geist bezeichnet werden konnte. Besonders verdienstlich war seine Tätigkeit als Herausgeber des »Europa-Archivs«, der einzigen vollständigen deutschen Dokumentation über das außenpolitische Geschehen seit 1945; er verstand es auch, den sonstigen Inhalt dieser Zeitschrift auf einen hohen Stand zu bringen. Leider hat diesen ausgezeichneten Mann ein allzu früher Tod schon 1966 seinem Wirken entrissen. Das Forschungsinstitut vermag inzwischen auf eine stattliche Reihe von Veröffentlichungen zurückzublicken. Die stärkste Beachtung unter ihnen haben in der Öffentlichkeit die unter dem Titel »Die Internationale Politik« erscheinenden Jahrbücher gefunden, deren erster, das Jahr 1955 umfassender Band, 1958 herauskam. Seither haben diese Jahrbücher sich schnell einen internationalen Ruf erworben. Als eine Persönlichkeit, die sich um die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik besonders verdient gemacht hat, ist hier neben *Fritz Erler* auch noch der Bundestagsabgeordnete *Dr. Kurt Birrenbach* zu nennen. Einer breiteren Öffentlichkeit wurde er 1965 bekannt, als er im Auftrage des Bundeskanzlers *Erhard* in Israel unter recht schwierigen Umständen die vorberei-

tenden Besprechungen zur Aufnahme der diplomatischen Beziehungen mit großem Geschick führte.

Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft ist inzwischen auf rund tausend angewachsen. Ihnen gegenüber tritt die Gesellschaft vor allem durch die Veranstaltung von Vorträgen führender politischer Persönlichkeiten des In- und Auslandes in Erscheinung. Solche Veranstaltungen finden etwa zehnmal im Jahre statt, meist in der Redoute in Bad Godesberg (die Klöckner & Co im Kriege als Ausweichquartier gedient hatte). Es würde zu weit führen, hier alle Vorträge aufzuzählen, von denen nicht wenige Aufsehen erregt und selbst Politik gemacht haben. Die lange Reihe begann im September 1955 mit einem Doppelvortrag von Kurt Georg *Kiesinger*, dem späteren Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg und Bundeskanzler der Großen Koalition, und Professor Carlo *Schmid* über ihre Eindrücke bei dem kurz zuvor erfolgten Besuch Adenauers in Moskau, an dem sie teilgenommen hatten und der, wie erinnerlich, zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und der Sowjetunion und zur Heimkehr der noch in der Sowjetunion zurückgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen führte.

Im folgenden Jahre konnte die Gesellschaft unter anderem mit Vorträgen von zwei hervorragenden ausländischen Persönlichkeiten, nämlich dem indischen Ministerpräsidenten Jawaharlal Nehru und dem britischen Oppositionsführer Hugh Gaitskell, hervortreten.

Nehru, dem zu Ehren die Veranstaltung in etwas festlicherer Form auf dem Petersberg stattfand, erwies sich, wie nicht anders zu erwarten war, als eindrucksvolle Persönlichkeit von staatsmännischem Format, der als Redner die britische Schulung nicht verleugnete. Seine fesselnden Ausführungen dauerten volle zweieinhalb Stunden, ohne Zwischenpause. Nachdem er sich wieder gesetzt hatte, sagte er zu mir, er müsse sich in der Zeit geirrt haben; denn als er während des Vortrags einmal auf die Uhr gesehen habe, sei gerade eine Stunde vergangen gewesen; jetzt werde ihm erst klar, daß es zwei Stunden gewesen sein müßten.

Nehru war ohne Frage ein bedeutender Staatsmann. Seine Politik ist in der westlichen Welt oft kritisiert worden, weil sie ganz auf die Linie des »Non-alignment«, des Nichtfestgelegtseins im Rahmen der großen Blöcke, und somit auf eine grundsätzlich neutrale Haltung gegenüber dem Ost-West-Gegensatz ausgerichtet war und diese Haltung auch anderen Völkern als der Weisheit letzten Schluß anpries, gleichsam als ob Blockbildungen mit militärischen Verteidigungsabreden etwas Unmoralisches seien. Im Grunde entsprach Nehrus Politik der ureigensten Interessenlage Indiens, das sich selber militärisch denkbar schwach, neben den zwei kommunistischen Rie-

senmächten, der Sowjetunion und Rotchina, im gleichen Asien gelegen weiß. Als freilich 1962 die Chinesen Indien angriffen, mußte auch Nehru sich nach Unterstützung umsehen. Er suchte sie sowohl in Washington wie in Moskau. Nehrus Bekenntnis zur staatlichen Planwirtschaft ist ihm gleichfalls im Westen oft verübelt worden. Dabei hat man jedoch meist verkannt, daß er seine große Aufgabe, den unendlich armen indischen Massen rasch Arbeit und Brot zu verschaffen, einem privaten Unternehmertum einfach deshalb nicht überlassen konnte, weil es das, von geringen Ausnahmen abgesehen, eben in Indien bis zum heutigen Tage noch gar nicht gibt. Im Grunde kann der Westen zufrieden sein, wenn es gelingt, den Subkontinent als demokratisch regierte »non-committed nation« zu erhalten. Seine Hilfe darf er Indien nicht versagen.

Hugh *Gaitskell*, dessen früher Tod 1963 verhinderte, daß er britischer Premierminister wurde, war ebenfalls ein gewandter und eindrucksvoller Redner. Ihn übertraf vielleicht noch, mit freilich stark demagogischem Einschlag, Aneurin *Bevan*, sein »Außenminister« im sogenannten Schattens-kabinet der Labour Party, der Ende 1957 zu uns kam und den gleichfalls ein vorzeitiger Tod schon 1960 von der politischen Bühne abberief.

Von *Bevan* wußte man, daß er auf die deutsche Wirtschaft und im besonderen auf die deutschen Industriellen nicht gut zu sprechen war. Wir waren offenbar wenig nach seinem Geschmack. Ich lud ihn deshalb vor dem Vortragsabend zu einem Mittagessen ein, bei dem ich ihn mit einem guten Dutzend Leitern großer deutscher Unternehmen zusammenbrachte, damit er diese Spezies, über die er immer so absprechend urteilte, einmal wirklich kennenlernte. Wir hatten anschließend eine angenehme und interessante Konversation mit ihm, womit der Zweck dieser Veranstaltung denn auch erreicht war: *Bevan* mußte fortan, wenn er wieder von den deutschen Industriellen als Ungeheuern zu sprechen versucht war, das Bild dieser eigentlich recht umgänglichen Männer vor Augen haben. Ob er in den wenigen Jahren, die ihm nach diesem Besuch in Deutschland noch beschieden waren, freundlicher von uns gesprochen hat, weiß ich nicht zu sagen.

Aus diesem Hervorheben der Besuche *Gaitskells* und *Bevans* darf freilich nicht etwa geschlossen werden, unsere Gesellschaft habe eine einseitige Vorliebe für Labour an den Tag gelegt. Es sprachen bei uns auch eine Anzahl konservativer Politiker aus dem Vereinigten Königreich (so zum Beispiel 1959 Arbeitsminister *MacLeod* und 1966 *Reginald Maudling*), aber immer mußten wir die Erfahrung machen, daß es weit leichter ist, von dort Redner aus dem Lager der Opposition zu bekommen als aus dem der Regierung. Die Kabinettsmitglieder sind meist so vielbeschäftigt, daß ihnen für Vortragsreisen keine Zeit bleibt.

Besondere Erwähnung verdient ein Vortrag des *Prinzen Bernhard der Niederlande* über das Thema »Wirtschaftliche Hilfe und weltpolitische Sicherheit«. Im Vortrag wie dann besonders auch in der Diskussion zeigte er eine überlegene Beherrschung seines Themas und bewies große Aufgeschlossenheit für die Erfordernisse internationaler Zusammenarbeit, deren Förderung er sich seit dem Kriegsende angelegen sein läßt. Schon während des Krieges hatte er in besonders schwieriger persönlicher Lage eine bemerkenswerte Haltung bewiesen. Seinen bedeutsamen Anteil an der Wiederaufbauarbeit der ganzen Welt in den beiden Jahrzehnten nach 1945 und an dem Wiederzueinanderfinden der freien Völker wird vielleicht erst eine spätere Zeit in vollem Umfange zu würdigen wissen. Vor allem muß in diesem Zusammenhange der Bilderberg-Konferenzen Erwähnung getan werden, die Prinz Bernhard ins Leben gerufen hat und persönlich leitet. Auf sie wird später noch zurückzukommen sein.

Dr. Fred *Luchsinger* vom Redaktionsstab der »Neuen Zürcher Zeitung«, ein weiterer Gastredner, hatte sich zuvor als Bonner Korrespondent dieses Blattes einen bemerkenswerten Ruf als klarblickender politischer Kritiker erworben, der auch hinter die Kulissen zu sehen vermag. Seine Berichte waren stets ebenso aufschlußreich wie treffend formuliert. Während seiner langjährigen Tätigkeit in Bonn waren sie wohl das Beste, was an laufender Berichterstattung über die Bundesrepublik in Tagesblättern zu lesen stand. Durch sie war man weitgehend und zuverlässig über die Bundesrepublik unterrichtet.

Das aus vielen Gründen schwierige Thema Israel behandelte der Präsident des Jüdischen Weltkongresses und der Zionistischen Weltorganisation, Dr. Nahum *Goldman*. Mit ihm brauchte man nur einmal in nähere Berührung zu kommen, um zu verstehen, warum diesem aus Polen stammenden weltklugen Mann, der in Heidelberg, Berlin und Marburg studiert hat, schon vor Jahrzehnten die führende Stellung in der Weltbewegung des Zionismus zugefallen war. Bei seinem Vortrag in unserer Gesellschaft erwies er sich als hervorragender, rasch die Sympathien für sich gewinnender Redner und glänzender Debatter.

Einige Vorträge aus dem Anfang der sechziger Jahre verdienen noch kurze Erwähnung. Der damalige Chief Minister von Tanganjika und jetzige Präsident von Tansania, Dr. Julius *Nyerere*, sprach ebenso sachlich wie gewandt über die Probleme seiner Heimat. Es ist bedauerlich, daß es späterhin nicht gelungen ist, die Schwierigkeiten, die sich aus der Anerkennung des Sowjetzonenregimes durch die Revolutionäre auf Sansibar ergaben, nach der Bildung des Einheitsstaates Tansania in einer Bonn befriedigenden Weise zu beheben, und daß es dann wegen der Zulassung eines General-

konsulats der Sowjetzone in Daressalam zur Einstellung der deutschen Entwicklungshilfe an Tansania gekommen ist. Die Hauptschuld an dieser Entwicklung trugen sicherlich die prokommunistischen Elemente, die Nyerere nach der Union mit Sansibar in seine Regierung aufnehmen zu müssen glaubte und die ihm dann auch prompt einen prokommunistischen Kurs aufnötigten. Der Vorgang machte aber auch wieder einmal deutlich, wie außerordentlich schwer es ist, der schwarzen Bevölkerung Afrikas ein richtiges Verständnis dafür nahezubringen, welche Rücksichten politischer Art die heutige Lage der Bundesrepublik von ihr verlangt, wenn sie auf eine deutsche Entwicklungshilfe Wert legt.

Im Frühjahr 1961 sprach bei uns in der Gesellschaft aufschlußreich über die Liga der Arabischen Staaten deren Generalsekretär Dr. Mohammed Abdel Khalek *Hassouna*. Anschließend fand ein Vortrag des amerikanischen Handelsministers Luther H. *Hodges* über die Entwicklungsländer statt, den wir zur Abwechslung einmal in München veranstalteten. Hodges war der erste Minister der Regierung Kennedy, der die Bundesrepublik besuchte. Zwei Jahre danach kam dann Kennedy selbst zu seinem so eindrucksvollen Besuch nach Deutschland. Unsere Gesellschaft hat später seinen Bruder, den Justizminister Robert *Kennedy*, noch als einen ihrer Redner begrüßen können, ebenso auch bei einer Mittagsveranstaltung, bei der er über die Vereinten Nationen und ihre Rolle in der Weltpolitik sprach, den redegewandten, leider allzu früh verstorbenen Chefdelegierten der USA bei den Vereinten Nationen, Adlai E. *Stevenson*.

Das gleiche Thema behandelte bei uns auch der Generalsekretär der Vereinten Nationen in New York, *U Thant*. Er war für die Gesellschaft naturgemäß ein Gast von besonderem Interesse; denn diesem birmanischen Diplomaten, den zuvor in Europa kaum jemand gekannt hatte, ist es als zunächst interimistischem und dann ein Jahr später in aller Form bestelltem Nachfolger Hammarskjölds gelungen, sich in einer für die Weltorganisation besonders schwierigen Phase großes internationales Ansehen zu erwerben und persönliche Autorität zu gewinnen, die ihn zu einem wichtigen Faktor im Weltgeschehen hat werden lassen. Über die unter seiner Ägide erfolgte Militäraktion der Vereinten Nationen im Kongo gehen die Ansichten in der Welt heute noch erheblich auseinander. Aber niemand wird bestreiten können, daß *U Thant* dabei eine ungewöhnliche Umsicht gezeigt und jene Wendigkeit an den Tag gelegt hat, die ein solches Unternehmen erfordert.

Zu ansehnlichen Veranstaltungen konnten im Laufe der Zeit auch die Jahresversammlungen der Gesellschaft ausgestaltet werden. Dazu trug bei, daß wir im Anschluß an ein gemeinsames Mittagessen der Mitglieder Vor-

träge folgen ließen, für die wir recht prominente Redner gewannen, so 1962 Bundesaußenminister Dr. *Schröder*, in den nächsten Jahren Bundeskanzler Dr. *Adenauer*, den Regierenden Bürgermeister von Berlin, *Willy Brandt*, 1965 im Hinblick darauf, daß es sich um ein Wahljahr handelte, einen Nichtpolitiker in der Person des Herrn *Abs*, im folgenden Jahr den Fraktionsvorsitzer der CDU/CSU im Bundestag, Dr. *Barzel*, und schließlich 1967 Bundeskanzler Dr. Kurt Georg *Kiesinger*.

Die vielen Namen, die sich auf den vorstehenden Seiten finden und dennoch nur eine knappe Auswahl darstellen, zeigen bereits, in wie hohem Maße die Gesellschaft für Auswärtige Politik die Möglichkeit bot, neue wichtige Verbindungen mit Persönlichkeiten aus vielen Ländern aufzunehmen und mit ihnen in politischen Meinungs austausch zu treten. Das entschädigte einigermaßen für die viele Arbeit und manchen Sorgen, die nun einmal die Leitung einer solchen Vereinigung, zumal in deren ersten Anlaufjahren, zwangsläufig mit sich bringt. In den Folgejahren hat dann Botschafter a. D. Dr. *Walther Becker* als Geschäftsführender stellvertretender Präsident den weiteren Ausbau der Gesellschaft sehr erfolgreich zu fördern vermocht. Daß diese eine bemerkenswerte ständige Aufwärtsentwicklung nehmen konnte, war zu einem wesentlichen Teil sein Werk, wobei ihm seine reiche Erfahrung als Diplomat und Missionschef zustatten kam. Aus Gesundheitsgründen mußte er 1966 leider von seinem Posten scheiden. Seither besorgt Dr. *Wolfgang Wagner*, der vorher schon nach dem Tode W. von Cornides' die interimistische Leitung des Forschungsinstituts übernommen hatte, die Geschäfte in ausgezeichneter Weise, leider wegen seiner anderweitigen Tätigkeiten nur für begrenzte Zeit.

Selbstverständlich führte die Arbeit der Gesellschaft auch zu enger Verbindung mit dem Auswärtigen Amt in Bonn. Dabei haben wir aber immer Wert darauf gelegt, unsere Unabhängigkeit zu wahren, was auch vom Auswärtigen Amt jederzeit respektiert wurde.

Als ehemaliger Angehöriger des deutschen auswärtigen Dienstes habe ich mich naturgemäß für die Bildung eines neuen Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik und den Aufbau seines Außendienstes besonders interessiert. Die Anfänge waren ja bescheiden, denn die Alliierten gestanden der jungen Bundesrepublik zunächst nur konsularische Vertretungen und die Einrichtung einer Konsulatsabteilung in Bonn zu. Ihre Leitung wurde in die Hände des letzten Londoner Botschaftsrats der Vorkriegszeit, Dr. *Theo Kordt*, gelegt, den *François-Poncet* prompt als »Premier Consul« titulierte, ein Titel, den *Napoleon I.* trug, bevor er sich zum Kaiser der Franzosen machte. Ein eigentliches Auswärtiges Amt entstand 1951 wieder; es gewann

aber erst dann volle Wirkungsmöglichkeit, als die Bundesrepublik 1955 ein souveräner Staat und Mitglied der NATO geworden war.

Inzwischen hatte sich in den Jahren nach dem Zusammenbruch eine wachsende Zahl von Angehörigen des alten auswärtigen Dienstes in und um Bonn angesiedelt, wo sie vielfach zunächst in den dort errichteten Bundesbehörden – und später natürlich im wiedererstandenen Auswärtigen Amt – eine neue Tätigkeit fanden. Schon bald nach dem Zusammentreten des Ersten Bundestages versammelten meine Frau und ich einmal eine größere Anzahl solcher früherer Bekannter aus der alten Wilhelmstraße zu einem Abendessen in unserem Duisburger Haus. Es war wie ein Blick in die Vergangenheit und in die Zukunft zugleich. Eine ganze Reihe unserer Gäste schien mir für eine Wiederverwendung im diplomatischen Dienst der jungen Bundesrepublik durchaus in Frage zu kommen. Die Einladungsliste ist erhalten geblieben, und es finden sich darin Namen wie die der Herren Blankenhorn, Dittmann, v. Etzdorff, v. Grundherr, Haas, v. Herwarth, v. Kamphövener, Klaiber, Theo Kordt, Kühn, Lütkens, v. Maltzan, Melchers, Peter Pfeiffer, v. Rintelen, Rosen, Strohm und Werkmeister. Viele der Genannten wurden später als Botschafter auf teilweise großen Posten Vertreter der Bundesrepublik im Ausland und als solche auch in der Öffentlichkeit wohlbekannt.

Die sachlich dringend gebotene Übernahme erfahrener früherer Beamter des auswärtigen Dienstes in das neue Auswärtige Amt stieß auf beträchtliche Schwierigkeiten. Der Bundestag setzte 1952 einen Untersuchungsausschuß mit der sonderbaren Bezeichnung »47er Ausschuß« ein, der die ausgewählten Persönlichkeiten nochmals überprüfen sollte. Anlaß dazu hatte Ende 1951 eine Artikelserie in der »Frankfurter Rundschau« gegeben, die in tendenziöser Weise gegen eine solche Wiederverwendung Sturm lief. Leider fielen das Verfahren und der Bericht des Untersuchungsausschusses einigermaßen fragwürdig aus. Der Bericht ließ erkennen, daß Sachkenntnis bei seiner Abfassung nicht gerade Pate gestanden hatte. In einem Artikel, der in der Wochenzeitung »Die Zeit« vom 9. Oktober 1952 an führender Stelle erschien, habe ich dagegen ziemlich deutlich Stellung genommen, was in manchen Kreisen des Bundestags, besonders soweit sie an dem Bericht beteiligt waren, begrifflicherweise nicht gerne gelesen wurde. Der Bundestag selbst beschränkte sich schließlich darauf, von dem Bericht seines Untersuchungsausschusses Kenntnis zu nehmen. Das Ganze war kein parlamentarisches Heldenstück.

Das Bonner Auswärtige Amt ist auch später von oft wenig sachlicher Kritik nicht verschont geblieben. Im Verlauf der Jahre bin ich auf meinen zahlreichen Reisen ins nähere und fernere Ausland mit vielen unserer Aus-

landsvertretungen immer wieder in Verbindung gekommen. Dabei gewann ich im ganzen genommen einen durchaus günstigen Eindruck und glaube, daß wir wieder einen Außendienst mit im allgemeinen kompetenten und fähigen Leuten haben, dessen Arbeit und Auftreten im Ausland Anerkennung verdient.

Über die Arbeitsweise des Auswärtigen Amtes kann man freilich gelegentlich Schilderungen hören, die zeigen, daß die neue Behörde bei einem Vergleich mit der alten Wilhelmstraße nicht sonderlich gut abschneidet. Einigermaßen bedenklich erscheint vor allem die gewaltige personelle Aufblähung, die der auswärtige Dienst der Nachkriegszeit in stets wachsendem Maße erfahren hat. Aus den Samenkörnern ist eine Mammutbehörde erwachsen, in Bonn sowohl wie im Ausland. Hätte ich jemals eine Botschaft übernommen, so würde ich wahrscheinlich zunächst einmal eine gründliche Rationalisierung durchgeführt und versucht haben, aus dieser Auslandsbehörde ein zwar der Mitarbeiterzahl nach kleineres, aber um so schlagkräftigeres Instrument zu machen. Es scheint mir ein Unding zu sein, wenn bei den Botschaften Sozial-, Landwirtschafts- und sonstige Attachés sich ganze Stäbe zulegen, die bis auf einen kleinen Kern wahrscheinlich entbehrlich sind, und sich die Botschaften selbst neben ihren eigentlichen Obliegenheiten zu Reisebüros, Konzertagenturen und dergleichen auswachsen.

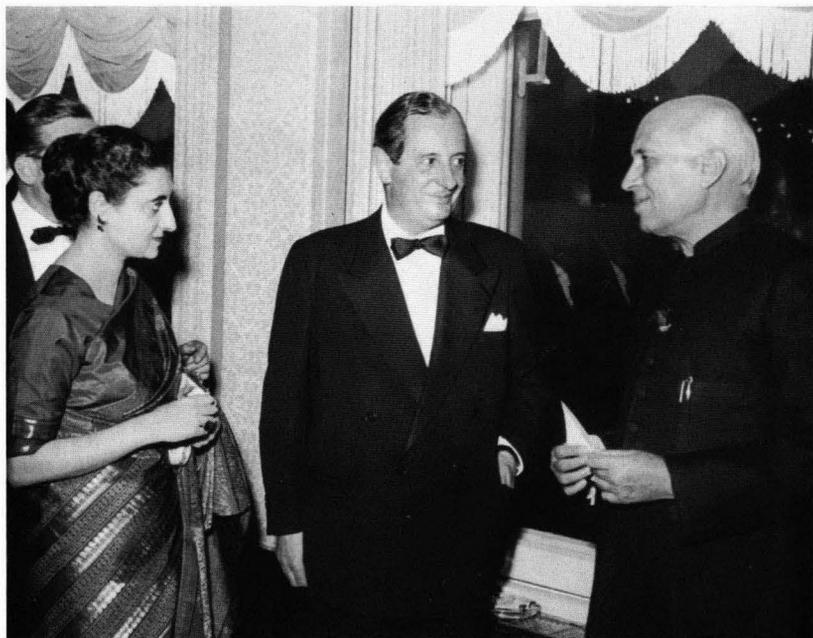
Zu diesem ständigen Aufgabenzuwachs hat natürlich der Umstand beigetragen, daß an unsere Auslandsmissionen immer wieder unpassende oder übertriebene Anforderungen gestellt werden, ganz besonders von deutschen Reisenden, mögen diese nun Parlamentarier, Verwaltungsbeamte oder bloße Globetrotter sein. Gewiß haben sich die Auslandsbeziehungen im Laufe dieses Jahrhunderts immer weiter verstärkt und vertieft. Aber gerade dadurch bestehen heute zwischen den Völkern so zahlreiche unmittelbare Bindungen, daß nicht alles und jedes auch noch den Botschaften aufgebürdet werden muß. Freilich scheint die Aufblähung der Auslandsvertretungen eine internationale Krankheit zu sein. Ein Blick in die Liste des Diplomatischen Corps in Bonn von heute zeigt, wie sich die Zeiten gewandelt haben. Natürlich sind auch die Botschaftsgebäude immer anspruchsvoller geworden. Fragt man in den Hauptstädten der Welt, besonders in den überseeischen Ländern, wem die pompösesten Prachtbauten gehören, so bekommt man nicht selten die Antwort, daß es diese oder jene ausländische Botschaft sei, wobei die diplomatischen Vertretungen der USA an der Spitze marschieren.

Während der Jahre des Wiederaufbaus waren die Leiter der deutschen Museen nicht müßig geblieben. Sie sichteten ihre Bestände, die freilich noch



Der Ministerpräsident Indiens, Pandit Nehru, als Gast der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Bonn 1956. L. Außenminister v. Brentano, r. Verfasser

Mit Nehru und seiner Tochter, der späteren Ministerpräsidentin Indira Gandhi





Dr. Hans-Helmut Kuhnke
Klößner & Co, Duisburg

Dr. H.-G. Sohl, Generaldirektor der August-Thyssen-Hütte AG, Duisburg (links),
mit Dr. G. Schroeder, Sprecher des Vorstands der Klößner-Werke AG, Duisburg



eine Weile warten mußten, bis sie dem Publikum wieder zugänglich gemacht werden konnten. Inzwischen veranstaltete man aber wenigstens kleinere Ausstellungen und verlieh wertvolle Bilder an prominente Dienststellen. Eine Anzahl erstklassiger Gemälde aus dem Kölner Wallraf-Richartz-Museum fand so Aufnahme im Palais Schaumburg in Bonn. Ich erinnere mich noch mit Vergnügen daran, daß wir zuweilen während schwieriger Beratungen beim Bundeskanzler Adenauer vom Verhandlungstisch aufschauen und an den Wänden die prachtvollen Bilder bewundern konnten. Für das Auge wurde dadurch nicht selten mehr Erfreuliches geboten als für das Ohr.

In München konnte das Bayerische Nationalmuseum 1955 seine Pforten wieder öffnen. Die herrliche Porzellansammlung lag bis dahin noch verpackt in Kisten, es fehlte die Aufstellungsmöglichkeit. Von diesem Kummer erfuhr ich durch den hervorragenden Leiter dieses Museums, Professor Dr. Theodor Müller, und erfüllte gern seinen Wunsch, durch Stiftung von Vitrinen dem Porzellan zu einer neuen Heimstatt zu verhelfen. Der Raum wurde dann noch besonders prächtig ausgestattet durch unsere Leihgabe eines großen (jetzt anderweitig dort untergebrachten) Gobelins, dessen Farben wunderbar mit dem Porzellan harmonierten, so daß es sich am Eröffnungstag in seiner einzigartigen Schönheit präsentierte. Ich empfand es immer als eine lohnende Aufgabe, den Museen bei ihrem Wiederaufbau und ihrer weiteren Entwicklung nach bester Möglichkeit zu helfen. Es freut mich deshalb auch besonders, im Kuratorium und Fördererverein des Kölner Wallraf-Richartz-Museums und der Alten Pinakothek in München mitarbeiten zu können.

Eine wichtige Aufgabe scheint mir weiter zu sein, so manches andere zu pflegen, was wir von unseren Vätern ererbt haben und an Wertvollem besitzen. Dazu gehört für ein Volk auch die Reinerhaltung seiner Sprache. Die unsere war im Dritten Reich völlig verwildert, und unter dem Besatzungsregime drohte ihr eine fremdsprachige Invasion. Um dem zu begegnen, half ich mit, 1947 die »Gesellschaft für Deutsche Sprache« zu gründen. Sie bemüht sich besonders, das Behörden- und Gesetzesdeutsch von Schlacken zu befreien. Es ist ihr erfreulicherweise gelungen zu erreichen, daß der Bund wie auch einzelne Länder bei Gesetzes- und Verordnungsentwürfen und ähnlichem sich von ihr beraten lassen. Auch Firmen, Vereine und Private wenden sich zunehmend an sie. Ich glaube, sie erfüllt damit eine förderungswürdige Aufgabe.

Aus der Politik jener Jahre erinnere ich mich noch besonders an eine Aussprache mit Bundeswirtschaftsminister Erhard, an der neben Staatssekretär Westrick die Herren Pferdenges, Richard Merton, Abs und ich teilnahmen. Vorangegangen war ihr die Konferenz von Messina Anfang

Juni, auf der die Montanunionländer über Vorschläge der Beneluxstaaten für weitere wirtschaftliche Teilintegrationen berieten. Sie sollten uns der Schaffung des Gemeinsamen Marktes näherbringen. Weder Frankreich noch die Bundesrepublik wollten sich jedoch auf dieser Konferenz für weitere Teilintegrationen erwärmen, besonders nicht für solche in supranationaler Form, wobei die negative deutsche Haltung gerade zu diesem Punkte mehr Überraschung hervorrief als die der Franzosen.

Über den Verlauf der Aussprache beim Bundeswirtschaftsminister notierte ich in einem längere Zeit hindurch geführten Tagebuch: »Erhard verbreitete sich ausführlich über seine Konzeption; er lehnt Teilintegration ab und möchte nach dem von ihm geprägten Schlagwort der ›funktionellen‹ Integration vorgehen. Ich wies darauf hin, die deutsche Haltung in Messina habe zu Mißdeutungen in der europäischen Öffentlichkeit geführt; der entstandene Eindruck müsse in unserem Interesse berichtigt werden. Es erscheine mir als eine etwas doktrinäre Überspitzung, Antithesen wie ›institutionelle‹ und ›funktionelle‹ Integration einander gegenüberzustellen. Wir müßten einen positiven Beitrag liefern, um nicht den Anschein zu erwecken, daß wir nur so lange auf Souveränitätsrechte zu verzichten bereit waren, als wir noch keine Souveränität besaßen. Ich hätte keine so großen Hemmungen wie offenbar Herr Erhard vor supranationalen Institutionen, wenn man nur sicherstelle, daß sich daraus nicht eines Tages eine europäische Planwirtschaftsstelle entwickle.« Es wurde dann auch beschlossen, in diesem Sinne eine Linie zu entwerfen, wozu im Bundeswirtschaftsministerium ein entsprechender Plan und Vorschlag ausgearbeitet werden sollte.

Im Oktober 1955 unternahm ich, begleitet von meiner Frau, eine Reise rings um den südamerikanischen Kontinent herum, wozu mir die bedeutenden geschäftlichen Interessen, die Klöckner in diesem Raume hat, Anlaß gaben. In den Jahren zuvor hatten wir unsere Reisen mehr auf den Mittelmeerbereich erstreckt und dabei ebenso eindrucksvolle wie geschäftlich interessante Länder wie Griechenland, die Türkei und Ägypten besucht. Jetzt ging es wieder einmal über den Ozean in die westliche Hemisphäre — abermals schneller als das letzte Mal, denn der einstweilen noch propellerangetriebene Flug nach Rio de Janeiro dauerte bereits nur knapp dreißig Stunden (ohne Einrechnung des Zeitunterschiedes).

In Brasilien, das ich nun zum vierten Male besuchte, kamen wir gerade am Tage vor den Präsidentschaftswahlen an, aus denen Kubitschek als Sieger hervorging. Man rechnete mit revolutionären Unruhen, die aber glücklicherweise ausblieben. Unpopuläre Maßnahmen waren auch von dem

neuen Präsidenten kaum zu erwarten. Sie wären notwendig gewesen, um das an Naturschätzen und Entwicklungsmöglichkeiten so reiche Land aus dem Schlendrian herauszuführen, in den es seit geraumer Zeit schon verfallen war. Natürlich konnte man in Rio de Janeiro ein imponierendes Wachstum der Stadt feststellen, die mit ihren Hochhäusern und Wolkenkratzern ganz nordamerikanischen Zuschnitt gewonnen hatte. Diesem Wachstum war auch die einstige Schönheit der Badevorstadt Copacabana mit ihrem berühmten Strand weitgehend zum Opfer gefallen, so herrlich an sich der landschaftliche Rahmen bleibt, der Rio zu der vielleicht am schönsten gelegenen Stadt der Erde macht. Das gewaltige Anwachsen der südamerikanischen Großstädte kann aber nur sehr mit Vorbehalt als Ausdruck eines gesunden wirtschaftlichen Wachstums gewertet werden.

Besonders bemerkenswert war die fortgeschrittene Erschließung des riesigen Landes durch ein verhältnismäßig schon recht dichtes Inlandsflugnetz. Nach São Paulo, wohin man früher zwölf Eisenbahnstunden benötigte, gelangt man nun in einer Stunde dank einem so häufigen Flugdienst, daß man sich nur auf den Lufthafen zu begeben und in die nächste Maschine zu steigen braucht, so wie man an der Ruhr jederzeit in den nächsten Zug von einer Großstadt zur anderen steigen kann. Aber auch die früher von der Küste so abgelegenen Gebiete wie Matto Grosso oder Amazonas waren jetzt leichter erreichbar geworden. Auf dem Flugplatz von Rio erzählte uns ein altes Indianerweibchen, es fliege in seine Heimat am oberen Amazonas zurück, nachdem es mit seinem ersparten Geld sich den Wunschtraum seines Lebens erfüllt habe, einmal die glitzernde Hauptstadt des Landes zu sehen. Auch Kubitscheks Entschluß zur Anlage der neuen Hauptstadt Brasilia, in rund tausend Kilometer Entfernung von der Küste, zeigt deutlich den Willen, das Landesinnere mit Hilfe der modernen Technik zu erschließen. Natürlich sollte dieser Entschluß auch die Popularität des Präsidenten steigern.

Wieder konnten wir den engen Zusammenhalt der Familien beobachten. Eine befreundete alte brasilianische Familie, die im Landesinneren ausgedehnte Ländereien besitzt — davon eine von der Größe des Großherzogtums Luxemburg, auf der sie nicht weniger als drei Privatflugplätze und auch eine eigene Polizei unterhält —, lud uns zu einem Abendessen »ganz unter uns« ein. Die Tafel war dann mit zweiundzwanzig Familienangehörigen besetzt! Der Hausherr bemerkte erläuternd, im Personalflügel sehe es genauso aus.

In Argentinien, das wir als nächstes Land besuchten, war Perón knapp einen Monat zuvor gestürzt worden. Buenos Aires zeigte schon in seinem Straßenbild, wie sehr er das Land heruntergewirtschaftet hatte. Man sah

fast nur schlecht gekleidete Menschen und in den Auslagen der Geschäfte billige Ware. Selbst in der Calle Florida, der Fifth Avenue Südamerikas, war das nicht anders. In den Restaurants der Luxushotels traf man kaum noch besetzte Tische an. Das äußere Bild war denkbar niederdrückend. Diese Beobachtung verstärkte sich noch, wenn man etwas tiefer in die wirtschaftlichen Verhältnisse des einst blühenden Landes eindrang. Auch im folgenden Jahrzehnt ist es in Argentinien nur teilweise gelungen, den Leuten wieder Arbeitseifer beizubringen und der beiden Erbübel Inflation und staatlicher Defizitwirtschaft Herr zu werden.

Der Flug von Buenos Aires über die Hochkette der Anden nach Santiago de Chile gehört zum Eindrucksvollsten, was eine Luftreise bieten kann. Weniger eindrucksvoll und noch recht verworren waren auch in Chile damals – trotz der natürlichen Reichtümer – die wirtschaftlichen Verhältnisse und die von weiterer Inflation bedrohten Staatsfinanzen.

In der peruanischen Hauptstadt Lima war kurz vor unserem Besuch eine kleine Röhrenfabrik in Betrieb genommen worden, die von Klöckner & Co im Zusammenwirken mit unseren dortigen Geschäftsfreunden, dem führenden peruanischen Haus Wiese, errichtet worden war. Ein eigenartiger Anblick war am letzten Tage unseres dortigen Aufenthalts die große Prozession, die seit einigen hundert Jahren alljährlich zur Beschwörung von Seuchen stattfindet. Eine riesige Menschenmenge wälzt sich hinter einem Heiligenbild drei Tage und drei Nächte lang im Schneckentempo durch die breiten Avenidas, während alle Arbeit ruht.

Von Lima aus besuchten wir die alte Inkastadt Cuzco, die in dreieinhalbtausend Meter Höhe inmitten der Anden liegt. Aus der Inkazeit sind freilich kaum mehr als die Grundmauern vorhanden. Alles andere wurde von den spanischen Eroberern mit Stumpf und Stiel ausgerottet, so daß jeder, der dort alte Monumente erwartet, wie etwa im Niltal, enttäuscht wird. Immerhin sind die vorhandenen Reste sehr beachtlich. Das gilt ganz besonders von den Ruinen der alten Inkafestung Machu Picchu, mehrere Reisetunden nordwestlich von Cuzco entfernt. Es ist geradezu hinreißend zu sehen, wie diese Baureste auf dem Gipfel steil aufragender Höhenzüge inmitten einer hochalpinen Landschaft stehen.

Auf Peru folgte ein zweitägiger Aufenthalt in Panama mit seinen Menschen sämtlicher Rassen und Hautfarben vom hellen Weiß bis zum tiefsten Schwarz und allen Tönungen dazwischen. Die mehrere hunderttausend Einwohner zählende Hauptstadt besaß damals noch keinerlei Einrichtungen für die Müllabfuhr. Die Arbeit wurde verrichtet durch Schwärme von Aasgeiern, die ob dieser gesundheitspolizeilich wichtigen Leistung Schutz genossen und sich allgemeinen Wohlwollens erfreuten. In tropischer Hitze

unternahmen wir eine Fahrt auf guter Straße nach Colón, der Stadt an der Nordeinfahrt des Kanals. Die Baulichkeiten längs der Straße, darunter auch vereinzelte Kirchlein, stehen auf Pfählen, um sie vor dem vernichtenden Zugriff der Termiten zu schützen. Teilweise führte die Straße an fast unerschlossenem und noch alle Arten wilder Tiere beherbergendem Dschungel entlang. Man riet uns dringend, nicht nachts zurückzufahren, weil sich im Falle einer Reifenpanne die wilden Tiere interessiert an dieser Reparatur beteiligen könnten.

Als letztes Land besuchten wir Kuba, das damals noch unter dem diktatorischen Regime des durch einen Staatsstreich auf den Präsidentenstuhl gelangten Generals Batista stand. Daß zu den wichtigsten Erzeugnissen der Insel Zuckerrohr und Tabak gehören, weiß jedermann. Weniger bekannt ist, daß in der Hauptstadt Habana ein geschlossener Block von Chinesen lebt, der so stark ist, daß er – wenigstens 1955 war es so – seine eigenen Banken und Zeitungen hat, und in dessen Händen sich fast der gesamte Gemüse- und Fruchthandel im Lande befindet. Dank der dort angelegten großen amerikanischen Kapitalien machte die Insel, die wir in den verschiedensten Richtungen durchstreiften, alles andere als einen notleidenden Eindruck. Von Fidel Castro, der seinen Guerillakrieg gegen Batista erst 1956 begann, war damals noch nicht die Rede. In Habana traten wir über New York den Rückflug nach Europa an.

Insgesamt nahm ich aus Südamerika den Eindruck mit, daß das Leben heute in diesen Ländern viel angenehmer geworden ist, verglichen mit den zwanziger Jahren, die ich miterlebt hatte. Damals litt man in dem nicht einmal in den Tropen gelegenen Buenos Aires im Sommer monatelang stärker unter der Hitze als heute selbst in den Ländern am Äquator. Klimaanlagen, nicht nur in Hotels, Büros, Kirchen und Theatern, sondern vielfach auch schon in Privathäusern – und sei es auch nur in den Schlafzimmern – haben seither, ebenso wie elektrische Kühlschränke, das Leben wesentlich erträglicher gemacht. Durch Rundfunk und Luftverbindungen sind auch das Nachrichten- und Verkehrswesen sowie der Postdienst grundlegend verbessert worden.

Trotz dieser Fortschritte hat sich dennoch ganz Ibero-Amerika seit 1945 zu einem Sorgenkind für die Welt und besonders für den atlantischen Wirtschaftsraum entwickelt. Unter den Gründen stehen fast in allen diesen Ländern drei, wenn auch von unterschiedlichem Gewicht, obenan: allzu rapides Wachstum der Bevölkerung, eine veraltete Sozialstruktur und ein Industrialisierungsprozeß, der vorerst mehr Probleme als Abhilfe für die Nöte jener Länder mit sich bringt.

Die »Bevölkerungsexplosion« unserer Zeit ist kaum irgendwo so akut wie in Ibero-Amerika. Die Zahl seiner Menschen hat sich in den letzten vierzig Jahren von 94 auf fast 200 Millionen mehr als verdoppelt. Diese Wachstumsrate liegt sogar noch über der Ost- und Südasiens. An sich ist der Kontinent ein noch sehr dünn besiedelter Riesenraum, in dem auf den Quadratkilometer auch heute durchschnittlich nur zehn Einwohner kommen. Im Gesamtdurchschnitt Südamerikas sind nur zwanzig Prozent des Bodens landwirtschaftlich genutzt, wobei der Anteil der Anbaufläche noch weit geringer ist. Über ein Drittel des Kontinents bedeckt der Urwald. Die natürlichen Reichtümer Ibero-Amerikas sind so noch größtenteils unerschlossen. Im übrigen aber ergibt die Durchschnittszahl der Bevölkerungsdichte ein falsches Bild. Das ist bei Durchschnittszahlen freilich nicht selten der Fall, was den Präsidenten Kennedy einmal zu der Bemerkung veranlaßt haben soll, man könne wohl kaum von sich sagen, daß man in angenehmer Durchschnittstemperatur lebe, wenn man mit der einen Hälfte des Körpers im Eisschrank und mit der anderen auf einem Grill säße. Der gewaltige Bevölkerungszuwachs in Ibero-Amerika hat sich nicht etwa in die Weiten des Kontinents ergossen, sondern drängt vielmehr in die entstehenden Industriegebiete, ohne hier ausreichenden Lebensunterhalt zu finden. Die fortschreitende Verstädterung der Bevölkerung ist für den Kontinent charakteristisch; in Argentinien, Chile, Uruguay und Venezuela leben mehr als zwei Drittel der Einwohner in den Städten. Die weiten Gebiete außerhalb dieser Zentren sind also noch viel spärlicher besiedelt, als die Durchschnittszahl der Bevölkerungsdichte es erkennen läßt, ja größtenteils fast menschenleer.

Die Sozialstruktur Ibero-Amerikas ist nicht mehr zeitgemäß und hängt eng zusammen mit der ethnischen Zusammensetzung. Die mehrhundertjährige spanisch-portugiesische Kolonialzeit und ihre Folgen haben — abgesehen von den ABC-Staaten und von Uruguay, wo die Verhältnisse anders liegen — eine Rassenmischung entstehen lassen, die auf unserem Erdball einzigartig ist. Zwischen den reinblütigen Indianern und den Bewohnern rein europäischer Abkunft lebt eine Mischlingsbevölkerung, die in vielen ibero-amerikanischen Ländern die Masse ihrer Menschen ausmacht. Dazu kommen noch etwa fünfzehn Millionen Neger und Mulatten in Brasilien und der karibischen Inselwelt. Das Ergebnis sind nicht Rassengegensätze, die in anderen Erdteilen weit stärker hervortreten, wohl aber ein Sozialgefälle, bei dem einer kleinen Schicht sehr wohlhabender Leute eine um so größere Masse äußerst armer, vielfach in Hunger und Elend dahinlebender Menschen gegenübersteht. Der Großteil der Bevölkerung, der auf den Lati-fundien und in der Rohstoffgewinnung arbeitete und der nichts zu verlieren hatte, weil kaum einer etwas besaß, nahm Generationen hindurch in

politischer Teilnahmslosigkeit die Dinge hin, wie sie waren und wie es überall für führerlose Schichten bezeichnend ist.

Dann setzte in unserem Jahrhundert eine ständig zunehmende Industrialisierung ein, der Auftakt zu tiefgreifenden sozialen Veränderungen. Die fortschreitende Urbanisierung ließ eine immer breiter werdende Mittelschicht entstehen. In ihr drängten Offiziere und Akademiker zu Führung und Macht und suchten dabei auch die Massen für ihre Zwecke zu mobilisieren. Ein Perón, ein Fidel Castro entstammen ihr. Heute ist die soziale Frage das brennendste Problem mit der Folge, daß sich berechnete Hoffnungen auf einen großen wirtschaftlichen Aufstieg und gewitterschwangere Revolutionsdrohungen die Waage halten. Kuba ist ein warnendes Beispiel.

Im atlantischen Wirtschaftsraum stellt Ibero-Amerika den südwestlichen Eckpfeiler dar. Seine wichtige Aufgabe war es bislang, die USA und Europa mit Rohstoffen und landwirtschaftlichen Erzeugnissen zu versorgen und sich dadurch und durch Anleihen die Mittel zum eigenen Aufbau zu beschaffen. Das schloß und schließt eine starke Abhängigkeit seiner Produkte vom Weltmarkt und seinen Preisen ein. Ihr Absinken, wie es in den vergangenen Jahren eingetreten ist, muß alle weitere Aufbauarbeit in Frage stellen.

Unter solchen Umständen richten sich verständlicherweise die Blicke Ibero-Amerikas ständig auf die USA und Europa. In Washington hat man neuerdings die Tragweite der Probleme Ibero-Amerikas voll erkannt, jedenfalls seit Kuba einen aufrüttelnden Anschauungsunterricht bietet. Kennedys »Alliance for Progress« suchte die gewonnenen Einsichten in einem großen Hilfsprogramm auszuwerten, was aber bisher erst magere Ergebnisse gebracht hat. Die ibero-amerikanischen Länder bleiben weiter auf die Hilfsmaßnahmen aus den USA angewiesen.

Das gilt um so mehr, als die Bildung der EWG in ganz Südamerika lebhaftere Sorgen wachrief, vor allem wegen der Assoziierung weiter Gebiete in Afrika und Übersee, die den Erzeugnissen dieser Länder eine Vorzugstellung auf dem europäischen Gemeinsamen Markt sichert. Zudem haben die Brüsseler Beschlüsse zur Agrarpolitik den Eindruck hervorgerufen, daß sie den Zweck verfolgten, die Mitgliedstaaten ihren Bedarf an landwirtschaftlichen Erzeugnissen künftig in erster Linie bei ihren Partnern decken zu lassen und ihnen auf diese Weise mehr oder weniger diesen Markt vorzubehalten. Wenn es dazu käme, werde man Industrieerzeugnisse künftig von Lieferanten außerhalb der EWG beziehen — diese Warnung dringt heute von mehr als einer Seite aus Ibero-Amerika zu uns herüber.

Die Wirtschaft der Bundesrepublik kann das nicht unberührt lassen. Für sie stehen große Interessen auf dem Spiel. Ein Blick in die Außenhan-

delsbilanzen der ibero-amerikanischen Länder zeigt, daß wir als Abnehmer und Lieferant — nächst den USA — fast überall an zweiter Stelle stehen. Aber es handelt sich um mehr als die Gefahr des Verlustes wichtiger Märkte. Die Handelsbeziehungen Europas mit Ibero-Amerika gerade in der heutigen, für jene Länder so überaus kritischen Phase ihrer Entwicklung herabmindern oder gar abbauen zu wollen, wäre eine leichtfertige Gefährdung des Zusammenhalts der freien Welt insgesamt und des atlantischen Wirtschaftsraums im besonderen. Wie man dem vorbeugen soll, ist wesentlich Sache der amtlichen Wirtschaftspolitik. Sie wird behutsam, aber zielbewußt vorgehen müssen. Bei der Behandlung dieser Fragen sollte niemals vergessen werden, daß es sich bei den ibero-amerikanischen Ländern nicht um exotische Gebiete handelt, sondern um Abkömmlinge der alten Welt, die berufen sind, europäische Kultur und Gesittung mit fortzutragen, und deren Zukunft uns daher besonders am Herzen liegen muß. Gerade Deutschland hat zu diesen Ländern, zumal seit den Tagen Alexander von Humboldts, stets enge kulturelle Beziehungen gepflegt, die damit schon traditionellen Charakter gewonnen haben. Sie dürfen nicht vernachlässigt werden.

Nach der Rückkehr aus Südamerika nahmen mich in Duisburg rasch wieder die heimischen Sorgen gefangen. Was der Wirtschaft ebenso wie der Bundesregierung um die Jahreswende 1955/1956 viel Kopfschmerzen verursachte, waren, wie schon so oft in den Jahren zuvor, die Preisfragen. Bereits im November sagte mir Bundeswirtschaftsminister Erhard bei einem gesellschaftlichen Zusammentreffen, er wolle jetzt als eines der nächsten Dinge im wirtschaftspolitischen Bereich den Kampf gegen die Preisgleitklausel aufnehmen. Im Januar 1956 sprach mich Bundeskanzler Dr. Adenauer mit besorgter Miene auf das Problem der Erhöhung der Kohlepreise an, die damals noch den aus der Zeit der Zwangswirtschaft überkommenen, für das In- und Ausland gültigen Höchstpreisbestimmungen unterlagen. Ich erwiderte, als Wirtschaftler könnte ich natürlich nur für einen endlich normalen Kohlepreis eintreten, gäbe aber zu, daß das im Augenblick politisch unbequem sei. Wann aber gebe es schon jemals einen Zeitpunkt, zu dem die Erhöhung des Kohlepreises nicht unbequem sei!

Professor Erhard verfolgte in dieser Frage damals (wie auch später) keine konsequente Linie. Erst sagte er dem Bergbau eine ausreichende Kohlepreiserhöhung mehr oder minder fest zu, schien sich dann aber davon wieder zurückziehen zu wollen. Von der Kohleseite her bat man mich, bei der Bundesregierung auf eine zumindest halbwegs annehmbare Entscheidung hinzuwirken, während in Bonn Adenauer und Erhard einer solchen Entscheidung lieber aus dem Wege gehen wollten. Im Mai 1956 ersuchte

mich Professor Erhard sogar eindringlich in einem Fernschreiben, ich möge meinen ganzen Einfluß dahin geltend machen, jede Korrektur der Eisenpreise, die inzwischen ebenfalls akut geworden war, zu verhindern. Bei Dr. Adenauer schoben sich dann die Probleme der Wirtschaftshilfe für die unterentwickelten Mittelmeerländer sowie die Moselkanalisierung in den Vordergrund. Diese wollte die Bundesregierung im Interesse einer befriedigenden, abschließenden Regelung der Saarfrage Frankreich zugestehen, obschon die dafür ins Feld geführten wirtschaftlichen Gründe nicht überzeugend waren.

Freundlicheren Anlaß zum Zusammentreffen mit dem Bundeskanzler bot dessen 80. Geburtstag am 5. Januar 1956. Bei Dr. Pferdenges fand eine kleine Vorfeier mit Herren aus Banken und Industrie mit ihren Frauen statt, zu der die Familie Adenauer mit vierzehn Personen erschienen war. Pferdenges hielt eine launige Rede, auf die Dr. Adenauer humorvoll antwortete, obschon er sich im übrigen eher ernst und besorgt über die Zukunft äußerte.

Noch im gleichen Monat waren wir beim Bundeskanzler zu einem Empfang aus Anlaß des Besuchs des kürzlich gewählten brasilianischen Präsidenten Kubitschek in der Bundesrepublik. Ich sprach bei der Vorstellung mit dem Gast portugiesisch, was den brasilianischen Präsidenten erfreute und den Bundeskanzler beeindruckte, der zu Herrn von Brentano hinüberrief, ob er mich nicht als portugiesischen Dolmetscher gebrauchen könne. Mit vollendeter brasilianischer Höflichkeit erklärte Herr Kubitschek, an den ich das auf portugiesisch weitergab, mich hierzu für ausgezeichnet befähigt.

Im Mai 1956 kam dann Sir Winston Churchill zu einem Besuch nach Bonn. Ihn traf ich gleichfalls bei Dr. Adenauer auf einer sehr anregenden Veranstaltung. Der Gast wies freilich schon damals bei weitem nicht mehr die Frische auf wie sein Gastgeber. Wie Churchills langjähriger persönlicher Arzt, Lord Moran, inzwischen in einem aufsehenerregenden Buch berichtete, hatte der berühmte britische Staatsmann damals bereits einen Herzanfall, drei Lungenentzündungen, einige Schlaganfälle und zwei Operationen hinter sich. Wenn man sich das vergegenwärtigt, so erscheint die immer noch große Energie und Leistungsfähigkeit, die sich Churchill bis zu seinem Rücktritt als Premierminister 1955 bewahrte, nur um so staunenswerter. Doch liefert der von Lord Moran mitgeteilte Umstand, daß ernste Krankheitserscheinungen bei Churchill schon im Verlaufe des Zweiten Weltkriegs auftraten, vielleicht auch die Erklärung dafür, daß er in den Schlußphasen dieses Krieges sich Roosevelt oder gar Stalin gegenüber nicht mehr mit der alten Tatkraft und Entschlossenheit durchzusetzen wußte.

Die Enthüllungen in dem Buch Lord Morans über die Krankheiten und Alterssymptome, an denen Churchill litt, haben vor allem in England einen lebhaften Meinungsstreit darüber entfacht, ob der Arzt damit nicht seine intimen Freundschaftsbeziehungen zu dem Verstorbenen mißbraucht und sich einer schweren Verletzung der ärztlichen Schweigepflicht schuldig gemacht habe und ob er überhaupt berechtigt gewesen sei, auch politische Einzelheiten, die Churchill ihm im Gespräch mitteilte, der Öffentlichkeit preiszugeben.

Man muß diese beiden Fragen wohl auseinanderhalten. Was die ärztliche Berufspflicht zur Verschwiegenheit anlangt, so erinnert der Fall Lord Moran an das unliebsame Aufsehen, das es in der medizinischen Welt erregte, als mehrere Jahre nach dem Tode Papst Pius' XII. dessen Leibarzt ins einzelne gehende Angaben über die Krankheit seines früheren hohen Patienten veröffentlichte. Man wird auch kaum sagen können, die Tatsache, daß ein Patient eine historisch bedeutsame Rolle gespielt habe, entbinde den behandelnden Arzt ohne weiteres nach dem Tode dieser Persönlichkeit von der Pflicht zur Verschwiegenheit. Die Mediziner in aller Welt vertreten wohl ganz überwiegend mit Recht die Auffassung, daß diese Berufspflicht unter allen Umständen aufs strengste beachtet werden müsse, ähnlich wie es mit der Schweigepflicht der Beichtväter in der katholischen Kirche der Fall ist. Es wird schon eine ausdrückliche Ermächtigung des Patienten vorliegen müssen, wenn ein Arzt sich von dieser Berufspflicht für entbunden halten will. Daß die Historiker hierüber etwas anders denken als die Mediziner, ist verständlich. Krankheitsgeschichten, wie etwa die Kaiser Friedrichs III., sind natürlich mitunter in ihren Folgewirkungen schwerwiegende historische Tatsachen, an deren Klärung der Historiker wie überhaupt jedermann, dem die Aufhellung geschichtlicher Zusammenhänge wichtig erscheint, ein Interesse haben muß. Aber auch der Historiker wird sich mit der Schweigepflicht der Ärzte ebenso abfinden müssen wie mit jener der Beichtväter; diese Quellen werden ihm in der Regel eben verschlossen bleiben.

Anders liegt es mit der Veröffentlichung des Inhalts sonstiger Gespräche, zumal über politische Dinge, die ein Patient mit seinem Arzt geführt hat. Auch darin das unbefugte Offenbaren von Privatgeheimnissen sehen zu wollen, würde doch wohl zu weit gehen. Man wird es eher als eine Frage des Geschmacks anzusehen haben, besonders wenn der Schreiber es mit seinen Enthüllungen ein wenig eilig hat und keinen größeren zeitlichen Abstand einhält. Doch fällt es ja schließlich nicht unter die Verantwortung des Arztes, sondern unter die der betreffenden Persönlichkeiten — im Falle des Lord Moran also unter die Churchills —, wem gegenüber sie sich in politischen Dingen offen aussprechen und auf wessen Diskretion sie ver-

trauen wollen. Daß Äußerungen eines Staatsmannes von Format früher oder später an die Öffentlichkeit gelangen, ist eine Alltagserfahrung, mit der jeder Politiker rechnen muß. Und das dürfte auch von Churchill gelten.

Am 1. Juli 1956 beging Klöckner & Co den Tag des fünfzigjährigen Bestehens. Diese Firma, die im Rahmen der Klöckner-Unternehmungen ihren besonderen Platz einnimmt, konnte an ihrem Jubiläumstage auf eine stolze Bilanz erfolgreichen Wiederaufbaus nach der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit zurückblicken. Der Jahresumsatz des Handelsbereichs war, seit wir wieder ungehindert unsere Tätigkeit entfalten konnten, bereits auf rund 1,9 Milliarden DM angewachsen, ein Erfolg, an dem über 5000 Mitarbeiter beteiligt waren. Wir hatten damals etwa gerade die Hälfte des Weges seit 1945 bis zur heutigen Unternehmensgröße zurückgelegt. Schon 1956 konnten wir in der zielbewußten Ausweitung der Geschäftsstruktur, und damit auch der Tätigkeitsbereiche von Klöckner & Co, beachtliche Erfolge aufweisen. Von dem traditionellen Handel in Kohle und Stahl und den ihnen nahestehenden Rohstoffen ausgehend, hatten wir nach und nach begonnen, dem Unternehmen neue Geschäftszweige organisch anzufügen, um seine Marktstellung gegen Konjunkturschwankungen und Strukturwandlungen zu sichern.

Um ein löbliches Beispiel zu setzen, daß man den Tag des fünfzigjährigen Bestehens eines solchen Hauses auch ohne große aufwendige Feiern begehen könne, veranstalteten wir nur das alljährliche Betriebsfest und zwei gemeinsame Essen, eines mit den Vorständen der zum Klöckner-Bereich gehörenden Gesellschaften und eines mit den Direktoren des Hauses und den Filialleitern. Damit wurden einige Jubiläumsspenden verbunden, und zwar an das Rote Kreuz für den Neubau seines Hauses in Duisburg und an die Freie Universität Berlin zur Förderung von Studenten aus Entwicklungsländern. Ferner erhielt die Bayerische Staatsbibliothek in München das Autograph der »Schöpfungsmesse« von Haydn zum Geschenk, das kurz vorher in der Schweiz erworben werden konnte. Der Generaldirektor der Staatsbibliothek und der Leiter ihrer Musiksammlung, Dr. Hans Halm, dankten dafür in begeisterten Briefen, und sehr erfreut äußerte sich brieflich auch der bayerische Kultusminister, Professor Rucker. Zusammen mit der Klöckner-Humboldt-Deutz AG stiftete Klöckner & Co 1956 auch dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg einen Betrag zur Einrichtung des Ausstellungsraums für den Echternacher Codex und eines weiteren Raumes für alte Kostüme, Möbel und Gobelins.

Bis in den Zweiten Weltkrieg hinein war die Handelsfirma Klöckner & Co zugleich als eine der beiden Holdinggesellschaften der Klöckner-

Werke, die damals zugleich Muttergesellschaft von KHD war, die Stelle gewesen, von der aus Peter Klöckner als Aufsichtsratsvorsitzer beider Aktiengesellschaften den Einfluß auf seine Unternehmungen ausübte. Sie blieb auch in den Wirren des Krieges und der Nachkriegszeit der zentrale Punkt für alle alten Klöckner-Gesellschaften, auch wenn wir in den ersten Jahren der Besetzung im eigenen Hause nicht mehr viel zu sagen hatten. Ihre Bedeutung als Mittelpunkt im Bereich der Klöckner-Unternehmen hat die Firma in den Folgejahren weitgehend zurückgewonnen, wiewohl organisatorisch Schwierigkeiten als Folge der Entflechtung, von der schon die Rede war, verblieben sind. Für mich als den Geschäftsführenden Teilhaber von Klöckner & Co mußte es in der Nachkriegszeit eine meiner Hauptsorgen sein, durch zweckentsprechende Maßnahmen die Größe und Leistungsfähigkeit der einzelnen Klöckner-Firmen wieder voll zu gewährleisten.

In den verschiedenen Unternehmungen, in denen mir der Vorsitz im Aufsichtsrat anvertraut wurde, habe ich stets eine möglichst enge Verbindung mit den Vorständen gehalten, um mit ihnen oder einzelnen ihrer Mitglieder ihre Tagesprobleme und -sorgen zu erörtern. Industrielle Führung besteht im übrigen keineswegs allein darin, zu entscheiden, was gemacht werden, sondern oft auch, was unterbleiben soll. Nicht alle Vorschläge, die man erhält, erweisen sich, auf längere Sicht betrachtet, als wirklich zweckmäßig. Manche scheinen zwar zunächst verlockend, dürfen aber nicht zu übereilten Entschlüssen verführen, vor allem wenn es sich um größere Vorhaben handelt. Ein besonderes Kapitel bilden die häufigen Angebote, diesen oder jenen Betrieb zu übernehmen, weil er sich in Bedrängnis befindet oder, zum Beispiel bei Privatunternehmen, weil keine Nachfolger oder Erben vorhanden sind. Hier gilt es nicht selten, Versuchungen zu widerstehen und die Kirche im Dorf zu lassen. Man darf sich also nicht scheuen, die Vorschlagenden — Anbieter oder auch befürwortende Mitarbeiter — durch eine Ablehnung zu enttäuschen. Unter den Unternehmen, die der Klöckner-Gruppe im Laufe der Jahre zum Erwerb oder zur Beteiligung angeboten worden sind, befanden sich sehr bekannte Firmen aus fast allen Geschäftszweigen, darunter Werften, Automobilfabriken, Unternehmen der Maschinenindustrie jeder Größe und manches andere mehr. Allzu bereitwilliges Eingehen auf solche Angebote oder Vorschläge kann später leicht zu schweren Sorgen und Gefahren führen.

Das Jubiläum von Klöckner & Co war so nicht nur ein Tag von besonderer Bedeutung für diese Firma, sondern für den gesamten Klöckner-Bereich. Ich bin daran erinnert worden, bei diesem Jubiläum von Klöckner & Co in einer Tischrede geäußert zu haben, daß sich in der Wirtschaft eine Art immanenter Vernunft durchsetze, die oft stärker sei als selbst die Politik.

Das mag im Rückblick und angesichts mancher Erfahrungen, die wir seither machen mußten, vielleicht zu optimistisch und etwas anzweifelbar klingen. Die Wirtschaft ist jedoch jener Lebenskreis, in dem sich Unvernunft am schnellsten auswirkt, weshalb alle, die hier Entscheidungen zu treffen haben, sich eben doch zwangsläufig an die Vernunft als Wegweiser halten müssen. In der Politik haben wir es erlebt, daß unvernünftiges, ja unsinniges Verhalten jahrelang fortgesetzt werden und sogar Scheinerfolge haben kann, bevor die Katastrophe eintritt. Auch im Leben des einzelnen muß Unvernunft in der Lebensweise oft erst im Alter teuer bezahlt werden. Auf Fehlentscheidungen in der Wirtschaft hingegen pflegen die verhängnisvollen Auswirkungen meist schnell zu folgen. Das ändert nichts daran, daß es in der Wirtschaft mitunter schwer ist und es nicht immer und nicht jedem gelingt, das jeweils Vernünftige zu erkennen. Die Gefahr des Irrtums ist stets groß, und es ist ein Irrglaube anzunehmen, daß Rechenstift und Wissenschaft oder neuerdings auch der Computer allein ausreichen, den richtigen Weg zu finden.

Wie die Politik ist auch die Wirtschaft die Kunst des Möglichen. Kunst aber läßt sich nicht errechnen; sie bleibt Sache der vorausschauenden Erkenntnis. Von der Politik unterscheidet sie sich aber dadurch, daß in der Wirtschaft das gute oder das weniger gute Ergebnis meist nicht lange auf sich warten läßt. Ein Beispiel: Als wir das neue Hüttenwerk in Bremen (von dem noch die Rede sein wird) gebaut hatten und seine Inbetriebnahme gerade in die Zeit einer (vorübergehenden) Stahlflaute fiel, sagten mir einige führende und wohlmeinende industrielle Freunde: War dieser Bau wirklich ein richtiger Entschluß? Einige Jahre später, als die Produktion mit dem Bedarf kaum noch Schritt halten konnte, meinten die gleichen Herren, die sich daran wohl nicht mehr so genau erinnerten wie ich, der ich die volle Verantwortung trug: Natürlich hatten Sie ganz recht, Sie *mußten* ja dieses Werk bauen. Heute mag es wieder einige Zweifler geben, wenn freilich auch der entscheidende Gesichtspunkt nicht beim Auf und Ab der Konjunktur lag und liegt, sondern darin, daß wir bei der beengten und »trockenen« Lage unserer anderen Hüttenwerke etwas tun mußten, wenn wir nicht aus dem Rennen allmählich ganz ausscheiden wollten.

Ende des gleichen Jahres ergab sich dann nochmals eine Gedenkfeier: Am 4. Dezember konnte das Werk Humboldt der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken. Das Werk war 1856 als »Maschinenfabrik für den Bergbau von Sievers & Co« gegründet worden. Auch in diesem Falle beschränkten wir die Festlichkeit auf einen betriebsinternen Gedenkakt. Nach dem Zweiten Weltkrieg hat dieses Werk seine bedeutsame Stellung als Maschinenbauanstalt rasch zu-

rückgewinnen können, als nach der Währungsreform sich allenthalben ein starker Nachholbedarf fühlbar machte und sich die Auftragsbücher allmählich wieder füllten. Zunächst standen dabei die Anlagen für den Bergbau im Vordergrund. Im weiteren Verlaufe traten andere Arbeitsgebiete daneben, so namentlich die Errichtung von Anlagen für die chemische Industrie. Der in Köln entwickelte Wärmetauscher führte dazu, daß der Bau von Zementfabriken zunehmend an Bedeutung gewann.

So konnte das Werk Humboldt gut Schritt halten mit dem so erfreulichen Aufstieg, der nach 1948 bei Klöckner-Humboldt-Deutz zu verzeichnen war. Er führte dazu, daß die Gesellschaft ihren Gesamtumsatz in der Zeit unmittelbar nach der Währungsreform bis zum Geschäftsjahr 1956/57 auf das Fünffache steigern konnte. Er sollte drei Jahre später bereits die Milliardengrenze übersteigen und ist mittlerweile bei rund ein- einhalb Milliarden DM angelangt. An diesem Ergebnis hatte die Ausfuhr im Laufe der Jahre einen wachsenden Anteil. Besonders der Motorenbau konnte große Markterfolge erzielen. Schon während des Krieges hatte man bei KHD mit dem Bau luftgekühlter Motoren begonnen; dieser Geschäftszweig wurde von dem Leiter der technischen Entwicklung des Unternehmens, Dr. Emil *Flatz*, einem Konstrukteur von überragendem Können und Einfallsreichtum, so vervollkommenet, daß von 1950 an der luftgekühlte Motor in unserem Fertigungsprogramm den wassergekühlten Dieselmotor in den Hintergrund drängte. Die Entwicklung in Deutz führte dann zu bedeutender Steigerung der Motorleistungen: bei luftgekühlten Motoren bis zu 340 PS und bei schnellaufenden wassergekühlten Viertaktmotoren für Schiffe und Triebwagen bis zu 1500 PS. Die Reihe der bewährten langsamlaufenden Viertaktmotoren für stationäre Zwecke und Schiffsantrieb wurde schließlich bis zu Leistungen von 4000 PS erweitert. Daneben steht die in der Öffentlichkeit ja am meisten in die Augen fallende bedeutende Produktion des Unternehmens auf dem Gebiete des Fahrzeugbaus, also der Schlepper, Raupen, Lastkraftwagen, Omnibusse, Feuerwehrwagen, Diesel-lokomotiven und ähnlichem. Zuversichtliches Vertrauen in die Weiterentwicklung des Gesamtunternehmens konnte uns erfüllen, als wir unseren Gedenkakt im Werk Humboldt begingen.

Zwei weitere Begebenheiten aus dem Jahre 1956 von allerdings völlig verschiedener Art sollen noch festgehalten werden: die Anlage des Duisburger Golfplatzes und die Aufführung der »Meistersinger« in Bayreuth, an der meine Frau und ich teilnahmen.

Ich hatte einige Golfenthusiasten zu bestimmen vermocht, einen Golfplatz in der näheren Umgebung von Duisburg zu errichten. Sinn dieses

Unterfangens war, den leitenden Männern des Reviers — sie spielen nun einmal nicht Fußball — die so notwendige sportliche Betätigung zu ermöglichen, ohne daß sie dazu weite Fahrten unternehmen müssen. So trat im Frühjahr 1952 ein Gründerkreis für einen solchen Golfclub zusammen. Die Beteiligten zeigten so viel Unternehmungsgeist und Liebe zum Golfsport, daß wir hoffnungsvoll an die Arbeit gingen. Es war freilich ein mühseliges Stück Arbeit — mühselig besonders für mich, den man gleich bei der ersten Zusammenkunft zum Präsidenten gewählt hatte. Die Stadt Duisburg, die sich als einsichtsvoll erwies, stellte uns ein schönes und wohlgeeignetes Gelände pachtweise zur Verfügung. Als hilfreich erwiesen sich auch die anderen zahlreich beteiligten Dienststellen und ebenso die Landesregierung in Düsseldorf. Diese wurde ihrer so mancherlei Bedenken Herr, doch unter den schriftlichen Genehmigungsbescheid wollte niemand von den beteiligten Abteilungen der Regierung seine Unterschrift setzen. So fingen wir beherzt ohne ihn zu bauen an, und als der eine Viertelstunde von der Stadtmitte Duisburgs in einem Waldgelände errichtete Platz fertig war, fehlte der Bescheid noch immer.

Auf das Klubhaus verwandten wir besondere Liebe. Es sollte nicht aufwendig, aber doch hübsch und praktisch sein. Diese Aufgabe löste mit der ihm eigenen Meisterschaft unser alter Freund Professor Emil *Fahrenkamp*, dessen Namen ich nicht nennen kann, ohne ihm ein Wort freundschaftlichen Gedenkens zu widmen. Fahrenkamp war ein schon lange vor dem Kriege besonders durch das von ihm erbaute, weithin bekannte Shellhaus in Berlin über unsere Landesgrenzen hinaus bekannt und berühmt gewordener Architekt, dem wir auch den Neubau und dann den Erweiterungsbau unseres Duisburger Bürohauses und den wunderbar gelungenen Anbau unseres dortigen Wohnhauses verdanken. Sein künstlerischer Gedankenreichtum, seine warmherzige Art und humorvolle wie eigenwillige, in kein Schema passende Persönlichkeit machten jedes Zusammensein mit dem unlängst hochbetagt Verstorbenen zu einer besonderen und bereichernden Freude.

Am 9. März 1956 war es dann so weit, daß wir die schließlich ungewöhnlich schön geratene Anlage einweihen konnten. Als Präsident des Clubs hielt ich eine wohlgesetzte Rede, in der ich die Erinnerung an König Jakob II. von Schottland beschwor, der 1457 seinen Soldaten das Golfspiel verbot, weil sie ihm so eifrig oblagen, daß die Waffenübungen darüber zu kurz kamen, wozu ich bemerkte, daß mithin der Golfsport schon uralte und keineswegs eine moderne snobistische Erfindung sei.

Da der Golfsport, wie eben zitiert, schon im 15. Jahrhundert betrieben wurde, ist der Gedankensprung zu den »Meistersingern von Nürnberg«, die

uns fast in das gleiche Jahrhundert zurückversetzen, gar nicht so gewaltig, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte. Zu der sensationellen Neuinszenierung dieses Opernwerks nach dem Krieg in Bayreuth, unter der Regie des Wagner-Enkels Wieland, fuhren wir erwartungsvoll in die ehemalige Markgrafenresidenz mit ihren prächtigen alten Barockbauten. Was wir aber im dortigen Festspielhaus zu sehen bekamen, hat uns schlechthin entsetzt. Es war eine Aufführung der »Meistersinger« ohne Nürnberg. Einzelne gute Regie-Einfälle sollen nicht geleugnet werden. Im ganzen aber konnte diese Darbietung mit ihrer Sucht nach etwas unbedingt Neuartigem und Ungewöhnlichem sowie nach einer jeder Überlieferung abgewandten Stilisierung nur schockieren. Die Tendenz dazu hatte sich schon in früheren Inszenierungen Wieland Wagners gezeigt. Auch »Parsifal« verriet bereits das sogenannte »Entrümpelungs«-Bestreben, zu dem sich der »Ring« oder »Lohengrin« allenfalls, wenn auch mit gebotener Zurückhaltung, eignen mögen, aber sicher nicht die von Richard Wagner örtlich und zeitlich fest an das Nürnberg des 16. Jahrhunderts gebundenen »Meistersinger«. Von diesem Milieu war in Bayreuth nichts zu bemerken: keine Gassen, keine Werkstatt, keine Häuser, keine Festwiese (weder Fest noch Wiese!). Statt dessen sah man abstraktes Kunstgewerbe auf zumeist fast leerer Bühne. Mit Recht hat Walther Abendroth damals in der »Zeit« geschrieben, es sei das Wesen bildnerischer Kunst, Unsichtbares sichtbar zu machen; Sichtbares aber unsichtbar zu machen, sei Hokuspokus. Und auch Abendroths Zurückweisung der Behauptung, Richard Wagner würde heute solcher Inszenierung zustimmen, traf das Richtige, indem er darauf hinwies, daß der Komponist heute auch andere Stoffe wählen, andere Verse schreiben und andere Musik machen würde.

Die gesunde Gegenständlichkeit der »Meistersinger«, dieser heiteren, im wirklichen Leben wurzelnden Oper, ist bei Wieland Wagner hinter einem Wust angewandter Schlagworte wie Mystik, Symbolismus, Abstraktion, Entmaterialisierung und Irrationalisierung einfach verschwunden. Und natürlich ging auch die stilistische Einheit von Musik, Handlung und bildlicher Darstellung bei alledem vollkommen verloren, so daß die gesamte Aufführung jenseits jeder dramatischen Glaubwürdigkeit einer Verdrehung des ganzen Werkes gleichkam.

Nachdem uns ein herrlicher Sommeraufenthalt in dem wunderschönen bretonischen Seebad La Baule half, den Wieland-Wagner-Schock zu überwinden, fand ich mich im September 1956 wieder an meinem Duisburger Arbeitsplatz ein. Bald darauf lud Dr. Adenauer — wie er das die Jahre vorher und nachher mit Regelmäßigkeit tat — zu einer Zusammenkunft

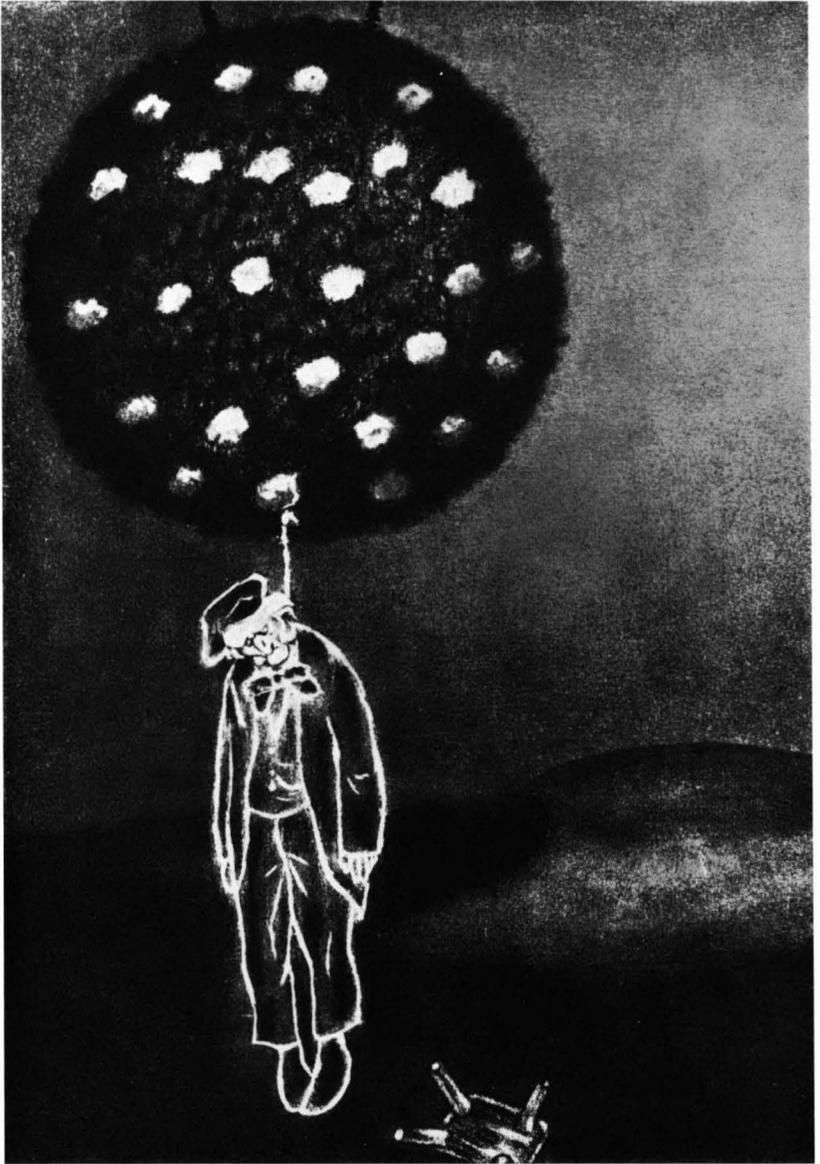


Von l.: Bundestagspräs. Gerstenmaier, Bundeskanzler Adenauer und Botschafter Blankenhorn bei einem Staatsempfang für d. Kaiser von Äthiopien, Haile Selassie

Besuch im NATO-Hauptquartier 1957 – Von l.: Kost; Gen. Schuyler; Verfasser; General Norstad; Liebes; Reuter; Schneider; Ziervogel; Gen. Graf Kielmansegg



Hier wo mein Wähnen Frieden fand



*Gestern nacht erhängte sich im Festspielhaus
nach Schluß der Vorstellung in aller Stille der Geist Richard Wagner*

Zur ersten Wiederaufführung der »Meistersinger« nach dem Zweiten Weltkrieg in Bayreuth 1956 — Zeichnung von Josef Sauer im »Simplicissimus« (mit frdl. Gen.)

von etwa zwanzig Industriellen ins Palais Schaumburg in Bonn ein, in der er sehr lebendige und eindrucksvolle Ausführungen über die zu einigen Sorgen Anlaß gebende außen- und innenpolitische Lage machte. Das außenpolitische Bild verdüsterte sich in den folgenden Wochen dann noch merklich. Denn Anfang November kam es zu dem von Nasser herausgeforderten, aber mißglückten gemeinsamen Angriff der Israelis, Franzosen und Engländer auf Ägypten und zu dem Aufstand in Ungarn, dem das Eingreifen von Sowjettruppen ein jähes und blutiges Ende bereitete. Chruschtschows Parolen von einer friedlichen Koexistenz verloren damit an Glaubwürdigkeit, aber die Welt vergaß das rasch wieder. Und der im Suez-Kanal-Konflikt aufklaffende offene Gegensatz zwischen Washington auf der einen und Paris und London auf der anderen Seite verhiß gleichfalls nichts Gutes für mögliche Zukunftsentwicklungen.

Auf Einladung des SHAPE, des Hauptquartiers der Alliierten Streitkräfte in Europa, reiste ich im Januar 1957 mit einer Gruppe deutscher Industrieller nach Paris zu einem zweitägigen Besuch des NATO-Oberkommandos. Der nähere Einblick in diese oberste europäische Befehlszentrale des westlichen Bündnissystems war anregend und lehrreich. Den ersten Generalsekretär der NATO, Lord Ismay, der im letzten Weltkrieg als engster militärischer Berater Churchills eine wichtige Rolle gespielt hatte, konnten wir leider nicht sehen, weil er erkrankt war. Dafür aber ließ der Oberste Befehlshaber, der amerikanische Fliegergeneral Lauris *Norstad*, es sich nicht nehmen, uns persönlich einen Vortrag über NATO-Probleme zu halten und auf unsere Fragen bereitwillig Auskunft zu geben. Dieser damals fünfzigjährige, aber jugendlicher wirkende General machte einen sehr kompetenten und persönlich gewinnenden Eindruck. Ich nahm die Gelegenheit wahr, ihn zu einem Vortrag vor der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Bonn einzuladen, was er auch freundlich zusagte. Leider war er aber dann während der ihm noch verbliebenen Amtszeit so in Anspruch genommen, daß es zu einer Verwirklichung dieses Vorhabens erst durch seinen Nachfolger, den amerikanischen General *Lemnitzer*, gekommen ist, den wir auch zu einem Abendessen in unserem Duisburger Hause begrüßen konnten.

In den Beginn des Jahres 1957 fiel ferner die Aufnahme einer regen Vortragstätigkeit, die ich über die Probleme der *Entwicklungsländer* entfaltete und die sich über mehrere Jahre erstreckte. Im wesentlichen lief das auf eine Propagierung der Einsicht in die Notwendigkeit der Entwicklungshilfe an die unterentwickelten Länder hinaus, wie man sie damals noch allgemein nannte. Die deutsche Öffentlichkeit nahm zu jener Zeit von

diesem Thema, das in den USA schon seit Trumans »Punkt IV-Programm« von 1949 auf der publizistischen Tagesordnung stand, verhältnismäßig wenig Notiz und ließ damit gegenüber dem westlichen Ausland einen deutlichen Rückstand erkennen. Er war natürlich wesentlich dadurch bedingt, daß das deutsche Volk im ersten Jahrzehnt der Nachkriegszeit ganz von den Sorgen um Bestand und Wiederaufbau des eigenen Landes erfüllt war und sich infolgedessen weniger als die anderen westlichen Völker darum kümmerte, was in den entfernteren Erdteilen vor sich ging, nämlich das Entstehen einer dritten, von Ost und West verschiedenen, aber von sozialen Notständen und Hunger bedrohten Welt. Es war deshalb an der Zeit, daß man sich in der Bundesrepublik zu aktiver Teilnahme an der Hilfe für die Entwicklungsländer entschloß. In den Bonner Amtsstuben herrschte vielfach noch die Ansicht vor, dies sei eine Sache, die eigentlich nur die Privatwirtschaft betreffe. Die politische Publizistik und die Wirtschaftspresse griffen aber das Thema allmählich mehr und mehr auf, wozu die immer dringlicher werdenden ausländischen Mahnungen das ihrige beitrugen.

Auch die »Wirtschaftspolitische Gesellschaft von 1947« in Frankfurt am Main, an deren Gründung auf Initiative des um den Wiederaufbau Deutschlands in vielfältiger Hinsicht sehr verdienten Frankfurter Rechtsanwalts und Wirtschaftsberaters Dr. Rudolf *Mueller* ich bereits teilhatte und die sich die Verbreitung wirtschafts- und gesellschaftspolitischer Kenntnisse zum Ziel gesetzt hatte, stellte dieses Thema Anfang 1957 in den Mittelpunkt ihrer Jahreskundgebung. Bestimmten Gedanken und Zielsetzungen auf dem Gebiete der Entwicklungshilfe sollte dabei eine breitere Publizität gegeben werden. Zu dieser Jahrestagung steuerte auch ich einen Vortrag bei, wie ich dann in der Folgezeit immer wieder die Fragen der Entwicklungsländer bei ähnlichen Veranstaltungen wie auch publizistisch behandelt habe.

In besonders freundlicher Erinnerung ist mir dabei eine Vortragsveranstaltung über dieses Thema geblieben, und zwar mit den Teilnehmern des Seminars für den Unternehmernachwuchs, das seit einigen Jahren regelmäßig in Baden-Baden tagte. Diese »Unternehmergespräche«, wie sie heute allgemein genannt werden, wurden im Laufe der Jahre zu einer segensreichen und förderungswürdigen Einrichtung, zu der das Haus Klöckner in ideeller und materieller Hinsicht einen nicht geringen Beitrag laufend geleistet hat und der ich ihrer allgemeinen Bedeutung wegen hier eine kurze Betrachtung widmen möchte.

Zu Anfang der fünfziger Jahre begannen leitende Männer der Wirtschaft sich ernsthaft mit Fragen der Ausbildung unseres Führungsnachwuchses zu beschäftigen. In allen bedeutenden Industriestaaten der freien

Welt, vor allem in den USA, in Großbritannien, Frankreich, Italien, Belgien und Holland hatte man in den letzten Jahrzehnten Einrichtungen für die systematische, wissenschaftlich begründete Fortbildung unternehmerischer Führungskräfte geschaffen. In den amerikanischen Business Schools von Harvard und Columbia sind dafür besondere Programme und Verfahren entwickelt worden. Die deutschen Universitäten und Forschungsinstitute haben sich – zum Teil wohl auch in Auswirkung der geistigen Isolierung während der Jahre 1933 bis 1945 – dieses neuen Lehr- und Forschungsgebietes, das wesensgemäß auf mehreren Disziplinen aufbaut und seine Erkenntnisse unter den besonderen Gesichtspunkten der Unternehmensleitung zusammenfaßt und fortentwickelt, bisher nur wenig angenommen.

Unter dem Vorsitz von Dr. W.-D. von *Witzleben*, dem damaligen langjährigen Vorstandsvorsitzer des Hauses Siemens & Halske, wurden dann 1954 die »Baden-Badener Unternehmengespräche« ins Leben gerufen und ihre Gestaltung einer hierfür gegründeten Gesellschaft übertragen. Die zwei- bis dreimal im Jahr stattfindenden, sich über drei Wochen erstreckenden Tagungen stellen eine Art Akademie in Gesprächsform dar. Jeweils gegen dreißig Teilnehmer im Alter von dreißig bis über vierzig Jahren und in schon durchaus gehobenen Positionen aus allen Bereichen der Wirtschaft und Banken erhalten dort Gelegenheit, sich mit den vielschichtigen Fragen der Unternehmensführung vertraut zu machen. Bekannte Unternehmensleiter, Hochschullehrer und Sachkenner von Rang und Namen behandeln Themen aus den verschiedensten Wissensgebieten und diskutieren darüber mit den Teilnehmern. Auch ich habe mich verschiedentlich für solche Diskussionen zur Verfügung gestellt. Inzwischen sind so bekannte Unternehmensführer wie Professor Dr. Hansen (Bayer-Leverkusen), Dr. Lotz (Volkswagenwerk), Dr. Overbeck (Mannesmann) und andere aus ehemaligen Teilnehmern zu Mitwirkenden, aus Lernenden zu Lehrenden geworden. Rund siebenhundert »Baden-Badener« bilden heute einen persönlichen Freundeskreis, der wirtschaftliche Führungsprobleme unter einheitlichen Sachgesichtspunkten theoretisch durchdacht und sich nun in der praktischen Wirtschaft mit ihnen auseinanderzusetzen hat.

Früher kannte man Institutionen dieser Art zur Förderung des Führungsnachwuchses in der Wirtschaft bei uns nicht. Für den Beruf des Kaufmanns oder Industriellen genügte gemeinhin eine kaufmännische Lehre. Die künftigen Unternehmer gingen oft schon frühzeitig, noch vor dem Abitur, von der Schule weg in die Praxis. Unter den älteren Leuten finden sich bis in die neueste Zeit hinein dafür viele Beispiele. Ein besonders begabter Mann wird sich natürlich stets durchsetzen, wie auch immer seine Ausbildung gewesen sein mag, also auch dann, wenn es mit der Schulbil-

dung haperte. Das gilt auch jetzt noch. Aber heute reichen die übliche Schulbildung und kaufmännische Lehre, wenn man von den Ausnahmefällen des überragenden Talents absieht, nicht mehr aus. Dazu sind die Anforderungen an die leitenden Personen zu vielschichtig geworden, und die Wirtschaft ist allzu sehr mit allen möglichen anderen Zweigen des menschlichen Lebens, vor allem mit den allgemeinen Problemen in Politik und Verwaltung, verknüpft. Das erfordert einen weiten Horizont und Menschen, die über die Grenzen von Soll und Haben hinauszusehen vermögen. Sonderkenntnisse auf bestimmten Gebieten sind gewiß wertvoll, aber wichtiger ist eine breite Grundlagenausbildung, zu der dann die Eigenwerte der Persönlichkeit, Urteilsfähigkeit und geistige Beweglichkeit hinzukommen müssen.

Weil sie zu solcher Erweiterung des Horizonts in besonderem Maße beiträgt, ist eine akademische Vorbildung in Wissenschaft oder Technik nach meiner Überzeugung heutigentages ein kaum mehr entbehrliches Erfordernis für den Aufstieg in die Führungsschicht unserer Unternehmungen, verbunden natürlich mit der kaufmännischen Ausbildung. Das Fach, das als Vorbereitung für eine Tätigkeit in der Wirtschaft gewählt wird, mag dann Wirtschaftswissenschaften oder Betriebswirtschaft, Jura oder Politik und Geschichte, Technik oder Ingenieurwesen sein. Das erscheint mir weniger wichtig als das Training des Geistes, zu dem ein gut genütztes Hochschulstudium immer noch am besten verhilft. Es ist dies bestimmt keine verlorene Zeit, so begreiflich auch der Drang sein mag, möglichst bald selbständig und unabhängig zu werden.

Um führende Stellungen in der Wirtschaft zu bekleiden, bedarf es jedoch nicht nur des Besitzes einer gediegenen Bildungsgrundlage und entsprechender Kenntnisse. Es gehören dazu auch manche sonstigen Fähigkeiten wie zum Beispiel die Vertrautheit mit den heute mehr als früher benötigten technischen Hilfsmitteln, das Geschick im Umgang mit Menschen wie auch in der Auswahl der Hilfskräfte zur eigenen Arbeit, auf die es im Alltagswirken mehr ankommt, als der Außenstehende annehmen mag. Was die Hilfsmittel mehr persönlicher Art anlangt, so werde ich meinem Vater immer dafür dankbar sein, daß er mich während meiner Gymnasialzeit angehalten hat, Stenographie zu lernen, obgleich ich wie alle anderen Jungen natürlich lieber Tennis oder sonst etwas gespielt hätte. In der Stenographie habe ich es im Laufe der Zeit zu einer beträchtlichen Fertigkeit gebracht; ich kann meine Kurzschrift ebenso mühelos lesen wie einen ausgeschriebenen Text. Das hat mir die Arbeit zeitlebens ganz ungemein erleichtert. Wer nicht stenographieren kann, weiß gar nicht, was ihm damit fehlt und entgeht.

Im Frühjahr 1957 unternahm ich, begleitet von Frau und Tochter, meine erste größere Asienreise, mit dem Flugzeug natürlich, die uns bis nach Japan führte. Zunächst war nach einem Kurzaufenthalt in Karachi die indische Hauptstadt New Delhi unser Ziel. Selbst für jemanden wie mich, der schon so viel in der Welt herumgekommen war, bedeutete diese erste Berührung mit der völlig anders gearteten asiatischen Lebensform und Denkweise ein großes Erlebnis. Ich hatte zahlreiche, von unserem dortigen Vertreter vorbereitete geschäftliche Gespräche und besuchte verschiedene Minister des Landes.

Auch von dem indischen Ministerpräsidenten *Nehru*, den ich, wie schon erzählt, bei einer Vortragsveranstaltung in der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in Bonn ein wenig näher kennengelernt hatte, wurde ich freundlich empfangen. In einer mehr als einstündigen Unterhaltung interessierte er sich sehr für das Anlaufen der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft und dabei besonders, wenn auch mit einiger Skepsis, für den in dem EWG-Vertrag vorgesehenen Fonds zugunsten der französischen Kolonien in Nordafrika. Nehru meinte dazu — wie dies damals ziemlich allgemein in den jungen, selbständig gewordenen ehemaligen Kolonialgebieten zu hören war —, daß dieser Fonds nach Unterstützung der französischen Kolonialpolitik aussehe. Es sei bedauerlich, daß wir Deutschen, die doch glücklicherweise seit Jahrzehnten kolonial nicht mehr belastet seien, so gleichsam rückfällig würden. In meiner Entgegnung wies ich darauf hin, daß es sich hier nicht um die Festigung der französischen Kolonialherrschaft, sondern geradezu um das Gegenteil handele, nämlich darum, für diese Kolonialgebiete durch Förderung ihrer infrastrukturellen Entwicklung die Voraussetzungen für ihre künftige Souveränität zu schaffen. Meine Argumente, die sich später bestätigten, schienen nicht ohne Eindruck auf Nehru zu bleiben. Er machte sich, während wir diesen Punkt erörterten, interessiert Notizen darüber. Auf einem anderen Zettel schrieb er mir die Sehenswürdigkeiten von Agra auf, die wir dort unbedingt besichtigen mußten. Meine Tochter bewahrt dieses Stück Papier seither als zeitgeschichtliches Autograph.

Auch mit dem Sapru-House, dem Sitz des »Indian Council of World Affairs«, also dem indischen Gegenstück zu unserer Bonner Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, nahm ich in New Delhi persönliche Verbindung auf. Einer Einladung zu einem Vortrag konnte ich, da die Zeit nicht mehr reichte, leider nicht Folge leisten. Nehrus Rat folgend bewunderten wir dann in und um Agra die großartigen Bauten der Mogulzeit und besonders natürlich den weltberühmten Tadsch Mahal. Die Weiterreise führte uns nach Benares, jener heiligen Stadt der Hindus am Ganges, die wohl auf jeden Besucher tiefsten Eindruck macht und ihm das indische

Volk mit seinem hingebungsvollen Festhalten an überkommenen Kultgebräuchen näherbringt. Wir mieteten ein Motorboot, mit dem wir vor Sonnenaufgang auf den Ganges hinausfuhren, um dann fasziniert das fremdartige Treiben am heiligen Fluß bei anbrechendem Tageslicht zu verfolgen. In der letzten indischen Station, der Millionenstadt Kalkutta, bekamen wir nochmals Armut und Not der in die großen Zentren drängenden Massen sozusagen mit den Händen greifbar zu sehen. Kein Wunder, daß dieses Massenelend den Indienaufenthalt fast zu einem bedrückenden Erlebnis machte. Es war geradezu eine Erleichterung, in das vergnügte Thailand hinüberzuwechseln.

Der weitere Verlauf der Reise wurde leider dadurch beeinträchtigt, daß unsere Tochter Sylvia in Hongkong plötzlich die Masern bekam. Ich mußte sie unter der Obhut meiner Frau dort zurücklassen und zur Abwicklung meines vielfältigen Programms allein nach Tokyo weiterfliegen. In der japanischen Hauptstadt wie auch im Innern des Landes verband ich wieder Geschäftliches mit Touristischem, darunter besonders einem Besuch der alten Kaiserstadt Kyoto, des Mittelpunktes des japanischen Buddhismus, mit seinen unvergleichlichen Palästen, Tempeln und Gärten. In Tokyo war als deutscher Botschafter Dr. Hans *Kroll* tätig, der später in Moskau wegen seines eigenwilligen, die Fachleute der Außenpolitik nicht sonderlich überzeugenden Kurses von sich reden machte. Eine mir am Schluß meines Aufenthalts in Tokyo vor dem Abflug verbliebene Stunde benutzte ich zu einem Bummel über die berühmte Ladenstraße Ginza. Ich betrat ein großes Verkaufshaus für Musikgegenstände jeder Art. Besonders interessierte mich natürlich die Notenabteilung. Auf meine Frage, ob auch Henle-Ausgaben geführt würden, wurde mir gleich eine ganze Auswahl vorgelegt. Ich schied mit dem Gefühl, daß die Leute dort offenbar auf der Höhe seien.

Mit der Rückreise verband ich zunächst einen Abstecher nach Manila, der Hauptstadt der Philippinen. In diesem Lande hatte unsere Klöckner-Humboldt-Deutz AG kurz zuvor eine größere Zementfabrik erstellt, über deren Erweiterung wir gerade verhandelten. Es folgte ein Aufenthalt in Singapur und ein Besuch auf Ceylon, wo wir im Hause des gastfreundlichen deutschen Gesandten Dr. Theo *Auer*, eines alten Freundes von mir aus meiner diplomatischen Vergangenheit in London, abstiegen. Zum begreiflichen Ärger von Auer war seine Behörde eine der letzten deutschen Auslandsvertretungen, die noch nicht zum Rang einer Botschaft erhoben worden war. Er liebte es, dazu zu erzählen, daß er in Colombo einmal jemandem als »The German Minister« (im Englischen sowohl Gesandter wie Pfarrer bedeutend) vorgestellt wurde, woraufhin ihn dieser Herr gefragt habe: »Where is your church?«

In Colombo traf ich wieder mit Frau und Tochter zusammen, die ihr Reiseprogramm natürlich leider hatten abkürzen müssen. Während wir zwischen Tokyo und Hongkong noch jeden Abend bei bester Verständigung telefonieren konnten, war die Verbindung seither trotz aller Versuche mit Fernsprecher, Briefen und Telegrammen völlig abgerissen. Nur einmal ergab sich ganz zufällig eine Begegnung mit meiner Frau, und zwar auf der Insel Okinawa, wo wir beide — sie auf dem Wege nach Tokyo und ich auf dem Fluge nach Manila — zur gleichen Zeit, aber völlig unprogrammäßig, zwischenlandeten. Seitdem hatte ich keine Ahnung, wo sich die Meinen inzwischen in Asien befanden. Als mich der Gesandte Auer draußen auf dem Flugplatz empfing, war daher meine erste Frage: »Haben Sie irgendwelche Nachrichten von meiner Frau?« Zu meiner freudigen Überraschung sagte er: »Sie landet in diesem Augenblick hier auf dem Flugplatz!« So feierten wir nach der Trennung in Hongkong eine unerwartete Wiedervereinigung auf Ceylon.

Auf einer mehrtägigen Fahrt ins Innere dieser Märcheninsel besuchten wir nahe der ehemaligen, inmitten urwaldbestandenen Berglandes gelegenen Residenzstadt Kandy mit ihrem alten singhalesischen Königspalast eine große Teeplantage, die seit Generationen einer eingessenen englischen Familie gehörte. Der Eigentümer, der uns mit Liebenswürdigkeit empfing, erzählte uns, wie die Plantage von seinem Großvater gegründet und sowohl von seinem Vater als auch von ihm selbst gepflegt und vergrößert worden sei. Er habe aber bei den heutigen politischen Verhältnissen keine Hoffnung, sie seinen Kindern weitervererben zu können.

Auf dem Rückweg nach Colombo fuhren wir bei einer an der Straße gelegenen Baustelle vorüber, wo ein Elefant unter Aufsicht eines Singhalesen dicke Baumstämme zu einem Fahrzeug schleppte. Während wir in unserem Wagen einen Augenblick verhielten, ertönte eine Sirene, die das Zeichen zum Feierabend gab. Der Elefant legte ohne jedes Zögern den Baumstamm, den er trug, da, wo er gerade stand, nieder und begab sich schnurstracks auf den Weg nach Hause. Nach Colombo zurückgekehrt nahm uns Dr. Auer zu einem von der ceylonesischen Regierung für den zu Besuch dort weilenden japanischen Ministerpräsidenten veranstalteten Empfang mit. Dieser fand in einem weiträumigen Park mit üppigster Vegetation statt, in dem fremdartige Bäume mit zahllosen buntfarbigen Lichtern durchsetzt waren, ganz so, wie man sich als Kind einen tropischen Zaubergarten vorstellt.

Mit vielen neuen und wertvollen Eindrücken und Einsichten kehrte ich von dieser meiner ersten, an Ereignissen und Begegnungen reichen Fahrt nach dem großen östlichen Kontinent in die Heimat zurück.

Im Herbst 1957 weilte ich aus verschiedenen Anlässen eine Woche lang in London. Der Aufenthalt in der britischen Hauptstadt gab mir wie stets Gelegenheit, viel Interessantes zu sehen und mit zahlreichen britischen Politikern und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens über die damals gerade aktuellen Fragen zu sprechen. Natürlich war ich auch Gast im Chatham House, dem Sitz des »Royal Institute of International Affairs«, das unserer »Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik« in Bonn mit als Vorbild gedient hatte. In einem Vortrag sprach ich dort über die deutsche auswärtige Politik.

Der Zeitpunkt meines Besuchs in London war durch gewichtige politische Begleitumstände gekennzeichnet. Im März zuvor waren in Rom die Verträge zwischen den sechs Montanunionländern abgeschlossen worden, die die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und die Europäische Gemeinschaft für Atomenergie ins Leben riefen. Ihr Inkrafttreten am 1. Januar 1958 stand also dicht bevor. Just zum Termin meines Eintreffens in London überraschte Moskau die Welt mit den Meldungen über den erfolgreichen Start des ersten Erdsatelliten, des Sputnik I, dem dann einen Monat später schon der zweite Sputnik folgte, Ereignisse, die in der westlichen Welt und zumal in den USA eine gewisse Katzenjammerstimmung auslösten, während Chruschtschow die Gelegenheit wahrnahm, um etwas vorschnell zu verkünden, Flugzeugwaffen seien fortan museumsreif.

Über die Eindrücke politischer Art, die ich in London gewann, berichtete ich dem Bundeskanzler Dr. Adenauer nach meiner Rückkehr brieflich folgendes:

»Zwei Punkte, die in den Gesprächen immer wiederkehrten, möchte ich Ihnen kurz zur Kenntnis bringen, weil sie vielleicht für unsere Politik nicht ohne Interesse sind.

Einmal war es auffallend, in wie hohem Maße gegenwärtig die noch unge löste Frage der europäischen Freihandelszone die Geister in London beschäftigt und beunruhigt. Man hatte dort geglaubt, in diesem Gedanken einen Weg gefunden zu haben, der Großbritanniens Interessen mit der Schaffung des Gemeinsamen Marktes in Einklang bringen könnte, sieht sich jetzt aber vor einer Mauer von Hindernissen und Einwänden, die – wie man dort weiß – hauptsächlich von französischer Seite kommen. Man wünscht sehr eine Verständigung, weil man fürchtet, sonst sozusagen draußen sitzen zu bleiben, während sich auf dem Kontinent ein grundlegender Wandel der Wirtschaftsbedingungen vollzieht. Ich habe meine Gesprächspartner immer wieder darauf hingewiesen, daß der Gemeinsame Markt keineswegs einen exklusiven Club, vielmehr einen Kristallisationspunkt bilden wolle, glaube aber aufgrund meiner Eindrücke doch, daß es nützlich wäre, von unserer Seite noch einiges mehr zu tun, um den Engländern beizustehen. Vielleicht sollten wir – gegebenenfalls gemeinsam mit den Belgiern – die Rolle des guten Maklers übernehmen, der zu einer Überbrückung der britisch-französischen Gegensätze in dieser Frage das Seine beiträgt. Ich möchte meinen,

daß eine solche Aufgabe lohnend sein könnte, ungeachtet der bekannten französischen Fertigkeit, sich alles teuer abkaufen zu lassen.

Ein zweiter Punkt, der mir aufgefallen ist, war das in zahlreichen Gesprächen (besonders auch in der Diskussion im Anschluß an meinen Vortrag im Chatham House) spürbare leichte Unbehagen über die Meldungen von einer bevorstehenden Aktivierung der deutschen Ostpolitik. Dieses Thema ist durch unsere Presse ja mit ziemlich vernehmlicher Begleitmusik auf die politische Tagesordnung gesetzt worden. Jedenfalls habe ich in meinen Antworten betont, ich sei überzeugt davon, daß keineswegs an einen Kurswechsel in unserer Haltung zum Osten gedacht sei, sondern wohl nur geprüft werde, ob und welche Folgerungen für uns aus den politischen Entwicklungen zu ziehen seien. Was sich daraus etwa an Umstellungen ergeben sollte, werde bestimmt sehr behutsam angefaßt werden und sich keineswegs in spektakulären Aktionen niederschlagen.«

Dieser zweite Punkt ist übrigens rückschauend nicht uninteressant, da man der Bonner Außenpolitik Jahre später im westlichen Ausland umgekehrt häufig zu wenig Wendigkeit in der Ostpolitik vorgeworfen hat.

Bundeskanzler Dr. Adenauer hatte übrigens, kurz bevor ich ihm diesen Brief schrieb, gerade seinen größten Wahlsieg errungen: Die Septemberwahlen 1957 brachten der CDU/CSU im neuen Bundestag die absolute Mehrheit. Die Stetigkeit des außen- und innenpolitischen Kurses der Bundesrepublik war damit bis auf weiteres gewährleistet, und ihre Führung lag weiter in sicherer Hand.

Im Laufe der auf die Wahl folgenden Wochen traf ich gelegentlich mit einigen Bekannten zusammen, die neu in den Bundestag gewählt worden waren. Auf meine Frage nach ihren ersten Eindrücken erwiderten sie zumeist, daß sie noch etwas desorientiert seien. Ich pflegte in solchen Fällen den Trost bereitzuhalten, von dem der frühere amerikanische Präsident Harry S. Truman in seinen Memoiren erzählt. Er habe, so heißt es da, als junger, eben neugewählter Senator auf einen älteren Senatskollegen offenbar einen etwas verschüchterten Eindruck gemacht. Dieser habe ihm den Rat gegeben, er möge sich nur ja keine unnötigen Sorgen machen: die ersten sechs Monate wundere er sich, wie er in den Senat hineingekommen sei, später werde er sich immer nur wundern, wie alle andern 'reingekommen seien.

Was mich persönlich betraf, so nahm die Zahl der Veranstaltungen, an denen ich neben meiner eigentlichen, hauptberuflichen Tätigkeit in der Wirtschaft teilnahm, eher noch zu. Zu den reizvollsten dieser Art zählten die Zusammenkünfte der vom Prinzen Bernhard der Niederlande gegründeten »Fondation Européenne de la Culture«. Eine besondere Arbeitsleistung war damit zwar nicht verbunden, aber gelegentliche mehrtägige Reisen waren natürlich eine zusätzliche Belastung des an sich schon genügend

strapazierten Terminkalenders. Diese kulturelle Neugründung wurde durch einen festlichen Akt in Amsterdam, an dem ich mit meiner Frau teilnahm und bei dem neben der holländischen Königin auch Dr. Adenauer zugegen war, sozusagen aus der Taufe gehoben. Es waren anregende Tage in der holländischen Hauptstadt, gekrönt durch einen Empfang der Königin für die europäischen Kulturfreunde in ihrem Amsterdamer Palast.

Es ist hier der Platz, eines Vorgangs zu gedenken, der gleichfalls in engster Beziehung zu unserem Nachbarlande Holland steht und der für das Haus Klöckner – nicht nur für seine Familie, sondern für das gesamte Unternehmen – von entscheidender, geradezu lebenswichtiger Auswirkung war.

Wie aus dem früher bereits Gesagten zu erkennen war, stellt den wohl wichtigsten Teil des Beteiligungsbesitzes an Klöckner die ganz im Familien-eigentum befindliche Stammfirma Klöckner & Co, Duisburg, dar, die neben ihrer Eigenschaft als internationales Handelshaus schon immer zugleich als Holding, jedoch nicht als einzige, fungierte. Peter Klöckner hatte bereits in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg, als die kommunistische Bedrohung immer ernstere Formen angenommen und aus dem Ruhrgebiet einen wahren Hexenkessel gemacht hatte, einen beträchtlichen Teil seines Besitzes an Klöckner-Werke-Aktien in die schon erwähnte, ihm gehörige Firma in Holland eingebracht, was damals, als es noch keine Devisenbeschränkungen gab, ohne weiteres möglich war. Dazu hatten ihn auch die Besetzung des Rheinlands als Folge des Versailler Vertrages und die separatistischen Umtriebe veranlaßt – Gründe genug für eine solche Risikoverlagerung.

Dieses in Holland ruhende Vermögen vermehrte sich im Laufe der Jahrzehnte mit dem Wertzuwachs, den die Klöckner-Werke durch die geniale Führung ihres Gründers erfuhren. Gleichzeitig fror es aber, wie jeder Steuerkenner weiß, wegen der immer weiter auseinanderklaffenden Buch- und Tageswerte dort sozusagen ein, wozu noch kam, daß durch die Weltwirtschaftskrise zu Anfang der dreißiger Jahre der grenzüberschreitende Kapitalverkehr völlig zum Erliegen gekommen war. Eine Repatriierung war somit ausgeschlossen.

Noch aus einem anderen Grunde erhöhte sich später der Wert der Klöckner-Werke-Aktien ganz erheblich, als nämlich unser gesamter Besitz an Aktien der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln, einem der größten Maschinen- und Motorenbauunternehmen Europas, auf die Klöckner-Werke AG übertragen wurde, die damit neben der eigenen Produktion gleichfalls Holdingcharakter erhielt. Über 30 Prozent des Kapitals der so angereicherten Klöckner-Werke befanden sich schließlich zu Ende des Zweiten Weltkrieges in der Klöckner-eigenen holländischen Gesellschaft,

während der übrige, noch höhere Anteil wie schon immer bei Klöckner & Co in Duisburg lag, aber zur Abdeckung von Erbschaftssteuern beim Tode von Peter Klöckner und späterhin von seiner Frau mit herangezogen werden mußte. Der Einfluß der Familie auf die Klöckner-Werke und damit zugleich auf die Klöckner-Humboldt-Deutz AG hing also in entscheidendem Maße an diesem in Holland ruhenden Besitz.

Als der Krieg zu Ende und verloren war, wurde nach gutem alten Brauch das gesamte deutsche private Auslandsvermögen von den Siegermächten entschädigungslos enteignet. Das traf das Haus Klöckner, wie sich leicht denken läßt, wie ein Keulenschlag. Der Inlandsbesitz war zwar — abgesehen von den großen kriegsbedingten Sachschäden — intakt geblieben und bestand in der Hauptsache aus der Firma Klöckner & Co mit dem dort ruhenden Beteiligungsbesitz. Aber was aus dem holländischen Anteil an den Klöckner-Werken werden würde, war noch eine ganz offene Frage.

Als bald nach Kriegsende versuchten wir, Kontakt mit holländischen Stellen aufzunehmen, was zwar zur Herstellung von entsprechenden Verbindungen, aber vorerst nicht zu konkreten Ergebnissen führte. Zu Anfang der fünfziger Jahre kam es dann aber doch zu einer förmlichen Verbindung zur niederländischen Regierung, die sich erfreulicherweise zu ernsthaften Verhandlungen über eine Neuregelung der Eigentumsverhältnisse des Klöckner-Besitzes in Holland bereit zeigte. Diese Verhandlungen über die naturgemäß sehr komplexen und mit allerlei Problematik behafteten Fragen zogen sich über mehrere Jahre hin, wobei uns als Verhandlungsführer im Auftrage der niederländischen Regierung Herr Jacob *Kraayenhof*, einer der angesehensten Wirtschaftsprüfer des Landes, gegenüberstand. In ihm, der naturgemäß die Interessen seiner Auftraggeber in vollem Umfang wahrgenommen hat, haben wir einen scharfsinnigen und einfallreichen Verhandlungspartner von großer Sachlichkeit, Vornehmheit und unbedingter Verlässlichkeit kennengelernt, was hier nicht unausgesprochen bleiben soll.

Schließlich gelang es, zu einem Einvernehmen zu kommen. Das Klöckner-Eigentum in Holland — neben dem großen Effektenbesitz gehörte dazu noch eine führende holländische Eisenhandels-gesellschaft mit weiteren Beteiligungen, wenn auch von geringerer Bedeutung — wurde im Rahmen einer umfassenden Gesamtregelung in eine neugegründete Firma eingebracht, die einer Stiftung zu vollem Eigentum übertragen wurde. Mit dieser auch den Interessen der Abkömmlinge der verstorbenen Eheleute Klöckner dienenden Stiftung wurde zugleich dem Wunsche des niederländischen Staates nach Verbleib dieser Vermögenswerte in den Niederlanden und deren Nutzbarmachung zur Pflege und Vertiefung der Wirtschaftsbeziehungen unserer beiden Länder entsprochen. Diese Regelung war und ist für

die Nachfahren der alten Eigentümer in jeder Hinsicht zu begrüßen, wobei der Verbleib der Vermögenswerte in Holland eine von uns gern erfüllte Auflage ist.

Seit dem Inkrafttreten des Abkommens arbeiten wir eng und freundschaftlich mit einigen führenden Persönlichkeiten des Landes zusammen, die uns beratend und helfend zur Seite stehen. Unter ihnen will ich nur den früheren Generalsekretär des niederländischen Finanzministeriums und späteren Kriegsminister, Herrn Hendrik Laurentius *s'Jacob*, nennen, einen klugen und welterfahrenen Mann, wie ebenso unsere dortige Bankverbindung, das führende niederländische Privatbankhaus Hope & Co (jetzt Mees & Hope) in Amsterdam, erwähnt werden muß, mit dem zusammenzuarbeiten mir damals mein Freund Robert Pferdenges empfohlen hatte. Als Repräsentanten dieses Hauses haben wir in Jonkheer Eric Willem *Röell* einen der vornehmsten und sachverständigsten Bankiers aller Länder kennengelernt.

Hinter diesem aus naheliegenden Gründen nur andeutungsweise geschilderten Sachverhalt verbirgt sich, wie sich wohl sagen läßt, weit mehr, als der Nichteingeweihte daraus zu entnehmen vermag. Ich bin glücklich, daß diese Transaktion, die ich für die bedeutungsvollste der gesamten Klöckner-Gruppe seit dem Ende des Krieges halte, in die Zeit fiel, in der ich an der Spitze von Klöckner stehen durfte. Die Niederlande haben mit dieser klugen und noblen Lösung sich ihres großen Sohnes Hugo Grotius, des Vorkämpfers unseres neuzeitlichen Völkerrechts, in einer Welt würdig erwiesen, die sonst in Kriegs- und Nachkriegszeiten die Achtung vor dem Völkerrecht oft ohne Skrupel beiseite geschoben hat.

Das Jahr 1957 darf in der Erinnerung nicht zu Ende gehen, ohne der Tatsache zu gedenken, daß ich dank des Ablaufs der von den Alliierten im Rahmen ihrer Entflechtungspolitik verfügten Sperrklausel wieder den Vorsitz auch im Aufsichtsrat der Klöckner-Werke AG übernehmen konnte. Es war das ein für dieses Unternehmen und seine Fortentwicklung übrigens insofern verheißungsvoller Zeitpunkt, als damals gerade die neue Klöcknerhütte in Bremen so weit fertiggestellt war, daß die Arbeit dort aufgenommen werden konnte.

Das Werk in Bremen war das erste in der Bundesrepublik nach 1945 vollkommen neu »auf der grünen Wiese«, wie der Jargon es ausdrückt, erstellte Hüttenwerk; es ist zudem die einzige derartige deutsche Werksanlage in unmittelbarer Küstennähe. Dieses Bauvorhaben hatten Vorstand und Aufsichtsrat der Klöckner-Werke AG im Herbst 1954 beschlossen. Schon Peter Klöckner hatte sich mit dem Gedanken getragen, die Lücke zu schließen, die mit dem Ende des Ersten Weltkrieges durch den Verlust des

lothringischen Werkes Kneuttingen in seiner Unternehmensgruppe entstanden war. Er dachte an die Errichtung eines neuen Hüttenwerkes im Ruhrgebiet bei Rauxel in der Nähe seiner Kohlenzechen Victor-Ickern. Das Vorhaben scheiterte infolge der 1929 einsetzenden Weltwirtschaftskrise. 1952 griffen wir in Duisburg diesen alten Gedanken wieder auf, als das Ende der Entflechtung in Sicht kam und die räumlich allzu beengten und veralteten Anlagen in Hagen-Haspe den Bau eines modernen Werkes geboten erscheinen ließen.

Eines der schwierigsten Probleme war dabei die Standortfrage. Da die Werke in und bei Osnabrück und in Haspe keinen Anschluß an einen Wasserweg besaßen, suchten wir für die neue Hütte wegen der günstigeren Rohstoffversorgung vor allem eine »nasse« Lage. Zunächst wurde an Wesel gedacht, wo sich der offene Rhein anbot, und als sich dies aus verschiedenen Gründen als nicht zweckmäßig erwies, an einen Standort im Ausland, nämlich den Hafenplatz Vitoria in Brasilien, für den die nahen Erzvorkommen und die leichte Kohlenzufuhr sprachen. Aber auch dieser Plan wurde fallengelassen. So fiel schließlich die Entscheidung zugunsten von Bremen, wo das Gelände und die nach der Demontage noch vorhandenen Anlagen der ehemaligen Norddeutschen Hütte erworben werden konnten und der Senat der Hansestadt sich in jeder Weise hilfsbereit zeigte.

Man gewann damit einen Standort dicht am offenen Meer, der — später ergänzt durch den für große Frachter zugänglichen Umschlagplatz »Weserport« bei Bremerhaven — es erlaubt, die Rohstoffe aus Überseeschiffen unmittelbar an oder in verhältnismäßig geringer Entfernung von den Werksanlagen zu löschen. Diese selbst aber lassen Raum für einen Ausbau bis zu einer Jahresleistung nach dem heutigen technischen Stande von über sieben Millionen Tonnen Rohstahl, einer für alle denkbaren künftigen Entwicklungen ausreichenden Größenordnung. Auch für die Stahlausfuhr war die Lage an einem großen Hafenplatz wie Bremen vorteilhaft. Für diesen Standort sprach schließlich noch, daß dort in Verbindung mit den Restanlagen der Norddeutschen Hütte die Investitionskosten nicht über, sondern aus verschiedenen Gründen nicht unerheblich unter dem Regelsatz für ein neues Hüttenwerk lagen. Sie beliefen sich von 1954 bis heute (Ende 1967) auf rund eine Milliarde DM.

Ein modernes Hüttenwerk erfordert, wenn man nicht wie unsere glücklicheren Geschäftsfreunde in den USA über ansehnliche Dollarmillionen verfügt, einen Aufbau in mehreren Stufen. Was 1957 bei der Arbeitsaufnahme in Bremen betriebsbereit war, bestand aus einem Siemens-Martin-Stahlwerk mit drei Öfen und den entsprechenden Anlagen zur Weiterverarbeitung in Walzstahl. Anfang 1958 war die Warmbreitbandstraße, 1959

der erste Hochofen fertig, woran sich der weitere Ausbau des Warmwalzwerks und des Kaltwalzwerks (mit einer Tandemstraße) anschloß, während die Zahl der Siemens-Martin-Öfen auf sechs anwuchs. Der Rationalisierung der Roheisen- und Rohstahlerzeugung dient der zweite, wesentlich größere Hochofen, der 1966 angeblasen wurde. Dazu kommt jetzt noch ein Blasstahlwerk, das 1968 fertiggestellt sein wird. Damit gehört die – natürlich immer noch ausbaubedürftige – Klöcknerhütte Bremen wohl zu den modernsten derartigen Werken in der Bundesrepublik wie in ganz Europa, modern vor allem auch in seiner Gesamtanlage und weiteren Entwicklungsfähigkeit, wobei dank freundschaftlicher Beziehungen zu einem großen amerikanischen Hüttenkonzern dessen reiche Erfahrungen nutzbar gemacht werden konnten. Das Produktionsprogramm der neuen Hütte ist zunächst ausschließlich der Flachstahlerzeugung gewidmet, die im Walzstahlprozeß eine zunehmend dominierende Stellung einnimmt und bei uns bisher noch stark zurückgeblieben war.

An der Errichtung neuer und der Erneuerung bestehender Hüttenwerke ist gelegentlich mit der Behauptung Kritik laut geworden, damit werde die ohnehin vorhandene Überkapazität der deutschen Stahlindustrie unnötig noch vergrößert. Diese Kritik ist fehl am Platze. Die Überkapazitäten im Stahl sind keineswegs eine deutsche Erscheinung, sondern auf dem Weltstahlmarkt machte sich schon seit Beginn der sechziger Jahre zunehmend eine Störung des Gleichgewichts fühlbar. Die gesamte Rohstahlkapazität der Welt stieg von 1959 bis 1965 um 46 Prozent. Dieser Prozeß setzt sich noch fort. Die deutsche Stahlindustrie hat an diesem Wettlauf nicht teilgenommen, sondern ist vielmehr Mitte der sechziger Jahre bereits als Stahlerzeuger von Japan vom dritten auf den vierten Platz in der Welt verdrängt worden. Die Neubauten unserer Stahlindustrie wurden dabei zunehmend nicht der Produktionserhöhung, sondern der rationelleren Technik wegen errichtet. Sie sind meist nur insoweit mit Kapazitätserhöhungen verbunden, als die technische Entwicklung dies zwangsläufig mit sich bringt. Dazu kommt, daß in dem immer schärfer werdenden Wettbewerb nur große und wirklich moderne Anlagen noch wettbewerbsfähig sind. Gerade bei den Klöckner-Werken ist bei den Neuinvestitionen in der Stahlerzeugung behutsam vorgegangen worden. Ihnen steht zudem die Stilllegung veralteter Anlagen gegenüber, so daß im Gesamtergebnis die Kapazität keineswegs immer in dem Maße wächst, wie neue Anlagen entstehen.

Im übrigen kann in der Stahlindustrie auf Neuinvestitionen natürlich nicht verzichtet werden, wenn ihre Entwicklung nicht zum Stillstand kommen soll, der in Wirklichkeit ein Rückschritt wäre. Man kann auch nicht die Kapazitäten je nach Konjunkturlage wie einen Gürtel heute enger und

morgen wieder weiter schnallen, um bei einem Konjunkturrückgang voll ausgelastet zu bleiben, zugleich aber von einer guten Konjunktur voll mit zu profitieren. Und schließlich kann die Bundesrepublik aus vielen Gründen nicht darauf verzichten, den Bedarf an Walzstahlerzeugnissen weitgehend durch Eigenerzeugung zu decken, die auch auf dem Weltmarkt sich zu behaupten vermag. Verzichtete man darauf, so würde sich das allein schon als eine untragbare Belastung unserer Zahlungsbilanz auswirken.

Im Gesamtrahmen der Klöckner-Werke bedeutete der Bau der Hütte Bremen nun aber keineswegs, daß die anderen Fertigungsbetriebe deswegen vernachlässigt wurden. Auch dort haben wir, ganz abgesehen vom Bereich der Kohle und der Steine und Erden, laufend neu investiert. Für die Werke Georgsmarienhütte, Haspe, Osnabrück, Troisdorf und Düsseldorf und das dann später noch hinzugekommene Drahtwerk Süd in Kehl und Göppingen wurden seit der sogenannten Entflechtung bis 1967 über 600 Millionen DM, seit Kriegsende sogar 650 Millionen DM aufgewendet. Einzelheiten hervorzuheben, würde zu weit führen.

Nicht unerwähnt soll bleiben, daß es auch in unserem Kohle-Bereich in Castrop-Rauxel zu einer bemerkenswerten Neuanlage kam. In Essen war 1951 eine Bergbau-Elektrizitäts-Verbundgemeinschaft gegründet worden, die es den Zechen erlaubte, Strom nicht nur wie bisher für den Eigenverbrauch, sondern auch für die öffentliche Energieversorgung zu erzeugen. Auf der Suche nach weiteren Kohleverbrauchern nahmen die Klöckner-Werke den Bau eines Großkraftwerkes in Rauxel in Angriff. Dieses Kraftwerk wurde im Laufe der Jahre bis zu einer Leistung von rund 300 Megawatt ausgebaut. Es ist noch erheblich erweiterungsfähig. Neben der Belieferung unserer eigenen Zechen und der Versorgung von Heizungsanlagen öffentlicher Gebäude speist unser Großkraftwerk das Netz der Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen AG, an das es angeschlossen ist, und sichert unserem Kohlenbergbau einen Großabnehmer für seine Förderung. Die erste Ausbaustufe konnte so rechtzeitig fertiggestellt werden, daß sie bereitstand, als 1958 die Absatzkrise für Kohle in ein akutes Stadium trat. Im übrigen wurde bei unseren Zechen auf größtmögliche Konzentration der Betriebe entscheidendes Gewicht gelegt. Sowohl auf Victor-Ickern wie in Königsborn entstanden in den Folgejahren Zentralschachtanlagen, die eine bedeutsame Rationalisierung im Klöckner-Bergbau darstellten.

Der Bau des Kraftwerkes Rauxel war nicht das einzige Unternehmen der Klöckner-Werke, mit dem das Ziel verfolgt wurde, den Erzeugungsbereich der Gesellschaft über den herkömmlichen Bereich von Kohle, Stahl und Stahlverarbeitung hinaus auszuweiten. Dazu bestand um so mehr Veranlassung, als das bei weitem bedeutendste und größte Werk der Weiterverarbei-

tung, das zu den Klöckner-Werken gehört hatte, nämlich die Klöckner-Humboldt-Deutz AG, wie schon berichtet, durch die »Entflechtung« abgespalten und vollkommen verselbständigt worden war. Ohne diese der Geisteswelt der Siegermächte in den ersten Nachkriegsjahren entsprungene Zwangsmaßnahme hätte der Verarbeitungsbereich bei den Klöckner-Werken naturgemäß seinen alten, gerade auf diesem Gebiet so besonders eindrucksvollen Bestand bewahrt. Im Zuge der sogenannten Diversifikation (wie das aus dem Englischen entlehnte Modewort lautet) wurde die Herstellung weiterer Erzeugnisse verschiedenster Art, darunter auch solcher angebahnt, die für ähnliche Verwendungen wie die Produkte der Stahlverarbeitung in Frage kommen oder die dem Stahl neue Gebiete erschließen. Schon 1955 wurde die Klöckner Ferromatik GmbH in Castrop-Rauxel ins Leben gerufen, die sich inzwischen eine Weltstellung im hydraulischen Grubenausbau erobern konnte. Neuerdings geht sie auch zur Fertigung glasfaserverstärkter Hochdruckrohre über. Ähnlich wurde in Osnabrück die Herstellung von stählernen Baufertigteilen und von Großbehältern aus glasfaserverstärkten Kunststoffen in Angriff genommen.

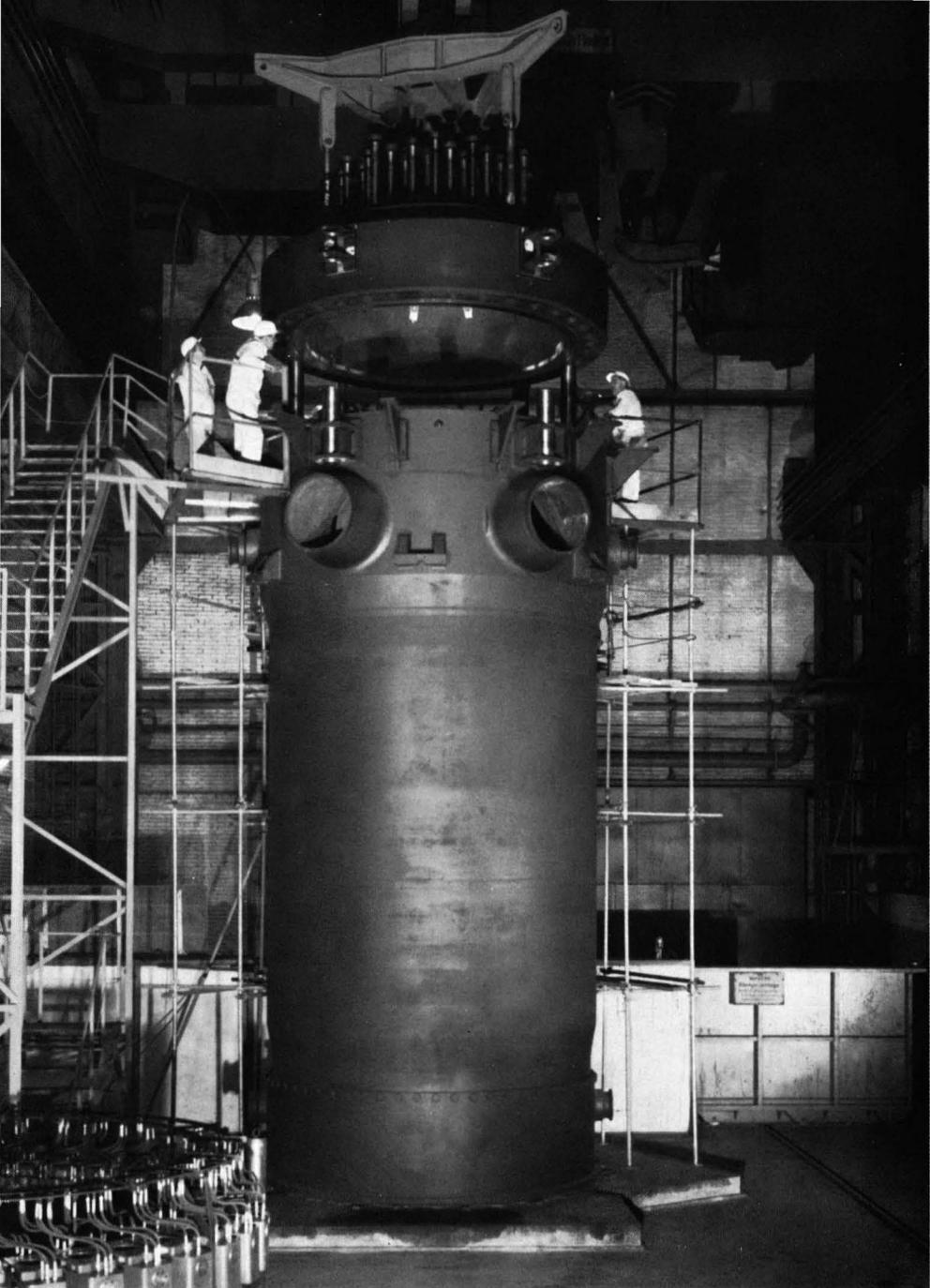
In Gestalt der seit Jahrzehnten bestehenden Rheinischen Chamotte- und Dinas-Werke AG in Bad Godesberg-Mehlem, der Ziegel- und Betonwerke GmbH in Castrop-Rauxel und der Piesberger Steinindustrie ist auch die Industrie der Steine und Erden schon längst zu einem Fertigungszweig von Klöckner geworden. Erweitert und stärker zusammengefaßt wurde er in der Klöckner-Durilit GmbH in Osnabrück, die auch glasfaserverstärkte Betonschalungen herstellt. Die Produktion von Glasfasern selbst, vorwiegend als Verstärkungsmaterial, ist gleichfalls in das Erzeugungsprogramm einbezogen worden. 1966 konnte auf dem Gebiete der Kunststoffe die Klöckner-Pentaplast GmbH in Montabaur die Fertigung von Hartfolien aufnehmen, die für Verpackungen und zu sonstigen Zwecken von Bedeutung sind.

Vom Gesamtumsatz der Klöckner-Werke AG betreffen rund zehn Prozent andere Erzeugnisse als Stahl und Kohle, während der Bereich der Verarbeitungsbetriebe ganz allgemein so ausgebaut werden konnte, daß nahezu 40 Prozent des Gesamtumsatzes außerhalb der reinen Kohlenförderung und Stahlerzeugung liegen.

Auch in bezug auf die Organisation des Gesamtunternehmens hatte sich bei den Klöckner-Werken die Weiterentwicklung seit dem Abschluß der Entflechtung in günstiger Weise vollzogen. Es gelang, einige Fesseln, Überbleibsel aus dem Entflechtungszeitalter, wieder abzustreifen. Die ehemals enge Verbindung zu den Kohlenzechen Königsborn-Werne wurde mit der Zeit, wenn auch notwendigerweise in Form von teilweise recht komplizierten Vorgängen, wiederhergestellt, was schließlich 1965 zur Zusammen-



Breitbandstraße der Klöcknerhütte in Bremen



Reaktorkessel für eine Atomenergie-Anlage, von den Klöckner-Werken in Osnabrück für das Haus Siemens geliefert – Bauzeit zwei Jahre

fassung des gesamten Zechenbesitzes der Klöckner-Werke in einer einzigen Kohlenbergbau-Tochtergesellschaft führte. Vor allem aber hatte die Hauptversammlung schon 1954 beschließen können, dem Unternehmen seinen alten, in der ganzen Welt bekannten Firmennamen »Klöckner-Werke AG« zurückzugeben. Sie hob zugleich auch die meisten der der Gesellschaft durch den Entflechtungsplan auferlegten, ihre Entfaltung und Entwicklung hemmenden Sonderbestimmungen in der Gesellschaftssatzung wieder auf und ersetzte die von den Alliierten eingeführten Namensaktien wieder durch normale Inhaberaktien. Das alles war möglich gewesen, obgleich die Entflechter Satzungsänderungen besonders erschwert hatten. Alle diesbezüglichen Beschlüsse der Hauptversammlung wurden einstimmig gefaßt.

Der Herbst 1958 brachte als größere internationale Veranstaltung, an der ich teilnahm, die Jahrestagung der Weltbank, des Internationalen Währungsfonds und der International Finance Corporation in New Delhi, der Fröhsommer 1959 den von der NATO Parliamentarians' Conference in London veranstalteten Atlantischen Kongreß, dem 1958 zwei Vorbesprechungen in Paris vorausgingen.

Für die Jahresversammlung der drei Bretton-Woods-Institute — benannt nach dem amerikanischen Tagungsort der Konferenz von 44 Staaten, die 1944 die Weltbank und den Internationalen Währungsfonds gegründet hatten, denen 1957 noch die International Finance Corporation zur Seite trat — stand unter anderem eine sogenannte Panel Discussion auf dem Programm. Je ein Industrieller aus fünf verschiedenen Ländern (USA, Großbritannien, Bundesrepublik, Brasilien und Indien) sollte Fragen der wirtschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den großen Industriestaaten und den Entwicklungsländern behandeln. Für den deutschen Beitrag war ich als Redner vorgesehen. Die Bretton-Woods-Institute halten ihre Jahrestagungen regelmäßig zweimal hintereinander in Washington und in jedem dritten Jahr irgendwo sonst in der Welt ab. Für 1958 hatte man New Delhi gewählt, weil man sich davon eine besonders zahlreiche Beteiligung leitender Männer aus den Entwicklungsländern versprach. Man hoffte so, wirksamer als anderswo den Indern und den Vertretern anderer Völker — es waren Delegationen aus mehr als sechzig Ländern zu erwarten — vor Augen führen zu können, daß die westlichen Wirtschaftler gar keine so betrügerischen Ausbeuter seien, wie das sogar von führenden Leuten dieser jungen Länder wohl auf Grund von Erfahrungen mit manchen ihrer eigenen Händler angenommen wurde.

Die Beteiligung an dem Kongreß enttäuschte die Erwartungen nicht. Von den mehr als 400 Delegationsmitgliedern, die sich in New Delhi ver-

sammelten, stammten allein 150 aus Ländern Asiens und Afrikas und etwa 75 aus Süd- und Mittelamerika, während der Ostblock nicht vertreten war. Die Veranstaltung wurde zu einem großen Treffen zwischen der freien westlichen Welt und der Welt der Entwicklungsländer. Nehru hielt die Eröffnungsrede, die einen eindrucksvollen Auftakt brachte. Die wirkliche Teilung der Welt von heute sei, wie er ausführte, gar nicht die in kommunistische und nichtkommunistische Länder, sondern die zwischen den entwickelten und den nichtentwickelten Ländern. Asien sei in einem explosiven Zustand und wolle nicht länger ein hungernder Kontinent sein. Der Rest der Welt könne nicht glücklich leben, es sei denn, er ziehe die unterentwickelten Länder zu sichempor. Das war eine unüberhörbare Sprache.

Die Tagung in New Delhi fand in einem gewaltigen Neubau statt, dessen Verhandlungssaal wie ein großes Opernhaus wirkte. Jeder Teilnehmer hatte ein Mikrofon vor sich, in das er aber nur sitzend hineinreden konnte, weshalb sich nicht ohne weiteres erkennen ließ, wer gerade sprach. In der Eröffnungssitzung hörte ich jemanden englisch sprechen, wobei die Stimme aber eine ausgesprochen bayerische Klangfärbung hatte. Unwillkürlich dachte ich: Hier redet einer bayerisch mit englischem Akzent. Es war, wie sich rasch herausstellte, auch ein Bayer, nämlich unser Bundeswirtschaftsminister Professor Erhard. Von allen Tagungsteilnehmern zog übrigens gerade er das größte Interesse der Öffentlichkeit, besonders der Zeitungen und der Pressefotografen, auf sich. Er war unermüdlich tätig in Einzelbesprechungen und Kontaktaufnahmen außerhalb des Sitzungssaals, in denen der Schwerpunkt der Tagung lag. Man traf sich in den Beratungszimmern oder bei Mittagessen, bei Cocktail-Parties und Abendveranstaltungen. Zahlreiche Finanzminister, Bankpräsidenten und andere Persönlichkeiten von Rang waren anwesend, und die Erörterungen hatten oft beachtliches Niveau.

Professor Erhard begnügte sich damit nicht. Er ließ sich bei einem Ausflug über Land auch von einem Zauberer für ein gutes Bakschisch dessen Tricks erklären, wohl um sie dann seinen Kabinettskollegen in Bonn vorzuführen. Dem Ministerpräsidenten Nehru legte er im Gespräch einmal nahe, dem Wegfressen von Nahrungsmitteln durch Kühe und Affen, die in Indien als heilig und unantastbar gelten, doch ein Ende zu setzen und sie statt dessen lieber durch die hungernde Bevölkerung konsumieren zu lassen. Nehrus Antwort war, er habe das schon selbst einmal vorgeschlagen, könne und wolle es aber nach der empörten Ablehnung, die er erfahren habe, nicht ein zweites Mal riskieren.

Neben Nehru möchte ich von den indischen Persönlichkeiten vor allem den Finanzminister *Desai* nennen, der zu jener Zeit als aussichtsreicher

Nachfolger Nehrus galt. Ich hatte diese hochgebildete Persönlichkeit schon bei meinem ersten Indienaufenthalt kennengelernt. Durch eine persönliche Beziehung kam damals gleich am Tage nach unserer Ankunft in New Delhi eine Verabredung mit ihm zustande, und er empfing uns drei (meine Frau, meine Tochter und mich) frühmorgens um acht Uhr in seiner Privatwohnung. Als einem Schüler Gandhis ging ihm der Ruf von philosophischer Weisheit voraus. Man rühmte seine Unbestechlichkeit, seine strenge Religiosität und seine spartanische Einfachheit, war er doch Vegetarier und trank auch keinen Alkohol, so daß er Alkoholverbote einführte, wo immer es ihm möglich war. Nach allem, was ich über ihn gehört hatte, war ich nicht überrascht, daß er bei diesem ersten Zusammentreffen nicht über finanzielle und wirtschaftliche Probleme sprach, sondern die Unterhaltung auf philosophische Themen, Fragen des menschlichen Verhaltens, den gewaltlosen Widerstand und ähnliche Dinge brachte. Man sagt von ihm, er pflege das zu tun, um zunächst die Denkweise seines Gesprächspartners zu ergründen. Bei einer weiteren Begegnung einige Tage später in seinen Amtsräumen erörterten wir dann streng geschäftlich nur aktuelle wirtschaftliche Angelegenheiten. Die Zahl sonstiger bemerkenswerter Männer, die an der Weltbank-Tagung teilnahmen, war zu groß, um sie hier aufzuführen. Doch sollen wenigstens die Präsidenten der drei Washingtoner internationalen Institute, *Black*, *Jacobson* und *Garner*, nicht unerwähnt bleiben, denn sie zeigten sich alle drei als profunde Kenner der Wirtschafts- und Finanzpolitik unserer Welt und zudem als Männer von überlegenem Weitblick.

In meinen Ausführungen als deutscher Vertreter in der Panel Discussion, für die man mir als Thema »Das Klima für Privatunternehmen« zugedacht hatte und die von der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« am darauffolgenden Tage als Leitartikel im Wirtschaftsteil abgedruckt wurden, wies ich zunächst auf die mit jedem Entwicklungsprozeß verbundenen Schwierigkeiten infolge zwangsläufiger sozialer Strukturwandlungen und Umschichtungen hin. Das erheische eine rechtzeitige soziale und politische Anpassung an die neuen Lebensbedingungen. Die mit dem Entwicklungsvorgang allzuleicht verbundenen Gefahren eines inflationären Währungsverfalls, der Überziehung der Steuerschraube und der Überspannung des Zoll- und Arbeitsmarktschutzes erschwerten die Anlage privaten Auslandskapitals und gefährdeten den Erfolg des Entwicklungsstrebens. Dann setzte ich mich mit den in den Entwicklungsländern so häufig anzutreffenden Vorurteilen gegen das private Unternehmertum und sein angeblich nur auf Ausbeutung gerichtetes Gewinnstreben auseinander.

»Privatunternehmungen«, so führte ich aus, »sind ihrem Wesen nach keine öffentlichen Dienste; sie sind vielmehr echte Institutionen des Wirtschaftslebens,

d. h. jenes Bereichs menschlicher Tätigkeit, der auf die Erzeugung und den Absatz von Wirtschaftsgütern unter Bedingungen hinzielt, die einen *Gewinn* gewährleisten. Das ist bei aller Wirtschaft so. Die wirklich wichtige Frage dabei ist aber, wer denn alles bei solcher Wirtschaftsform etwas gewinnt. Gewinn ist Zuwachs an Werten, und dieser verteilt sich auf jedweden, der an dem jeweils in Frage kommenden Wirtschaftsgeschäft beteiligt ist. Den Hauptgewinn erzielt zunächst einmal die Gesamtwirtschaft des Landes, in dem sich solche Wirtschaftstätigkeit entfaltet, und damit dessen Bevölkerung selbst. Denn jede Investition, zu der ein Privatunternehmen schreitet, belebt die Wirtschaft des Landes und trägt damit dazu bei, dessen Bevölkerung mit Gütern zu versorgen, die ihr bisher nicht oder nur zu weit höheren Preisen zur Verfügung standen. Sie schafft seinen Menschen Stätten der Arbeit und damit auch des Verdienstes. Einen Gewinn trägt nicht nur der Produzent, sondern auch jeder Konsument von Waren davon. Für jedes Privatunternehmen gilt es, Partner in anderen Ländern zu gewinnen, nicht um *an* ihnen, sondern um *mit* ihnen Gewinne zu erzielen und auf diesem Wege den allgemeinen Wohlstand für die Gemeinschaft und für den einzelnen zu heben. Daß also nur der Unternehmer der Profitmacher sei, ist mithin ein Märchen.

So sieht, nüchtern und, wie ich hoffe, leidenschaftslos betrachtet, das Problem der Gewinnerzielung aus. Natürlich läßt es Möglichkeiten des Mißbrauchs offen, und es wäre gewiß übertrieben, behaupten zu wollen, daß die großen Privatunternehmen der freien Welt überall und unter allen Umständen Vorbilder in der Beobachtung eines moralischen Ehrenkodex seien. Aber das Zerrbild vom modernen Kapitalisten, der seine Geschäftspartner nur übervorteilen und ausbeuten will, ist natürlich — eben nur ein Zerrbild.«

Diese Ausführungen, die ein Versuch waren, meinen Zuhörern aus den Entwicklungsländern den Sachverhalt klarzumachen, habe ich hier wörtlich aufgenommen, weil das dort Gesagte wohl allgemeinere Bedeutung hat. Auch bei uns steckt in vielen — selbst sich fortschrittlich dünkenden — Köpfen die Vorstellung, daß das Erzielen von Gewinnen eigentlich etwas Unmoralisches sei. Als Idealbild mag dabei der Irrglaube an eine Art »profitless prosperity« mitsprechen. Gewiß ließen sich in manchen Fällen die privaten Gewinnemacher in wichtigen Wirtschaftszweigen abschaffen. Dann tritt aber mit Notwendigkeit eine öffentliche Einrichtung oder der Staat selbst (wie zum Beispiel in der Sowjetunion) an ihre Stelle. Die eine wie der andere müßte aber nicht weniger darauf bedacht sein, nun ebenso Gewinne zu erzielen wie zuvor der private Unternehmer.

Sensationelle Beschlüsse wurden auf der Tagung in New Delhi nicht gefaßt und waren auch nicht vorgesehen. Die ganze Veranstaltung war vielmehr ein großes Bemühen um die Klärung der Probleme und um besseres gegenseitiges Verstehen. Sie hat in dieser Hinsicht sicher nützliche Arbeit geleistet. Auch ließ sie erkennen, daß in den Entwicklungsländern der Wunsch nach Direktinvestitionen der westlichen Privatwirtschaft durchaus lebendig war, sobald erst einmal die bestehenden Vorurteile überwunden

waren. Jedenfalls kehrte ich mit diesem Eindruck aus Indien heim, wobei ich den Rückflug noch zu einem kurzen Besuch in Teheran und Isfahan benutzte.

Das Ende des Jahres 1958 führte mit Chruschtschows Berlin-Ultimatum schwere Sturmwolken über die außenpolitische Lage der Bundesrepublik herauf. Die Sowjetunion forderte jetzt die Umgestaltung West-Berlins in eine »Freie Stadt« und setzte dafür eine Frist von sechs Monaten, nach deren Ablauf sie einseitig ihre Maßnahmen treffen werde. Moskau hatte damit den Spieß umgedreht: Dem ständigen Drängen des Westens in der Deutschlandfrage begegnete die Sowjetunion, indem sie diesen Westen als Störenfried und Vertragsbrecher denunzierte, gegen den man zu Gegenmaßnahmen gezwungen sei. Während man sich bis dahin bei den Westmächten, und zumal in Bonn, gefragt hatte, wie man einer Wiedervereinigung der beiden Teile Deutschlands näherkommen könne, sah man sich nun plötzlich in die Rolle gedrängt, den Status quo verteidigen zu müssen.

Der westlichen Politik und besonders der Bonns hat man in der Frage der Wiedervereinigung schon in den fünfziger Jahren und auch danach oftmals vorgeworfen, eine Lösung des Problems zu einem Zeitpunkt verbaut zu haben, als diese angeblich noch zu erträglichen Bedingungen zu haben gewesen wäre. Immer wieder hört man die Behauptung, die Politik Adenauers und der CDU habe in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre Gelegenheiten zur Erlangung der Wiedervereinigung versäumt. Seither sei der dafür zu entrichtende Preis nur ständig gestiegen; zugleich sei der Zeitpunkt einer möglichen Wiedervereinigung in weite Ferne gerückt.

Inwieweit ist eine solche Kritik berechtigt? Tatsächlich sind in den fünfziger Jahren freie Wahlen in Deutschland und die Wiedervereinigung wiederholt Verhandlungspunkte zwischen den Westmächten und der Sowjetunion gewesen. Die Moskauer Note an die Westmächte vom 10. März 1952 hatte die Zulassung freier Wahlen in Gesamtdeutschland in Aussicht gestellt, aber freilich nicht etwa bedingungslos, sondern nur für den Fall, daß die übrigen in der Note enthaltenen sowjetrussischen Vorschläge angenommen würden. Der springende Punkt des ganzen weiteren Meinungsstreits lag nun in der Frage, ob die sowjetrussischen Vorschläge in ihrer Gesamtheit sich als annehmbar erwiesen oder nicht. Dazu gehörte nicht etwa nur der Verzicht auf die gesamten Ostgebiete jenseits der Oder-Neiße-Linie, sondern auch der Verzicht Deutschlands auf einen vertraglich gesicherten Schutz durch die vereinte Kraft der Westmächte. Das Verbot, Koalitions- oder Militärbündnisse einzugehen, lief praktisch auf eine gänzlich ungesicherte Zwangsneutralisierung hinaus und schloß für die Zukunft

jede Politik der europäischen Einigung aus. Auch ein Verbot aller antikommunistischen Organisationen wurde für ganz Deutschland verlangt, eine naturgemäß besonders bedenkliche und in ihrer Tragweite schwer abschätzbare Forderung. Schließlich blieb auch der Vorschlag »freier« Wahlen so lange äußerst fragwürdig, wie Moskau nicht ausdrücklich darauf verzichtete, diesen Begriff in dem bekannten Sinne totalitärer Staaten auszulegen. Denn wenn dies in der deutschen Frage ebenso geschehen sollte wie seinerzeit bei der Bolschewisierung der osteuropäischen Staaten, dann mußten Wahlen nach diesem Muster sich geradezu als Mittel zum Vorantreiben der kommunistischen Herrschaft auch in der Bundesrepublik erweisen.

Warum Moskau 1952 mit diesen Vorschlägen herauskam, kann nicht zweifelhaft sein. Es handelte sich eindeutig um den Versuch, das Zustandekommen der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft zu verhindern. Als der anschließende monatelange Notenwechsel sein vorläufiges Ende fand, hatte die »sowjetische Friedensoffensive« die beabsichtigte Wirkung weitgehend erreicht: Eine Ratifizierung des Vertrags über die Europäische Verteidigungsgemeinschaft durch das französische Parlament war inzwischen höchst zweifelhaft geworden.

Nach dem Tode Stalins im März 1953 ergriffen die Westmächte eine neue Initiative, indem sie im Juli Moskau zu einer Konferenz über Deutschland und Österreich einluden. Als es nach längerem Hin und Her Anfang 1954 in Berlin zu dieser Konferenz kam, unterbreitete ihr Molotow eine Neuauflage der Note vom März 1952, wobei er auch auf dem inzwischen hinzugekommenen Moskauer Vorschlag beharrte, daß eine gesamtdeutsche Regierung aus Vertretern Bonns und Pankows gebildet werden solle. Auch diesmal erntete die Sowjetunion die Früchte ihrer Haltung, denn im Sommer 1954 brachte die französische Nationalversammlung die Europäische Verteidigungsgemeinschaft endgültig zum Scheitern. Der Westen ging leer aus.

In der folgenden zweiten Phase dieses diplomatisch-propagandistischen Kampfes um Deutschland hatte Moskau das Ziel, den Beitritt der Bundesrepublik zum Nordatlantikpakt zu verhindern, den vor allem die unermüdlige und entschlossene Politik des britischen Außenministers Anthony Eden mit wirkungsvoller Unterstützung durch John Foster Dulles betrieb. Um ein Haar gelang der Sowjetunion wiederum ihr Spiel. Denn am 24. Dezember 1954 lehnte die französische Nationalversammlung um 4 Uhr früh mit 280 gegen 259 Stimmen den Beitritt der Bundesrepublik zum Brüsseler Vertrag, der zur Westeuropäischen Union umgestaltet werden sollte, und damit implicite auch die deutsche Wiederbewaffnung ab. Nur der geschickten Taktik des französischen Ministerpräsidenten Mendès-France

war es zu verdanken, daß wenige Tage später die gleiche Versammlung dann doch noch den Beitritt der Bundesrepublik zur NATO und zum Brüsseler Pakt mit knapper Mehrheit guthieß. Die Nationalversammlung nahm dieses Votum in tiefem Schweigen zur Kenntnis.

Im Mittelpunkt der Beratungen stand die Deutschlandfrage dann wieder auf der Genfer Gipfelkonferenz im Sommer 1955. Die Sowjetunion hatte sich inzwischen auf die These festgelegt, die Regelung der deutschen Frage sei »unauflöslich verknüpft« mit der Sicherheitsfrage für Europa als Ganzes. Als dann aber auf der Gipfelkonferenz als Richtlinie beschlossen wurde, einen Sicherheitspakt für Europa zu prüfen und die Wiedervereinigung Deutschlands im Wege freier Wahlen herbeizuführen, erklärte der sowjetrussische Regierungschef Bulganin sofort, die Pariser Verträge — womit er natürlich den Beitritt der Bundesrepublik zur NATO meinte — hätten eine »mechanische« Verschmelzung der beiden Teile Deutschlands zu einer »unrealistischen Fragestellung« werden lassen und das Deutschlandproblem könne nicht ohne die Beteiligung von Vertretern beider deutscher Regierungen erörtert werden. Das Ergebnis dieser Konferenz blieb damit wieder restlos negativ. Moskau wollte eben um keinen Preis den Fortbestand des von ihm ins Leben gerufenen kommunistischen Ulbricht-Regimes durch gesamtdeutsche Wahlen gefährdet sehen.

Damit scheiterte auch dieser zweite große Anlauf zur Lösung der deutschen Frage. Die Sowjetunion hatte überdies keinerlei Interesse mehr an solchen Versuchen, denn der Beitritt der Bundesrepublik zur NATO war ja inzwischen im Mai 1955 vollzogen worden. Der Fehlschlag der Genfer Außenministerkonferenz vom Herbst 1955 setzte dann den Schlußpunkt unter dieses Kapitel fruchtloser internationaler Verhandlungen.

Man muß sich das alles in seinen Einzelheiten, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, in Erinnerung rufen, wenn man sich ein fundiertes Urteil zu der Frage bilden will, ob die deutsche Außenpolitik in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre Gelegenheiten zur Wiedervereinigung versäumt habe. Solche Gelegenheiten gab es immer nur zu den von Moskau gesetzten Bedingungen. Auf deutscher Seite mußte jedoch alles Streben nach Wiedervereinigung an eine selbstverständliche Voraussetzung geknüpft bleiben: Es konnte sich nur um »Wiedervereinigung in Freiheit« handeln, das heißt unter Bedingungen, die die Freiheit der Bundesrepublik und ihre militärische Sicherheit nicht in Frage stellten und die auch dem anderen Teil Deutschlands diese Freiheit brachten.

Daß die Moskauer Vorschläge der ersten Hälfte der fünfziger Jahre diese Voraussetzungen erfüllt hätten, kann wohl niemand ernstlich behaupten. Sie waren vielmehr dazu bestimmt, die Freiheit Deutschlands

nach Kräften einzuengen und dem Kommunismus in ganz Deutschland Zukunftsaussichten zu eröffnen. Wäre die Bundesrepublik damals für eine Annahme der sowjetischen Bedingungen eingetreten, so hätte sie nicht nur ihre Freiheit und Sicherheit gefährdet, sondern sich mit dem Schutz auch das Interesse des freien Westens verscherzt, dessen sie zur Rückendeckung so dringend bedurfte.

Der Pause im Ringen um die Deutschlandfrage, die zunächst folgte, machte dann Chruschtschows schon erwähntes Berlin-Ultimatum von 1958 mit seiner Sechs-Monate-Frist ein Ende. Diese diplomatische Offensive Moskaus hat die Welt Jahre hindurch in Atem gehalten. Immerhin vermied es der sowjetische Machthaber, den großen Worten auch Taten folgen zu lassen, die die Rechte der Westmächte in West-Berlin unmittelbar antasteten. Er hat sich im Weiterverlauf dann freilich davon überzeugen müssen, daß er im Wege bloßer Drohungen nicht zum Ziele kommen werde. Doch verschärfte sich der Spannungszustand noch erheblich durch die Errichtung der Berliner Mauer im August 1961. Erst mit dem Ausgang der Kuba-Krise vom Herbst 1962 verlor die Berlinfrage ihre bedrohliche Schärfe, um dann langsam in einer praktischen Beibehaltung des Status quo zu versacken.

Dieser Streit um die Berlinfrage Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre ist ein wichtiges Kapitel gewesen im größeren Rahmen der Deutschlandfrage überhaupt und besonders in dem Ringen um die Überwindung der Teilung Deutschlands. Wenn es der Bundesrepublik und auch den Westmächten nicht gelungen ist, in dieser Frage irgendwelche nennenswerten Fortschritte zu erzielen, so zeigt der Ausgang der diplomatischen Offensive Chruschtschows, die den Status quo zugunsten der Sowjetunion ändern wollte, daß auch der Osten schließlich den Fehlschlag solchen Bemühens hinnehmen mußte.

Ob und wann sich eine politische Lage ergeben wird, die Moskau veranlassen könnte, einem ernsthaften Wiederaufgreifen der Deutschlandfrage zuzustimmen, ist noch nicht abzusehen. Moskau kehrte zunächst zu dem Standpunkt zurück, dem im Frühjahr 1956 Chruschtschow dem französischen Außenminister Pineau gegenüber einer amerikanischen Pressemeldung zufolge mit den burschikosen Worten Ausdruck gab: »Ihr behaltet Eure Deutschen, und wir werden unsere behalten.« Die Sowjetunion befindet sich auf deutschem Boden in der Stellung des Besitzenden, der weitab von den Grenzen des eigenen Landes über eine militärisch bedeutsame vorgeschobene Bastion verfügt. Sie glaubt, mit dem dortigen, ihr hörigen Regime ein Faustpfand in der Hand zu haben, das herauszugeben man keinen Anlaß sieht, zumal Nachgiebigkeit in dieser Frage eine Preisgabe

kommunistischer Doktrinen bedeuten würde. Bloß um des Selbstbestimmungsrechtes willen, das die Sowjetunion ihren eigenen Untertanen nicht einräumt und das sie auch in Ungarn 1956 rücksichtslos vergewaltigt hat, wird die Sowjetregierung ihre bisherige Deutschlandpolitik schwerlich ändern. Sie dürfte dafür vorerst keinen zwingenden Grund sehen, zumal die von ihr zunehmend als bedrohlich empfundene Entwicklung des Spannungsverhältnisses zu China es ihr nahelegt, in Europa alle Auseinandersetzungen zu vermeiden, wie jede Änderung des Status quo sie zwangsläufig mit sich bringen müßte. Zudem glaubt man in Moskau offenbar, sich des Drängens auf eine Lösung der Deutschlandfrage erfolgreich erwehren zu können, indem man das deutsche Wiedervereinigungsstreben weiterhin als friedensbedrohenden Ausfluß angeblichen militaristisch-revanchistischen Denkens zu diffamieren trachtet. Man spekuliert darauf, daß die Westmächte an einer baldigen Regelung der Deutschlandfrage angesichts anderer vordringlicher Probleme kein Interesse mehr bekunden und diese Frage immer wieder zu vertagen suchen werden — eine Möglichkeit, die in der Tat nicht von der Hand zu weisen ist.

In dieser Hinsicht über Moskaus Haltung Illusionen zu hegen, wäre also wohl ebenso verfehlt wie eine Resignation, die den Glauben an die Möglichkeit der Wiedervereinigung Deutschlands ins Reich der bloßen Träume verwiese. Gewiß wird die Regelung der Deutschlandfrage, die eines Tages doch einmal kommen muß, eine Verständigung mit dem Osten zur Voraussetzung haben müssen. Dazu waren aber weder bisher die Dinge reif, noch sind sie es heute. Abrupte Wandlungen sind in solchen Fragen im Geschichtsablauf selten, doch bleibt die Entwicklung auch niemals einfach stehen. Die Wiedervereinigungsfrage erfordert vom deutschen Volk vor allem, daß es dieses Ziel nie aus den Augen verliert und ständig das Seine dazu tut, um ihm näherzukommen. Dazu gehört ferner das Bemühen darum, daß der gesamte Westen — und nicht zuletzt die USA — uns auch weiterhin in dieser Frage bis zu ihrer Lösung seine politische und moralische Unterstützung, deren wir so dringend bedürfen, nicht versagt. Das erfordert besondere Zielstrebigkeit in einer Zeit, die dazu neigt, den der deutschen Spaltung zu Grunde liegenden Ost-West-Gegensatz als bereits mehr oder weniger abgeschliffen und als eigentlich schon nicht mehr so recht gegeben zu betrachten. Daneben verlangt die Lösung der gesamtdeutschen Frage aber auch eine Eigenschaft, die in der Politik zu üben eine besondere Kunst ist: Geduld.

Das folgende Jahr 1959 brachte am 3. Februar meinen 60. Geburtstag — einen etwas zweifelhaften Freudentag. Die vielen freundlichen Glück-

wünsche versöhnten ein wenig damit, daß die Jahre des Alters begonnen hatten, gleichgültig, wie immer man die Last der Jahre trägt. Als Trostspender mag dabei der Ausspruch von Anatole France dienen, daß man gegen das Älterwerden eigentlich nichts einzuwenden brauche, denn es sei schließlich der einzige Weg, um alt zu werden. Der Komponist Carl Maria von Weber drückte es etwas anders aus: Das Altwerden sei doch das alleinige Mittel, um lange zu leben! Was mich anlangt, so ließ mir freilich zu dem für diesen Zeitpunkt im Menschenleben mit Recht empfohlenen Übergang zum »rallentando« mein Tätigkeitsbereich vorerst keine Möglichkeiten.

Mitte 1959 fand der Atlantische Kongreß in London statt. Wie schon erwähnt, gingen ihm noch im Vorjahr zwei Vorbesprechungen in Paris voraus, die Marschroute und Tagesordnung festzulegen hatten. Zweck des Kongresses sollte sein, die Regierungen der NATO-Staaten zu verstärkter Aktivität in den Fragen der politischen und wirtschaftlichen Zusammenarbeit zu veranlassen. Als ich zu diesen Vorbesprechungen in die französische Hauptstadt reiste, war kurz zuvor General de Gaulle wieder an die Spitze der Regierung getreten, doch machte sich damals dieser Wechsel in den internationalen Beziehungen noch nicht sonderlich fühlbar. Der General hatte vorerst mit der algerischen Frage alle Hände voll zu tun. Hingegen hatten Chruschtschows ultimative Forderungen in der Berlinfrage vom November 1958 im gesamten NATO-Bereich wie ein Sturmsignal gewirkt, so daß auch der Londoner Kongreß noch stark im Zeichen der Spannung stand.

Im Juni 1959 versammelten sich also mehrere hundert Delegierte aus allen NATO-Ländern: Parlamentarier, Wirtschaftler, Wissenschaftler und andere, zu dem feierlichen Eröffnungsakt in der ehrwürdigen Westminster Hall in London im Beisein der britischen Königin. Abends folgte ein Empfang des britischen Außenministers im Lancaster House. Auch ein Empfang durch den Lord Mayor in der Guildhall gehörte zu den festlichen Veranstaltungen dieses Kongresses. Die Teilnehmer tagten fast eine Woche lang fleißig in Plenar- und Ausschußsitzungen. Mir hatte man die Mitgliedschaft im Congress Declaration Committee zugedacht. Ich habe dort nach Kräften dazu beizutragen versucht, daß die Schlußresolution des Kongresses eine möglichst klare und eindrucksvolle Form erhielt. Was sie zum Ausdruck bringen sollte, war das Verlangen nach einer Verstärkung der Bemühungen um den Ausbau der NATO-Partnerschaft zu einer Atlantischen Gemeinschaft, eine Zielsetzung, in der sich alle Kongreßteilnehmer damals noch mehr oder weniger einig waren.

Trotzdem fand die Tagung in der internationalen Presse nicht ganz den Widerhall, den ihre Veranstalter erhofft hatten. Das lag vor allem daran,

daß gleichzeitig in Genf die Außenministerkonferenz zwischen der Sowjetunion und den Westmächten, bei der die Vertreter der Bundesrepublik und die des Sowjetzonenregimes an getrennten »Katzentischen« saßen, über die Deutschland- und Berlinfrage beriet und darüber in die unvermeidliche Krise geriet, die schließlich die ganze Konferenz mit einem völligen Fehlschlag enden ließ. Das war natürlich für die Weltöffentlichkeit weit bedeutender als die wohlgemeinten Entschließungen von London.

Im übrigen hatte auch Dr. Adenauer unfreiwillig dafür gesorgt, daß in jenen Tagen in den Blättern und auch in vielen politischen Gesprächen mehr von ihm als von unserem Kongreß die Rede war. Denn er zog just am Vorabend der Tagung seine zwei Monate zuvor angekündigte Bereitschaft zurück, vom Posten des Bundeskanzlers zu dem des Bundespräsidenten hinüberzuwechseln. Diese Sinnesänderung wirkte natürlich als große Sensation, die eine Flut von Kommentaren auslöste. Daß diese volte-face ein nicht gerade freundliches Aufsehen in der Öffentlichkeit erregen würde, konnte natürlich auch dem Bundeskanzler nicht zweifelhaft gewesen sein. Ein mir befreundeter Parlamentarier hat die Sachlage damals so charakterisiert: Adenauer fühlte sich, als er sich zur Übernahme des Präsidentenamtes bereit erklärt hatte, alsbald wie ein Fuchs in der Falle. Da hat er sich lieber die eingeklemmte Pfote selbst abgebissen, um seine Freiheit zurückzuerlangen.

Die Politik hielt mich auch in der Folgezeit weiter in Bewegung. Dafür sorgte schon die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik und auch meine laufende Vortragstätigkeit über die Fragen der Entwicklungsländer. Aus dieser möchte ich noch einen im Herbst 1959 auf einer von der Industrie- und Handelskammer in Nürnberg veranstalteten Juniorentagung gehaltenen Vortrag erwähnen, der eine besonders freundliche Resonanz zu verzeichnen hatte. Es war ein Vergnügen, zu den aufgeschlossenen jungen Leuten zu sprechen und mit ihnen über ein gerade die nachfolgende Generation berührendes Thema zu diskutieren, woran sich übrigens auch ein sympathischer schwarzer Student beteiligte.

Schon vor dem Atlantischen Kongreß in London hatte ich es übernommen, im »Centre d'Etudes de Politique Etrangère« in Paris einen Vortrag zu halten, der im Dezember 1959 über Fragen der deutschen Außenpolitik stattfand. Wenn ich heute in meinen Vortragsunterlagen blättere, kann ich feststellen, daß ich schon damals auf deutscher Seite ein Befürworter der später bei uns so umstrittenen und schließlich doch als notwendig erkannten sogenannten Entspannungspolitik gewesen bin, unter der Bedingung freilich, daß diese nicht zu einem Einfrieren der gegebenen Lage führt. In Paris sagte ich zu dieser Frage — und auch heute würde ich mich nicht

anders ausdrücken —, das deutsche Volk sehe sich noch mehr als jedes andere Land auf die Hoffnung verwiesen, daß der Verzicht auf Gewalt als Mittel der Politik, wie ihn die Satzung der Vereinten Nationen vorschreibe, wirklich eines Tages die vom letzten Krieg hinterlassenen Probleme friedlich zu lösen vermöge, und zwar so, daß auch allen Deutschen das Recht auf Selbstbestimmung gewährt werde. Da die Voraussetzung hierzu die Überwindung der Spannung im Ost-West-Verhältnis sei, liege keinem Volk so sehr an einer solchen Entspannung wie dem deutschen. Aber es würde ein Irrtum sein zu glauben, das könne durch ein bloßes Einfrieren der bestehenden Lage oder gar dadurch erreicht werden, daß man diese in vertraglichen Festlegungen zum dauernden Rechtszustand zu machen suche.

Für den Klöckner-Bereich hatte das Jahr 1959 aus zweierlei Gründen eine besondere Bedeutung. Bei Klöckner-Humboldt-Deutz kam es zur Fusion mit den Vereinigten Westdeutschen Waggonfabriken AG in Köln, die schon Jahre vorher erworben und durch Organvertrag mit KHD eng verbunden worden waren. Das Interesse an diesem Erwerb lag allerdings keineswegs in der Programmausweitung durch die Waggonherstellung, als vielmehr in dem Umstand, daß es sich um ein unmittelbar angrenzendes Werk in Köln-Deutz handelte; wegen seines großen Grundbesitzes löste sich dadurch mit einem Schlage das Raumproblem von KHD, das schon seit langem schwer auf uns lastete. Allein schon der Grundbesitz war den Kostenaufwand wert. Da der Waggonbau in der Bundesrepublik nicht gerade ein attraktiver Industriezweig ist, wurde er mehr und mehr eingeschränkt und das Gelände zur Ausdehnung der angestammten Produktionsprogramme verwandt — der Idealfall einer Lösung der Raumfrage eines Großunternehmens inmitten einer Großstadt.

Der weitere Ausbau bei KHD konnte sich daher auf die Errichtung eines neuen großen Schlepperwerks konzentrieren, das 1961 in Betrieb genommen wurde. Es vermag jährlich rund 35 000 Einheiten herzustellen. Bald danach wurde endlich auch an den Neubau eines Verwaltungsgebäudes für die Kölner Gesellschaft herangegangen, ein Hochhausbau der hervorragenden Düsseldorfer Architekten Professor H. *Hentrich*, H. *Petschnigg* und H.-J. *Stutz*, der die Stadtsilhouette von Köln, die »sky-line«, um ein beachtliches Bauwerk bereichern sollte. Wären wir etwas entschlußfreudiger gewesen, hätten wir allerdings diesen schon lange dringend benötigten Neubau bereits Jahre vorher zu wesentlich geringeren Baukosten erstellen können.

Das andere bedeutsame Ereignis für Klöckner, das in das Jahr 1959 fiel, bestand darin, daß bei den Klöckner-Werken die angestrebte Umwandlung durchgeführt werden konnte. Die selbständigen Untergesellschaften, in die

das Unternehmen durch die alliierte Entflechtung zersplittert worden war, wurden aufgelöst und das Ganze wieder zu einer einheitlichen Gesellschaft zusammengefaßt. Die Untergesellschaften übertrugen ihr Vermögen an die Muttergesellschaft zurück, womit sich die Klöckner-Werke AG aus einer reinen Dachorganisation von neuem zu einem in sich geschlossenen Produktionsunternehmen entwickeln konnte. Schon unter dem Gesichtspunkt der Rationalisierung war das ein bedeutender Fortschritt. Freilich wurden die wiedererstandenen Klöckner-Werke zur gleichen Zeit mit der einigermaßen plötzlich ausgebrochenen Kohlenabsatzkrise konfrontiert, die seither für die deutsche Volkswirtschaft einen neuralgischen Punkt bildet.

Das Kohleproblem war und ist, unbeschadet seiner Bedeutung für die betroffenen Unternehmungen, in erster Linie ein Politikum, und zwar sowohl im nationalen wie im internationalen Bereich. In dieser ersten Frage wurde man nun auch in Bonn langsam besorgt. Mit einem persönlichen Schreiben vom 10. März 1960 bat mich Dr. Adenauer zur Kohlefrage um »die rückhaltlose Äußerung eines praktischen und alle Möglichkeiten bedenkenden Wirtschaftlers«. Ich ließ dem Bundeskanzler eine schriftliche Stellungnahme zugehen, der ich auf seinen weiteren Wunsch hin noch ein Schriftstück zu den Problemen von Erdöl und Erdgas aus der Sahara folgen ließ. In dem Kohlememorandum wies ich darauf hin, daß die entstandene Problematik weniger eine Angelegenheit rein wirtschaftlicher Überlegungen sei, sondern vielmehr ganz überwiegend eine Sache politischer Erwägungen und Entscheidungen. Niemand könne heute schon mit Sicherheit sagen, daß die Rolle der Steinkohle ausgespielt sei, und man dürfe daher keineswegs die Zukunft unbedenklich einer wandelbaren Gegenwartslage opfern. In erster Linie müsse natürlich der Bergbau durch Ausnutzung aller Möglichkeiten, besonders die der Rationalisierung, Selbsthilfe üben. Beim Staate aber liege die politische Grundsatzentscheidung und die Aufgabe, die sich daraus ergebenden Maßnahmen zu treffen. Für den Augenblick erscheine es nötig, durch gewisse Schutzmaßnahmen dem Kohlenbergbau eine hinreichende Atempause zu verschaffen zur Anpassung an die durch das ständige Vordringen des Heizöls veränderten Verhältnisse. Dadurch würde den gegenwärtigen Problemen und Entwicklungen ihre Vehemenz genommen, und es würde ermöglicht, nach ein paar Jahren mit den dann gewonnenen Erfahrungen sozusagen erneut Inventur zu machen.

Die Entwicklung in den Folgejahren hat gezeigt, daß trotz bemerkenswerter Rationalisierungserfolge im Kohlenbergbau und trotz verschiedener, wenn auch unzureichender und auch nur zögernd unternommener Maßnahmen der Bundesregierung die Lage des Bergbaus nicht leichter, sondern

immer kritischer geworden ist. Leider konnte sich Bonn Jahre hindurch nicht entschließen, demgegenüber eine eindeutige Haltung einzunehmen, wie ich sie auch in dem vorstehend erwähnten Memorandum für den Bundeskanzler gefordert hatte. Gewisse Erklärungen, wenn nicht Zusagen, die auf die Wünschbarkeit oder Notwendigkeit der Aufrechterhaltung einer Kapazität von 140 Millionen Tonnen jährlich hinausliefen, sind von Regierungsseite mehrfach abgegeben worden, bis man dann erst 1965 sagte, eine Förderkapazität in dieser Höhe sei nicht mehr realistisch und die Förderung müsse den geringeren Absatzmöglichkeiten angepaßt werden.

Das ist für sich allein natürlich noch keine Energiepolitik; denn auch einer verminderten Förderung muß die Lebensfähigkeit erhalten bleiben, wozu es besonderer energiepolitischer Maßnahmen bedarf. Die Verantwortung für die deutsche Energiepolitik in allen ihren Bereichen liegt aber bei der Bundesregierung und bei niemand anderem. Dazu gehört — genau wie in den übrigen Ländern mit eigenen Energievorräten — die Entscheidung darüber, ob und inwieweit die heimischen Energiereserven erhalten bleiben sollen, auch wenn sie zeitweise nicht die billigsten sind. Der deutsche Steinkohlenbergbau hat gezeigt, daß er für seinen Teil Anstrengungen und Risiken nicht scheut. Aber die Unternehmensleitungen sind schon aus Gründen der Selbsterhaltung gezwungen, auf Kostendeckung zu sehen (von der Gewinnerzielung im berechtigten Interesse ihrer Aktionäre einmal ganz abgesehen); sie können daher nicht zu Lasten ihrer Substanz der Allgemeinheit für eine nicht absehbare Zeit die Energiereserven erhalten und damit den Staat der Entscheidung entheben, ob und für welchen Kostenaufwand diese Reserven verfügbar bleiben sollen.

Wie stets verlohnt sich in solchen Fällen ein Blick über die Landesgrenzen hinaus, zum Beispiel nach Übersee, wo die USA aus strategischen Rücksichten ihre nationalen Ölreserven schonen wollen und daher Fördergrenzen setzen, die Einfuhr unter strenger Überwachung halten und so der einheimischen Erzeugung ihr Auskommen sichern. Die dabei der Gemeinschaft erwachsenden Mehrkosten sind der Preis für die Sicherheit, die für sie gewonnen wird. Wohl in allen anderen vergleichbaren Ländern wird eine ähnliche Politik betrieben, was beweisen dürfte, daß eine völlig freie Wirtschaft auf dem Gebiete der Primärenergie in unserem Zeitalter außerhalb der Bundesrepublik offenbar nirgendwo als das Richtige empfunden wird. Daß sich eine solche, auf Sicherheit in selbstgezogenen Grenzen bedachte energiepolitische Linie nicht immer der Forderung nach der jeweils billigsten Energie unterordnen läßt, sei besonders jenen lautstarken Rufern nach billigster Energie ins Stammbuch geschrieben, die ihre Kalkulationen dadurch von Risiken entlasten, daß sie vor ihnen die Augen verschließen.

Vor diesem Hintergrund muß auch das heute (1966/67) so aktuelle Problem der Zechenstilllegungen gesehen werden. Die von Zusagen ohnehin enttäuschten Produzenten deutscher Kohle können sich nur danach richten, was auf die Dauer den Bestand ihrer Unternehmen sichert. Entsprechen die Erlöse nicht mehr den Kosten und dem Risiko, kann das Geschäft nicht mehr oder jedenfalls nicht mehr in dem bisherigen Umfang fortgeführt werden. Die wirtschaftliche Vernunft fordert, daß die notwendigen Folgerungen daraus gezogen werden. Mit dieser Maßgabe wird der deutsche Kohlenbergbau auch heute noch privatwirtschaftlich betrieben werden können. Glaubt der Staat, die aus einem solchen nach Kosten und Erlösen ausgerichteten Handeln zwangsläufig erwachsenden Auswirkungen industrieller, sozialer, kommunaler und monetärer Art nicht hinnehmen zu können, dann allerdings muß und kann von ihm erwartet werden, daß er nicht nur die von ihm als richtig und notwendig erachteten Entscheidungen trifft, sondern dann auch die damit verbundenen Risiken und Lasten übernimmt.

Die nach den Versäumnissen der Vergangenheit unvermeidlichen weiteren Zechenstilllegungen, durch die allein die Förderung auf die besten Anlagen konzentriert und dieser Kreis dann voll beschäftigt werden kann, müssen in der richtigen Reihenfolge und unter Schaffung eines Ersatzes für die verlorengehenden Arbeitsplätze vorgenommen werden. Darin liegt das Problem der sogenannten Umstrukturierung des Ruhrgebiets. Es steht zu wünschen, daß im Zusammenwirken von Staat und Unternehmern nun bald eine Lösung gefunden wird, die diese Aufgabe schnell und mit dem geringstmöglichen Aufwand bewältigt.

Diesem leidigen Thema der Kohlepolitik sei noch eine Schlußbemerkung angefügt. 1963 wurde infolge der strengen Witterung wesentlich mehr Kohle verbraucht als bei normalem Wetter. Noch 1961 war es nahezu umgekehrt. Es ist menschlich verständlich, daß durch solche großen witterungsbedingten Verbrauchsschwankungen der Blick für langfristige Entwicklungen getrübt wird und Strukturveränderungen hierdurch überdeckt werden. Treffen unglücklicherweise gute wirtschaftliche Perioden mit kalten Wintern zusammen, so glauben viele Beteiligte nur allzu schnell, daß sich wieder einmal im Leben ein Problem von selbst gelöst habe. Um so grausamer ist das Erwachen, wenn Abschwächungen der Konjunktur mit einem milden Winter zusammenfallen und das Strukturproblem für die Kohle sich wieder in voller Schärfe stellt. Genau das hat sich zwischen meinem Memorandum an den Bundeskanzler und heute, da diese Erinnerungen geschrieben werden, ereignet. Ohne den »warmen Regen« für die Kohlenzechen im »kalten Winter« 1962/1963 wären wir in der allgemeinen Kohlepolitik vielleicht schon ein erhebliches Stück weiter.

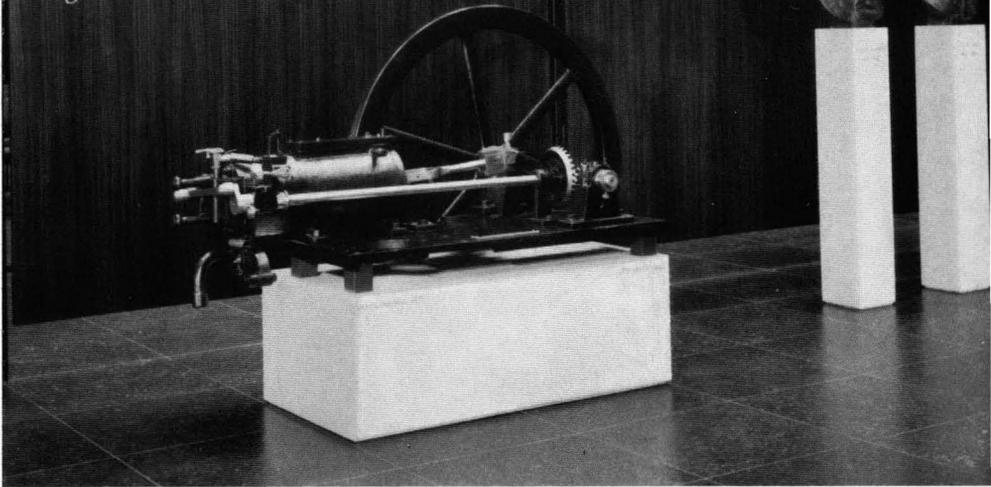
JAHRE DES ÜBERGANGS

Zu Beginn der sechziger Jahre ist wiederholt, zumal in Frankreich, davon die Rede gewesen, daß die »Nachkriegszeit« beendet sei und ein neuer Zeitabschnitt begonnen habe. Wie weit das damals schon zutraf, mag dahingestellt bleiben. Bei den verschiedenen Völkern gehen die Uhren unterschiedlich, und ebenso unterschiedlich sind die Auffassungen über den Beginn neuer Zeitabschnitte. Auch vollzieht sich namentlich in Friedenszeiten der Übergang von einer Entwicklungsstufe zur anderen meist unmerklich, bis man dann eines Tages doch deutlich dessen gewahr wird, daß ein Zeitenwandel vor sich gegangen ist. Bei uns in der Bundesrepublik änderte sich jedenfalls mit dem Beginn des neuen Jahrzehnts zunächst einmal kaum etwas, und dementsprechend klang auch die These vom Ende der Nachkriegszeit für uns nicht sonderlich überzeugend, wobei natürlich der Fortbestand der Teilung Deutschlands und die sich nirgends abzeichnenden Aussichten einer Wiedervereinigung besonders ins Gewicht fielen.

In Duisburg hatten wir im Hause Klöckner weiter unsere Arbeit und auch unsere Sorgen, und in Bonn bei den Bundesstellen war es nicht anders. Ein nun schon mehrfach angeschnittenes Problem, nämlich das der Entwicklungsländer, brachte mich damals auch in engere Verbindung mit dem Bundespräsidenten Heinrich Lübke. Nach einigem Hin und Her in Bonn hatte er im September 1959 das höchste Amt der Bundesrepublik angetreten, das in unserem Grundgesetz etwas weitgehend auf repräsentative Funktionen ausgerichtet ist, ohne dennoch dabei seine auch politische Bedeutung verleugnen zu können. Ich kannte Herrn Lübke schon aus den ersten Nachkriegsjahren; er war, ebenso wie ich, 1949 in den Ersten Bundestag gewählt worden und dort mein Fraktionskollege gewesen, allerdings nur für kurze Zeit. Denn er legte, da er gleichzeitig den Posten eines Ernährungs- und Landwirtschaftsministers in Nordrhein-Westfalen bekleidete, das Bundestagsmandat bald wieder nieder, um aber 1953 in das Amt des Bundesministers für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten nach Bonn zurückzukehren. Fragen der Entwicklungsländer lagen ihm besonders am Herzen. Durch seine Staatsbesuche in Asien, Afrika und Südamerika hat er vielfache Einblicke in die Sorgen und Nöte der jungen Länder gewinnen können. Ich habe darüber mit ihm manchen anregenden Meinungsaustausch gehabt, wobei mich sein Verständnis für diese Sorgen und Nöte mit großer Achtung erfüllte. Heinrich Lübke brachte in sein hohes Amt die unerschütterliche Ruhe des gebürtigen Westfalen mit, doch liegt ihm hoheitsvolles Auftreten als Bundespräsident fern. In seinen repräsentativen Pflichten findet er in seiner Gattin Wilhelmine eine treffliche Unterstützung.

Nicolaus August Otto 1832 - 1891

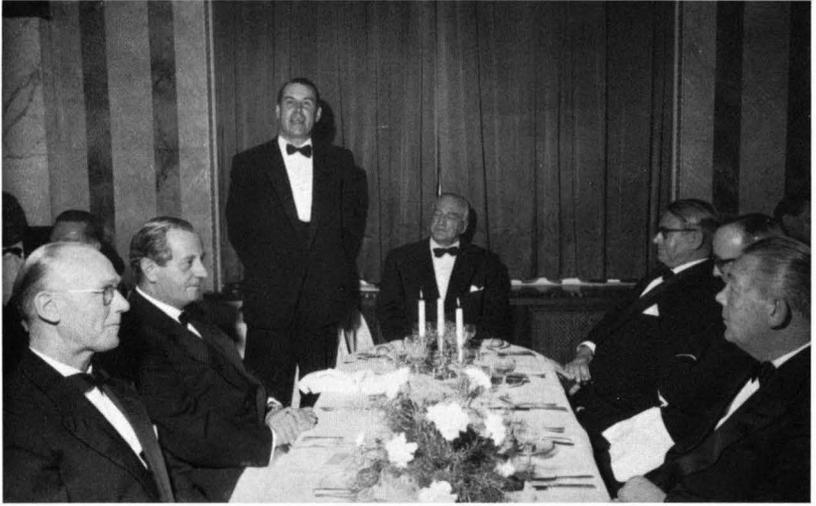
Sein Motor mit verdichteter Ladung,
erdacht 1861 und geschaffen 1876 in Köln-Deutz,
beendet die Zeit der Vorläufer und
begründet die Motorentechnik der Welt.



Der erste Viertaktmotor, 5 PS, von Nikolaus August Otto 1876 erbaut bei der heutigen Klöckner-Humboldt-Deutz AG, Köln. Rechts die Büsten der Werksgründer: Eugen Langen (links) und N. A. Otto

Reihenfertigung luftgekühlter DEUTZ-Dieselmotore in den Werkshallen der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln





70. Geburtstag von A. Hölling (Dresdner Bank) 1958 — Von l.: Staatssekr. Westrick; Verfasser; Bundesminister Schröder; Hölling; Bundesbankpräsident Blessing; Landeswirtsch.-Min. Lauscher; Präs. des Bundesverbands d. Deutsch. Industrie Berg

Eisenhüttentag Düsseldorf 1960 — V. r.: Bundesmin. Schröder; Gen.-Dir. Wijkander (Schweden); Hellwig (Hohe Behörde); Verfasser; Bundeskanzler Adenauer; Ochel (Hoesch); Krekeler (Euratom); Sohl (A. Thyssen-Hütte); Potthoff (Hohe Behörde)



Eine besonders glückliche Hand hatte der Bundespräsident in der Wahl seines ersten Mitarbeiters. Zum Staatssekretär und damit zum obersten Beamten des Bundespräsidialamts berief er den bisherigen Botschafter in London, Hans Heinrich *Herwarth von Bittenfeld*, von seinen Freunden kurz »Jonny« geheißen. Mit ihm verbindet mich als ehemaligen Kollegen im auswärtigen Dienst des Deutschen Reiches eine alte Freundschaft. Für den diplomatischen Beruf brachte Herwarth eine ganz besondere Befähigung mit, die sich auf dem Londoner Botschafterposten voll auswirkte. Kenner des englischen politischen und diplomatischen Parketts haben während seiner Amtszeit an der Themse die Meinung geäußert, daß er der erfolgreichste deutsche Botschafter gewesen sei, der bis dahin dort seines Amtes waltete. Mancher seiner Freunde mag es bedauert haben, daß er durch seine Berufung an die Spitze des Bundespräsidialamts dem auswärtigen Dienst für etliche Jahre verlorenging. Inzwischen ist Herwarth als Botschafter in Rom wieder in diesen Dienst zurückgekehrt. Aber auch seine Tätigkeit an der Seite des Bundespräsidenten in Bonn hatte natürlich ihre große Bedeutung, deren Kenntnis freilich der Öffentlichkeit meist wenig geläufig ist, weil sich diese Arbeit in der Regel ihrem Einblick entzieht. Sie ist, wie ich glaube, höher zu veranschlagen, als man gemeinhin annimmt.

Auch mit dem heutigen Botschafter der Bundesrepublik in London, Herbert *Blankenhorn*, stehe ich seit langen Jahren in freundschaftlicher Verbindung. Sein erstes Amt nach dem Kriege war das des Generalsekretärs der CDU in der britischen Zone. Dadurch wurde er einer der engsten Mitarbeiter Adenauers, der ihn nacheinander zum Leiter der Politischen Abteilung des neuen Bonner Auswärtigen Amts, zum Botschafter erst bei der NATO, dann bei der französischen Regierung in Paris und später bei der italienischen Regierung in Rom berief. Er gilt unbestritten als einer unserer fähigsten Missionschefs im Ausland.

In diesem Zusammenhang möchte ich auch noch eine andere Persönlichkeit besonders erwähnen, zu der ich in Bonn und auch späterhin vielfache Verbindung hielt, nämlich den Staatssekretär und Bundespressechef Felix von *Eckardt*. Ursprünglich Journalist, dann Drehbuchautor und Chefredakteur, bewegte er sich von vornherein auf einem ihm vertrauten Boden, als er das wichtige Amt des Bundespressechefs übernahm. Er bekleidete es, mit anderthalbjähriger Unterbrechung als Botschafter bei den Vereinten Nationen in New York, sehr erfolgreich ein volles Jahrzehnt hindurch, von 1952 bis 1962, um dann als Bevollmächtigter der Bundesregierung nach Berlin zu gehen. Bei den Bundestagswahlen 1965 gelang es ihm, sich auf den Bänken der CDU einen Abgeordnetensitz zu erobern, was für den neuen Bundestag eine entschiedene Bereicherung bedeutet. Er war und ist in

Bonn dank seiner umfassenden Kenntnisse und seiner Schlagfertigkeit ein stets gern gesehener Gesprächspartner.

In seinem Bonner Amt fand er einen seiner würdigen Nachfolger in dem Staatssekretär Karl-Günther *von Hase*, dem die Leitung des Bundespresseamts schon im verhältnismäßig jugendlichen Alter von 44 Jahren zufiel. Er wurde dieser schwierigen Aufgabe seither mit Überlegenheit gerecht. Die Sporen hatte sich Hase, der dem auswärtigen Dienst seit 1952 angehört, als Pressereferent des Auswärtigen Amts in den vorangegangenen Jahren verdient. Dieses Amt wird ihn ja wohl kaum für dauernd abgegeben haben, sondern kann mit der Möglichkeit künftigen Rückgriffs auf ihn sicher noch große Zukunftshoffnungen verbinden, auch wenn er jetzt zwischenzeitlich eine andere Aufgabe übernimmt. Sowohl Herr von Eckardt wie Herr von Hase waren öfters willkommene Gäste in unserem Hause, der eine in Duisburg, der andere als Jagdgast in Herschbach.

Als besonders nützliche Kontaktmöglichkeit zwischen leitenden Männern der Wirtschaft an Rhein und Ruhr und führenden deutschen wie ausländischen Persönlichkeiten aus Politik und Diplomatie erwies sich im Lauf der Jahre der »Schneider-Kreis« in Düsseldorf, so genannt nach dem derzeitigen Präsidenten des Deutschen Industrie- und Handelstags Dr. Ernst *Schneider*, der ihn ins Leben gerufen hatte. Unsere Zusammenkünfte finden in dessen ungewöhnliche Kunstschätze bergendem Haus in Düsseldorf statt, aber auch bei uns in Duisburg oder bei einem anderen Teilnehmer. Offene Aussprachen über aktuelle politische Fragen zeichnen diese Abende aus, und viele prominente Persönlichkeiten waren dabei unsere Gäste.

Seit Beginn des Aufbaus der Bundeswehr bin ich auch zu deren Spitzen in angenehme persönliche Beziehungen getreten. Das gilt namentlich für die beiden ersten militärischen Führer unserer Bundeswehr, die Generale Adolf *Heusinger* und Hans *Speidel*, in denen ich auch charakterlich und menschlich besonders hochstehende Persönlichkeiten kennenlernte. Im Jahre 1960 ergab sich auch eine engere Berührung zu dem Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen in Europa, General C. D. *Eddleman*. Ich lud ihn zur Besichtigung von Betriebsanlagen der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln ein, der sich ein Abendessen mit Damen in größerem Kreise in unserem Duisburger Hause anschloß. Wir erwiderten diesen Besuch bald darauf als seine und seiner Frau Gäste im amerikanischen Hauptquartier in Heidelberg. Das fand seine Fortsetzung im folgenden Jahre, als General Eddleman durch den General Bruce C. *Clarke* abgelöst worden war und dieser gleichfalls Gast bei uns war. Zuvor stattete auch er dem Unternehmen in Köln einen Besuch ab, wo wir mit einem amerikanischen Militärhubschrauber mitten im Werksgelände landeten.

Auch das Jahr 1960 brachte uns wieder vielseitige und interessante Reiseeindrücke. Zum Teil blieben sie nicht ohne Folgewirkungen auf unsere private Lebenssphäre. Nach Erledigung einiger geschäftlicher Dinge in Casablanca verbrachten meine Frau und ich einen Winteraufenthalt in Marrakesch mit nachfolgender Rundfahrt durch Marokko. Auf dem Heimwege hielten wir uns ein paar Tage in Guadalmina bei Marbella an der spanischen Südküste, der sogenannten Costa del Sol, auf, wo es uns so gut gefiel, daß wir im Herbst mit den Kindern dort Ferien machten. Dabei verliebte sich die ganze Familie so nachhaltig in dieses schöne Stück Erde mit seinem herrlichen Klima, seinem Nebeneinander von Bergen und Meer und seiner jedenfalls damals vom Fremdenbetrieb noch nicht übermäßig gestörten Ruhe, daß wir uns in unmittelbarer Nachbarschaft des Golfplatzes von Guadalmina anzusiedeln beschlossen. Wir erwarben ein prachtvoll gelegenes Grundstück und errichteten darauf einen Ferienbungalow. Meine Frau hat die Doppelaufgabe – Bungalow und Garten – mit gewohnter Meisterschaft gelöst. Alljährlich verbringen wir seither den Monat September dort unten, woran sich die Kinder, soweit sie es eben einrichten können, mit Passion beteiligen.

Im Sommer starteten wir – außer meiner Frau und mir waren diesmal unsere beiden jüngeren Kinder dabei – zu einer Rundreise durch die USA, deren erste Etappe die Großstädte an der amerikanischen Ostküste bildeten. In New York hatte ich zunächst geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Wieder einmal wurde mir hierbei als eine Eigentümlichkeit des Lebens in den USA bewußt, daß man in diesem traditionellen Lande der Freiheit sich in vielfacher Hinsicht doch nicht so frei bewegen und betätigen kann wie in manchen Ländern Westeuropas, weil in den USA vieles so stark reglementiert ist und wichtigere Dinge kaum ohne Anwälte erledigt werden können. Nach Besorgung meiner Geschäfte besichtigten wir eingehend das große, gen Himmel ragende Gebäude am East River, das die UNO mit allem, was dazu gehört, beherbergt. Im Vorübergehen bekamen wir manche Persönlichkeiten aus aller Herren Länder zu Gesicht, deren Namen mit Regelmäßigkeit durch die Zeitungen der Welt gehen. Auch wurde uns die hübsche Geschichte von der Farmersfrau aus dem Mittleren Westen erzählt, die nach einer Führung durch den UNO-Palast meinte, das alles sei ja ganz schön, wenn nur nicht so viele Ausländer hier drin wären.

In Washington trafen wir uns mit dem uns seit längerem gut bekannten amerikanischen Luftwaffengeneral Truman H. *Landon*, der eine der Spitzenpositionen der US-Luftwaffe im Pentagon innehatte und später als Oberkommandierender der amerikanischen Luftstreitkräfte in Europa nach Deutschland kam. Für unseren weiteren Reiseplan wirkte sich dieses

Zusammentreffen sehr nützlich aus. Die Fahrt durch den nordamerikanischen Kontinent führte uns mit Zwischenstationen über den Mittelwesten nach den Millionenstädten Kaliforniens, wo das Haus Klöckner interessante geschäftliche Verbindungen pflegt. Besonders reizvoll war ein kurzer Aufenthalt in Las Vegas. Diese auf älteren Atlanten noch gar nicht verzeichnete Stadt im Staate Nevada hat dank des in der benachbarten Wüste angelegten Versuchsgeländes für Atomwaffen seit dem Zweiten Weltkrieg einen Aufstieg erlebt, der an die Goldrauschjahre Mitte des vorigen Jahrhunderts in Kalifornien erinnert. Fast mehr noch ist Las Vegas seither dadurch bekannt geworden, daß man dort nicht nur in voller Öffentlichkeit und in jeder nur denkbaren Form auch ohne Unterbrechung während der Nacht ein Spielchen wagen kann, sondern daß der Platz zu einem Dorado für Schnellheiraten und stark erleichterte Ehescheidungen geworden ist. Wir wohnten einer solchen Trauung in einer der zahlreichen Kapellen bei, an deren Eingang eine Holzbank stand, auf der ein Schild »Wishing Seat« den hier auf ihre eheliche Verbindung wartenden Pärchen die Erfüllung ihrer Wünsche versprach. Aus einer Eisbox im Vorraum des Kirchleins konnte man nach Einwurf eines Geldstücks einen Strauß frischer Blumen entnehmen. Der Kirchendiener fragte meinen Sohn, indem er auf unsere Tochter deutete, ob sie auch heiraten wollten, es könne gleich losgehen. Beide Kinder waren damals noch nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt!

Zum Zeitpunkt unserer Reise war der Wahlkampf um die Präsidentschaftswahlen im November bereits in vollem Gange. Präsident Eisenhower und mit ihm die republikanische Verwaltung hatten kurz zuvor eine arge Panne mit dem Abschluß eines amerikanischen Spionageflugzeugs am Ural Anfang Mai erlebt. Chruschtschow benutzte, wie erinnerlich, diesen Vorfall dazu, die »Gipfelkonferenz«, nämlich das für den Mai vorgesehene Treffen der »Großen Vier« in Paris, scheitern zu lassen, noch bevor die Verhandlungen überhaupt begonnen hatten. Das Theater, das der sowjetische Machthaber damals in Paris aufführte, genügte ihm noch nicht einmal; er ließ im Oktober auf der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York die bekannten Tumultszenen folgen, bei denen er einen Schuh auszog und damit auf sein Pult trommelte. Unverblümt forderte er die Kolonialvölker auf, zu den Waffen zu greifen, falls die Vereinten Nationen nicht einer sofortigen Beendigung des Kolonialsystems zustimmten. Die Tage des Treffens zwischen Eisenhower und Chruschtschow in Camp David Ende September 1959 schienen vergessen; Chruschtschow wollte mit dem amerikanischen Präsidenten nichts mehr zu tun haben. Die Ära Eisenhower schloß so mit einem Tiefpunkt in den Beziehungen zu Moskau ab.

Mitte Juli 1960 tagte in Los Angeles, wo wir uns kurz vorher aufgehalten hatten, der demokratische Parteikonvent, der Kennedy zum Präsidentschaftskandidaten erhob. Seine Aussichten gegenüber dem Wahlgegner Nixon wurden allgemein mit fünfzig zu fünfzig bewertet, was sich später bei den Wahlen auch als richtig herausstellte; Kennedy gewann mit nur ganz geringem Vorsprung. Was mir damals in den USA besonders auffiel, war das starke Überwiegen der Popularitätssucht im Wahlkampf, in den auch die Frauenwelt eifrig miteinbezogen wurde. Die Frage, welcher von den Kandidaten der politisch qualifiziertere sei, trat eher in den Hintergrund. Sprach man darüber mit Amerikanern, so konnte man nicht selten die Ansicht hören, daß sich außer Kennedy und Nixon sicherlich noch etliche gleich befähigte Kandidaten für das Amt des Präsidenten hätten finden lassen. Später hat sich freilich erwiesen, daß Kennedy doch eine weit stärkere Persönlichkeit war, als man damals im Wahlkampftrieb drüben weithin annahm.

Wirtschaftlich hatten die USA zur Zeit unserer Reise den Konjunkturrückschlag der sogenannten »recession«, deren Tiefpunkt etwa im Jahre 1958 lag, schon einigermaßen überwunden. In der Stahlindustrie allerdings war die Lage noch keineswegs rosig. Ausgerechnet kurz vor den Präsidentschaftswahlen sank die Stahlerzeugung wieder einmal auf einen Tiefstand von nur wenig mehr als 40 % der Gesamtkapazität (diese Zahl ist mit den entsprechenden deutschen Ziffern aus verschiedenerlei Gründen nicht vergleichbar). Darin wollten manche schon das Anzeichen für einen kommenden neuen Konjunkturrückschlag sehen. Tatsächlich brachten aber die Folgejahre einen beträchtlichen Aufstieg fast aller Zweige der amerikanischen Wirtschaft, die Stahlindustrie einbegriffen. Beträchtliche Sorgen bereiteten freilich weiterhin die beiden Grundübel: die hohe Arbeitslosenziffer und die defizitäre Devisenbilanz. Das Arbeitslosenproblem hat sich zwar gebessert, macht sich jedoch besonders unter der farbigen Bevölkerung immer noch stark fühlbar. Aber die Negerfrage sollte erst später in das akute Stadium treten, das sie zu einem der entscheidenden Probleme der amerikanischen Innenpolitik hat werden lassen.

Bei uns in Deutschland wie überhaupt im alten Europa neigt man etwas dazu, manche uns ungewohnten Eindrücke des Lebens und Treibens in den USA zu verallgemeinern und in leicht überheblicher Art daran zu zweifeln, ob der amerikanische Boden und der Lebensstil der Amerikaner überhaupt Kulturwerte zu fördern vermöge. Der Beweis des Gegenteils ist freilich längst erbracht, wie sich durch zahlreiche Beispiele belegen läßt. Die Technisierung des Lebens und die Übersteigerung der Werbemethoden zumal in den amerikanischen Großstädten wird von uns Europäern zwar als nicht

unbedingt nachahmenswert empfunden; es wäre aber doch falsch, wollte man darin den Kern und nicht nur die äußere Schale des berühmten American way of life sehen, auf den die Amerikaner so stolz sind. Man kann diesem Stolz kaum seine Berechtigung absprechen, wenn man die kulturelle Gesamtleistung der Neuen Welt ins Auge faßt. Natürlich ist auch in den USA die Schicht der Träger höherer Kulturwerte dünn gesät. Aber das ist schließlich in den übrigen Kontinenten nicht anders, und es hat, was diese Seite der Frage anlangt, wohl auch bei uns in Europa jedes Volk Anlaß, eher selbstkritisch zu sein.

Von Seattle aus traten wir einen besonders erlebnisreichen Teil unserer amerikanischen Rundreise an, nämlich den Besuch von Alaska, das erst 1959 der 50. Staat der USA geworden ist. Hundert Jahre zuvor war Alaska noch russisches Territorium. Die Vereinigten Staaten kauften es 1868 für knappe siebeneinhalb Millionen Dollar, ein Geschäft, an das man in Sowjetrußland heute vermutlich mit Mißvergnügen zurückdenkt. Als Stützpunkt für die Flugverbindung nach Japan hat Alaska mit dem Zwischenlandeplatz Anchorage in unserer Zeit große Bedeutung gewonnen, nachdem um die Jahrhundertwende der Goldrausch auch diesem entlegenen Lande einen raschen, aber schnell wieder verebbten Zustrom von Einwanderern gebracht hatte, der jedoch in den fünfziger Jahren erneut anstieg.

Wir trafen mit dem Flugzeug, ohne Zwischenlandung von Seattle kommend, inmitten Alaskas in der Stadt Fairbanks ein, wo sich eine große Basis der amerikanischen Luftwaffe befindet. Als wir uns zum Aufsetzen anschickten, bemerkten wir unten mehrere Offiziere mit dazugehörigen Militärfahrzeugen. Wir schauten uns im Kreise der Mitreisenden um, wer wohl die hohe militärische Persönlichkeit sei, der dieser Empfang gelte. Als wir ausstiegen, stellte sich heraus, daß er uns selber zugedacht war. Sowohl der Luftwaffengeneral Landon in Washington wie auch General Eddleman in Heidelberg – beide wußten von unseren Alaska-Reiseplänen – hatten die Dienststellen in Fairbanks von unserem Kommen benachrichtigt. So wurden wir in die lebenswürdigste militärische Obhut genommen. Sie wirkte sich nicht nur in überaus gastlicher Aufnahme aus, sondern trug auch wesentlich dazu bei, daß wir Land und Leute besser, als es uns sonst möglich gewesen wäre, kennenlernten. Vom Befehlshaber der Luftwaffe wurden wir zum Barbecue in seinem Garten eingeladen, und als wir uns nachts um zwei Uhr verabschiedeten, war es ebenso hell wie am Tage, da um diese Zeit dort die Sonne nicht untergeht. Auch viele interessante Einrichtungen der großen, gegen die kommunistische Welt vorgeschobenen Air Force Base wurden uns gezeigt. Sie hinterließen einen starken Eindruck und jedenfalls das Gefühl des Geborgenseins hinter einem wachsamem, luftigen Schutzwall.

Von Fairbanks aus unternahmen wir mit einem kleinen Flugzeug einen Ausflug in einen wahrlich entlegenen Weltwinkel, nämlich nach Point Barrow, der äußersten Festlandspitze Alaskas am Nördlichen Eismeer. Den größeren Teil des

Jahres bleibt dieses Meer auch hier noch zugefroren, und selbst im Sommer ist es stets von Treibeis bedeckt. Landeinwärts dehnt sich die baum- und strauchlose, im Winter eine Schneewüste bildende Tundra aus bis hin zu den Alaska weithin ausfüllenden, schneebedeckten Gebirgszügen. Point Barrow ist eine Siedlung von mehr als tausend Eskimos und rund einem Dutzend Weißer. Für die nicht sehr zahlreichen Touristen, deren Besuche sich auf einige wenige Sommerwochen beschränken, gibt es eine Unterkunft mit der etwas anspruchsvollen Bezeichnung »Hotel«, dessen Fenster sich allerdings nicht öffnen ließen. Das wäre nicht weiter schlimm gewesen, wenn nicht die in den Zimmern angestaute Luft dringlichst einer Auswechslung bedürftig gewesen wäre. Im übrigen befanden wir uns in Point Barrow rund 500 Kilometer nördlich des Polarkreises und noch nördlich des 70. Breitengrades, also nicht mehr gar so weit vom Nordpol entfernt. Ein Wegweiser auf der Haupt»straße« gab die Entfernungen bis zu verschiedenen Punkten wie zum Nordpol, nach San Francisco, New York und zum Südpol an. Die Entfernung zum Nordpol war mit 1250 Meilen die bei weitem kürzeste, nur halb so groß wie die nach San Francisco.

Es war geradezu aufregend, in Point Barrow mit den Eskimos in persönliche Berührung zu kommen und ihre Lebensbedingungen aus der Nähe zu beobachten. Im Winter, wenn alles weiß ist, mag der Ort mit seinen kleinen dunkelbraunen Holzhäusern ganz hübsch aussehen. Im Sommer, wenn die Straßen mit einer torfähnlichen Staubschicht bedeckt sind, ist er dagegen wenig anziehend. Aber die Menschen, klein und stämmig, sehen freundlich aus, besonders die immer lustigen, etwas schlitzäugigen Kinder. Sie haben natürlich auch eine Schule, deren Lehrerin einer der wenigen weißen Dauereinwohner von Point Barrow ist. Sie erzählte uns, wie schwierig es sei, den Kindern aus den Abbildungen der Fibel Blumen und Bäume, Kühe, Hühner und Pferde zu erklären. Dieser Pflanzen und Tiere sind sie niemals in ihrem Leben ansichtig geworden, weil es sie so hoch im Norden nicht gibt. Sie kennen nur das Moor, Tundra genannt, das unmittelbar hinter dem Ort beginnt, und das Meer, das für sie gleichsam »Mädchen für alles« ist. Es trägt im Sommer auf treibenden Eisschollen den Abfall fort, den sie im Winter dort abladen, weil es bei dem steinhart gefrorenen Boden unmöglich ist, ihn zu vergraben. Es liefert ihnen eines ihrer hauptsächlichsten Nahrungsmittel, das so geliebte Robbenfleisch, das sie essen wie wir das Brot. Der Fang eines Wales enthebt sie für lange Zeit der Nahrungssorgen. Zwar haben die Kinder, seit Fremde dorthin kommen, auch Süßigkeiten kennengelernt; aber man kann beobachten, wie sie ein Bonbon lutschen und dazwischen ebenso begeistert an einer rohen Walroßniere kauen. Die Tüchtigkeit eines Mannes wird bei den Eskimos weitgehend nach seinen Jagdleistungen bewertet. Auch einer der beiden Senatoren, die damals Alaska im Senat der USA vertraten, hatte sich sein Ansehen als Jäger erworben. Als Beförderungsmittel zu Lande dient der von Hunden gezogene Schlitten. Sonst liegen diese Tiere vor den Behausungen ihrer Besitzer an der Kette, und man macht beim Vorübergehen besser einen Bogen um sie herum. Gelegentlich kann man in und um Point Barrow auch als Verkehrsmittel einen vorsintflutlich anmutenden Jeep aus dem Zweiten Weltkrieg antreffen.

Obwohl meist in der Einsamkeit lebend, sind die Eskimos doch ein geselliges Völkchen. Davon zeugen in Point Barrow zwei vielbesuchte coffee-houses, in denen die Alten mit den Teenagern zusammensitzen und ihnen von Jagdabenteuern und anderen Erlebnissen erzählen. Das Ende jeder Veranstaltung im Freien ist fast im-

mer das Tuchspringen. Ein großes rundes Sprungtuch wird von einigen kräftigen Leuten gehalten, ein Jugendlicher steht in der Mitte des Tuches, das dann ruckartig gespannt wird, wobei der Springer in die Luft fliegt. Wer am höchsten kommt, wird bejubelt; wer nicht wieder auf den Füßen landet, muß dem Nächsten das Feld, richtiger das Tuch, räumen.

Auch der Musik sind die Bewohner dieses Orts zugetan. Durch die Kirchenlieder, die ihnen gefielen und die sie gerne mitsangen, brachte man ihnen die christliche Religion näher. Geradezu mit Begeisterung lieben die Eskimos, wie alle ursprünglichen Rassen, den Tanz; ihre Eigenart drückt sich hier am deutlichsten aus. Wir sahen zu, wie bei einer Tanzveranstaltung sich Familien und Freunde in Gruppen nach einem harten Rhythmus bewegten und in dem Beschauer das Gefühl erweckten, daß hier ein primitives Volk halbvergessene Kultgebräuche der Jagd und des Liebesworbens vollführt. In solchen jahrtausendealten Bewegungen lebt der Eskimo in seiner Urgestalt.

Der Rückweg nach Europa führte uns von Vancouver am Pazifik durch ganz Kanada bis zu den großen Städten des Ostens. In Banff, das großartig an einem See inmitten der Rocky Mountains liegt, machten wir für ein paar Tage halt. Die völlige Einsamkeit der Landschaft empfanden wir, die wir dem überfüllten Europa entstammen, als besonders eindrucksvoll. Als wir nach der Heimkehr dem uns befreundeten Amerikanischen Botschafter in Bonn, Mr. Dowling, davon erzählten, erwiderte er uns, daß er zur gleichen Zeit in der Schweiz gewesen sei; er habe im Gegenteil die malerische, dichte Besiedlung der Schweizer Berge und Täler und das völlige Fehlen des Einsamkeitsgefühls wohlthuend empfunden.

Der Kurort Banff liegt in einem riesigen Naturschutzgebiet, in dem sich die wilden Tiere — und was ist dort alles anzutreffen! — frei und ohne Scheu bewegen. Als wir im Wagen herumfahren, wohnten wir einmal bei einem Rastplätzchen, bestehend aus ein paar Holztischen mit Bänken und einer kleinen Hütte, einer höchst amüsanten Szene bei. Eine Familie mit Kindern hatte sich an einem der Tische niedergelassen und war eben dabei, ihr mitgebrachtes Frühstück zu verzehren, als eine Bärenmama mit drei kleinen Bärenkindern, offenbar angelockt von den nahrhaften Gegenständen, anspaziert kam. Die Menschen am Tisch nahmen Reißaus, was sich in solchen Fällen, vor allem, wenn es ums Essen geht, immer empfiehlt, auch wenn die Tiere sich gewöhnlich harmlos benehmen. In der Eile ergriffen sie nur schnell noch den vollen Teekessel, was die Bären indessen völlig ungerührt ließ; sie interessierten sich ausschließlich für die Frühstückspakete, über die sie mit großem Appetit herfielen. Wenn jemand — es bildete sich bald eine kleine Ansammlung von Schaulustigen — dem Bärenisch näher kam, gab die alte Bärenmama einen Brummlaut von sich, woraufhin die drei kleinen Bären wie Affen sich schleunigst auf die nächsten Bäume hinauf verzogen, von wo aus sie voller Verlangen auf den gedeckten Tisch herunterblickten. War die Luft wieder rein, erschienen die Bärchen umgehend erneut unten am Tisch, und die Mahlzeit nahm ihren Fortgang.

In der Hauptstadt Kanadas, Ottawa, traf ich in unserem Botschafter, Dr. Herbert *Siegfried*, wieder einen alten Bekannten aus der Berliner Wilhelmstraße an. Er brachte mich mit interessanten, führenden Persönlichkeiten des Landes, darunter dem Speaker des kanadischen Unterhauses,

zusammen. Dessen Frau erwies sich als eine tüchtige Pianistin und eifrige Benützerin der Henle-Ausgaben klassischer Musik. Mit dem Besuch in Kanada schloß unsere große Rundreise, abermals reich an neuen Eindrücken, auch solchen, die man nicht aus dem Baedeker beziehen kann.

Im Oktober 1960 war ich wieder einmal in London, und zwar diesmal als Teilnehmer am 4. Internationalen Industriellenkongreß. An ihm beteiligten sich von den nationalen Industrieverbänden benannte Vertreter aus Europa, USA, Kanada und Südamerika, darunter etwa zehn aus der Bundesrepublik. Erörtert wurden die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen und mit Nachdruck erneut die Fragen der Entwicklungsländer. Dazu lag ein besonderer Anlaß insofern vor, als die politische Entwicklung manchen Zweifel geweckt hatte, ob man mit der Entwicklungshilfe überhaupt auf dem richtigen Wege sei. Kuba, in das die USA große Summen investiert hatten, war unter Fidel Castro ins kommunistische Lager abgeschwenkt; im Kongo rächte sich die von Belgien etwas übereilt gewährte Unabhängigkeit mit drohendem Zusammenbruch aller staatlichen Ordnung, dem nur durch das Eingreifen der Vereinten Nationen halbwegs abgeholfen werden konnte. Viele Entwicklungs- und Entkolonisierungs-Enthusiasten sahen sich schwer enttäuscht, und manche Kritiker jedweder Entwicklungshilfe glaubten, Oberwasser zu haben. Es konnte also nur förderlich sein, das Problem in aller Nüchternheit neu zu erwägen.

Sie wäre auch heute wieder durchaus am Platze. Denn der in den fünfziger Jahren mit Eifer unternommene Anlauf zu einer den dringendsten Bedürfnissen gerecht werdenden Entwicklungshilfe in allen in Frage kommenden Ländern hat seit etwa 1960 merklich an Schwung verloren. Nach Schätzung der Weltbank beläuft sich der Bedarf der Entwicklungsländer an verfügbaren Mitteln auf drei bis vier Milliarden Dollar mehr an jährlicher Hilfe, als sie heute erhalten.

Mancherorts scheint man die Sache ein wenig leid geworden zu sein. Zu den dafür schon angeführten Gründen sind weitere mißliche Erfahrungen hinzugekommen. Bei der Verwendung der Mittel ist vieles geschehen, was sich als unzweckmäßig erwiesen hat, angefangen mit den oft mehr aus Prestigegründen errichteten Hüttenwerken, die ihre Erzeugnisse mangels Möglichkeiten zur Weiterverarbeitung im eigenen Land auf dem ohnehin bereits übersättigten Weltstahlmarkt abzusetzen versuchen, bis hin zu glatter Verschwendung und korruptivem Mißbrauch. Dazu kam die politische Labilität vieler Entwicklungsländer, denen man helfen wollte, zu freien und demokratischen Staaten heranzuwachsen; statt dessen folgte dort vielfach Revolution auf Revolution mit dem Ergebnis der Errichtung von

Militärregierungen oder Diktaturen. Schließlich hat in den jungen Ländern eine bedenklich wachsende Verschuldung eingesetzt, in etlichen Geberländern hingegen ein steigender Druck auf die eigenen Zahlungsbilanzen.

In den USA als dem größten Kreditgeber für die Entwicklungsländer haben sich zumal im Senat die Widerstände gegen »foreign aid« von Jahr zu Jahr versteift. Bei uns in der Bundesrepublik ist die Neigung gewachsen, die Gewährung von Mitteln von der politischen Haltung der betreffenden Länder zur deutschen Frage abhängig zu machen. Das ist an sich nicht unberechtigt, doch ist dabei Vorsicht am Platze, wie bei jeder Bindung von Entwicklungshilfe an politische Bedingungen. Auch die keineswegs auf uns beschränkte Tendenz, die Hilfeleistungen stärker auf eine kleinere Zahl von Empfängerländern zu konzentrieren und so mit dem sogenannten Gießkannenprinzip zu brechen, hat die Kehrseite, daß dabei die bedrohlichen Spannungen zwischen ärmeren und reicheren Gebieten kaum abnehmen können.

Fest steht jedenfalls, daß die Schaffung neuer Erwerbsquellen und die Produktion von Nahrungsmitteln in den Entwicklungsländern in keiner Weise mit dem Zuwachs der Bevölkerungszahl Schritt hält. Dementsprechend hat sich der Abstand zwischen den reichen und den armen Völkern unseres Erdballs im letzten Jahrzehnt nicht verringert, sondern im Gegenteil noch vergrößert. Aus politischen und ethischen Gründen bleibt es deshalb richtig und notwendig, nicht nur einer Schrumpfung der Hilfsmaßnahmen zugunsten hungernder Völker entgegenzuwirken, sondern die Hilfe im Gegenteil weiter zu steigern und sie, wenn nötig, auch der Verbesserung des eigenen Lebensstandards voranzustellen.

Zu diesem so aktuellen Problem der Entwicklungshilfe lieferte der Industriellenkongreß in London 1960 manchen beachtlichen Beitrag. Die eigentliche Bedeutung des Kongresses lag aber auch hier mehr in den persönlichen Kontakten und im privaten Meinungsaustausch als in den offiziellen Sitzungen. Gerade solche Möglichkeiten im internationalen Rahmen waren es auch, die mir die Teilnahme an derartigen Tagungen wünschenswert erscheinen ließen, soweit meine sonstigen Verpflichtungen dies nur eben erlaubten. Oft genug natürlich scheiterte die Teilnahme am Zeitmangel, und ich war mitunter genötigt zu verzichten, auch wenn es sich um durchaus attraktive Veranstaltungen handelte. Das war zum Beispiel der Fall bei der Internationalen Industriellen-Konferenz in San Francisco 1957 ebenso wie bei ihren Wiederholungen 1961 und 1965, was um so bedauerlicher war, als es sich hierbei um sehr beachtliche Zusammenkünfte gehandelt hat, die sich zu einer lohnenden, alle vier Jahre stattfindenden Dauer-einrichtung zu entwickeln versprechen. Auf meine Anregung hin wurde 1965

an meiner Stelle ein noch jüngerer leitender Mitarbeiter meiner Firma Klöckner & Co eingeladen, der die Teilnahme sehr zu schätzen wußte und lohnende internationale Beziehungen anknüpfen konnte. Nicht minder gilt mein Bedauern, nicht selber teilnehmen zu können, der sogenannten Bilderbergkonferenz, die ihren Namen von dem ersten Tagungsort, einem kleinen Hotel in der Nähe von Arnheim, herleitet. Anfang der fünfziger Jahre wurde sie vom Prinzen Bernhard der Niederlande ins Leben gerufen und ist seither gleichfalls zu einer ständigen Institution geworden. In Kreisen aller daran Beteiligten — der ständigen wie der gelegentlichen — erfreut sie sich unverändert großer Wertschätzung. Regierungsvertreter, führende Politiker, Wirtschaftler und Gewerkschaftler aus den westlichen Ländern Europas sowie aus den USA und Kanada kommen alljährlich an wechselndem Ort zusammen und tauschen ihre Gedanken über aktuelle Fragen aus. Schon mancher aus dem engeren Kreise der Beteiligten ist in höchste Staatsämter seines Landes aufgerückt, so Rusk in den USA, Maudling in England und Fanfani in Italien. Die parteipolitische Bindung der Teilnehmer spielt bei der Bilderberg-Konferenz keinerlei Rolle. Prinz Bernhards geschickte Führung findet ungeteilte Anerkennung. Gleich zu Beginn dieser Veranstaltungen wurde auch ich zur Teilnahme eingeladen, mußte jedoch wegen meiner damals besonders starken Belastung durch die gleichzeitige Zugehörigkeit zum Bundestag bedauernd verzichten.

Das Leben eines Wirtschaftlers kann ohnehin nicht für einen großen Teil seiner Zeit aus der Beteiligung an Veranstaltungen aller denkbaren Art bestehen. Die Hauptarbeit erfordert die Leitung des eigenen Unternehmens, wobei er sich immer wieder vor neue Lagen gestellt sieht, die Überprüfung fordern und Entschlüsse verlangen. Eine solche neue Lage schuf zum Beispiel die Bundesregierung, als sie am 6. März 1961 überraschend eine Aufwertung der D-Mark vornahm. Diese berührte die Interessen der gesamten deutschen Industrieausfuhr und alle Handelsgeschäfte mit dem Ausland natürlich stärkstens. Zum Glück gelang es, in den Klöckner-Unternehmen diese problematische, einschneidende Maßnahme einigermaßen leidlich zu überstehen.

Im Klöckner-Bereich führte uns um die gleiche Zeit der Stapellauf unseres ersten großen Erzfrachters, von den Rheinstahl-Nordseewerken erbaut, nach Emden, wo er von meiner Frau auf ihren Namen »Anneliese« getauft wurde. Es war das erste große Schiff von Klöckner & Co mit einer Tragfähigkeit von fast 30 000 Tonnen. Ebenso wie wenig später das Schwester-schiff »Inge« — so benannt nach der Enkelin von Peter Klöckner, Frau Inge Amos, mit der und ihrem Mann wir seit langen Jahren nicht nur verwandt-

schaftliche, sondern auch engste freundschaftliche Beziehungen unterhalten — sollte es keineswegs zu den Schiffen bestehender Reedereien in Wettbewerb treten. Der Bau der beiden Erztransporter war vielmehr veranlaßt worden durch den Entschluß der Klöckner-Werke, in Bremen ein Hüttenwerk in unmittelbarer Meeresnähe zu errichten. Die dadurch bedingte verstärkte Abhängigkeit vom Seetransportweg ließ es ratsam erscheinen, in bescheidenem Umfang auch über eigenen Schiffsraum zu verfügen. Ob das bei der allgemeinen Entwicklung der Weltschiffahrtstonnage immer so bleiben wird, läßt sich heute noch nicht endgültig übersehen, so daß noch keineswegs entschieden ist, ob Klöckner sich dauernd unmittelbar in der Seeschiffahrt betätigen wird. Der Stapellauf in Emden verlief eindrucksvoll. Im Klub »Zum guten Endzweck« schloß sich ein von den Rhestahl-Nordseewerken gegebenes festliches Zusammensein an, bei dem die Bedeutung des Tages gebührend gefeiert wurde.

Mein Arbeitskreis hatte sich im Laufe der Jahre dadurch erweitert, daß die Zahl anderer großer Unternehmen allmählich zunahm, in denen ich zum Mitglied des Aufsichtsrats gewählt wurde, wobei mir zum Teil auch der Vorsitz zufiel. Als älteste dieser Verbindungen muß ich die zur Deutschen Bank, der Hausbank von Klöckner, nennen, deren Aufsichtsrat Peter Klöckner bis zu seinem Tode angehört hat. Nach Kriegsschluß geriet natürlich auch dieses größte deutsche Bankunternehmen rasch in Bedrängnis, die damit begann, daß sämtliche Filialen in der späteren Bundesrepublik von der Berliner Zentrale abgeschnitten wurden. Die Bank hatte dem zwar durch Errichtung eines Führungsstabes in Hamburg vorzubeugen gesucht und strebte damit eine neue zentrale Leitung an. Aber den Besatzungsbehörden war es nicht um eine neue Zusammenfassung zu tun, sondern ebenso wie die industriellen Großbetriebe sollten auch die Großbanken zerschlagen und aufgeteilt werden. 1948 schrieb die britische Militärregierung die Einsetzung von Custodians für die alten Großbanken im Bereich jeder Landesregierung vor, worauf in Nordrhein-Westfalen der zeitweilige Oberpräsident der Nordrhein-Provinz, Dr. Robert Lehr, für die Deutsche Bank in Düsseldorf auf diesen Posten berufen wurde. Als Dr. Lehr Bundesinnenminister wurde, bestellte man mich zu seinem Nachfolger. Dieses Amt dauerte bis zum Inkrafttreten des Gesetzes über die Neuordnung im Bankgewerbe an. Das Gesetz führte dazu, daß Ende 1952 als Zwischenlösung für Nordrhein-Westfalen die Rheinisch-Westfälische Bank sich als ordnungsmäßige Aktiengesellschaft in Düsseldorf konstituieren konnte. Wie bei der Entflechtung im Industriebereich erwies sich auch auf dem Bankgebiet diese von den Besatzungsstellen erdachte Neuregelung als von nur

begrenzter Dauer. 1957 wurden die drei Nachfolgeinstitute der Deutschen Bank in Frankfurt, Düsseldorf und Hamburg wieder zur einheitlichen Deutschen Bank mit dem Hauptsitz in Frankfurt zusammengeschlossen. Dem neuen Aufsichtsrat gehöre ich wie seinen Vorgängern, seit einigen Jahren als stellvertretender Vorsitzender, an.

Unter den leitenden Persönlichkeiten im Vorstand der Deutschen Bank nach Kriegsende ragte der Vorstandssprecher Hermann J. *Abs* hervor, von dem schon in anderem Zusammenhang die Rede war. Er gehört auch dem Aufsichtsrat unserer Klöckner-Humboldt-Deutz AG an. Seit er nach Erreichung der Altersgrenze 1967 in den Aufsichtsrat der Bank als dessen Vorsitzender hinübergewechselt ist, sind seine Nachfolger als Vorstandssprecher Dr. Karl Klasen und Franz Heinrich Ulrich. Mit *Klasen* verbindet mich eine enge Zusammenarbeit im Aufsichtsrat unserer Klöckner-Werke AG, in dem er einer meiner Stellvertreter im Vorsitz ist. Die kluge, sachlich fundierte und stets wohlausgewogene Mitarbeit dieses hervorragenden Fachmanns ist mir in diesem Gremium von großem Wert. *Ulrich* ist auf Grund umfassenden Sachwissens, zumal auch im Auslandsgeschäft, sowie von Tatkraft, Weitblick und geistiger Beweglichkeit ebenfalls einer der führenden Männer der deutschen Bankwelt. Mit diesem aus der Spitze von Vorstand und Aufsichtsrat gebildeten Dreigestirn kann sich die Deutsche Bank jedem Vergleich mit gleichartigen Instituten im In- und Ausland stellen.

Auf die Zusammensetzung des Aufsichtsrats der Deutschen Bank hat unser neues Aktiengesetz von 1965 insofern eine fühlbare Auswirkung gehabt, als sie dem Verbot der sogenannten Überkreuzverflechtung Rechnung tragen mußte. Danach dürfen keine Mitglieder von Vorständen großer Wirtschaftsunternehmungen dem Aufsichtsrat der Bank künftighin mehr angehören, in deren Aufsichtsräten die Deutsche Bank vertreten ist, was naturgemäß im Hinblick auf die von ihr gewährten Millionenkredite fast überall der Fall ist. Da das Betriebsverfassungsgesetz den Vertretern der Arbeitnehmer ein Drittel der Sitze vorbehält, verbleiben bei der zugelassenen Höchstzahl von 21 Aufsichtsratsmitgliedern noch 14 Sitze für Angehörige aus dem industriellen Bereich. Es kommt dabei jetzt aber zu einer etwas willkürlichen Zusammensetzung, weil unter den führenden Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens fast nur Aufsichtsratsvorsitzende von Aktiengesellschaften und leitende Herren von Gesellschaften mbH oder von Personalgesellschaften in Frage kommen — gewiß ein großes Reservoir an Spitzenkräften, aber eben doch ein etwas zufällig zusammengefügter Kreis. Als eine solcher Persönlichkeiten sei hier — gleichsam vertretend für viele andere — Hans L. *Merkle* genannt, der Chef des Weltunternehmens Bosch; in ihm hat die Deutsche Bank sich die Mitarbeit eines der aller-

ersten, heute in der deutschen Industrie führenden Männer von hoher unternehmerischer Begabung gesichert. Auch zeichnet ihn ein lebhaftes und tätiges Interesse an wissenschaftlichen Fragen besonders aus; er ist langjähriges Mitglied des 1957 errichteten Wissenschaftsrats und neuerdings auch des Kuratoriums der Volkswagenstiftung.

Nächst der Deutschen Bank gehört zu meinen ältesten Verbindungen dieser Art die SKF Kugellagerfabriken GmbH in Schweinfurt, eine Tochtergesellschaft des großen schwedischen Kugellagerkonzerns in Göteborg, deren Geschäftsumfang im Bereiche der Kugellagerherstellung den des schwedischen Stammhauses noch überschreitet. Hier entwickelte sich insofern eine Art Familientradition, als mein Schwiegervater Peter Klöckner auf Einladung der Schweden bereits bei der Gründung des Schweinfurter SKF-Unternehmens dem Aufsichtsrat als dessen Vorsitzter beitrat. Nach seinem Tode wurde ich 1942 eingeladen, dem Aufsichtsrat anzugehören; später fiel mir dann ebenfalls der Vorsitz zu. Die regelmäßigen Begegnungen mit den schwedischen Herren der SKF sind immer sehr anregend, der Einblick in einen so bedeutsamen Zweig der Stahlverarbeitung interessant und bereichernd. Mit den leitenden Persönlichkeiten dieses Weltunternehmens in Schweden und ihren Familien verbindet uns eine nun schon in die Vorkriegszeit zurückreichende freundschaftliche Beziehung. Mehrfach waren wir in Schweden zu Besuch und die Schweden unsere Gäste in Duisburg.

Auch schon seit fast zwei Jahrzehnten gehöre ich dem Aufsichtsrat des Hauses Siemens an. In diesem Gremium bin ich langsam zu einem der amtsältesten Mitglieder hinaufgealtert. Mit dem früheren Vorstandsvorsitzenden von Siemens & Halske und heutigem Aufsichtsratsvorsitzenden der inzwischen zusammengefaßten Siemens AG, Ernst von *Siemens*, stehe ich schon lange in enger persönlicher Verbindung, zumal er selbst bereits seit mehr als zehn Jahren dem Aufsichtsrat der Klöckner-Humboldt-Deutz AG angehört. Als vielerfahrener Sachkenner auf seinem Gebiet wie auch in allgemeinen Fragen industrieller Art ist er ein erfolgreicher Wahrer der großen Tradition des Hauses Siemens. Vielfältig sind auch seine musischen Interessen; zumal auf musikalischem Gebiet kennt er sich hervorragend aus, weshalb sich denn auch die zur Siemens-Gruppe gehörende Deutsche Gramophon-Gesellschaft seiner besonders interessierten persönlichen Betreuung erfreut. Aus den Vorständen des Hauses Siemens, in deren Reihen ich im Laufe der Jahre eine Vielzahl hervorragender Männer kennenlernte, die hier zu nennen ich mir versagen muß, soll nur der kürzlich verstorbene Dr. Adolf *Lohse* nicht unerwähnt bleiben, weil ihm zu begegnen immer ein ganz besonderes Vergnügen war. Er konnte wohl als der führende Mann der deutschen Industrie auf dem Gebiete der Finanzen, der Organisation

und des Rechnungswesens mit ganz ungewöhnlichem Weitblick und Einfallskraft gelten, und er verstand es, mit seinem Berliner Humor auch trockene Themen so zu würzen, daß sie aufhörten, trocken zu sein. Seinen Bilanzberichten zuzuhören, war alljährlich ein kleines Erlebnis, das nicht seinesgleichen hatte.

Im Jahre 1953 wurde ich in den Aufsichtsrat des größten Versicherungsunternehmens in der EWG, der Allianz in München, gewählt. Diesem Rufe bin ich gerne gefolgt, nicht zuletzt weil hier eine gewisse heimatliche Verbundenheit mitschwingt. Vorstandsvorsitzer war damals Dr. Eduard *Goudefroy*, ein Mann von großer Sachkunde und vornehmer Denkungsart, mit dem ich seit langen Jahren freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Ihm folgte nach seinem allzu frühen Tode Alfred *Haase*, der sich rasch und erfolgreich in dieses weite Gebiet eingearbeitet hat und seither seine Aufgaben bestens meistert. 1964 fiel mir auch bei der Allianz der Vorsitz im Aufsichtsrat zu, einem Gremium von besonderem Rang, dessen Zusammenkünfte stets außerordentlich anregend sind und Gelegenheit zu einem Meinungsaustausch bieten, der weit über den Bereich des Versicherungswesens hinausgeht. Ihm gehört auch der Vorstandsvorsitzer der mit der Allianz engstens verbundenen Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft, Dr. Alois *Alzheimer*, an, der heute als führender Mann der deutschen Assekuranz gilt. Ihm fühle ich mich durch weitgehende Übereinstimmung in allen grundsätzlichen Fragen wie auch in menschlicher Hinsicht besonders verbunden. Ebenfalls stellvertretend für viele seien hier noch zwei weitere Aufsichtsratsmitglieder der Allianz genannt: Dr. Hans Christoph *Freiherr Tucher von Simmelsdorf*, Vorstandssprecher der Bayerischen Vereinsbank in München, den die Geschäfte auch oft an den Rhein und die Ruhr führen und mit dem ich in mancherlei geschäftlichen und anderen Bereichen ständig in Fühlung stehe; er ist nicht nur einer der führenden deutschen Bankiers, sondern zugleich eine überaus interessierte, sympathische und hilfsbereite Persönlichkeit. Der andere ist Kurt *Lotz*, der jugendlich wirkende bisherige Vorstandsvorsitzer der Brown, Boveri & Cie AG in Mannheim, der inzwischen in die Spitzenstellung des Volkswagenwerks hinübergewechselt ist und dessen ungezwungene Art sich mit bemerkenswerter Befähigung zum Unternehmensleiter paart.

Nicht unerwähnt soll in diesem Zusammenhange auch meine langjährige Zugehörigkeit zum Aufsichtsrat der Albingia Versicherungs-AG in Hamburg bleiben, ein altangesehenes Haus der Versicherungswirtschaft. Meine Verbindung dorthin geht auf meine noch aus meiner Zeit in Argentinien herrührende Freundschaft mit deren langjährigem Vorstands- und jetzigen Aufsichtsratsvorsitzenden Dr. Harald *Mandt*, einer ebenfalls

führenden Persönlichkeit im Versicherungswesen, zurück. Die dadurch gegebene Verbindung zu Kreisen der Hamburger Wirtschaft wie auch zu Herren des britischen Versicherungswesens — die Albingia befindet sich überwiegend in englischem Besitz — bildet gewissermaßen einen geographischen Gegenpol zu meinen starken Bindungen zum süddeutschen Raum.

Weiter seien die Vereinigten Glanzstoff-Fabriken AG genannt, die unlängst in Glanzstoff AG umbenannt wurden. Sie sind eine Tochtergesellschaft der allgemein als AKU bekannten holländischen Algemene Kunstzijde Unie N. V. in Arnheim, woraus sich eine enge Zusammenarbeit von uns vier deutschen industriellen Aufsichtsratsmitgliedern mit den Vertretern des holländischen Mutterhauses ergab, die sich nach etwas problematischem Beginn nach dem Kriegsende verhältnismäßig rasch vertrauensvoll gestaltet hat. Die Leitung des Wuppertaler Unternehmens liegt schon seit 1939 in den bewährten Händen des Vorstandsvorsitzenden Dr. Ernst Hellmut *Vits*, der nicht nur in der Wirtschaft großes Ansehen genießt, sondern als Leiter des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft sich um diese bleibende Verdienste erworben hat. Auf holländischer Seite gehörte dem Aufsichtsrat schon seit dessen Neubildung nach dem Kriege — bis er vor kurzem die Altersgrenze erreichte, während die übrigen holländischen Mitglieder seither bereits mehrfach gewechselt haben — Dr. Johannes *Meynen*, Vorstandsmitglied der AKU, an. Er bekleidete 1945/46 im ersten holländischen Kabinett nach dem Krieg den Posten des Kriegsministers; besonders bekannt geworden ist er als eifriger Förderer des europäischen Gedankens. Bis zu seinem Tode 1960 war auf der deutschen Seite auch Richard *Merton*, der Aufsichtsratsvorsitzende der Metallgesellschaft in Frankfurt am Main, Mitglied des Aufsichtsrats von Glanzstoff. Die Erinnerung an ihn als eine besonders bemerkenswerte Persönlichkeit der deutschen Wirtschaft verdient festgehalten zu werden. Er war unter der Naziherrschaft nach England emigriert, kehrte aber bald nach Kriegsende wieder nach Deutschland zurück, um unbelastet durch einen rückwärts gerichteten Blick seine alte industrielle Tätigkeit wieder aufzunehmen. In der ersten Nachkriegszeit hat er uns allen dank seiner Klugheit und seinen weitreichenden ausländischen Beziehungen beim Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft große Dienste geleistet.

Schließlich möchte ich noch die VIAG (Vereinigte Industrie-Unternehmungen AG, Berlin-Bonn) nennen. Im Aufsichtsrat dieser voll im Bundes Eigentum stehenden Holding-Gesellschaft vor allem für Unternehmen der Energiewirtschaft, der Elektrochemie und der Aluminiumproduktion bin ich unter Staatssekretären des Bundes und Ministern der Länder eines der wenigen aus der Industrie kommenden Mitglieder, in einem Amt also, das

dank der Vielfalt der VIAG-Beteiligungen manchen lohnenden und aufschlußreichen Einblick vermittelt.

Neben diesen und ähnlichen Verbindungen, die mich mit anderen Unternehmen der Wirtschaft in der Bundesrepublik verknüpfen, stand und steht natürlich eine Vielzahl engster Beziehungen zu den leitenden Männern der Grundindustrien. Von den Großen Drei der Ruhr — August *Thyssen* (dem Vater von Fritz Thyssen), Hugo *Stinnes sen.* und Peter *Klößner* — habe ich den ersten leider nicht mehr persönlich gekannt und bin auch Hugo Stinnes vor langen Jahren nur einmal flüchtig begegnet. Beide waren längst gestorben, als ich in die Wirtschaft übertrat. Peter Klößners wurde bereits ausführlich gedacht. Bei allen dreien handelte es sich, wie jedermann weiß, um hochbedeutende, überragende Persönlichkeiten, deren Namen in die Wirtschaftsgeschichte eingegangen sind.

Mit August Thyssen und Hugo Stinnes unterhielt Peter Klößner enge persönliche Beziehungen. Besonders mit Thyssen verbanden ihn vielerlei gemeinsame Züge in Charakter und Denkungsweise. Beide lebten sie nur ihren großen wirtschaftlichen Aufgaben und waren dabei Äußerlichkeiten und Schaustellungen, wie sie sich besonders in der Nachkriegszeit — und keineswegs nur in der Wirtschaft — breitgemacht haben, abhold. Bezeichnend ist eine kleine Geschichte, die P. K. (wie man in seiner Familie gewöhnlich von ihm sprach) gern erzählt hat. Als er einmal Thyssen in seinem Büro in Duisburg-Hamborn aufsuchte, um Geschäfte mit ihm zu besprechen, ertönten plötzlich Böllerschüsse von draußen. Auf P. K.'s erstaunte Frage, was das zu bedeuten habe, meinte Thyssen so nebenher: »Ach, die weihen gerade mein neues Werk — die August Thyssenhütte — ein.« Diese kleine Begebenheit ist kennzeichnend für die schlichte, streng sachliche Haltung des großen Industriellen, wie er in der Erinnerung aller fortlebt, die ihn noch persönlich gekannt haben.

Von der nachfolgenden Generation bin ich bei den ehemaligen Vereinigten Stahlwerken noch Albert Vögler, Ernst Poensgen und Hermann Wenzel häufig begegnet, besonders den beiden letztgenannten. *Poensgen* war ein Grandseigneur von distinguiertem Aussehen, mit der gegerbten Haut eines Sportmanns und den Gesichtszügen eines Philosophen. Er stellte so gar nicht den Typ des Schwerindustriellen dar, wie er in der Vorstellungswelt des Durchschnittsbürgers lebt. Vor allem nahm er sich der Verbandsangelegenheiten in der Stahlindustrie an und führte selbst den Vorsitz in der Deutschen Rohstahlgemeinschaft und dem Stahlwerksverband sowie den stellvertretenden Vorsitz in der Internationalen Rohstahl-Exportgemeinschaft, bis er im Laufe des Krieges unter dem Druck der Nazis sich von den Geschäften zurückzog. Er beherrschte diese Dinge souverän. Dank

seiner mit Zähigkeit gepaarten Konzilianz gelang es ihm fast stets, alle zwischen den großen Konzernen schwebenden Probleme befriedigend zu lösen und Differenzen auszugleichen. Das kinderlose Ehepaar Poensgen war sehr gesellig; seine allwinterlichen Festabende waren ein begehrtes Ereignis. Ich traf mit Poensgen und seiner Frau auch öfters in Davos zusammen; sie waren beide ausgezeichnete Skiläufer. An den vornehmen und liebenswürdigen Herrn behalte ich eine anhängliche Erinnerung.

Von den herausragenden Persönlichkeiten der Vorkriegszeit möchte ich noch Arthur *Klotzbach* nennen, den damals führenden Mann des Krupp-Konzerns. Auch er war gleichzeitig im Verbandswesen aktiv tätig, und zwar als langjähriger Vorsitzter des Roheisenverbandes, jenes Zusammenschlusses in der Stahlindustrie, der als der vornehmste galt. Die Geschicke dieses Verbandes lenkte er mit Überlegenheit, wie er auch dem Hause Krupp ein ausgezeichnetes Hausmeister gewesen ist.

Zu den Großen an der Ruhr gehört vor allem auch Friedrich *Flick*, den ich erst hier nenne, weil er gewissermaßen zwischen den Generationen steht. Mehrfach im Laufe seines langen Lebens — er zählt bereits weit über achtzig Jahre — hat er beinahe von Grund auf eine neue Unternehmensgruppe aufgebaut. Diese Leistung kann ohne Übertreibung als einmalig bezeichnet werden. Was ihn bei der »Entflechtung« der Montanindustrie in der Nachkriegszeit, wie uns andere alle auch, schwer bedrückte, war die Auflage, sich von seinen beträchtlichen Kohlebeteiligungen zu trennen. Das wirkte sich aber für ihn zum Segen aus: Weil diese Trennung sich alsbald als unabwendbar erwies, erwarb er für den Verkaufserlös andere Beteiligungen (zum Beispiel Daimler-Benz), die heute wohl zu dem wertvollsten Kern seiner industriellen Gruppe zählen. Die Unterhaltungen mit ihm sind stets ebenso anregend wie für mich als den Jüngeren aufschlußreich. Ich werde ihm für so manche solcher Begegnungen und Gespräche immer dankbar bleiben.

Wenzel war nach Poensgen der zweite Mann und stellvertretender Vorsitzter im Vorstand der Vereinigten Stahlwerke. Er ist von den bisher genannten Herren neben Flick der einzige, der noch in der Nachkriegszeit aktiv tätig war und bis zu seinem Tode 1954 eine sehr beachtliche, für sein Unternehmen nutzbringende Tätigkeit entfaltete. Sein Geschäftsbereich vor dem Kriege waren vor allem die Rohstofffragen. Auf diesem Gebiet war er ein Meister; fast immer wußte er Lösungen für die Allgemeinheit, soweit sie darin zusammenarbeitete, zu finden, die den Interessen seiner Gesellschaft entsprachen. Seine Schwerhörigkeit leistete ihm manche guten Dienste; was er nicht verstehen wollte, hörte er nicht. Nach dem Kriege war er in schwerster Zeit der treue Sachwalter der Vereinigten Stahlwerke, vor

allem während der bewegten Jahre der Entflechtungen. Seiner Mitwirkung bei der Aushandlung der Mitbestimmungsregelung habe ich bereits gedacht.

Die Vereinigten Stahlwerke sind durch die Entflechtung, wie ebenfalls schon erwähnt, in zahlreiche Einzelgruppen aufgespalten worden. Als führende Persönlichkeit erwies sich bei diesen alsbald Dr. Hans-Günther *Sohl*, der die Leitung des Hauptwerks, der August Thyssenhütte, zu Anfang der fünfziger Jahre übernahm. Aus dem Beginn meiner Laufbahn in der Industrie erinnere ich mich noch genau, wie Poensgen und Vögler ihn von Krupp zu den Vereinigten Stahlwerken holten. Auch ich habe schon damals im Gespräch mit Peter Klöckner dem jungen Bergassessor eine große Zukunft vorausgesagt. Mit Geschick wußte er die durch Bomben schwer angeschlagene und dann durch die Demontagen besonders mitgenommene Thyssenhütte wieder aufzubauen und zum Kristallisationspunkt einer neuen großen Gruppe zu machen, deren Eigentumsmehrheit ohnehin bei den Erben Thyssen in einer Hand lag. Dabei bewährte sich Dr. Sohl als überragender Konzernbauer der Nachkriegszeit, wobei naturgemäß ein sehr erheblicher Kostenaufwand als unvermeidlich in Kauf genommen werden mußte. Zusammen mit unserem Dr. Gerhard Schroeder, dem Vorstandssprecher der Klöckner-Werke, war er damals und ist er nach Schroeders allzufrühem Tode heute die führende Persönlichkeit, die sich aktiv im Vorstand eines Stahlunternehmens betätigt. Schon seit über zehn Jahren Vorsitz der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl, versteht er es mit bemerkenswertem Geschick und mit seinem stets wachen Geist, der sich äußerlich in einer immer lebenswürdigen, lächelnden Miene kundtut, die Interessen seiner Gruppe mit den Gesamtinteressen der Stahlindustrie in Übereinstimmung zu sehen. Mit Sohl verbindet mich eine alte Freundschaft, die sich auf regelmäßige Begegnungen seit dreißig langen Jahren gründet. Als wir einmal zusammen nach München flogen und nach dem Essen uns an das Studium des Inhalts unserer Aktenmappen machten, schlug ich ihm vor, zur Abwechslung einmal die Mappen zu tauschen, worauf er aber doch lieber nicht eingehen wollte. In Erwartung dieser Antwort war mein Vorschlag ohne Risiko! Auch manche Gemeinsamkeit außerhalb des Geschäftlichen hat mich mit Sohl seit jeher verbunden, besonders auf musikischem Gebiet. Er ist ein passionierter Opernbesucher und fehlt in keinem Sommer in Bayreuth.

Zu den großen Konzernleitern aus der Kohle- und Stahlindustrie gehörte auch Wilhelm *Zangen*, der jahrzehntelange Vorstandsvorsitzende der Mannesmann-Werke während der Vor- und Nachkriegszeit, der sich vom vierzehnjährigen kaufmännischen Lehrling rasch in diese Spitzenstellung hinaufgearbeitet und sein Unternehmen ein rundes Vierteljahrhundert durch gute und schlechte Zeiten mit großem Geschick hindurchgesteuert

hat. Aus der jüngeren Generation möchte ich — neben Egon *Overbeck*, dem heutigen erfolgreichen Chef von Mannesmann — vor allem Otto *Wolff von Amerongen* hervorheben. Die Verhältnisse haben es mit sich gebracht, daß ihm schon in jugendlichem Alter eine große Verantwortung zufiel. Seit er allein an der Spitze der von seinem Vater geschaffenen weltbekannten Otto-Wolff-Gruppe steht, hat er es verstanden, sie durch die Fähigkeiten der Nachkriegszeit hindurchzusteuern und auf solider Grundlage weiter zu entwickeln. Es war ein Vergnügen mitzuerleben, wie er das geschafft hat und mit welcher Passion er dabei am Werke ist. Hoffentlich ist es ihm möglich, in unserer heutigen Zeit mit ihrem starken Sog zur Konzentration sich eine hinlängliche Unabhängigkeit da, wo es die wirtschaftliche Vernunft zuläßt, zu bewahren.

Mit diesem Reigen führender Industrieller von Kohle und Stahl von einst und heute ist der Kreis der bemerkenswerten Männer noch lange nicht erschöpft. Es war nur eine kleine Blütenlese. Im besonderen möchte ich von den leitenden Persönlichkeiten, die der Klöckner-Bereich *heute* umfaßt, keine weiteren Namen nennen, weil dazu, wie schon im Vorwort gesagt, eine Vielzahl tüchtiger Männer gehört. Es wäre ein Unrecht, nur wenige daraus hervorzuheben.

Unter den in der *Vergangenheit* bei den Klöckner-Werken tätigen Persönlichkeiten gebührt an erster Stelle Julius *Grauenhorst* ein Wort dankbaren Erinnerens. Dieser kürzlich im Alter von über neunzig Jahren verstorbene ausgezeichnete Mann war jahrzehntelang der führende Mitarbeiter von Peter Klöckner. Er stand ihm beim Aufbau der Klöckner-Werke nach dem Ersten Weltkrieg zur Seite und hat sich so ein bleibendes Verdienst um die Entwicklung des Unternehmens erworben, dem er sich auch nach dem letzten Kriege, als Not am Mann war, wieder selbstlos zur Verfügung stellte.

Dann aber muß noch einmal des leider so früh verstorbenen Dr. Gerhard *Schroeder* besonders gedacht werden. Er wußte sich in den Nachkriegsjahren als Vorstandssprecher der Klöckner-Werke AG eine überragende Stellung innerhalb der deutschen Grundindustrie zu verschaffen. Den Klöckner-Werken hat er besonders in den Entflechtungsjahren und dann beim Wiederaufbau, namentlich im Zusammenhang mit der Errichtung der modernen Klöcknerhütte in Bremen, wertvolle Dienste geleistet.

Dieser kurze Abschnitt über führende Repräsentanten der Ruhrindustrie wäre unvollständig, wenn ich nicht auch einiger Männer aus der Gewerkschaftsbewegung gedächte, mit denen mich meine industrielle Arbeit in unmittelbare Berührung gebracht hat. An erster Stelle muß ich hier Hans *Böckler* nennen, der nach dem Zweiten Weltkrieg die führende Persönlichkeit und der erste Vorsitzter des neugegründeten Deutschen Gewerkschafts-

bundes gewesen ist. Mit ihm kam ich bald nach Beendigung des Krieges zu Besprechungen in kleinerem Kreis häufiger zusammen, zunächst bei dem Düsseldorfer Oberpräsidenten der ersten Nachkriegszeit, Dr. Lehr, und dann zu Aussprachen in kleinem Kreise mit industriellen Unternehmern. Böckler war bei aller Festigkeit in der Vertretung der ihm anvertrauten Interessen ein umgänglicher und liebenswerter, Respekt einflößender Mann, der stets auch bei Meinungsverschiedenheiten einen vorbildlichen Umgangston zu wahren wußte. Die früher schon erörterten Verhandlungen über das Mitbestimmungsgesetz für Kohle und Stahl standen auf gewerkschaftlicher Seite unter seiner Führung.

Sein Nachfolger im Deutschen Gewerkschaftsbund wurde mein Bundestagskollege, der SPD-Abgeordnete Walter *Freitag*. Mit ihm zurechtzukommen war nicht immer leicht, aber es gelang. Mit dem heutigen DGB-Vorsitzer Ludwig *Rosenberg* bin ich schon bald nach dem Kriege häufig zusammengelassen. Wir waren dadurch miteinander verbunden, daß wir als überzeugte Europäer manche Veranstaltung auf diesem Gebiete gemeinsam bestritten. Mit dem klugen und umgänglichen Mann kann man stets ein sachliches Gespräch führen, auch dann, wenn die Meinungen nicht übereinstimmen. Als letzter Gewerkschaftsvertreter sei noch der stellvertretende Vorsitz der Gewerkschaftsgruppe Metall, Alois *Wöhrl*, genannt, der einer meiner Stellvertreter im Vorsitz des Aufsichtsrats der Klöckner-Werke AG ist und sich in der Zusammenarbeit immer sehr bewährt hat. Mit ihm kann ich mich auch in unserer gemeinsamen bayerischen Mundart unterhalten.

Damit soll nun aber endgültig der Kreis der Akteure aus Wirtschaft, Industrie und Gewerkschaftsführung in diesem Buche geschlossen sein. Natürlich ist er mehr als unvollständig. Vermerkt sei nur noch, daß die Männer der Wirtschaft sich gegenseitig nicht selten mit humorvoller Kritik bedenken. So wird gerne, wenn von irgendeinem — natürlich nicht dem eigenen — Unternehmen die Rede ist, gefragt, was denn der Unterschied zwischen eben diesem Unternehmen und dem Eiffelturm sei. Die Antwort lautet: Beim Eiffelturm sind die größten Niete unten, bei der AG oben! Und der andere Weisheitsspruch besagt: Wenn man drei Flaschen besitzt, so macht es einen Unterschied aus, wo sie sich befinden; in einem Weinkeller ist die Zahl klein, in einem Vorstand ist sie erheblich.

Waren die fünfziger Jahre überwiegend die Zeit des Wiederaufbaus der westdeutschen Wirtschaft gewesen, so brachte die erste Hälfte des folgenden Jahrzehnts andere Aufgaben und Sorgen mit sich. Eine erhebliche dieser Sorgen betraf die Arbeitsleistung in den deutschen Betrieben wie auch

außerhalb in allen Arten von Betätigungsbereichen. Diese Arbeitsleistung war nach dem Zusammenbruch von 1945 und auf lange Jahre hinaus einzigartig gewesen und hatte mit Recht die Bewunderung der ganzen Welt hervorgerufen. Nachdem aber der Nachholbedarf allmählich gedeckt war und in den Haushalten breiter Schichten das Rundfunkgerät, der Kühlschrank und der Fernsehkasten und vielfach auch der Kraftwagen Einzug gehalten hatten — alles durchaus begrüßenswert —, machte sich in den sechziger Jahren auf Grund eines Sättigungszustandes zunehmend ein beunruhigendes Nachlassen des Arbeitseifers und der Arbeitsdisziplin fühlbar. Das konnte naturgemäß nicht ohne nachteilige Auswirkungen auf unsere wirtschaftliche Stellung bleiben.

In diesem Zusammenhang verdient die mehrfach gemachte Beobachtung Erwähnung, daß in der Industrie der USA die durchschnittliche Leistung des einzelnen Arbeiters derjenigen in den Belegschaften unserer Industrie beträchtlich überlegen ist. Dabei wirkt natürlich mit, daß der Arbeitsmarkt in den Vereinigten Staaten nicht wie bei uns überstrapaziert ist. Auch besteht dort ein wesentlich geringerer Kündigungsschutz als bei uns. In dem Grundsatz »The Customer is the Boss«, das heißt in dem Bestreben, den Abnehmer des Fabrikats zufriedenzustellen, finden sich jedoch in den USA die Sozialpartner auf einer gemeinsamen Plattform, an der es bei uns mitunter noch weitgehend fehlt.

Was bei uns nicht nachließ und vor allem von den Gewerkschaften eifrig gefördert wurde, war die ständige Forderung nach höheren Löhnen und Herabsetzung der Arbeitszeit. Kennzeichnend ist zum Beispiel, daß wir im Bereich der Montanunion in der deutschen Stahlindustrie neben den Beneluxstaaten in der Spitzengruppe mit den höchsten Effektivlöhnen und zugleich der kürzesten Arbeitszeit liegen. Daß sogar noch Anfang 1966 bei weit über einer Million Gastarbeitern und einer Geschäftsentwicklung, die die deutsche Stahlindustrie in akute Nöte hat geraten lassen, die Gewerkschaften trotz alledem auf einer ihnen in früheren, besseren Zeiten zugesagten Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich bestanden haben, läßt den Mangel an Einsicht besonders deutlich werden. Nicht genug damit: Nur wenige Monate später wurde im Kohlenbergbau, der seit Jahren um seine nackte Existenz ringt, unter Streikandrohung eine Lohnerhöhung erzwungen, die großenteils von den Zechenunternehmen getragen werden mußte. Neue, zusätzliche Verluste waren und sind die Folge. Daß dies gerade bei Kohle und Stahl möglich war, wo seit Jahr und Tag die qualifizierte Mitbestimmung der Arbeitnehmer wirksam ist, deren Ausdehnung auf weitere Bereiche der Wirtschaft mit Nachdruck gefordert wird, muß besonders nachdenklich stimmen.

Man hört manchmal vor allem von Politikern den Vorwurf, die Unternehmenseite hätte den übertriebenen Forderungen der Gewerkschaften mit größerer Festigkeit begegnen und es gelegentlich auch auf Streiks ankommen lassen sollen. Diese Kritik ist nicht unberechtigt. Doch stets, wenn bei Verhandlungen der Tarifpartner ein solcher Zusammenprall ernstlich bevorstand, war der Staat prompt zur Stelle — zuletzt bei den eben erwähnten Lohnforderungen im Kohlenbergbau —, um seine »guten« Dienste als Schlichter oder sonstwie anzubieten. Ein Schlichtungsvorschlag hat aber noch niemals etwas anderes als einen Lohnkompromiß, also eine Lohnerhöhung zum Inhalt gehabt. Wohin es aber führen kann, wenn bei Lohnforderungen auf die finanzielle Leistungsfähigkeit eines Wirtschaftszweiges keine Rücksicht genommen wird, zeigt ein Vorkommnis in den USA vom Sommer 1966, wo nach monatelangem Streik der Belegschaft ein weltbekanntes Blatt, die »New York Herald Tribune«, schließlich auf sein Wiedererscheinen verzichten und seine Pforten für immer schließen mußte, weil das Unternehmen sich den Lohnforderungen nicht mehr gewachsen sah. Damit ging eine Vielzahl von Arbeitsplätzen verloren, für die der Streik eine bessere Bezahlung hatte durchsetzen wollen. Das genaue Gegenteil dessen wurde erreicht, das Unternehmen blieb auf der Strecke.

Man hat um die Mitte der sechziger Jahre errechnet, daß nur rund zwei Stunden wöchentlicher Mehrarbeit der arbeitenden Bevölkerung in der Bundesrepublik sämtliche Gastarbeiter (mit ihrer in die Milliarden DM gehenden Devisenbelastung für unsere Zahlungsbilanz) entbehrlich machen würden. Aber gerade das sollte offenbar verhindert werden, damit die Arbeitskraft »Mangelware« bleibe, ein Ziel, dem schon die Arbeitszeitverkürzungen in der Vergangenheit wirksam gedient haben. Die Tatsache freilich, daß die überhastete Arbeitszeitverkürzung, die natürlich stets unter vollem Lohnausgleich verwirklicht wurde, die Produktionskosten stark hat anschwellen lassen und damit zu den inflationären Tendenzen wesentlich beigetragen hat, macht die wirtschaftlichen Zusammenhänge dieser Entwicklung sichtbar. Soweit der Produktionsanstieg und sein Ertrag Lohnerhöhungen rechtfertigen und ermöglichen, ist dagegen durchaus nichts einzuwenden; denn jede gute Arbeitsleistung verdient auch höchstmögliche Bezahlung. Aber immer weiter steigende Löhne und immer stärker fortschreitende Arbeitszeitverkürzungen auch da, wo die Erträge gleichbleiben oder gar rückläufig sind, stoßen zwangsläufig an Grenzen, die nicht ohne Schaden für die Allgemeinheit, und damit auch für die Arbeitnehmer, überschritten werden können.

Auch wegen eines weiteren Umstandes hat die Auseinandersetzung über Lohnfragen bei uns in jüngster Zeit eine bedenkliche Haltung

in manchen Kreisen der Öffentlichkeit und namentlich bei den Gewerkschaften zutage treten lassen. Es kann ernsthaft nicht bestritten werden, daß ein Unternehmen nur dann kreditwürdig ist und auf die Dauer lebensfähig bleibt, wenn es nicht seine vollen Erträge sogleich an die Arbeitnehmer und die Aktionäre weitergibt, sondern einen Teil hiervon zur Selbstfinanzierung der unumgänglichen Investitionen und zur Stärkung der Reserven zurückbehält. Gerade bei uns hat sich diese Reservenbildung in den Unternehmen, die ja fast durchweg nur einen recht schwachen Kapitalrückhalt haben, in den letzten, wirtschaftlich so schwierig gewordenen Jahren als bitter nötig erwiesen. Durch den Rückgang der Erlöse und den ständigen Anstieg der Kosten, die die rapide Verschlechterung unserer Wirtschaftslage wesentlich mit verursacht haben, ist jedoch eine Lage entstanden, die nicht nur einen Zuwachs an Reserven nicht mehr zuläßt, sondern eher den Rückgriff auf sie erforderlich macht. Aber sobald sich auch nur Anzeichen einer Besserung der Konjunktur und damit die Möglichkeit eines Anstiegs der Ergebnisse im Wirtschaftsprozeß abzeichnen, stellen auch schon die Gewerkschaften neue Lohnforderungen in Aussicht, um so die Ertragsverbesserungen, die sich nur langsam einstellen können, möglichst schon vorab einseitig zugunsten der Arbeitnehmer abzuschöpfen. Ein solches Verhalten muß jeden, der für die künftige Entwicklung unserer Wirtschaft mit verantwortlich ist, mit großer Sorge erfüllen.

Bei den Lohnfragen wird übrigens leicht übersehen, daß jede Lohnsteigerung für die Wirtschaft auch eine Steigerung der gesetzlichen Sozialabgaben bedeutet. Allein bei der Klöckner-Humboldt-Deutz AG, bei der dabei die Dinge nicht anders liegen als bei allen großen Gesellschaften, beliefen sich die sogenannten Arbeitgeberanteile zur Renten-, Arbeitslosen-, Kranken- und Unfallversicherung im Geschäftsjahr 1965/66 auf über 37 Millionen DM, das sind nahezu zehn Prozent ihrer gesamten Lohn- und Gehaltssumme. Dabei lassen sich die Unternehmen unserer Industrie allgemein angelegen sein, für das soziale Wohl ihrer Belegschaften Leistungen zu erbringen, die über das, was gesetzlich vorgeschrieben oder tariflich vereinbart ist, noch erheblich hinausgehen. Einige Angaben darüber, was in dieser Hinsicht im Klöcknerbereich getan wurde und getan wird, dürften vielleicht von Interesse sein.

Ein Hauptsorgenpunkt für alle großen Werke war in den ersten Nachkriegsjahren, und auch später natürlich, die Wohnungsfrage. Die Klöckner-Werke verloren durch völlige Zerstörung 1250 Werkwohnungen, während 3400 weitere teilweise zerstört wurden. Bei KHD wurden von rund 1000 Wohnungen über 750 im Kriege zerstört. Es galt also, eine beträchtliche

Wiederaufbauarbeit zu leisten. Heute verfügen die Klöckner-Werke über 13350 eigene Werkswohnungen und etwa 8000 Belegungsrechte an Mietwohnungen zugunsten von Belegschaftsmitgliedern (werksgebundene Wohnungen), KHD über 1870 eigene und 380 dazugemietete Wohnungen. Ein beträchtlicher Teil davon wurde von den Werken selbst neu gebaut. Auch Klöckner & Co hat für den Wohnungsbedarf seiner Angestellten in den letzten fünfzehn Jahren große Beträge aufgewendet.

Als weitere Bereiche sozialer Fürsorge bei Klöckner sind Werksküchen und Werksbüchereien und die Einrichtung des werksärztlichen Dienstes mit hauptamtlichen Ärzten, besonderen Unfallhilfestationen und eigenen Betriebskrankenkassen zu nennen. Dem stehen betriebshygienische und Arbeitsschutzmaßnahmen sowie Kur- und Erholungsverschickungen zur Seite. Besondere Leistungen für die Fälle von Vollinvalidität und Tod sind vorgesehen und werden ergänzt durch Leistungen an Hinterbliebene von Werksangehörigen und durch Unterstützungszahlungen bei unverschuldeten Notlagen.

Einen wichtigen Gegenstand der freiwilligen Sozialleistungen bei den Klöckner-Unternehmen bilden die Weihnachtsgratifikationen, die seit ihrer Einführung einen fast dauernd steigenden, in die Millionen gehenden Betrag ausmachen. Besondere Zuwendungen an Jubilare gehören seit Jahrzehnten zu unseren ständigen Einrichtungen. Bereits von Peter Klöckner wurde 1936 für Klöckner & Co ein Wohlfahrtsfonds gestiftet und für die Klöckner-Werke wie für KHD je eine Stiftung zur Förderung des jugendlichen Nachwuchses ins Leben gerufen.

Ein bedeutsames Kapitel in diesem Zusammenhang ist ferner das der Altersversorgung zusammen mit der Versorgung von Witwen und Waisen. Hierfür bestehen Werksrenteneinrichtungen mit ständig gestiegenen Leistungssätzen, die zusammen mit den im letzten Jahrzehnt ebenfalls wesentlich verbesserten gesetzlichen Altersrenten je nach Dienstjahren eine Gesamtleistung erreichen können, die um 65 Prozent des letzten Einkommensbetrages liegt. Allein bei den drei großen Klöckner-Unternehmen (Klöckner & Co, Klöckner-Werke, KHD) werden zur Zeit rund 11000 Empfängern jährlich Millionenbeträge zur Verfügung gestellt. Der Kreis der so Begünstigten wächst laufend, so daß auch die dafür jährlich aufzuwendenden Beträge entsprechend steigen.

Faßt man alle sozialen Aufwendungen zusammen, die im Klöckner-Bereich über die gesetzlich vorgeschriebenen Sozialleistungen hinaus in den letztvergangenen Jahren der Gesamtheit unserer Mitarbeiter zusätzlich gezahlt wurden, so ergibt sich eine Summe von durchschnittlich einhundert Millionen DM im Jahre. Daß diese Leistungen möglich waren, erfüllt alle,

die für die Leitung dieser Gesellschaften verantwortlich sind, mit Genugtuung und Stolz.

Es versteht sich, daß die Klöckner-Unternehmungen das in ihren Kräften Stehende für einen ausreichenden Nachwuchs in ihren sämtlichen Tätigkeitsbereichen tun. Beim Aufbau der Hütte Bremen ergab sich ein zusätzlicher Bedarf an angelernten Kräften, die eine Spezialausbildung bei Werken mit Anlagen der für Bremen vorgesehenen Art und bei den Lieferfirmen dieser Anlagen erhielten.

Besondere soziale Aufgaben erwuchsen auch uns seit 1959 durch die etlichen tausend Gastarbeiter, die am stärksten bei der Eisenverarbeitung ins Gewicht fallen und unter denen vor allem die Griechen eine starke Gruppe stellen. Hier galt es für die Werke, Heime mit eigenen Kochgelegenheiten und ausreichenden Gemeinschaftsräumen bereitzustellen. Ein gewisses Gegenstück dazu bildete die Entsendung einer Gruppe von etwa fünfzig deutschen Beratern und Instruktoren aus dem Bereich der Klöckner-Werke nach Ägypten, die dort etwa drei Jahre lang der Egyptian Iron & Steel Company S. A. E. beim Einfahren ihres neuen Hüttenwerkes in Heluan behilflich waren.

Zu Beginn der sechziger Jahre sah es auch politisch in Deutschland und in der Welt alles andere als beruhigend aus. Im Juni fand in Wien das Treffen zwischen Kennedy und Chruschtschow statt, das für die Hoffnungen des amerikanischen Präsidenten auf Verständigungsmöglichkeiten in der Berlin- und Deutschlandfrage eine schwere Enttäuschung und Ernüchterung bedeutete. Am 13. August folgte dann völlig überraschend die Errichtung der Ost-Berlin vom Westen der Stadt abriegelnden Mauer durch Ulbricht mit sowjetischer Rückendeckung. Die Politik der USA hatte in der Kubafrage einen schweren Rückschlag erlitten durch das klägliche Scheitern des Landungsmanövers der Exilkubaner in der Schweinebucht an der Südküste der Insel. Im Kongo und im hinterindischen Laos schwelten ernste Krisenherde fort. In Frankreich dagegen schickte sich de Gaulle an, den Algeriern nach sieben vergeblichen Kriegsjahren die Unabhängigkeit zuzugestehen, was im April den Aufstand der Generale in Algerien auslöste, der dann freilich ein schnelles Ende fand.

Diese Krisenlage stand mir vor Augen, als ich im Juli 1961 vor dem Industrie-Club in Düsseldorf einen Vortrag über das Thema »Grundfragen der Außenpolitik heute« hielt. Das gleiche Thema hatte ich schon einmal vor genau zehn Jahren vor demselben Kreise behandelt. Es war nicht ohne Reiz festzustellen, wie sich die Problemstellung auf außenpolitischem Gebiete seither fortentwickelt hatte. Grundsätzlich gewandelt hatte sich mittler-

weile unsere eigene Stellung innerhalb der westlichen Welt, indem wir die Souveränität zurückgewonnen hatten und in den Kreis der gesitteten Völker wieder aufgenommen worden waren. Aber die wichtigsten politischen Anliegen waren für uns die gleichen geblieben: die Sicherung des eigenen Staatswesens durch enge Anlehnung an den Westen und das ständige Streben nach der Wiedervereinigung.

Etwa um die gleiche Zeit, im Sommer 1961, wurde die Hundertjahrfeier des Wallraf-Richartz-Museums in Köln, der bedeutendsten Gemäldegalerie des Rheinlands, festlich begangen. Als Mitglied seines Kuratoriums und der Förderergesellschaft des Museums, die sich zum Ziele gesetzt haben, das Museum zu einem Brennpunkt des Geistes und der Kunst, ebenbürtig den großen Schwestersammlungen im Norden und Süden unseres Landes, zu entwickeln, nahm ich an diesem Jubiläum lebhaften Anteil. Dies war um so mehr der Fall, als meine Frau und ich schon seit langen Jahren selbst Sammler von Gemälden, und zwar vor allem niederländischer Meister, sind. Der hundertste Geburtstag des Museums hatte zu einer Spendenaktion Anlaß gegeben, der ein beachtlicher Erfolg beschieden war. Firmen und Privatpersonen stifteten Werke der Kunst oder auch Mittel für Ankäufe. Man hatte mich gebeten, bei dieser Jubelfeier als Sprecher der Freunde und Förderer des Museums aufzutreten. Dieser Aufgabe unterzog ich mich gerne. Ich kam dabei insofern nicht mit leeren Händen, als ich für unser altangesessenes Kölner Industrieunternehmen, die Klöckner-Humboldt-Deutz AG, nicht ohne Erfolg auf die Suche nach einer passenden Geburtstagsgabe gegangen war. Daß sich etwas Passendes finden ließ, war bei der immer stärker werdenden »Waren«-Verknappung auf dem Kunstmarkt keine Selbstverständlichkeit. Jedenfalls konnte ich dem Museum ein Gemälde, und zwar von der Hand des Salomon van Ruysdael (1602–1670), eine Niederungslandschaft mit Wasser und hohem Himmel darstellend, überreichen. Der Maler hat es in besonders glücklicher Weise verstanden, der eher bescheidenen und wenig erregenden Natur des niederländischen Flachlandes ihren Stimmungsgehalt und eine schlichte Schönheit abzugewinnen und auf die Leinwand zu bannen.

Der Herbst 1961 brachte meiner Frau und mir wieder ein bemerkenswertes Reiseerlebnis durch einen Besuch Zentral-Afrikas. Mir kam es hierbei darauf an, in jenen Ländern wegen allerlei geschäftlicher Verbindungen und Vorhaben von Klöckner ein eigenes Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen und den bestehenden Geschäftsmöglichkeiten zu gewinnen. Dazu dienten im Verlauf der Reise eingehende Besprechungen mit unseren Ver-

tretern, Besuche bei afrikanischen Ministern und sonstigen Würdenträgern und die Anknüpfung neuer Verbindungen. Abgesehen hiervon war dies aber vielleicht überhaupt die eindrucksvollste unserer großen Reisen, nicht zuletzt vom Naturerlebnis her gesehen. Unser Weg führte uns zunächst an die Westecke Afrikas, und zwar in die Republiken Senegal, Sierra Leone und Liberia, dann quer durch die ganze Breite des Kontinents in den Osten, wo wir Äthiopien und den Sudan besuchten und Kenya mit seinen Nachbarländern kreuz und quer bereisten.

In den westafrikanischen Staaten war es besonders interessant, die Unterschiede zu beobachten zwischen dem Senegal und Sierra Leone, beide kurz zuvor noch Kolonien, und dem seit über einem Jahrhundert unabhängigen Liberia, einem Land, das für mich noch ein zusätzliches Interesse als einer unserer Erzlieferanten hatte. Ein ganz anderes Bild boten Äthiopien mit seiner in zweieinhalbtausend Metern über Meereshöhe im abessinischen Hochland gelegenen Hauptstadt Addis Abeba und der anschließende Aufenthalt in Kenya. Höhepunkte unserer Reise waren dabei die Streifzüge von Kenyas Hauptstadt Nairobi aus ins Innere sowie in die benachbarten Gebiete von Tanganjika, Uganda und Ruanda-Urundi, die heute die Republiken Tansania, Uganda, Rwanda und Burundi bilden. Zu jener Zeit standen diese Länder aber noch unter britischer oder belgischer Oberhoheit, Tanganjika freilich bereits am Vorabend seiner Unabhängigkeit.

Bei unserem Besuch lernten wir diese landschaftlich besonders schönen Gebiete des schwarzen Afrika in ihrer ganzen Großartigkeit kennen. In Nairobi mieteten wir eine kleine, sechssitzige Queen Air-Maschine, mit der wir unsere Ziele anfliegen, um in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit möglichst viel zu sehen. Die Flugplätze im Landesinnern haben, abgesehen von den großen internationalen Lufthäfen, meist keine Asphaltpisten, sondern nur fest gestampften Rasenboden. Es hatte in diesem Jahr so ungewöhnlich viel geregnet, daß große Teile des Landes zu wahren Sümpfen geworden waren, und es blieb daher von Etappe zu Etappe offen, ob und wo wir landen konnten. Sichere Auskunft über den Zustand der Flugplätze war im voraus nicht zu erhalten. So flogen wir eines Morgens kurz entschlossen einfach los.

Zunächst ging der Flug in südwestlicher Richtung. Mit unserer kleinen Maschine konnte man sehr tief hinuntergehen. Wir sahen bald deutlich einen wegen seines starken Salzgehalts bunt schillernden See, den Lake Natron, der von Tausenden von Flamingos eingesäumt war. Als wir näher kamen, erhob sich ein Teil von ihnen in die Lüfte, und es war wie eine große rosafarbene Wolke unter uns.

Dann überflogen wir den Ngorongoro-Krater, eine Fläche von etwa der Größe Berlins, und entdeckten dort jegliche Kreatur aus der afrikanischen Tierwelt, darunter Büffel, Zebras, Giraffen und Elefanten. Das war in Afrika unsere erste Begegnung mit diesen Tieren in freier Wildbahn. Wir wurden schon ganz aufgeregt. Allmählich näherten wir uns dem durch Professor Grzimek, den bekannten Direktor des Frankfurter Zoos, berühmt gewordenen Naturschutzpark Serengeti.

Es schimmerte feucht vom Boden zu uns herauf, aber der Landeplatz schien genügend fest, und so gingen wir hinunter. Der Park beherbergt die größten Tierherden ganz Afrikas, und es lebt dort Großwild zu vielen Hunderttausenden. Der Wildheger des Schutzgebietes hatte uns einen Land Rover, die britische Abart des amerikanischen Jeeps, besorgt, mit dem wir in Begleitung von einigen Schwarzen in den durch den langandauernden Regen stark versumpften Serengeti-Park hineinfuhren.

Nun sahen wir die Tiere aus der Nähe, und schon bald entdeckten wir zu unserem freudigen Schreck unter einem Baum einen Löwen mit mehreren Löwinen unmittelbar an unserem Fahrweg liegen. Es war ein faszinierendes Bild und sah eigentlich ganz friedlich aus. Aber unser Fahrer warnte uns und meinte, nur im Auto sei man sicher, wobei man sich aber ruhig und still verhalten müsse. Zahlreiche Geier, der Löwen Tischgenossen, hatten in der Nähe in Erwartung einer ergiebigen Mahlzeit aufgebaumt. Querfeldein fuhren wir weiter, und plötzlich saßen wir im Schlamm fest. Keine noch so große Anstrengung der Schwarzen vermochte uns wieder flott zu bekommen, der Land Rover versank nur noch tiefer. Unbekümmert um die wilden Tiere lief einer unserer Begleiter auf kürzestem Wege zur Station zurück und holte einen leichteren Geländewagen. Dann trugen sie uns einen nach dem anderen in das neue Gefährt hinüber; hätten wir gehen wollen, wären wir bis über die Knie eingesunken, was nur nackten Negerbeinen weiter nichts ausmacht. Wir kehrten zu unserer Maschine zurück und setzten unseren Flug über den riesigen Victoriasee hinweg nach Entebbe fort.

Entebbe, am Nordufer des Victoriasees gelegen, ist ein hübscher und gepflegter Ort mit schönen, großzügigen Regierungsgebäuden und Parks in englischem Stil. Auf dem Flugplatz waren kurz vor uns schwedische Rotkreuz-Maschinen aus dem Kongo gelandet. Es war die Zeit der schweren Kämpfe dort, und die weiblichen Hilfskräfte erzählten von schlimmen Erlebnissen.

Da wir vor Dunkelheit unser Tagesziel, das Royal Lodge-Hotel am Victoria-Nil, unweit der berühmten Murchison-Wasserfälle, erreichen wollten, flogen wir bald wieder weiter. Auf diesem letzten Wegstück waren wir geradezu überwältigt von den riesigen Elefantenherden unter uns. Man sagt, diese Gegend sei die an Elefanten reichste ganz Afrikas. Auch auf unserem Landeplatz hielt sich gerade eine Elefantenherde auf und bequeme sich erst dazu weiterzuziehen, nachdem wir ein paarmal im Tiefflug heftig hupend über sie hinweggestrichen waren.

Das Royal Lodge ist ein in Einsamkeit gelegenes Gasthaus mit mehreren Bungalows hoch über dem Nil. Der Wirt, der uns dort mit dem Land Rover absetzte, sagte uns, daß wir bei Dunkelheit nicht zu Fuß in das zweihundert Meter entfernte Haupthaus hinübergehen sollten; er werde uns in einer Stunde mit dem Wagen zum Essen abholen. Nach einem Bad, dessen Wasser aus dem Nil kam und nur nach Beimischung einer scharf riechenden, mikrobentötenden Flüssigkeit benutzt werden durfte, wollte ich doch das kleine Stück bis zum Hotelchen hinüber zu Fuß gehen; da kam auch schon der Wagen. Wir überzeugten uns nun selbst, daß dieser nur kurze Weg des Nachts lebensgefährlich ist. Man sah aus dem Gebüsch das Funkeln der Augen wilder Tiere und hörte das Heulen der Hyänen. Am nächsten Morgen hingegen konnte man zu Fuß zum Gasthof gehen, und nichts verriet das Leben der Nacht.

In der näheren und weiteren Umgebung von Royal Lodge waren wir wiederum von der Fülle der afrikanischen Tierwelt umgeben. Elefanten begegnete man

fast auf Schritt und Tritt. Zum Inventar des Hotels gehörte eine Zeitlang ein »Hauselefant«, zu diesem Rang erhoben, weil er sich selbst offensichtlich als dazugehörig empfand. In der Frühe fungierte er als Wecker, indem er pünktlich sein Morgenlied in die Landschaft hinaus trompetete. Eines Tages entdeckte er unter einem Kraftwagen eine Kiste Orangen, die er sogleich mit Stumpf und Stiel verpeiste. Leider hatte das zur Folge, daß er von da an unter jedem Auto Orangen vermutete und immer, wenn er eines solchen Gefährts ansichtig wurde, dieses mit seinem kräftigen Rüssel einfach umlegte, um zu den erwarteten Leckerbissen zu gelangen. Das Abstellen von Autos bereitete seither einige Schwierigkeiten.

Am Victoria-Nil, auf dem wir mit einem größeren Motorboot zu den Murchison-Fällen fuhren, tummelten sich ganze Nilpferdfamilien im Wasser und am Ufer, ausgesprochen häßliche Tiere; vom Großpapa bis zu den Säuglingen war alles unterwegs, wobei sich die Muttertiere bei unserer Annäherung zur Verteidigung ihrer Kleinen kampfentschlossen aufbauten. Zahllose Krokodile von unwahrscheinlichen Ausmaßen lagen mit oft weit aufgesperrem Rachen unbeweglich im Schlamm und verfolgten uns mit bösen Augen, zogen es bei unserer Annäherung aber doch vor, sich ins Wasser zu verziehen. Es sind dies die letzten großen Kolonien von Krokodilen, die in ganz Afrika noch zu finden sind. Seltsame Vögel flogen, in allen Farben schillernd, über uns hinweg. Es girrte, surrte und dröhnte in allen Lauten, eine wahrlich fremde Welt.

Selbst eine gedrängte Erzählung unserer Natur- und Tiererlebnisse auf diesen Streifzügen in Ostafrika wäre unvollständig, wenn nicht auch unseres kurzen Aufenthaltes in dem berühmten Treetops-Hotel gedacht würde. Es liegt am Fuße des zweithöchsten Berges Afrikas, des Mount Kenya, inmitten eines Tropenwunders von Pflanzen und Tieren, wie es wohl kaum irgendwo in der Welt seinesgleichen gibt. Zusätzlich bekannt geworden ist dieses »Hotel« 1952 dadurch, daß die englische Prinzessin Elizabeth in der Nacht ihres dortigen Besuchs die Nachricht vom Tode ihres Vaters, des englischen Königs, erhielt, dem sie dann als Trägerin der britischen Krone nachfolgte. An einem mit Mineralien angereicherten Teich, an dem sich das Wild beim Mondenschein mit Vorliebe ein Stelldichein gibt, liegt das in eine Gruppe von Baumkronen hineingebaute Hotel zwei Stockwerke übereinander mit überdachten Veranden und flachem Dach samt einem darauf als Mond drapierten kräftigen Scheinwerfer, der zur Beobachtung während der Nacht die Szene erleuchtet. Treetops verfügt im Hauptstock über einen geräumigen Wohn- und Eßraum; an ihn schließt sich ein Gang an, zu dessen beiden Seiten sich die schlafkojenartigen Zimmer befinden. Rundherum laufen Veranden, die gegen das Licht von innen abgeblendet sind und auf denen ausgediente Pullmansessel nebeneinandergereiht stehen. Von dort aus kann man mit oder ohne Glas das Wild beobachten, das von der Anwesenheit von einem oder zwei Dutzend Menschen in seiner nächsten Nähe offenbar nichts ahnt.

Voller Spannung warteten wir nun, was geschehen würde. Zuerst erschienen Paviane, Gazellen und Antilopen, Wasserböcke und Warzenschweine. Dann tauchte sichernd ein riesiger Elefantenkopf aus dem Dickicht auf, nach einiger Zeit gefolgt von einer ganzen Herde. Man wußte bald nicht mehr, wohin man schauen sollte: zu der Elefantenmutter, die ihr kleines, tolpatschiges und im Schlamm halb versunkenes Baby mit dem Rüssel wieder herausstupste, zu dem Büffel, der die Warzenschweine in die Flucht schlug, zu den Rhinozerosen, den für den Menschen wohl gefährlichsten Tieren Afrikas, richtigen Urweltungeheu-

ern, denen die dicke Haut wie ein Sack um den Leib hängt und die wie wildgewordene Lokomotiven aufeinander losstürmten und unter Getöse, daß das ganze Haus dröhnte, um den besten Futterplatz kämpften. Immer neu und immer abwechslungsreicher gestaltete sich das Bild. Wir konnten uns so schwer von diesem urwüchsigen Geschehen trennen, daß wir uns erst gegen Morgengrauen, als das Wild sich wieder in den Dschungel zurückzog, kurz zum Schlafen niederlegten.

Auf der Rückfahrt nach Nairobi überquerten wir mit dem Wagen an einer Stelle der Landstraße den Äquator. Ein Schild macht den Autofahrer auf das Ereignis gebührend aufmerksam. So hatten wir nun diesen Breitengrad 0 zu Wasser, in der Luft und jetzt auch auf dem Lande gekreuzt.

Bei Nairobi gibt es ebenfalls einen berühmten Nationalpark, dessen Einfahrt nur etwa zehn Kilometer von der Stadt entfernt ist. Der Park besteht überwiegend aus Grassteppe und Baumsavanne, und sein Tierreichtum ist kaum weniger beachtlich als anderswo. Giraffen, mit dem Rhinoceros die wohl am meisten vorsintflutlich anmutenden Tiere, waren allenthalben zu sehen, ebenso wilde Rinder, der gefährliche Büffel und große Zebraherden, die über die Steppe galoppierten. Plötzlich bemerkten wir, wie unweit von unserem Fahrweg zwei Zebras äsend hinter der Herde zurückblieben, während ganz dicht bei unserem Land Rover aus dem hohen Steppengras eine Löwin geduckt hervorschlich. Eine zweite, eine dritte, eine vierte erschienen, und im Kreis umzingelten sie die unglückseligen, noch ahnungslosen Tiere. Wir hätten sie gerne gewarnt. Immer enger wurde der Kreis. Gebannt, erregt, voller Mitleid sahen wir den unentrinnbaren Tod der Zebras vor uns. Da merkten auch sie die Gefahr. Für eines von ihnen war es zu spät. Die Löwin, die am nächsten war, schnellte urplötzlich nach vorne und raste hinter dem Tier her, während die anderen Löwinnen ihm den Weg verlegten. Die Entfernung wurde immer kleiner, dann konnte das Zebra wieder etwas Abstand gewinnen, so daß wir schon Hoffnung schöpften für das um sein Leben rennende Tier. Bald war es aber doch eingeholt; ein letzter gewaltiger Satz der Löwin, und ein durchdringender Schrei entrang sich der armen Kreatur. Wir fuhren weiter. Als wir auf dem Rückwege wieder an dem Platz vorbeikamen, zählten wir vierzehn Löwen beim Mahle. Vor allem hatten sich nun auch die Löwenjungen eingefunden, die nach Futter verlangten. In einiger Entfernung warteten Hyänen auf die Überreste.

Es ist äußerst selten, daß ein Mensch jagende und ein Tier reißende Löwen erlebt. Die Tierwelt von Kenya hatte uns die ganze Schönheit und Grausamkeit der Natur offenbart.

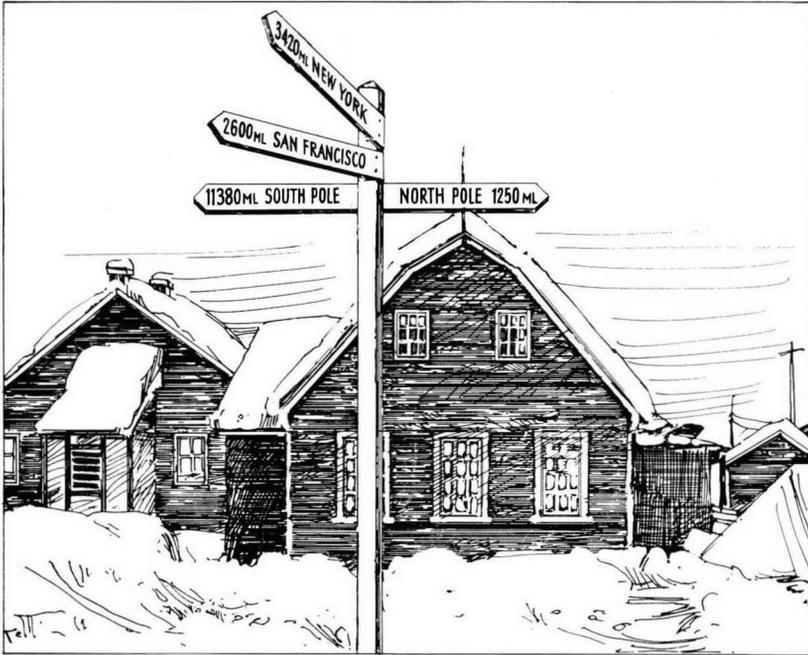
Unsere afrikanische Rundreise nahm ihr Ende mit einem Besuch der sudanesischen Hauptstadt Khartum am Zusammenfluß des Weißen und des Blauen Nils. Dort halfen wir eine deutsche Industrieausstellung eröffnen und machten im Ausstellungsstand von Klöckner-Humboldt-Deutz beim Besuch des sich interessiert zeigenden Präsidenten des Landes, General Ibrahim *Abboud*, die Honneurs.

Unser Besuch in Afrika fand insofern zu einem interessanten Zeitpunkt statt, als am Anfang der sechziger Jahre der breite Ländergürtel zwischen dem arabischen Norden und dem unter weißer Herrschaft verbliebenen Süden sich gerade im Übergang zur vollen Eigenständigkeit befand. Alle

Länder, die wir besuchten, hatten — abgesehen von Liberia und Äthiopien, das ja seit den Tagen des Altertums und mit nur kurzer Unterbrechung durch Mussolinis Besetzung ein unabhängiger Staat war — teils erst kürzlich ihre Unabhängigkeit erlangt, teils standen sie unmittelbar davor. Vergewärtigt man sich, daß es zu Beginn unseres Jahrhunderts im ganzen Afrika nur drei selbständige Staaten: Abessinien (wie man früher Äthiopien nannte), Liberia und Marokko gegeben hatte, von denen Marokko wenige Jahre später seine Unabhängigkeit auch noch an Frankreich verlor, so ermißt man die ganze Bedeutung des geschichtlichen Wandels, den die beiden Weltkriege und mit ihnen das Ende der Kolonialzeit für den schwarzen Kontinent mit sich gebracht haben.

Der große politische Umbruch in Afrika hat freilich den Erdteil in fast ein halbes Hundert verschiedener Gebiete aufgespalten, darunter viele Zwergstaaten von wenigen Millionen oder sogar nur Hunderttausenden Einwohnern. In den vorangegangenen Jahrzehnten hatte es dort immerhin einige große, sich teilweise ergänzende Wirtschaftseinheiten gegeben. Heute erzeugen die meisten dieser Länder zwar zahlreiche tropische Produkte, aber nicht genügend Lebensmittel, um sich selbst ausreichend ernähren zu können, ein Mißstand, der sich mit der raschen Bevölkerungszunahme noch verschärft. Die Afrikaner sind sich der Nachteile dieser Aufsplitterung zwar bewußt und haben auch manchen Anlauf zu engerem Zusammenschluß genommen. Sie sind damit aber nicht weit gekommen, weil das Bestreben nach Eigenständigkeit gerade auch kleiner Länder, wie sie die Kolonialmächte recht willkürlich geformt hatten, dem entgegensteht. Selbst der Teilschlus zu einer Föderation, den der Senegal und Mali 1959 vornahmen, brach schon nach nur zwei Monaten als unabhängiges Staatsgebilde wieder auseinander.

Was in allen diesen Ländern noch fehlt, ist eine genügend breite, führende geistige Oberschicht, weil die einstigen Kolonialherren keine solche heranbilden konnten oder wollten. Es mangelt zwar nicht an einzelnen, die sich zu Führerpersönlichkeiten aufgeschwungen haben, wie Senghor in Senegal, Sekou Touré in Guinea, Nkrumah in Ghana, Kenyatta in Kenya und Nyerere in Tanganjika (dem heutigen Tansania). Nkrumahs Herrschaft in Ghana endete freilich schon Anfang 1966 mit einem jähen, ihn selbst völlig überraschenden Sturz. Im übrigen ist aber, wer nur Lesen und Schreiben gelernt hat, bereits erheblich emporgehoben über den allgemeinen Stand. Über wirkliche Bildung verfügen nur ganz wenige. Noch heute sind an der Universität in Dakar, der Hauptstadt des Senegal, die Professoren in der großen Mehrzahl Franzosen. Zudem werden in Afrika unzählige Sprachen gesprochen, und diese sind wieder in stark voneinander abwei-



Wegweiser in Point Barrow, der nördlichsten Festlandsiedlung Nordamerikas; nur von Eskimos bewohnt

Eskimo in Point Barrow mit Kajak (aus Seehundsfell)





Flamingos am Lake Natron in Kenya 1961

Löwen in freier Wildbahn im Serengeti-Naturschutzpark





Der Verfasser fröstelnd am Äquator in Kenya

Das berühmte Treetops-Hotel beim Mount Kenya





Besprechung im Gästehaus des Mitsui-Konzerns in Tokyo 1962 – Siehe S. 246/247

Mit einer lächelnden Geisha



chende Dialekte aufgespalten. Fast alle fünfzig bis hundert Kilometer gibt es eine Sprachgrenze. Paradoxe Weise sind so die Sprachen der früheren europäischen Mutterländer, das Englische und das Französische, selbst in den kleineren Staaten das einigende Element. Keine Parlamentssitzung ist ohne den Gebrauch einer dieser beiden Sprachen denkbar, jedenfalls nicht in den Staaten Westafrikas. Wenn ein Einheimischer gegen seine ehemaligen Kolonialherren vom Leder ziehen will, muß er sich ihrer Sprache bedienen. Anders ist es natürlich im Kaiserreich Äthiopien, wo das Amharische Regierungssprache ist.

Sehr bedacht ist der schwarze Afrikaner auf sein persönliches Ansehen. Besonders der Besitz von zahlreichem Vieh verleiht solches Ansehen, noch mehr der von vielen Frauen. Ebenso verschafft Korpulenz, wie vielfach auch im Orient, Achtung — ein Traumland für Wohlbeleibte! Politisch ist der jähe Sprung aus der Kolonialzeit und den engen Stammesverbänden in die Staatengemeinschaft des 20. Jahrhunderts für viele afrikanische Länder natürlich ein nur schwer lösbares Problem. Die alten Kolonialmächte bleiben für alles, was an neuer staatlicher Form europäisch-amerikanischen Musters entstanden ist, das zunächst einmal nachgeahmte Vorbild, auch wenn der Begriff Kolonialismus für die Afrikaner gleichbedeutend ist mit der Unterdrückung der Schwarzen durch die Weißen und wenn von wirklicher Demokratie bei den meisten von ihnen trotz der Veranstaltung von Wahlen noch kaum die Rede sein kann. In der Regel suchen die Führer der zur Regierung gelangten Gruppe ihre Partei zur Staatspartei und alle anderen Parteien mundtot zu machen. Mitunter reißt auch das Militär die Macht einfach an sich.

Unter unseren Reiseeindrücken war wohl mit der bezeichnendsten, daß von den besuchten Ländern offenbar Liberia und Äthiopien am wenigsten weit entwickelt sind — einfach deshalb, weil sie keine Lehrmeister gehabt hatten, die sich ihre kolonialen Kinder auch etwas kosten ließen. Hat man einmal diese Beobachtung gemacht, so weiß man, daß die Europäer sich vieler ihrer Leistungen in diesen Ländern keineswegs zu schämen brauchen. Gewiß stehen dem manche und zum Teil recht erhebliche Unterlassungssünden gegenüber, vor allem auf dem Gebiet des Schulwesens. Sie wurden besonders offenbar, als diese weiten Kolonialgebiete sich so schnell und übergangslos der Notwendigkeit gegenüber sahen, sich selbst regieren zu müssen und dies nach europäischen Vorbildern, was aus soziologischen Gründen in Afrika vielfach von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Dabei zeigte sich, wenn auch in unterschiedlichem Maße, daß meist versäumt worden war, rechtzeitig führende Schichten heranzubilden. Diese Unterlassungssünden traten vor allem im Kongo zutage, wo der jähe Übergang zur Unabhängigkeit binnen kürzester Frist in ein Chaos ausartete.

Ob im Ergebnis die Weißen oder die Schwarzen von der Kolonialzeit den größeren Gewinn davongetragen haben, läßt sich allgemeingültig kaum feststellen. Der Vorwurf einseitiger Ausbeutung, den die Afrikaner gern vorbringen, besteht jedenfalls zu Unrecht, denn der Aufwand für die Kolonien war oft höher als das, was sie einbrachten. Man braucht nur etwa in Dakar oder Nairobi zu sehen, welche Investitionen die Franzosen und die Briten für diese Städte aufgebracht haben, deren Nutznießer dann jene Länder wurden, deren Hauptstädte sie heute sind. Aber hilfebedürftig werden die afrikanischen Staaten noch lange bleiben, und das führt ihre Abgesandten immer wieder in die Regierungsgebäude der Industriestaaten. Ob sie die Hilfe von Washington oder von Bonn, von Moskau oder auch von Peking bekommen, spielt für sie nur eine untergeordnete Rolle.

In dieser Hinsicht muß man sich immer vor Augen halten, daß die europäischen Probleme die afrikanischen Politiker im Grunde überhaupt nicht interessieren. Was etwa die Sowjetrussen in Europa tun, ist für sie eine Angelegenheit der Weißen, die diese unter sich ausmachen müssen. Das gilt auch für die Deutschlandfrage. Dafür wäre bei ihnen vielleicht noch eher Verständnis zu wecken, wenn wir nicht von »Wiedervereinigung«, sondern von »Selbstbestimmung« und »Befreiung von Fremdherrschaft« sprächen. Denn das sind ihnen geläufige Vokabeln.

Das Jahr 1962 begann für mich mit einem persönlichen Jubiläum: Am 2. Januar konnte ich auf 25 Jahre Tätigkeit im Hause Klöckner zurückblicken. Genau ein Vierteljahrhundert zuvor war ich in der Berliner Filiale von Klöckner & Co erschienen, um mich durch Herrn Neumann, den Leiter dieser Filiale, in die Geheimnisse des Stahlhandels einführen zu lassen. Aus Anlaß dieses Gedenktages gingen mir aus dem Klöckner-Bereich und von Freunden zahlreiche Glückwünsche zu. Für mich war der Tag weniger ein Anlaß zum Jubilieren als zur dankbaren Erinnerung daran, daß in diesem Vierteljahrhundert auf ein Jahrzehnt des herannahenden Zusammenbruchs und seiner Folgen immerhin fünfzehn Jahre des Wiederaufbaus gefolgt waren, in denen es gelungen war, die Klöckner-Gruppe unbeschädigt wieder zusammenzuführen und so weiterzuentwickeln, wie sie heute dasteht. Wie viele von denen, die nur knapp eine Generation älter waren als ich, hatten die umgekehrte Reihenfolge hinnehmen müssen, nämlich die Zerstörung ihres Lebenswerkes durch die von Hitler heraufgeführte Katastrophe!

Zu einer Arbeitsentlastung für mich kam es freilich auch jetzt nicht. Schon der folgende Monat brachte mir im Gegenteil durch die Berufung zum Mitglied des Kuratoriums der neu gegründeten »Stiftung Volkswagenwerk« ein sehr ansehnliches Quantum zusätzlicher Inanspruchnahme. Zweck der

Stiftung und Umfang der verfügbaren Förderungsmittel erschienen mir aber so bedeutsam, daß ich mich der Mitarbeit nicht entziehen wollte. Die Stiftung wurde 1961 vom Bund und dem Land Niedersachsen im Zusammenhang mit der Umwandlung der Volkswagen GmbH in eine Aktiengesellschaft und der teilweisen Privatisierung dieses Unternehmens durch die Ausgabe sogenannter Volksaktien errichtet. Der Verkaufserlös dieser Aktien bildet die Hauptgrundlage des Stiftungsvermögens, wobei zu den Erträgen hieraus noch die Dividenden aus dem im Staatsbesitz verbliebenen Teil des Aktienkapitals treten. Als Zweck der Stiftung wurde die Förderung von Wissenschaft und Technik in Forschung und Lehre festgelegt. Über die Verwendung der Mittel – bisher rund einhundertzehn Millionen DM jährlich – hat ein aus vierzehn Mitgliedern bestehendes Kuratorium zu beschließen, von denen sieben der Bund und sieben das Land Niedersachsen beruft.

Im Februar 1962 traten wir vierzehn Kuratoriumsmitglieder in Hannover zu unserer ersten Sitzung zusammen. Zwei von uns waren Politiker (der Ministerpräsident und der Kultusminister von Niedersachsen), einer Staatssekretär in Bonn, fünf Universitätsprofessoren, vier Industrielle, der Vorsitz des Deutschen Gewerkschaftsbundes und der Hauptgeschäftsführer der Friedrich Ebert-Stiftung. Wenn auch zunächst eine Bestandsaufnahme über die Finanzlage und grundsätzliche Erörterungen über den einzuschlagenden Weg bei der Verteilung der Mittel im Vordergrund standen, mußte doch sogleich mit der Förderungsarbeit selbst, d. h. mit der Bewilligung von Beihilfen und Zuschüssen, begonnen werden. Informierte Antragsteller hatten teilweise schon im Jahr zuvor ihre Wunschlisten zusammengestellt und jetzt eilig vorgelegt. Die Stiftung orientierte ihre Arbeit zunächst einmal – und dies bis auf den heutigen Tag – an den gestellten Anträgen, obschon diese natürlich keineswegs einen repräsentativen Querschnitt des Bedarfs der wissenschaftlichen Welt darstellen konnten.

Dabei dauerte es einige Zeit, bis es sich herumgesprochen hatte, daß hier erhebliche Förderungsbeträge bereitstanden. Dann allerdings setzte eine ständig steigende Flut von Förderungsgesuchen ein, die die Geschäftsstelle und die Kuratoriumsmitglieder kaum noch bewältigen konnten. Die Zahl der Anträge war allmählich so gestiegen, daß einmal auf einer der Kuratoriumssitzungen über nicht weniger als 160 Einzelfälle beschlossen werden mußte. Sie wurden mit umfangreichen Unterlagen vorher in Umlauf gesetzt und mußten von uns durchgearbeitet werden. Allein auf dieser einen Sitzung ergab sich ein Bewilligungsbetrag von sechzig Millionen DM.

Es erschien mir von vornherein wichtig, daß das Kuratorium im Laufe der Zeit zu einer gewissen Schwerpunktbildung und zu einer eigenen Konzeption gelangte und sich nicht in unzählige Einzelvorhaben unter Verzicht

auf ein wohldurchdachtes eigenes Programm verzettelte. Ein solcher Weg ist bis heute leider noch nicht besritten worden. Dabei soll nicht verkannt werden, daß sich im Laufe der Zeit gewisse Schwerpunkte von selbst herausgebildet haben. Das galt zum Beispiel für die Beschaffung moderner Großgeräte für die naturwissenschaftliche und medizinische Forschung, die Wohnraumbeschaffung für Gastprofessoren, das Stipendienwesen, das sogenannte programmierte Lernen und bestimmte wissenschaftliche Einzelvorhaben wie die Förderung historisch-kritischer Gesamtausgaben der großen deutschen Komponisten. Auf diesen und anderen Gebieten hat die Stiftung mit teilweise sehr erheblichen Mitteln eingreifen und wesentliche Hilfe leisten können.

Als besonders anregend erwies sich ein kurzer Besuch, den einige Mitglieder des Kuratoriums und der Geschäftsstelle, darunter auch ich, im Frühjahr 1965 den großen amerikanischen Stiftungen auf deren Einladung hin abstatteten. Besucht wurden die Ford und die Rockefeller Foundation sowie die Carnegie Corporation in New York und die National Science Foundation, eine staatliche Stiftung, in Washington. Überall wurden wir von den leitenden Herren mit größter Bereitwilligkeit zu eingehenden Auskünften und gegenseitigem Gedankenaustausch empfangen.

Vor allem eindrucksvoll empfand ich den diese Stiftungen beherrschenden echt amerikanischen Pioniergeist. Zu den Grundsätzen der Rockefeller Foundation gehört es, an bestimmten Förderungsbereichen nicht zu lange festzuhalten, weil dies den »imaginative effort« behindern würde. Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Ideen und Programmen »in terms of intellectual adventure« ist das, was man anstrebt und was bei der Bewilligung von Mitteln zugrunde gelegt wird. In den ersten fünfzehn Jahren ihres Bestehens hat sich die 1913 gegründete Rockefeller Foundation gemäß dem Leitsatz des alten Rockefeller, »to cure evils at their source«, sehr nachdrücklich der Aufgabe gewidmet, eine Reihe von Infektionskrankheiten wie Malaria, Gelbfieber und die Hakenwurmkrankheit an der Wurzel zu bekämpfen, und dabei erstaunliche Erfolge erzielt. Man zeigte uns auch einen eindrucksvollen Film über die Bemühungen, durch beträchtliche Erhöhung der Reiserzeugung in Süd- und Ostasien dem Hunger entgegenzutreten. Ebenso gehört es bei der Ford Foundation zu den Grundsätzen für die Bewilligung von Mitteln, innerhalb der eigenen Verwaltung Gedanken und Projekte zu entwickeln wie auch überragende Leistungen ausfindig zu machen und zu fördern sowie Untersuchungen zu unterstützen, die für die Zukunft Bedeutendes erwarten lassen.

Von alledem können wir für unsere jungen deutschen Stiftungen, die noch an organisatorischen Kinderkrankheiten leiden, viel lernen. Weniger

nachahmenswert ist es allerdings, daß die Verwaltungen der großen amerikanischen Stiftungen sich zu wahren Mammutgebilden entwickelt haben, jedenfalls gemessen an dem bescheidenen Umfang der Geschäftsstelle unserer Stiftung Volkswagenwerk. Aber das betrifft nur die äußere Seite. Wichtiger ist, daß man auch bei uns sich stärker vorwagt auf das Gebiet des »intellektuellen Wagesstücks«. Die Einsicht, daß eben dies die Aufgabe einer Stiftung sein müsse, weil es hierfür kaum staatliche Haushaltsmittel geben kann, ist bei uns bislang nicht wirklich durchgedrungen. Dabei kennen doch auch wir Probleme genug, deren die Menschheit noch nicht Herr werden konnte, bei denen aber, wenn große, anderswo nicht verfügbare Mittel aufgewendet werden, wesentliche Fortschritte möglich sein dürften. Daß es im Bereiche der Medizin solche Möglichkeiten gibt, hat schon das bereits erwähnte Beispiel der Malaria- und Gelbfieberbekämpfung durch eine amerikanische Stiftung gezeigt. Es sollten sich also Schwerpunkte wohl finden lassen, für die geeignete Bearbeiter sich abzeichnen und die mit den Mitteln unserer Stiftung eine tatkräftige Förderung erfahren könnten. Natürlich bieten sich solche Vorhaben nicht nur in der Medizin an. Es gilt, um ganz willkürlich weitere Möglichkeiten anzudeuten, bessere Mittel zur Verringerung von Gefahren zu finden, die zum Beispiel der Verkehr im Nebel mit sich bringt, wobei auch an die Behinderung des Flugverkehrs zu denken ist. Ein großes Thema könnte die Sicherstellung des Wasserbedarfs der so rapide wachsenden Menschenmassen auf unserem Erdball sein, zumal in den industriellen Ballungszentren. Des Hauptproblems dabei, der Entsalzung des Meerwassers, haben sich freilich schon seit über einem Jahrzehnt die Amerikaner tatkräftig angenommen, und noch im Sommer 1965 hat Präsident Johnson wegen der Krise der Wasserversorgung New Yorks und des Nordostens der Union in einem Gesetzentwurf dafür beträchtliche weitere Mittel vorgesehen. Neben der Umwandlung von Salzwasser in Süßwasser stellen sich der Wasserwirtschaft auch noch andere dringliche Probleme wie die Einschränkung der gewaltigen Verdunstung der Stauseen und nicht zuletzt die Reinigung und Reinerhaltung unserer Ströme und Seen, deren Unsauberkeit ja heute jeder Beschreibung spottet. Auch die Bekämpfung des Lärms wäre wahrscheinlich ein lohnendes Förderungsprojekt.

Das sind nur einige Gedanken, und es wäre, wie ich meine, des Schweißes der Edlen wert, aus solchen oder anderen Problemen Forschungsvorhaben zu entwickeln, denen nur eine Finanzierungsquelle wie die der Volkswagenstiftung, die über nach deutschen Maßstäben ungewöhnlich große Summen verfügt, zum Erfolg verhelfen könnte. Wenn man sich nur auf die Bewältigung des Papierbergs von Anträgen beschränkt, werden nach

meinem Dafürhalten die großen, ja einmaligen Möglichkeiten, die sich hier bieten, nicht ausgeschöpft. Mein Wunsch ist es jedenfalls, daß die Stiftung Volkswagenwerk vor allem in dieser Richtung ihre Wirkungsmöglichkeiten erweitern und konkretisieren möge.

Was mich persönlich betraf, so mußte ich freilich darauf verzichten, mich nach Ablauf des fünfjährigen Turnus, als satzungsgemäß eine Neuberufung des Kuratoriums zu erfolgen hatte, erneut zur Verfügung zu stellen. Es war mir unmöglich, die außerordentlich große damit verbundene Arbeitsleistung abermals für fünf Jahre auf mich zu nehmen.

Im Herbst 1962 flogen wir zur Taufe unseres ersten Enkels nach Tokyo, wo unsere Tochter Sylvia mit ihrem Mann seit ihrer Verheiratung lebte. Wir verbanden die Reise mit einem kurzen Urlaubsaufenthalt, zum größeren Teil in dem prachtvoll gelegenen Hotel Kawana, wenige Autostunden südlich der Hauptstadt, mit herrlichem Blick übers Meer und zwei großartigen Golfplätzen. Den Aufenthalt in Tokyo benützte ich zu einem Zusammentreffen mit den leitenden Herren des Hauses Mitsui, mit dem wir gerade über die gemeinsame Errichtung und den Betrieb einer kleinen Motorenfabrik im Gespräch waren. Meine liebenswürdigen Gastgeber begrüßten und bewirteten mich in ihrem gepflegten Empfangshaus. Es waltet dort ein hervorragender Küchenchef seines Amtes, dessen Vorliebe es ist, die ausländischen Gäste des Hauses Mitsui mit den Spezialitäten ihres eigenen Landes zu beköstigen. So bekam ich neben manchem anderen auch Schweinebraten mit Würstchen und Sauerkraut in bester heimischer Zubereitung vorgesetzt.

Bei den Verhandlungen mit unseren japanischen Geschäftsfreunden bereitete nur die eine Frage wirkliche Schwierigkeiten, daß nach dortiger Gepflogenheit bei allen in Japan betriebenen Unternehmungen die Mehrheit in einheimischen Händen sein muß. Wir waren zwar bereit, auf einen Mehrheitsbesitz zu verzichten, wollten aber doch auch nicht unter 50 Prozent gehen. Als nur wenige Wochen später der damalige japanische Ministerpräsident, Herr Hayato *Ikeda*, zum Besuch in der Bundesrepublik weilte und auf meine Einladung hin einen Vortrag vor der Gesellschaft für Auswärtige Politik in Bonn hielt, benützte ich die Gelegenheit des Abendessens vor dem Vortrag, um mit ihm über diese auch andere deutsche Unternehmungen berührende Schwierigkeit zu sprechen. Ich wies darauf hin, daß in den alten europäischen Industrieländern Unternehmungen im Mehrheits- oder auch im vollen Besitz von Ausländern an der Tagesordnung seien und wir nicht das geringste dagegen einzuwenden hätten. Jederzeit könne auch eine im alleinigen Eigentum von Japanern stehende Fabrik in

Deutschland betrieben werden. Der hohe Gast hörte sich diese Sache mit Aufmerksamkeit an. Ich weiß nicht, ob er nach seiner Rückkehr darauf Einfluß genommen hat. Jedenfalls konnte bald darauf unser Problem durch ein beide Seiten befriedigendes Kompromiß geregelt werden. Die Fabrik hat inzwischen ihre Produktion aufgenommen und beliefert ihre Kunden mit einem modernen Dieselmotor.

In politischer Hinsicht war im Jahre 1962 besonders bemerkenswert, daß die durch die Römischen Verträge von 1957 ins Leben gerufene Europäische Wirtschaftsgemeinschaft einen ganz ungewöhnlichen Hochstand ihres Ansehens erlebte. Seit Großbritannien im Sommer 1961 seinen Beitrittswunsch erklärt hatte, drängten sich geradezu die Anwärter für einen Beitritt zur EWG oder eine »Assoziation« mit ihr im Brüsseler Wartezimmer. Sie mußten sich gedulden, denn man hatte beschlossen, zunächst einmal den Versuch zu machen, mit England ins reine zu kommen. An der Diskussion hierüber habe auch ich mich beteiligt. Von wichtigeren Gelegenheiten dieser Art sei neben Vorträgen vor einem Journalistenkreis im Ruhrgebiet, in Baden-Baden und München vor allem eine Veranstaltung erwähnt, die Anfang 1962 im Londoner Chatham House (der britischen Gesellschaft für Auswärtige Politik) stattfand, wo ich über das Thema »A German View of European Integration« gesprochen habe. Es war eine Vortragsreihe, in der jeweils ein britischer, französischer und deutscher Redner zu diesem Thema einen Abend bestritt.

Gerade damals war in England der Meinungsstreit über die Beitrittsfrage besonders lebhaft. Ein angesehener britischer Wirtschaftswissenschaftler, Professor Sir Roy Harrod in Oxford, hatte zum Jahresbeginn 1962 in der »Times« die These vertreten, der Handel mit den Commonwealth-Ländern sei für Großbritannien weit wichtiger als der mit den EWG-Ländern; man solle den Armen mehr abkaufen und ihnen in erster Linie helfen, nicht aber den schon Reichen. Der stimmungsmäßige Einfluß dieser auf den ersten Blick einleuchtenden Argumentation war unverkennbar. Sie rückte freilich das Problem in ein schiefes Licht. Einmal ging es ja nicht nur um das Abkaufen, sondern auch um den eigenen Absatz; sodann waren die am lautesten wehklagenden Commonwealth-Länder nicht etwa die armen unter ihnen, sondern gerade die wohlhabenden, nämlich Kanada und Neuseeland, also just die beiden Länder, die nach den von den Vereinten Nationen durchgeführten internationalen Vergleichen der Höhe des durchschnittlichen Arbeitseinkommens nach den USA und zusammen mit der Schweiz und Schweden an der Spitze der Skala stehen. Es setzte sich dann aber doch in England, jedenfalls bei der damaligen konservativen

Mehrheit, die Überzeugung durch, daß der Beitritt zur EWG und auch die britische Beteiligung an einer politischen Union Europas auf jeden Fall erstrebenswert sei.

Ganz so rosig, wie der Andrang zur Aufnahmeliste in die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft es damals erscheinen ließ, stand es übrigens innerhalb der EWG keineswegs. Auf dem Wege zum Gemeinsamen Markt hatte man zwar erhebliche Fortschritte in Richtung auf die Zollunion hin gemacht, aber zu der erstrebten Wirtschaftsunion war bisher kaum ein ernsthafter Anlauf genommen worden. Mit der sogenannten Harmonisierung auf den Gebieten der Handels-, Konjunktur-, Währungs-, Verkehrs-, Steuer- und Sozialpolitik war man noch völlig im Rückstande. Bei den Brüsseler Verhandlungen über die gemeinsame Landwirtschaftspolitik hatte sich bereits gezeigt, wie schwer es war, die Sonderinteressen der einzelnen Partner zu befriedigen.

Ein weiterer Streitpunkt innerhalb der EWG tauchte auf, als im Herbst 1962 mit einem von der Brüsseler EWG-Kommission ausgearbeiteten Aktionsprogramm die Frage zur Erörterung gestellt wurde, ob die Gemeinschaft sich die planwirtschaftlichen Zielsetzungen mehrerer ihrer Mitglieder, zumal Frankreichs, für die eigene Wirtschaftspolitik nicht zu eigen machen sollte. Die deutsche Wirtschaft wie auch der Bundeswirtschaftsminister Erhard nahmen in diesem Streit um die »Planifikation« sofort eine ablehnende Haltung ein, was nach unseren trüben Erfahrungen mit dem Wirtschaftsdirigismus vergangener Jahre nicht wundernehmen konnte. Bei der deutschen Neigung zum Perfektionismus würde eine wirtschaftliche Programmierung bei uns sogleich wesentlich anders aussehen als bei den anderen Partnern, weshalb die Freiheitssphäre der Privatwirtschaft durch Herausstellung einer klaren und nicht zu überschreitenden Grenzlinie sichergestellt werden muß.

Noch weniger als auf dem Wege zur Wirtschaftsunion wollten sich auf dem Wege zur politischen Union Fortschritte einstellen. »Kleineuropäer«, die sich vorerst mit dem engen Rahmen der Sechs bescheiden wollten, und Vertreter des Grundsatzes der offenen Türe, Supranationalisten und Verfechter der nationalen Souveränität standen sich gegenüber und fanden keine gemeinsame Sprache.

Auch die weitere Entwicklung der Frage der europäischen Einigung verlief 1962 und im folgenden Jahr recht zwiespältig. Im September unternahm de Gaulle seine eindrucksvolle Deutschlandreise, auf der ihm ein in diesem Ausmaß kaum erwarteter Beifall seiner deutschen Zuhörer entgegenbrandete. Der folgende Monat brachte die schwere Kubakrise, in

der es wohl nur dem Mut und der Willensstärke Kennedys zu danken war, daß die akute Gefahr eines Dritten Weltkriegs beschworen wurde. Der Erfolg der Deutschlandreise de Gaulles mag im Herbst 1962 Adenauer mit dazu veranlaßt haben, den Gedanken des Abschlusses eines deutsch-französischen Freundschaftspaktes mit besonderem Eifer zu betreiben. Der Pakt sollte gleichsam ein Siegel unter die endgültige Aussöhnung der beiden Völker setzen. Er konnte zugleich eine Krönung des großen politischen Werkes bedeuten, das Adenauer als Bundeskanzler in langjähriger, zäher Arbeit vollbracht hatte.

Unmittelbar vor der Unterzeichnung dieses Vertrages hatte freilich in seiner berühmt gewordenen Pressekonferenz de Gaulle sein Veto gegen den britischen Beitritt zur EWG verkündet. Es brachte die gesamte europäische Politik in schwere Verwirrung und rückte obendrein den unmittelbar folgenden deutsch-französischen Vertragsschluß ins Zwielicht. In den USA war man über diesen Vertrag schlechthin aufgebracht. Man wollte in ihm eine deutsche Option zugunsten Frankreichs sehen, mit dem die Vereinigten Staaten wegen de Gaulles Politik einer eigenen atomaren Aufrüstung und fortschreitenden Abrückens von der NATO in einen kaum lösbaren Gegensatz geraten waren. Eine Heilung der schweren Verstimmung vermochte erst Kennedys Deutschlandreise vom Sommer 1963 herbeizuführen, die in seinem berühmten Ausruf vor dem Rathaus in Berlin-Schöneberg »Ich bin ein Berliner« ihren Höhepunkt erreichte.

Inzwischen begann die noch junge Blüte des deutsch-französischen Freundschaftspaktes bereits zu kränkeln. Hatte schon der Abschluß des Vertrages unter einem wenig glücklichen Stern gestanden, so ließ auch seine Ratifizierung durch den Bundestag beim französischen Partner offenbar ernste Zweifel am politischen Wert des Vertrages aufkommen: Eine vom Bundestag eingefügte Präambel sah eindeutig die Beibehaltung einer engen Partnerschaft zwischen Europa und den USA vor. Das aber lief den politischen Zielsetzungen de Gaulles zuwider, die auf eine fortschreitende Lösung von dem, was er als amerikanisches Protektorat über Europa ansah, gerichtet waren. Die Enttäuschung darüber wurde deutlich, als de Gaulle schon bald danach etwas elegisch mit Bezug auf den Freundschaftspakt äußerte, auch Verträge hätten ihre Blütezeit wie Rosen und junge Mädchen.

Es sind vor allem drei Wesenszüge der Politik des französischen Staatschefs, die in der Folgezeit verhindert haben, daß es politisch zu dem Hand-in-Hand-Gehen zwischen Bonn und Paris kam, das Adenauer beim Abschluß des Vertrages erstrebt hatte. Die schwerste Belastung war die gegen die Vormachtstellung der USA in Europa und in der Welt gerichtete Komponente in de Gaulles Politik. Natürlich war es richtig, wenn man sich in Bonn

nicht vor eine Wahl zwischen Washington und Paris stellen ließ. Die strategische Lage in Europa machte es nun einmal der Bundesrepublik unmöglich, auf den militärischen Schutz durch die USA in der Form, wie sie sich im Laufe der Jahre entwickelt hatte, zu verzichten. Das zwang sie, in den Militärfragen sich eben doch an die amerikanische Seite zu stellen. So ergab sich für die Bonner Politik immer wieder ein mißliches Dilemma, das sich auf die Dauer um so störender auswirkte, als Washington sich mit de Gaulle nicht zu arrangieren vermochte. Amerikanische Bestrebungen, ihn innerhalb der NATO zu isolieren, bestärkten den französischen Staatschef nur in seinem Kurs. Der zweite Stein des Anstoßes für Bonn in de Gaulles Politik mußte dessen grundsätzliche Ablehnung des Integrationsgedankens sein. Sie ließ den General zu einem immer entschiedeneren Verfechter der völligen Souveränität und Unabhängigkeit Frankreichs werden. Und das hatte zur Folge, daß er sich nun auch gegen die Erweiterung jeder integrierten Zusammenarbeit zwischen den westlichen Bündnispartnern unter supranationalen Institutionen wandte. Damit bedrohte er in erster Linie den engen Zusammenhalt in der NATO, ließ aber auch den föderativen Aufbau einer europäischen Politischen Gemeinschaft nicht mehr zu. Im Weiterverlauf führte dieses Verhalten dann 1965 zu der ersten Krise in der EWG.

Als dritter erschwerender Umstand erwies sich schließlich die Vorliebe des Generals für bestimmte, mitunter recht schroffe Methoden des diplomatischen Vorgehens. Er liebt es, über seine Zukunftspläne nur allgemeine Andeutungen zu machen, die Wege, die er einzuschlagen gedenkt, aber im dunkeln zu lassen und Entschlüsse so zu verwirklichen, daß sie einen erheblichen Überraschungseffekt erzielen. Das sichert zwar seiner Politik große Wendigkeit, verträgt sich aber schlecht mit seinen Konsultationszusagen und überhaupt mit der Verfolgung einer gegenseitig vorher miteinander abgestimmten gemeinsamen politischen Linie. Die regelmäßigen Aussprachen zwischen Bonn und Paris, die der Freundschaftspakt vorsieht, nahmen zwar ihren Fortgang, konnten aber unter den geschilderten Umständen schwerlich außenpolitisch zu »gleichgerichteter Haltung« führen, wie sie der Pakt als Ziel bezeichnet hatte.

Der Wunsch nach einem engen Zusammengehen mit Frankreich ist in der Bundesrepublik heute Allgemeingut fast aller Politiker. Das verhinderte jedoch keineswegs heftige Gegensätze in Fragen, wieweit Bonn sich der Politik de Gaulles anpassen müsse oder nicht. Die Interessenlage beider Staaten ist nun einmal in vielen Fragen unterschiedlich. Bis heute aber vermag de Gaulle keine wirkliche Alternative zu bieten, wie das Ungleichgewicht der Macht in Europa, das auch seine im Vergleich zu den Atomwaffen-

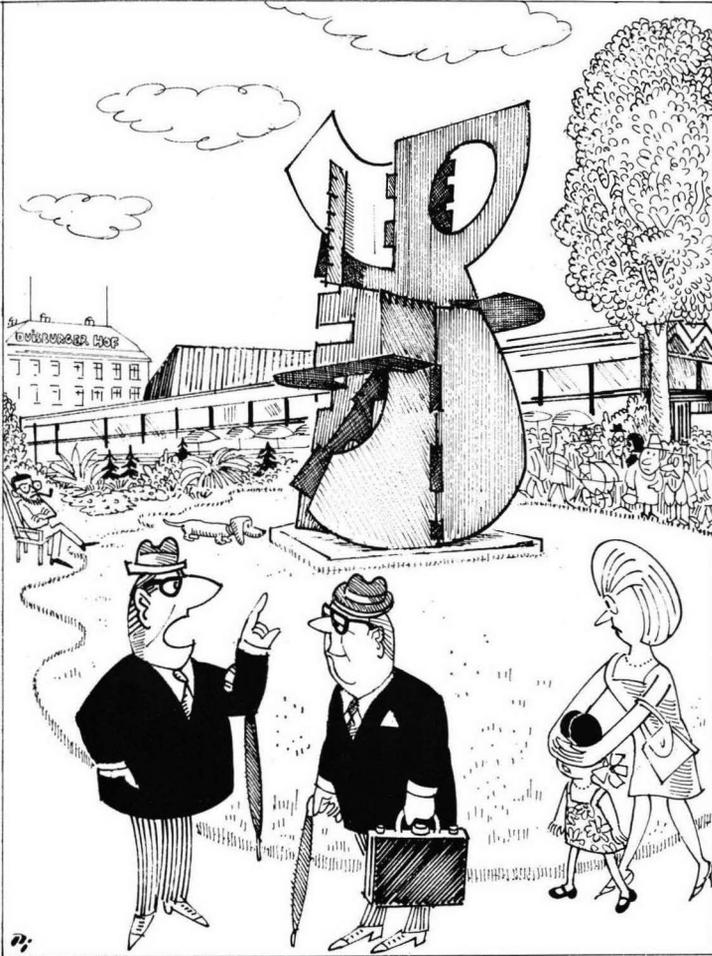
Giganten USA und Sowjetunion doch unbedeutende »Force de frappe« nicht wesentlich ändert, wirksam behoben werden soll. Dies würde erst recht gelten, wenn sich die USA von ihrem engen militärischen Engagement in Europa zurückzögen und es den Europäern überließen, den Ost-West-Gegensatz unter sich zu bereinigen. Daß de Gaulle für Frankreich Bedeutendes geleistet hat und als Persönlichkeit großen Formats unter den Staatsmännern Europas eine hervorragende Stellung einnimmt, wird niemand bestreiten wollen. In einer wichtigen Frage, nämlich der der Nichtanerkennung des Ulbricht-Regimes, hat er sich auch als verlässlicher Partner der Bundesrepublik erwiesen. Die deutsche Außenpolitik hat selbstverständlich ein vorrangiges Interesse, das Verhältnis zu Frankreich unter allen Umständen möglichst vertrauensvoll und freundschaftlich zu gestalten, auch wenn hier und da lebenswichtige Eigeninteressen uns zu einem abweichenden Kurs nötigen. Natürlich hatte Adenauer recht, wenn er immer wieder betonte, ohne ein deutsch-französisches Zusammengehen gebe es kein geeintes Europa. Aber wirklich solide Voraussetzungen für ein solches ständiges enges Zusammengehen mit Paris zu schaffen, war auch ihm als Bundeskanzler nicht möglich. Er hinterließ diese unbewältigte Aufgabe seinen Nachfolgern, denen sie sich ständig neu stellt. Der Herbst 1963 brachte dann den Kanzlerwechsel in Bonn, womit eine ganze Ära der deutschen Politik ihr Ende fand.

Erregte Auseinandersetzungen gab es aber nicht nur auf der großen politischen Bühne. Auch im Duisburger Wasserglas tobte ein heftiger Sturm, der im Sommer 1963 wegen der Aufstellung großer Plastiken am König Heinrich-Platz, dem Mittelpunkt der Stadt, entfacht worden war. Als Bürger dieser Stadt, der an künstlerischen Dingen lebhaft interessiert ist, stürzte auch ich mich in diesen Streit. Die zuständigen Gremien der Stadtverwaltung hatten zwei plastische Gebilde ausgewählt, von denen vor allem das eine auf die nahezu einmütige Ablehnung in der Bürgerschaft stieß. Es wurde weder als schön empfunden noch konnte der Normalmensch sich irgendeine Vorstellung davon machen, was es überhaupt darstellen sollte. Kaum nötig zu sagen, daß diese Plastiken avantgardistische Erzeugnisse der gegenstandslosen Kunst waren. Daß die eine hiervon ein mit Zacken und Löchern versehenes Gebilde aus Blech war, bildete für einen Stahlindustriellen das einzige versöhnliche Moment. Als eine besondere Zumutung empfand ich es hinwiederum, daß dieses »Kunst«werk auf dem zentralen Platz unserer Stadt Aufstellung finden sollte und dadurch zu einer sich täglich erneuernden Herausforderung werden mußte.

Da die Stadtverwaltung sich der fast einhelligen öffentlichen Kritik gegenüber harthörig verhielt, richtete ich an den Oberbürgermeister einen

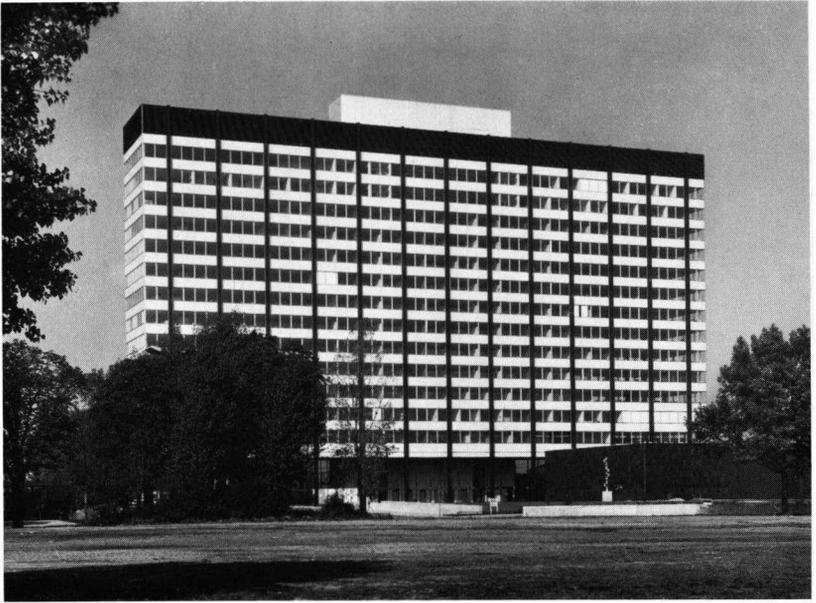
offenen, in allen Duisburger Zeitungen abgedruckten Brief. Darin führte ich aus, daß natürlich auch monumentaler Schmuck abstrakt sein könne, was schon die alten Ägypter gewußt hätten, als sie die Obelisken schufen, die noch jetzt Städten wie Rom und Paris zur Zierde dienten. Auch heute könne abstrakte Plastik zwar Verwunderung auslösen, brauche aber nicht befremdend oder gar ärgerlich zu wirken. Eine solche befremdliche Wirkung gehe aber von Kunstwerken aus, die die große Mehrzahl aller Betrachter nicht nur als abstrakt, sondern eben als unschön oder auch als schlechthin unverständlich empfände. Sicherlich könne man über Kunstwerke nicht durch Volksabstimmung entscheiden wollen; einer halben Million Bürger aber etwas aufzuzwingen, was nur ein paar Dutzend oder mehr Leute sowie Künstler und angebliche Sachverständige einer bestimmten Richtung vertreten, scheine mir allerdings ebensowenig angängig zu sein. Ein öffentlich aufgestelltes Kunstwerk solle im übrigen zur Erhöhung unseres eigenen, sehr gegenwärtigen Lebensgefühls beitragen und nicht vermeintliche zukünftige Urteile befriedigen wollen, die erfahrungsgemäß möglicherweise auch genau gegenteilig lauten könnten. Was der Bürger im Mittelpunkt einer Großstadt sieht, solle ihn ansprechen und nicht dadurch ärgern, daß das, was er sehe, ihn nicht um einen Eindruck bereichere, mit dem er etwas anzufangen wisse, sondern ihm etwas vor Augen führe, zu dem es allgemein verbindliche Bezüge nicht mehr gebe. Wenn letztlich nur noch der Schöpfer eines Werkes wisse, was es aussagen solle (sofern er es weiß), so möge das ein treffendes Sinnbild und Zeugnis unserer verworrenen Zeit sein, bringe aber das Werk um die Funktion, die es haben sollte.

Über den entstandenen Aufruhr ihrer Bürger ließen die Stadtväter zunächst mehrere Monate lang schweigend einiges Gras wachsen. Schließlich wußten sie aber doch zugunsten des plastischen Monstrums einen Beschluß des Stadtparlaments auf den verschlungenen Pfaden der Politik mit knapper Mehrheit herbeizuführen, der die Bürger unserer Stadt immerhin die Kleinigkeit von 90 000 DM (ohne Nebenaufwendungen) kostete. Mir persönlich allerdings verschaffte der öffentliche Widerspruch gegen dieses anmaßende Verhalten in den Tagen der Veröffentlichung meines Briefes eine große Popularität bei unseren Duisburger Mitbürgern. Überall wurde davon geredet, in den Straßenbahnen, den Friseurläden und an den Stammtischen. Was ich persönlich zu hören bekam, war allseitige Zustimmung. Auch für dieses bildhauerische Erzeugnis könnte gelten, was einmal Robert Browning von seinen Gedichten gesagt haben soll: »Es gab eine Zeit, wo Gott und ich sie verstanden; jetzt versteht sie nur noch Gott.« Die ganze Episode ließ mich wieder einmal zweifeln, ob wir mit mancher modernen Kunstrichtung nicht doch auf rechte Abwege geraten sind und ob es wirklich



»Für das viele Geld hätte man mehr Stahl verwenden sollen«

Zeichnung von Klaus Pielert, Düsseldorf, zur Aufstellung einer supermodernen Plastik im Mittelpunkt der Stadt Duisburg, 1963



Neubau des Verwaltungsgebäudes der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln



ein Zeichen fortschrittlichen Denkens und vorurteilsfreien Kennertums ist, zu allem ja und amen zu sagen, womit uns die Neuerer um jeden Preis beglücken wollen.

Natürlich weiß ich, daß ich mich mit dieser Ansicht dem Vorwurf mangelnden Verständnisses für die moderne Kunst aussetze. Manch einer mag darin eine Vorliebe für das Festhalten am Althergebrachten und eine übertrieben konservative Denkungsart erblicken. Nun bin ich aber durchaus nicht fortschrittsfeindlich und kein Freund von bloßem Stehenbleiben. Selbstverständlich gibt es auch in der Kunst eine ständige Fortentwicklung. Nur glaube ich nicht, daß jedwedes neue Entwicklungsstadium mit Aufstieg, jede Pflege bewährter Formen mit Stillstand oder Rückschritt gleichzusetzen sei, wie der Avantgardismus es tut. Diese ideologische Einstellung vermag ich nicht zu teilen, weil sie weder mit der geschichtlichen Erfahrung noch mit der Lebenserfahrung des einzelnen in Einklang steht. In diesem Glauben, daß es nur bergauf und nie bergab gehen kann, wirken der Darwinismus und die Fortschrittgläubigkeit des vorigen Jahrhunderts nach, während wir doch gelernt haben sollten, daß Fortschritt und Aufstieg sich nicht mit immanenter Notwendigkeit vollziehen, sondern jeder Generation neu aufgegeben sind. Neben der Möglichkeit des Erfolges besteht auch die des Versagens und des Abirrens. Selbst der technische Fortschritt, der in unserer Zeit am augenfälligsten ist und sich der größten Erfolge rühmen kann, hat uns in ein Stadium geführt, wo der Menschheit neben ungeahnten Zukunftsmöglichkeiten die Gefahr der Selbstzerstörung droht.

Was ich hier von der bildenden Kunst sage, gilt nach meiner Überzeugung auch für die Musik und die Literatur. Die Musik, der ja stets meine besondere Liebe gehört hat, ruhte von Bach bis in den Anfang unseres Jahrhunderts auf einem soliden Untergrund, an dem die Epochen abendländischer Kulturentwicklung Schicht um Schicht gebaut haben. Den Grundstein legten bereits die alten Griechen, die der Musik hohen sittlichen Wert beimaßen. Es folgten dann die weitgehend religiös gebundene mittelalterliche Musik, die Festesfreude barocken Musizierens und die Ausdruckskraft der Romantik. Immer war es dieser Tonkunst darum zu tun, nicht nur den Verstand, sondern vor allem die Kräfte des Gemüts anzuregen. Und ich halte daran fest, daß der Art von Musik die Krone gebührt, die den Hörer auf eine höhere Ebene des Empfindens und Erlebens emporzuheben vermag. Das bedeutet keineswegs, wie ich ausdrücklich hervorheben möchte, daß ich mich neuerer Musik gegenüber verschließe. Hindemiths Klavier-Violin-Sonaten, um nur wenige Beispiele zu nennen, spiele ich mit meinem Geigerfreund, dem Duisburger Konzertmeister Karl Röhrig, mit lebhafter innerer Beteiligung, und an Bartóks Zweitem Violinkonzert vermag ich

mich ebenso zu erfreuen wie an Strawinskys Werken. Wenn aber heute oft sogenannte Musik in der Retorte fabriziert wird und das in zwei Jahrtausenden bewährte Klangmaterial dazu herhalten muß, bloße Geräuschkonstruktionen abzugeben, so kann ich mich mit Bestrebungen solcher Art beim besten Willen nicht anfreunden.

Mit der Literatur konnte ich mich aus Zeitgründen nicht so intensiv beschäftigen wie mit Musik und bildender Kunst. Ich wollte aber doch nicht darauf verzichten, auch auf diesem Gebiete an dem, was Vergangenheit und Gegenwart geleistet haben und leisten, Anteil zu nehmen. So wurde es mir mit den Jahren zur ständigen Gewohnheit, nachts vor dem Einschlafen, auch wenn es noch so spät war, noch eine Weile zu lesen. Dadurch wurde es mir möglich, mich wenigstens in gewissem Umfange auf dem laufenden zu halten. Daß dabei die Alten nicht beiseite blieben, versteht sich. So gehören denn auch Werke von Goethe, besonders ein dicker Band seiner Gedichte, zu den ständigen Requisiten meines Nachttisches. Als ich einmal zu einem Kuraufenthalt in Baden-Baden war, nahm ich zwei Dünndruckbände mit Goethes sämtlichen Gedichten mit, deren jeder zwischen 600 und 700 Seiten hatte. Mehr denn je fand ich, daß man die schönsten Gedichte dieses Altmeisters der deutschen Literatur mindestens einmal im Monat lesen sollte. Da man dann aber nicht immer tausend und mehr Seiten von neuem durchblättern kann, ließ ich mir einen Privatdruck dessen, was für mich das Schönste war, im Umfang von sechzig Seiten herstellen. Er begleitet mich auf allen Reisen. Es soll mich nicht anfechten, wenn manche vielleicht auch darin einen Beweis der Rückständigkeit sehen. Das kulturelle Erbe der Vergangenheit ist schließlich ein Besitz, den jede Zeit sich neu aneignen muß, wenn er nicht verlorengehen soll.

Der Düsseldorfer Eisenhüttenstag im November 1963 sorgte für einen freundlichen Jahresschluß. In der Hauptsitzung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute unter dem Vorsitz des führenden Professors für Eisenhüttenwesen in Aachen, Hermann *Schenck*, wurde ich zum Ehrenmitglied ernannt. Bei der großen Bedeutung, die dieser Industriezweig innerhalb des Klöckner-Bereichs einnimmt, bereitete mir diese Ehrung eine besondere Freude. In meiner kurzen Danksagung an die Versammlung gab ich meiner Erleichterung darüber Ausdruck, daß ich nun bis ans Ende meiner Tage der Sorge enthoben sei, den Jahresbeitrag aufzubringen, womit ich fünftausend Lacher auf meiner Seite hatte.

Der 3. Februar 1964 brachte unweigerlich meinen 65. Geburtstag mit sich. Ich gab im geschäftlichen Bereich wie auch bei Freunden und Bekann-

ten die Parole aus, daß wir an diesem Tage business as usual praktizieren würden. Im übrigen brachte mir der Tag die bei solchen Gelegenheiten übliche Vielzahl an Glückwünschen von Freunden und Bekannten, befreundeten Unternehmen und von politischen wie geschäftlichen Weggenossen langer Jahre ein. Besondere Freude bereitete mir eine Ehrung, die mir die Philosophische Fakultät der Universität Köln zugedacht hatte: Der Dekan der Fakultät, Professor Dr. Adam *Wandruszka*, erschien, begleitet von den Professoren Dr. Ludwig *Landgrebe* und Dr. Karl G. *Fellerer*, angetan mit ihren festlichen akademischen Roben, bei mir in Duisburg, um mir den Doctor philosophiae honoris causa zu verleihen, was vor allem mit meiner Arbeit auf dem Gebiete der Musikwissenschaft begründet wurde. Da mir die Musik allezeit ein aus meinem Dasein nicht wegzudenkendes Lebenselixier war, bedeutete diese Anerkennung meiner Betätigung auf musikalischem und musikwissenschaftlichem Gebiet ein mir zu Herzen gehendes Erlebnis. Das Duisburger Röhrig-Quartett ließ es sich natürlich auch in diesem Jahre nicht nehmen, mir mit Quartettmusik von Mozart und Schubert am späteren Nachmittag in unserem Hause ein Geburtstagsständchen zu bringen. Es war das mittlerweile zu einer regelrechten Tradition geworden, nachdem die Quartettvereinigung diese Form ihres alljährlichen Glückwunsches schon mehr als fünfzehn Jahre vorher, nämlich am 3. Februar 1948, in unserer damaligen Duisburger Notwohnung aufgenommen hatte. Hierzu hatte sich das Quartett das erstmal, um die Überraschung für mich vollständig zu machen, heimlich mit seinen Notenpulten im Treppenhaus aufgebaut. Dieses Treppenhaus wurde wie üblich durch eine automatische Lichtanlage erleuchtet, bei der das Licht alle drei Minuten verlischt. Es bedurfte daher eines fünften Mitwirkenden, der dann jedesmal sofort auf den Lichtknopf drückte, um den Musikern wieder zu Licht zu verhelfen. Seither kommt das Röhrig-Quartett alljährlich an diesem Tage zu uns ins Haus, und es würde mir etwas fehlen, wenn ich auf diese Geburtstagsgabe verzichten müßte.

Die Geschäftsführungen von Klöckner & Co und den Klöckner-Werken hatten meinem Wunsche entsprechend statt eines persönlichen Geschenks beschlossen, meinen 65. Geburtstag zum Anlaß zu nehmen, dem großen Duisburger Krankenhaus Bethesda mit seinem uns befreundeten hervorragenden Internisten, Professor Dr. Platon *Petrides*, die apparative Ausrüstung einer Radio-Isotopen-Abteilung zum Geschenk zu machen. Damit erhielt das Krankenhaus eine der modernsten medizinischen Einrichtungen, über die bisher nur wenige Universitätskliniken verfügen. Der Einsatz radioaktiver Substanzen für diagnostische Zwecke in der Medizin gestattet einen wesentlich tieferen Einblick in zahlreiche Krankheitsvorgänge, als er mit den bisherigen Untersuchungsverfahren möglich ist. Es war mir eine

große Befriedigung, der Nuklearmedizin so zu einem Schritt vorwärts zu verhelfen und dazu beizutragen, daß sich mit dem Begriff »nuklear« nicht nur Schrecken, sondern auch Hilfe und Heilung verbindet.

Kurz danach haben meine Frau und ich für einige Zeit unsere Duisburger Wohnung des größeren Teils ihres Bilderschmucks entkleidet. Siebenundvierzig der von uns im Laufe der Jahre gesammelten Gemälde wanderten in das Wallraf-Richartz-Museum in Köln zu einer Sonderausstellung, die unter dem Titel »Aus dem großen Jahrhundert der niederländischen Malerei« für sechs Wochen im Erdgeschoß des Museums veranstaltet wurde. Der rührige Generaldirektor der Kölner Museen, Professor Gert von der Osten, ein Museumsfachmann von bedeutendem Format, hatte es verstanden, uns mit dem Gedanken einer solchen Ausstellung trotz begreiflicher anfänglicher Hemmungen zu befreunden. Erfreulicherweise ließ es sich einrichten, daß wenigstens ein Teil der Ausstellungszeit mit einem Winterurlaub zusammenfiel, den wir in Rom verbrachten, wo wir uns für die Blöße unserer Wände reichlich entschädigen konnten.

Meine besondere Liebe zur niederländischen Malerei, zumal des 17. Jahrhunderts, stammte, wie schon erzählt, aus meiner Anfangszeit im diplomatischen Dienst, als ich auf Auslandsposten in Holland tätig war. Da zu meiner großen Freude später meine Frau diese Vorliebe teilte, gingen wir bald dazu über, unter sachkundiger Beratung Bilder zu erwerben. Mit den Jahren ist daraus eine stattliche Sammlung erwachsen, die einen breiten Querschnitt aus der niederländischen Schule des 17. Jahrhunderts darstellt.

Der besondere Reiz und die Bedeutung der niederländischen Malerei der Barockzeit sind jedem Kunstfreunde geläufig. In unserer Sammlung befinden sich neben den zahlenmäßig überwiegenden Holländern auch eine Anzahl bedeutender Flamen, und neben vielen Landschaftsbildern und Stadtansichten auch die von der niederländischen Kunst so sehr gepflegten Bildnisse sowie Interieur- und Sittenbilder. Unter den Landschaften mit und ohne Schilderung vom Leben und Treiben des Volkes ragen mehrere Werke der beiden Ruijsdaels (der Onkel Salomon mit ij, der Neffe Jacob mit i geschrieben) hervor: der eine stimmungsvoll die heimische Landschaft spiegelnd, der andere von drängend erfüllter Form; dann eine uns besonders ans Herz gewachsene Flußlandschaft des Jan van Goyen und der bekannte Strand von Scheveningen des Willem van de Velde, wobei in beiden Bildern im fernen Horizont Wasser und Himmel verschmelzen; weiter der besonders kraftvolle landschaftliche Hintergrund eines großformatigen Rubens-Gemäldes wie auch ein Winterbild von Jan van de Capelle, auf dem man das Eis vom Frost klirren und die erstarrten Äste knacken zu hören vermeint,

und ferner das stimmungsvolle goldtonige Herdenbild von Aelbert Cuyp. Das Stadtzentrum im Haag von Gerrit Berckheyde mit seinem kleinen rechteckigen See vor dem Mauritshuis spricht mich besonders an, weil es genau den Blick wiedergibt, den ich von meinem Arbeitszimmer in der Deutschen Gesandtschaft im Haag in den zwanziger Jahren tagtäglich vor Augen hatte. Der aus einer berühmten amerikanischen Privatsammlung stammende ländliche Ausschnitt des Isaak van Ostade ist halb Landschaft, halb Sittenbild; auch die Bauernhochzeit des Pieter Breughel II zeigt uns die Lebensweise der Menschen im Freien, während die Bauernstube des Adriaen van Ostade oder das für die holländische Malerei so typische Interieur des humorvollen Jan Steen uns in die Häuser jener Zeit führen. Unter den Blumenbildern der Sammlung bildet die Spitze ein Gemälde des großen Flamen Jan Brueghel d. Ä., genannt Blumen-Brueghel; von den Stilleben sind Gipfelpunkte ein Werk des Amsterdamer Willem Kalf, der zu den bedeutendsten Vertretern dieser Bildgattung zählt (s. Abb. neben S. 260), und das Maleratelier des Leidener Feinmalers Gerrit Dou, das zugleich auch Berufsbild und Interieurschilderung ist und als das Werk eines Rembrandt-Schülers die Nähe des Meisters deutlich verrät. Unter den Bildnissen stehen der Kopf eines jugendlichen Heiligen von Peter Paul Rubens und das ins Genrehafte hinüberleitende Fischermädchen des Frans Hals obenan. Mit der Erwähnung einer biblischen Szene in zartesten Formen und Farben von Anthonis van Dyck sei die Hervorhebung einzelner Gemälde, die ohnehin schon etwas lang geworden ist, abgeschlossen.

Der Sammler ist, wenn er nicht selbst ein erfahrener Kenner und dabei auf die von ihm gesammelte Malerepoche besonders ausgerichtet sein sollte, auf das Urteil und den Rat der Fachleute angewiesen. Andernfalls gerät er nur zu leicht in die Gefahr eines Fehlgriffes. Kein Sammler wird sich rühmen können, nicht gelegentlich auch Lehrgeld bezahlt zu haben. Selbst hochachtbare Museumsleiter und Kunstgelehrte sind schon Opfer von Fälschungen (van Meegeren!) oder irrigen Zuschreibungen geworden.

Diese Notwendigkeit sachkundiger Beratung hat meine Frau und mich mit hervorragenden Kennern der niederländischen Kunst in eine für uns sehr erfreuliche Verbindung gebracht. So hat uns der bekannte Experte und Verfasser von einschlägigen Büchern und Schriften, der vor mehreren Jahren verstorbene Dr. Eduard *Plietzsch*, in unserer Sammlertätigkeit lange Jahre hindurch beraten und uns zu manchem Kleinod in unserer Sammlung verholfen. Wertvolle Unterstützung lieh uns auch bereitwillig der Leiter des holländischen Rijksbureau voor Kunsthistorische Documentatie im Haag und bedeutende Kenner der niederländischen Schule, Dr. Horst *Gerson*; er hat kürzlich eine Professur übernommen, die ihn erfreulicherweise im be-

nachbarten Holland festhält. Ganz besonders eng, vor allem in den letzten Jahren, haben sich unsere Beziehungen zu Dr. Walther *Bernt* in München entwickelt, den man als einen der bedeutendsten lebenden Kenner dieser Malperiode ansprechen darf und der sich nicht nur auf sein unbestechliches Auge verlassen, sondern auch auf eine reiche Materialsammlung stützen kann. Gelegentliche gemeinsame Museumsbesuche mit ihm und seiner gleichfalls sachverständigen Gattin in London und anderswo haben unseren Blick geschärft.

Natürlich ergaben sich mit den Jahren auch zunehmend engere Verbindungen zu führenden Bilderhändlern in Europa und Amerika. Namen zu nennen, darf ich mir wohl versagen, weil das schon zu den kleinen Geheimnissen des Bildersammlers gehört. Gelegentlich besuchten wir auch große Versteigerungen, besonders bei den beiden bekannten Auktionshäusern Sotheby und Christie in London. Sotheby gewann vor einigen Jahren noch dadurch an Bedeutung, daß diese Firma das bekannte New Yorker Auktionshaus Parke-Bernet übernahm. 1965 führte Sotheby dann eine geradezu sensationelle Neuerung ein durch die Veranstaltung einer Simultanversteigerung, die mit Hilfe des amerikanischen Erdsatelliten Early Bird gleichzeitig in London und in New York vor sich ging. Dabei wurden dieses erste Mal nur drei Bilder, diese aber zu hohen Preisen, versteigert, darunter ein Landschaftsbild von Winston Churchill.

Im Frühsommer 1964 unternahm ich, begleitet von meiner Frau, wieder einmal eine Reise in die USA, wo ich eine Zeitlang nicht mehr gewesen war. Dieser Besuch drüben zeigte mir erneut durch eine Vielzahl von interessanten und an neuen Eindrücken reichen Begegnungen mit Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Finanz als auch aus der Welt der Politik, wie nützlich, ja notwendig es ist, daß führende Leute der Wirtschaft sich wenigstens einmal im Jahr in der Neuen Welt umsehen, auch wenn gerade kein konkreter geschäftlicher Anlaß vorliegt.

In New York und Washington verbrachte ich eine gute Woche mit geschäftlichen Angelegenheiten, wobei ich zunächst Gespräche mit leitenden amerikanischen Stahlindustriellen führte. Daran schloß sich ein Wochenendbesuch in dem unweit der amerikanischen Metropole gelegenen prachtvollen Landsitz der Mrs. Agnes *Meyer* an. Mit dieser liebenswürdigen und ungewöhnlich klugen, vielseitig gebildeten älteren Dame, die am politischen Geschehen lebhaften Anteil nimmt, verband mich eine schon lange Jahre währende freundschaftliche Beziehung, die durch einen fortlaufenden Briefwechsel über aktuelle politische Fragen über Jahre hinweg wachgehalten wurde. Mrs. Meyer ist die Witwe des Washingtoner Zeitungsverlegers

Eugene Meyer und spielt als Mitbesitzerin der großen Washingtoner Tageszeitung »Washington Post and Times Herald« wie auch von »Newsweek« und anderen bedeutenden Organen eine politisch keineswegs unbeachtliche Rolle. Durch Reisen in alle Teile der Welt ist sie einer Unzahl von interessanten und maßgeblichen Leuten, darunter zum Beispiel Chruschtschow und Tito, begegnet. Bei ihr trafen wir namhafte Persönlichkeiten aus Politik, Diplomatie und Journalismus, mit denen sich ein interessanter Meinungs austausch ergab. Unter den Gästen waren auch der unlängst verstorbene amerikanische Botschafter bei der UNO, Adlai *Stevenson*, der wegen der gerade auf einem Siedepunkt angelangten Zypernkrise allerdings fast mehr Zeit am Telefon als unter den Wochenendgästen verbrachte, und der Botschafter Llewellyn R. *Thompson*, der gerade während dieses Wochenendes zum höchsten Berufsbeamten des State Department ernannt wurde. Er sagte uns, das sei nun sein letzter Posten und er wolle nicht mehr ins Ausland gehen. Zwei Jahre später wurde er aber doch ein weiteres Mal als amerikanischer Botschafter nach Moskau entsandt, was er zuvor schon von 1957 bis 1962 gewesen war.

In den Staaten war seit einem halben Jahr, nämlich seit der Ermordung Kennedys, Präsident Johnson am Ruder. Innenpolitisch legte der neue Herr im Weißen Hause großes Geschick an den Tag, wie man es von ihm auch nicht anders erwartet hatte. Außenpolitisch hatte Kennedy ihm das schwere Erbe des Vietnamkrieges hinterlassen, das sich als immer drückendere Last für die USA erweisen sollte. Die Amerikaner verspüren keinerlei Begeisterung für diesen Krieg, bleiben aber der übernommenen Verpflichtung zur Verteidigung Südvietnams mit Zähigkeit treu. Moskau gegenüber befolgte Washington weiter den Kurs der Entspannungspolitik, obwohl man mit Chruschtschow seit dem Vertrag über den Atomversuchs-Stop vom Sommer 1963 nicht recht weitergekommen war. Die Bonner Wünsche nach Aktivität in der Wiedervereinigungsfrage wurden dabei nicht gerade als förderlich empfunden, doch zeigte man an sich für die deutsche Haltung Verständnis. Im übrigen rüstete man schon wieder zum Wahlkampf für die im November fälligen Präsidentschaftswahlen. Daran, daß der Senator Barry Goldwater bald danach die republikanische Kandidatur für sich buchen könnte, wollte man damals in New York und Washington noch nicht recht glauben.

In manchen meiner Unterhaltungen begegnete mir auch die Frage, ob die Deutschen denn wirklich von einem so dringenden Verlangen nach Wiedervereinigung erfüllt seien, wie das von der amtlichen deutschen Politik immer wieder behauptet werde. Einzelne meiner Gesprächspartner neigten dazu, dabei auch gleich mögliche nachteilige Folgewirkungen, ja Gefahren

besonders innenpolitischer und wirtschaftlicher Art an die Wand zu malen, die angeblich mit einer Wiedervereinigung für das freie Deutschland entstehen würden. Die Antwort, daß ich als Geschäftsmann an solche negativen wirtschaftlichen Auswirkungen zwar nicht glaubte, sie aber hinzunehmen bereit wäre, weil die politische und menschliche Freiheit ein Verlangen sei, das alle anderen Überlegungen und Sorgen in den Hintergrund dränge, pflegte ihren Eindruck nicht zu verfehlen. Der bekannte und kluge Kolumnist *Drew Pearson*, der kurz zuvor ein Interview Johnsons mit der deutschen illustrierten Zeitschrift »Quick« vermittelt hatte, in dem wir aufgefordert wurden, den Russen doch etwas entgegenzukommen, hatte auf die Frage, worin denn dieses Entgegenkommen bestehen solle, allerdings keine konkreten Vorschläge zu machen. Zu meiner Bemerkung, daß doch eher wir etwas von den Russen zu verlangen hätten, fragte er etwas erstaunt, was denn das wohl sei, worauf ich ihm erwiderte: »Die Entlassung von siebzehn Millionen Deutschen aus russischer Unfreiheit.« Solche Unterhaltungen ließen immerhin erkennen, daß die sowjetische Propaganda mit ihrer Behauptung, außer den westdeutschen Militaristen wolle im Grunde niemand ernstlich die Wiedervereinigung, auch in Amerika nicht ganz auf unfruchtbaren Boden gefallen war.

Bei meinen außenpolitischen Unterhaltungen wurde ich nicht müde, immer wieder auf unsere besonderen Sorgen wegen des Konflikts zwischen der Politik der USA und derjenigen des Generals de Gaulle hinzuweisen, der die politischen Beziehungen der freien Welt so schwer belastete und durch den wir in Bonn ständig in unbequeme Lagen gerieten. Was man von amerikanischer Seite dazu zu hören bekam, klang freilich wenig trostreich. Man betreibe, sagte man, de Gaulle gegenüber bewußt eine »policy of restraint« und bemühe sich immer wieder auch unter Bereitschaft zu beträchtlichen Konzessionen, mit ihm zu einem besseren Einverständnis zu gelangen, doch seien alle bisherigen Versuche an der starren Haltung des französischen Staatschefs gescheitert.

Eine willkommene Gelegenheit bot sich zu einem Besuch in Gettysburg bei General Dwight D. *Eisenhower*, dem ehemaligen republikanischen Präsidenten und Oberbefehlshaber der westlichen Alliierten im Zweiten Weltkrieg. In einer längeren Unterhaltung sprachen wir über alte und neue Probleme, wobei er sich für alle Vorgänge auf der internationalen Bühne sehr interessiert und aufgeschlossen zeigte. Zwischendurch erzählte er, daß seine Vorfahren zwar aus der Pfalz stammten, daß aber leider das einzige deutsche Wort, das er richtig aussprechen könne, »Eisenhauer« sei.

Den Abschluß unseres Aufenthalts in den USA bildete ein Besuch bei dem bekannten Pianisten Rudolf Serkin und des von ihm geleiteten



Stilleben von Willem Kalf 1661 (aus unserer Bildersammlung) – Siehe S. 257



Ehrenpromotion zum Dr. phil. h. c. der Universität Köln 1964 — Von links:
die Professoren Dr. L. Landgrebe, Dr. A. Wandruszka und Dr. K.-G. Fellerer

Marlboro Music Festival im Staate Vermont, worüber in dem meinen Musikverlag behandelnden Schlußteil dieses Buches ausführlicher berichtet wird. Von Marlboro kehrten wir über New York nach Deutschland zurück.

Erfreulicherweise führte mich mein Weg im Laufe der Jahre immer häufiger in meine Heimatstadt München. Einen regelmäßigen Anlaß dazu bildeten und bilden noch weiterhin die Aufsichtsrats-Sitzungen des Hauses Siemens und der Allianz Versicherungs-AG. Daneben gab es aber immer wieder besondere Anlässe, die mich in die Isarstadt reisen ließen, so Anfang 1964 eine Veranstaltung des Kulturkreises der Deutschen Industrie mit einem Konzert des berühmten amerikanischen Geigers Yehudi Menuhin und seiner Schwester, der als Pianistin ebenfalls in aller Welt bekannten Hephzibah Menuhin.

Im Mai weilte ich in der bayerischen Hauptstadt zur Jahrestagung des Deutschen Museums, wobei ich zu einem der zwei Vorsitz der Vorstandsrats gewählt wurde. Diese Würde bekleidet man für vier Jahre, die letzten beiden Jahre als 1. Vorsitz. Ich löste durch meine Wahl Professor *Heisenberg*, den bekannten Nobelpreisträger, ab. Der Wahlakt vollzieht sich nach einem gewissen Anspracheritual des Abtretenden, der die Tagung zu leiten hat, und des Neugewählten auf der Jahrestagung des Deutschen Museums. Wie immer bei Heisenberg war es ein hoher Genuß, ihm zuzuhören. Mit dem mir annähernd gleichaltrigen Gelehrten verbinden mich mancherlei Gemeinsamkeiten wie der Geburtsort Würzburg, die in München verbrachte Jugend, das gleiche Gymnasium, die Liebe zur Musik (Heisenberg ist ein fertiger Pianist) und nun auch der zeitweise Vorsitz im Vorstandsrat des Deutschen Museums, nur leider nicht — der Nobelpreis! Ich selbst entledigte mich meiner Redepflicht auf der Tagung des Deutschen Museums, indem ich einige Gedanken zum technischen Fortschritt, seinen Segnungen und seinen Gefahren, zum besten gab. Die bayerische Landesregierung verschaffte mir bald danach einen weiteren Anlaß zum Besuch ihrer Hauptstadt, indem sie mir den Bayerischen Verdienstorden verlieh, den mir Ministerpräsident Goppel feierlich überreichte.

Im Juli 1964 endlich kam ich nach München zur Einweihung des Rindermarktbrunnens im Mittelpunkte der Stadt, gleich hinter dem Marienplatz. Diese Anlage hatte ich München zum Geschenk gemacht, womit ich meiner Dankbarkeit für so viele glückliche Jugendjahre einen sichtbaren Ausdruck geben wollte. Auch das Gedenken an meinen Vater hatte dabei mitgesprochen, der in dieser Stadt, die er so sehr liebte, viele Jahre gelebt und gewirkt hatte. Für die künstlerische Gestaltung des Brunnens war ein Wett-

bewerb ausgeschrieben worden, aus dem der bekannte Münchner Bildhauer Joseph *Henselmann* als Sieger hervorgegangen war. An der Entwicklung des Projektes bis zu seiner endgültigen Gestalt nahmen meine Frau und ich den lebhaftesten Anteil, was uns in enge persönliche Verbindung mit Henselmann brachte, die uns künstlerisch und menschlich bereichert hat. Auch mit dem Münchener Oberbürgermeister Dr. Hans-Jochen *Vogel*, der dem Vorhaben vom ersten Tage an ein lebhaftes und hilfsberechtigtes Interesse entgegenbrachte, kam ich dadurch in nähere Berührung, die mich diese noch jugendliche, auf kommunalpolitischem Gebiet in der Bundesrepublik führende Persönlichkeit schätzen gelehrt hat.

Brunnenanlagen zu errichten, ist in unserer so baufreudigen Zeit eine dankbare Sache: Sie sind ja keine Zweckbauten, sondern Anlagen, die eine Stadt schmücken und ihre Einwohner erfreuen sollen. Für die Erbauer von Brunnen ist die besondere Freude damit verbunden, daß der schöpferischen Gestaltung hierbei so viel Spielraum bleibt. Unser Künstler läßt das Wasser über Platten herab dem sammelnden Teich zuströmen. Das ist ein wesentliches Merkmal dieses Brunnens neben dem natürlich in erster Linie bedeutsamen bildhauerischen Teil. Die Gruppe der Rinder, die sich hier auf dem Rindermarkt als Motiv gleichsam von selbst anbot, ist dem heutigen Großstadtmenschen kein gewohnter Anblick mehr. Diese mehr idyllisch-bukolische Note wird noch betont durch die Plastik des Hirten, der im Gesamtbild eine Art Gegengewicht zur Rindergruppe darstellt und so das Ganze zu einheitlicher Wirkung zusammenfaßt. Gerade im alten Mittelpunkt einer modernen Millionenstadt scheint mir Henselmanns Schöpfung besonders geeignet, in bewußtem Gegensatz zum rasenden Verkehrsgetriebe unserer Zeit zur Ruhe und Besinnung sowie zum Verweilen einzuladen. Der Hauch der Frische, den die Brunnenanlage ausströmt, und die Vorstellung ländlicher Idylle hat denn auch, wie sich bald herausstellte, den so naturverbundenen Münchener ganz besonders angesprochen.

Der Rindermarkt müßte nicht im Herzen der Stadt liegen, wenn das, was hier gestaltet wurde, nicht von vornherein bei der Münchener Öffentlichkeit und ihrem Sprachrohr, der Münchener Presse, lebhaftes Interesse gefunden hätte. Gleich nach Bekanntgabe der Entwürfe wurden sie besprochen und natürlich auch glossiert. Ein Kritiker meinte zu der Rindergruppe, sie forme sich in der Hand des Künstlers zu einem Urbild, ja zum Archetyp des Ochsenhaften. Gerade in München werde man sich diesem Anruf nicht entziehen können, bezeichne hier doch der Volksmund, meinte der Schreiber, diese oder jene Person gern als »Viech mit Haxen« oder gar als »Urviech«. Nun, den Deutungen in dieser Hinsicht sind im Zeichen der Pressefreiheit keine Schranken gesetzt. Ich bin auch sicher, daß es kein Münchener als

Ärgernis empfinden wird, wenn ihm künftig etwa die Freundin als möglichen Treffpunkt den »Rindvieh-Brunnen« vorschlagen sollte.

Die Einweihung dieses Brunnens und seine Übergabe an die Stadt München war für mich ein beglückendes Erlebnis. Ich bin dem Schicksal dankbar, daß es zu diesem Werk hat kommen können.

Das Jahr 1964 sollte noch weitere feierliche Akte mit sich bringen. Am 19. Oktober beging die Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln ihr hundertjähriges Bestehen. 1864 hatten Nikolaus August *Otto* und Eugen *Langen* die »Fabrik für Gaskraftmaschinen N. A. Otto & Cie« in Köln gegründet, die 1872 in »Gasmotoren-Fabrik Deutz AG« umbenannt wurde. Diese Daten sind deshalb besonders denkwürdig, weil es sich bei diesem Unternehmen nachweislich um die erste und älteste, ausschließlich zum Bau von Verbrennungsmotoren bestimmte Fabrik auf unserem Erdball gehandelt hat. Später haben dann so bekannte Männer wie Gottlieb *Daimler* und Wilhelm *Maybach*, der eine als Betriebsdirektor, der andere als Konstruktionschef, für ein volles Jahrzehnt im Dienste des Unternehmens gestanden. Zu Beginn unseres Jahrhunderts wurde schließlich noch, nach vorbereitender Zusammenarbeit mit Rudolf *Diesel*, der Dieselmotorenbau aufgenommen und damit eine für das weitere Wachsen des Werkes entscheidende Entwicklung eingeleitet.

Der Wiederaufstieg der Klöckner-Humboldt-Deutz AG nach der Katastrophe von 1945 ist schon wiederholt behandelt worden. Die Gesellschaft konnte in ihrem Jubiläumsjahr mit eindrucksvollen Zahlen aufwarten: 33 000 Menschen arbeiteten in ihren Verwaltungen und Belegschaften, rund 250 Vertretungen bestanden in allen Ländern der Erde. Der Umsatz war 1964 auf jährlich 1,6 Milliarden DM angestiegen; im gleichen Zeitabschnitt waren in den Werkshallen über 100 000 Motoren und rund 30 000 Schlepper hergestellt worden. Auch fügte es sich gut, daß inzwischen das neue Hochhaus in Deutz, das der zentralen Leitung dient, fertig geworden war. In einem Anbau ist ein kleines Museum eingerichtet worden, das die Entwicklung des Verbrennungsmotors von seinen Anfängen an zeigt. An hervorgehobenem Platz steht dort der 1876 von *Otto* geschaffene Viertaktmotor (s. Abb. neben S. 208), auf dem die gesamte weitere Entwicklung der Motorentchnik beruht. Der atmosphärische Motor, den *Otto* auf der Pariser Weltausstellung 1867 vorgeführt hatte und der als bedeutende Neuerrungenschaft preisgekrönt worden war, kann in diesem Museum im Betrieb besichtigt werden, wie hier auch die am Ende dieser Entwicklung stehenden kleinen Gasturbinen und Strahltriebwerke zu sehen sind, die als moderne Kinder jener bahnbrechenden Erfindung unser Werk in Oberursel heute herstellt.

Die Bedeutung des Jubiläums unseres Kölner Unternehmens rechtfertigte einen Festakt. Denn in der Geschichte dieses Werkes spiegelt sich der ungewöhnliche technische Fortschritt unserer Zeit. Wir hatten eine stattliche Zahl von Persönlichkeiten aus Staat, Wirtschaft und Wissenschaft sowie dem Bonner Diplomatischen Corps neben unseren vielen Geschäftsfreunden aus aller Welt zu dieser Veranstaltung geladen. In meiner einleitenden Ansprache wurde ich bei der Begrüßung unserer hohen Gäste mit dem schwerwiegenden protokollarischen Problem konfrontiert, daß die Rangfolge von Bundespräsident und Bundeskanzler strittig war (jedenfalls zwischen den beiden Beteiligten). Ich zog mich so aus der Affäre, daß ich zunächst die als Redner vorgesehenen Herren, darunter an erster Stelle den Bundeskanzler Erhard, willkommen hieß und dann als ersten der vielen hohen Ehrengäste den Präsidenten des Bundestages Dr. Gerstenmaier begrüßte. »Für Sorgen sorgt das liebe Leben«, heißt es in Goethes Westöstlichem Divan.

Die festliche Veranstaltung nahm, von Musikdarbietungen umrahmt, einen würdigen und eindrucksvollen Verlauf. Der Bundespräsident sandte ein sehr freundliches Glückwunschtelegramm, während die Bundespost eine Sonderbriefmarke »100 Jahre Verbrennungsmotor« mit einem kleinen Abbild des von Nikolaus August Otto 1863 erfundenen Gasmotors herausbrachte. Unser Kölner Unternehmen nahm die Jubiläumsfeier zum Anlaß, eine große Zahl von Stiftungen und Spenden für wissenschaftliche, kulturelle und karitative Zwecke zur Verfügung zu stellen. Daß das Wallraf-Richartz-Museum in Köln wiederum unter den Bedachten war — diesmal mit einem Blumenstück des bedeutenden französischen Blumenmalers Fantin-Latour —, wird kaum überraschen.

Noch einen feierlichen Akt gab es im gleichen Monat zu absolvieren, nämlich die Eröffnung des Erzlösch- und Massengut-Umschlaghafens Weserport bei Bremerhaven, der von den Klöckner-Werken gemeinsam mit der Freien Hansestadt Bremen erstellt worden war. Seine Errichtung lag im Interesse beider Bauherren, weil die bestehenden Umschlageinrichtungen für Erze in den deutschen Häfen bereits voll ausgelastet waren und sich zudem für Großraumschiffe als unzulänglich erwiesen. Im Gelände von Weserport waren so im Laufe von fast drei Jahren Anlagen geschaffen worden, die eine rasche Löschung von Frachtern bis zu 70 000 Tonnen Tragfähigkeit und die automatische Verladung ihrer Güter auf Waggons oder auch die Lagerung der Güter ermöglichen. Gleich die zwanzig ersten Monate im Betrieb dieser Anlagen führten zum Umschlag von 3,7 Millionen Tonnen Erz, von denen zwei Drittel an die Hütten des Klöckner-Bereichs, der Rest an andere Hüttenwerke gingen. Eine von Bremen vorgesehene

Vertiefung der Wesermündungs-Fahrrinne wird es in Zukunft erlauben, auch noch größere Schiffseinheiten in Weserport zu entladen. Die Einweihung der Anlage von Weserport wurde im Gebäude des Columbusbahnhofs von Bremerhaven mit den aus solchen Anlässen üblichen Reden vollzogen, unter denen neben der des Bundesverkehrsministers Dr. Hans-Chr. *Seehofer* die des Senatspräsidenten von Bremen *Wilhelm Kaisen* hervorgehoben werden soll. Die Errichtung der Klöcknerhütte in Bremen und der Bau von Weserport haben mich häufiger mit diesem hervorragenden Bremer Politiker und Staatsmann zusammengeführt, der nach dem Zweiten Weltkrieg zwanzig Jahre hindurch die Geschicke seines Stadtstaates geleitet hat und dabei die Erfahrung und Weisheit des Alters — er war 1964 bereits 77 Jahre alt — mit einem von der Politik unverdorbenen, besonders gewinnenden Wesen zu verbinden wußte. Der Festschmaus bestand aus dem seemannsüblichen Labskaus, den am besten selbst einmal probiert, wer dieses Gericht noch nicht kennengelernt hat.

Ich möchte aber nicht dahin mißverstanden werden, als wolle ich den so zahlreichen festlichen Einweihungen, Jubiläen, Jahrestagungen und anderen nicht immer einem zwingenden Bedürfnis dienenden Zusammenkünften das Wort reden. Sie sind in den fünfziger Jahren mit zunehmendem wirtschaftlichen Wiederaufstieg bei uns in der Bundesrepublik wie auch im Ausland förmlich ins Kraut geschossen. Verbände und Unterverbände, Einzelfirmen und Einzelpersonen überboten sich zeitweise geradezu mit Veranstaltungen, die, vielfach nur dem persönlichen Geltungsbedürfnis einzelner entspringend, sich oft über Tage hinstreckten, längere Anreisen notwendig machten und nicht selten das rechte Maß für den vertretbaren Aufwand vermissen ließen. Solchen Dingen war ich immer abhold, und nur äußerst selten, wenn es mir unvermeidlich erschien, konnte mein Name in einer Teilnehmerliste gefunden werden. Dabei soll nicht übersehen werden, daß nach den vielen Jahren der erzwungenen Enthaltensamkeit und nach den ungewöhnlichen wirtschaftlichen Erfolgen es gerade unsere konfiskatorische Steuerpolitik war und noch ist, die solche Veranstaltungen und die Teilnahme daran begünstigt. Die von der britischen Labour-Regierung im Herbst 1964 eingeführte generelle Beschränkung der steuerlichen Abzugsfähigkeit des Aufwandes dürfte dabei freilich keine praktikable Lösung sein. Es bleibt zu hoffen, daß nach der Befriedigung einer Art von Nachholbedarf allmählich von selbst ein Überdruß an diesem Tagungsunwesen eintritt.

Um eine gewisse Arbeitsentlastung zu finden, gab ich gegen Ende des Jahres den Vorsitz im Musikgremium des Kulturkreises der Deutschen Indu-

strie, den ich fast zwölf Jahre lang innegehabt hatte, ab. In dem abschließenden Kapitel dieses Buches wird von dieser Institution noch näher die Rede sein. Auf das freundliche Schreiben, das mir der Kulturkreis aus diesem Anlaß sandte, antwortete ich mit der Feststellung, daß man sich von Ämtern zu einem Zeitpunkt zurückziehen solle, in dem es nicht nur einem selbst, sondern auch den anderen noch leid tut! Mein Nachfolger im Vorsitz dieses industriellen Musikgremiums wurde Hermann J. Abs. Ich weiß die Aufgabe, die mir sehr lieb geworden war, bei ihm in guten Händen.

Das Jahr 1965 ließ sich — wenigstens was die Zahl der Veranstaltungen anlangt, an denen ich beteiligt war — glücklicherweise friedlicher an als das Vorjahr. Das ist auch diesen Erinnerungen zugute gekommen, auf die ich so etwas mehr Zeit verwenden konnte. Doch gemessen an der Zahl der zurückgelegten Reisekilometer stand 1965 hinter seinen Vorgängern kaum zurück.

In den Anfang des Jahres fiel wieder eine Reise nach Nord- und Südamerika, die im wesentlichen geschäftlichen Zwecken diente. Zwischen den Aufenthalt in New York und die Weiterreise nach Brasilien schoben wir eine kurze Erholungspause auf der Insel Jamaica ein, die sozusagen am Wege lag. Aber eine schwebende, wichtige geschäftliche Frage führte mit Hilfe der erstaunlich guten Fernsprechverbindung zwischen Jamaica und Duisburg dazu, daß ich mich auch dort nicht *procul negotiis* nur dem Naturgenuß, dem Schwimmen und Golfspielen widmen konnte. Doch war es wenigstens möglich, diese Gespräche teilweise unmittelbar vom Strande aus mit Hilfe eines an einer Palme aufgehängten Fernsprechers zu führen; die Verständigung war fast ebenso gut, wie wenn ich von der Nordseeküste aus mit Duisburg telefonierte hätte. Es schloß sich ein Besuch Brasiliens und Argentinens an, wo ich vor allem die Betriebsstätten von Klöckner-Humboldt-Deutz in São Paulo und Belo Horizonte sowie in Buenos Aires besuchte.

Brasilien stand damals und steht auch heute noch im Zeichen eines durch Staatsstreich 1964 ans Ruder gekommenen halb-militärischen Regimes. In São Paulo, das ich nach fast vollen vier Jahrzehnten wiedersah, fiel das gewaltige Wachstum dieses südamerikanischen Chicago auf Schritt und Tritt in die Augen. Das hindert nicht, daß häufig inmitten einer Fülle von Wolkenkratzern der Zustand der Straßen denkbar schlecht ist. Zu einem Besuch von Rio de Janeiro und Brasilia reichte leider die Zeit nicht, so daß ich auch keinen brasilianischen Bundespolitiker sprechen konnte. Dagegen stand in unserem Programm ein Flug nach der gewaltig aufstrebenden Hauptstadt des brasilianischen Staates Minas Gerais, Belo Horizonte, wo Klöckner-Humboldt-Deutz zusammen mit brasilianischen Geschäftsfreunden eine Schlepperfabrik betreibt. Dort machten wir eine interessante Rundfahrt auf die umliegenden Höhenzüge, die durch ihren Erzreichtum zu dem

Wachstum der Stadt entscheidend beigetragen haben. Einige Stunden vor Abflug unseres planmäßigen Flugzeugs nach São Paulo kehrten wir von dieser Exkursion nach Belo Horizonte zurück. Freunde boten uns eine kleine Privatmaschine an, doch verzichteten wir lieber darauf wegen des mit schwarzen Gewitterwolken dicht verhangenen Himmels. In der Tat machte während des ganzen Rückflugs das schlechte Wetter sogar unserem großen viermotorigen Flugzeug erheblich zu schaffen. Unser Begleiter erzählte uns dabei die Geschichte eines Bekannten, der einmal unter ähnlichen Wetterverhältnissen im Innern des Landes mit einer solchen kleinen Maschine geflogen sei. Als diese inmitten eines schweren Sturmes besonders heftig schaukelte, habe sein Bekannter den Piloten gefragt, ob die Sache wohl sehr gefährlich sei. Dieser vermeinte ihn wohl zu beruhigen, als er ihm antwortete, er könne ganz ohne Sorge sein: Jedes Jahr stürzten hier vier Flugzeuge ab, in diesem Jahr seien aber schon vier abgestürzt.

In Argentinien, diesem an Naturgütern so gesegneten Lande, wo ich von dem Präsidenten Illia und mehreren Ministern empfangen wurde, war die politisch und wirtschaftlich so dringend erwünschte Wende zum Besseren bislang noch nicht eingetreten. Der Sturz Peróns lag zwar schon über ein Jahrzehnt zurück, aber als politische Strömung war der Peronismus noch immer virulent, und ernsthafte Maßnahmen zur Bekämpfung der sprunghaften Inflation und ihrer Begleiterscheinungen ließen jedenfalls damals nach wie vor auf sich warten. Die Motoren- und Traktorenfabrik, die wir in Buenos Aires gemeinsam mit argentinischen Geschäftsfreunden von erstklassigem geschäftlichen und menschlichen Rang — an ihrer Spitze unser Freund Dr. Horacio N. *Bruzone* — betreiben, schlägt sich durch diese Zeiten wirtschaftlicher Misere besser durch, als man erwarten konnte.

In Buenos Aires trafen wir mit unserem ältesten Sohn Jörg, der für ein Jahr bei einer unserer dortigen Klöckner-Firmen tätig war, und seiner kleinen Familie zusammen. Dort kam auch sein zweites Kind, ein Töchterchen, zur Welt. Eltern und Großeltern bangten darum, daß es ein Junge werden könnte, weil dieser, in Argentinien geboren, später zweifach, nämlich in Argentinien und in Deutschland, militärpflichtig sein würde. Unsere Freunde suchten uns zwar damit zu beruhigen, daß bis dahin diese Frage zwischenstaatlich sicherlich befriedigend geregelt sein würde; aber das gleiche hoffte man schon in den zwanziger Jahren, als ich selbst in Argentinien lebte, ohne daß man diesem Fortschritt inzwischen im geringsten nähergekommen wäre.

Nur wenige Wochen nach Rückkehr an den heimatlichen Herd war ich schon wieder auf dem Wege nach dem amerikanischen Kontinent. Von dieser

für die Volkswagenstiftung unternommenen Reise war bereits die Rede. In Washington hatte ich Gelegenheit, das viel besprochene neue Gebäude der deutschen Botschaft von außen und innen genauer kennenzulernen. Es ist eine Schöpfung des bekannten, hierfür dann später mit zwei amerikanischen Architekturpreisen ausgezeichneten Karlsruher Architekten Professor Egon Eiermann, der unter anderem durch den Neubau der Berliner Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche bekannt geworden ist. In Washington löste er in ebenso ansprechender wie einfallsreicher Weise die wegen der Gelände-verhältnisse besonders schwierige Aufgabe.

Bald nach der Heimkehr aus Übersee erhielt ich in Duisburg den Besuch des früheren Schatzkanzlers Reginald Maudling, eines der führenden Männer der britischen Konservativen. Maudling war auf einer vorhergegangenen Informationsreise in den USA auch mit amerikanischen Industriellen zusammengetroffen. Davon beeindruckt ließ er mich fragen, ob ich für ihn etwas Ähnliches bei seiner kurzen Reise durch die Bundesrepublik veranstalten könnte. Das geschah, und ich brachte ihn bei einem Abendessen in unserem Duisburger Hause mit führenden westdeutschen Industriellen zusammen. Wir hatten eine sehr angeregte Diskussion mit dem englischen Politiker, der sich gleich unseren deutschen Freunden recht befriedigt von diesem Treffen zeigte. Ich lud ihn zu einem Vortrag vor unserer Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik ein, der dann auch Anfang 1966 erfolgreich stattgefunden hat. Im übrigen erwies sich bei diesem Besuch in Duisburg Maudling nicht nur als Liebhaber, sondern auch als Kenner von Bildern und zeigte ein lebhaftes Interesse für unsere Sammlung.

Kurz vorausgegangen war dieser Begegnung der Besuch der britischen Königin in der Bundesrepublik. Er nahm einen ausgesprochen erfreulichen Verlauf und hat sicher erheblich zur Besserung der allgemeinen Atmosphäre in den deutsch-britischen Beziehungen beigetragen. Auch ich wurde bei einer der festlichen Veranstaltungen der Königin vorgestellt, die mit mir eine lebenswürdige, zwanglose Unterhaltung führte und sich über das London der Jahre meines dortigen Aufenthalts in diplomatischer Eigenschaft zu Anfang der dreißiger Jahre erzählen ließ, eine Zeit, die sie ja nur als Kind erlebt hat. Auf meine jetzige industrielle Tätigkeit anspielend, meinte sie lächelnd, daß mir hierbei meine in der Diplomatie gewonnenen Einsichten und Erfahrungen gewiß von Nutzen seien.

Der Sommer 1965 wurde in doppelter Hinsicht zu einem Regensommer, indem zu den fortwährenden Ergüssen von oben eine politische Schlechtwetterperiode hinzukam. Der Vietnamkrieg nahm in seinem Ausmaß und seinen Auswirkungen immer beunruhigendere Formen an, und in der Nacht



Der Rindermarktbrunnen in München (beim Marienplatz)



Auf einer Industriellentagung 1959 — Von rechts: Bundespräsident Heinrich Lübke; der Verfasser; P. Kirchoff MdB.; Bundeskanzler Dr. Adenauer; Präsident F. Berg

zum 1. Juli geriet die EWG in ihre ernsteste Krise, als de Gaulle für die Partner unerwartet zur Politik des leeren französischen Stuhles überging, weil die Finanzierung der europäischen Agrarpolitik zum vereinbarten Termin sich nicht nach seinen Wünschen regeln ließ.

Auch in der Bundesrepublik stand es nicht zum Besten. Das Jahr 1965, wieder ein Wahljahr, nahm außenpolitisch gleich einen schlechten Anfang mit dem Konflikt mit Kairo, bei dessen Behandlung das Palais Schaumburg keine glückliche Hand bewies. Im Sommer kam es dann vor dem Auseinandergehen des Bundestags wie üblich zu einem Hochbetrieb in diesem Hohen Hause, als möglichst viele unerledigte Vorlagen noch schnell unter Dach und Fach gebracht werden sollten. Wirkte schon das unangemessene Galopptempo peinlich, in das die Gesetzgebungsmaschinerie dabei geriet, so nahm das Streben, schnell vor den Wahlen noch recht ansehnliche »Wahlgeschenke« zu verteilen, geradezu groteske Formen an. Der künftige Bundeshaushalt wurde mit Milliardenbeträgen vorbelastet, ohne daß man sich weiter Gedanken darüber machte, womit diese Ausgabenflut gedeckt werden sollte. Die Bundesregierung ließ diesen Dingen vor der Wahl mehr oder weniger ihren Lauf, während die Parteien in der Freigebigkeit einander den Rang abzulaufen suchten. Von sachgemäßer Politik konnte nicht mehr die Rede sein. Sie hatte in den letzten Wochen der vierten Bonner Legislaturperiode ihren Dienst eingestellt. Nach der Neubildung von Bundestag und Bundesregierung mußte man durch ein besonderes Haushaltssicherungsgesetz bereits bewilligte Ausgaben größtenteils widerrufen und auch die vorliegenden Haushaltsvoranschläge nach Kräften zusammenstreichen, um zu einem wenigstens halbwegs ausgeglichenen Haushalt für 1966 zu gelangen.

Die Bundestagswahlen selbst erbrachten entgegen manchen Erwartungen doch wieder einen bemerkenswerten Sieg der »Wahllokomotive« Ludwig Erhard. Die langwierigen Verhandlungen über die Regierungsbildung entsprachen dann freilich alles anderem als höheren politischen Ansprüchen. Allerdings ist das schon nach früheren Bundestagswahlen unter Adenauer nicht viel erfreulicher gewesen. Man mußte sich aber doch fragen, warum Erhard sowohl bei der Regierungsbildung als auch nachher seinen durchschlagenden persönlichen Wahlerfolg nicht wirkungsvoller auswertete. Es waren jedenfalls keine hochgespannten Erwartungen, mit denen die Öffentlichkeit im Herbst 1965 der Zukunft entgegensah.

Im November des gleichen Jahres weilten meine Frau und ich eine Woche lang in Israel. Zu einem Besuch dieses Landes hatte mich das Weizmann-Institut in Rehovoth schon lange eingeladen. Das Institut war denn auch unser erstes Reiseziel. Der Leiter, Mr. Meyer W. *Weisgal*, zeigte uns die in

einem herrlichen Park gelegene Grabstätte Weizmanns und die wissenschaftlichen Institutsgebäude. Weitere sind im Bau. »Es hat sich sehr entwickelt«, meinte er, »Sie hätten es vor einigen Jahren sehen sollen.« Diesen Satz bekamen wir auf unserer Reise immer wieder zu hören. Mittags waren wir bei der kürzlich verstorbenen Witwe des Gründers und ersten Präsidenten des Staates Israel, Frau Weizmann, zu Gast, einer Dame von über 80 Jahren, der man die einstige Schönheit noch immer ansah und die eine natürliche Würde mit großer Liebenswürdigkeit zu verbinden wußte.

In Tel Aviv verblüffte es uns, bei einem Sinfoniekonzert um uns herum so viel Deutsch sprechen zu hören, ebenso wie bei einem anschließenden Empfang für die Künstler. Die Menschen begegneten uns mit einer fast beschämenden Liebenswürdigkeit. Große Freundlichkeit trafen wir auch in Jerusalem an, wo wir beim Staatssekretär im Außenministerium, bei einem Universitätsprofessor und bei einem Industriellen eingeladen waren. Das waren drei verschiedene Lebenskreise. Überall begegneten wir interessanten, nicht alltäglichen Gesprächspartnern und empfanden wieder einmal mit aller Deutlichkeit, wieviel Kultur und Geist das Naziregime böswillig vertrieben und vernichtet hat.

Die Teilung Jerusalems zwischen Jordanien und Israel ließ an Berlin denken. Die Altstadt mit ihren heiligen Stätten konnten wir nicht betreten, da man das Mandelbaumtor nur einmal passieren durfte, hinaus oder herein. Aber von unserem Hotel aus hatte man einen hinreißenden Blick auf das alte Jerusalem und die in der Abendsonne rot glühenden Berge jenseits des Jordantals. Im israelischen Teil der Stadt sahen wir die schönen neuen Universitätsgebäude, das soeben eröffnete Museum und das neue Parlamentsgebäude — alles moderne Bauten, die nicht gekünstelt wirken, wie so vieles Supermoderne bei uns. Eine besondere Sehenswürdigkeit sind die herrlichen Fenster von Chagall in der Synagoge des neuen Krankenhauses.

Ein Abstecher nach Galiläa führte uns über Nazareth an den lieblichen See Genezareth, zur Stätte des alten Kapernaum und dem Ort der Bergpredigt. Im Nordteil Galiläas kamen wir bis dicht an die syrische Grenze. Wir übernachteten in einem Kibbuz, dessen Leiter uns vom Leben der Kibbuzim und ihrer Arbeitsweise erzählte. Ihre selbst erbauten Häuser liegen eingebettet in einem großen und schönen Garten mit Schwimmbad, Speisehaus und einem Kindergarten, in dem die Kinder meist auch schlafen.

Über Haifa, wo wir auf der Höhe des Berges Karmel die Nacht verbrachten und die überwältigende Aussicht auf Stadt und Bucht genossen, und über die wieder ausgegrabene altrömische Ruinenstadt Caesarea kehrten wir nach Tel Aviv zurück. Am Ende unseres Besuchs führte uns ein Flug über die eindrucksvolle felsige Wüste Negev zum Roten Meer. In den alten Kupfer-

minen aus König Salomons Zeiten wird heute noch Kupfer gewonnen. Hier sahen wir auch ein vormilitärisches Jugendlager, in dem vierzehnjährige Jungen und Mädchen eine dreimonatige Ausbildung erhalten. Dadurch sollen sich die verschiedenen Typen der Einwanderer, die ja aus allen Teilen der Welt und aus jeder Zivilisationsstufe stammen, schon jung aneinander gewöhnen und angleichen. Am Golf von Akaba, an den vier Staaten grenzen, ist das Rote Meer besonders schön in der Abendsonne, wenn sie die felsige Küste rot aufglühen und auch das Wasser rötlich leuchten läßt.

Auffallend wirkt in Israel der Unterschied der Generationen. Während die älteren Menschen nicht ohne Sorgen von den Schwierigkeiten sprechen, die diesem Lande noch bevorstehen, wirken die jungen Leute selbstbewußt und zukunftsgezielt. Man möchte annehmen, daß sie wohl imstande sein werden, Israels Unabhängigkeit zu behaupten und seine wirtschaftlichen Probleme zu bewältigen. Die Frage, was wohl der stärkste Eindruck von Israel sei, kann man vielleicht am besten mit dem Titel des Romans von Theodor Herzl beantworten: »Das Altneuland«. Noch niemals sah ich ein altes Land, das so neu und aktiv ist.

Daß es 1965 endlich zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Israel gekommen ist, wird als erfreulicher Fortschritt in den Annalen unserer Zeit verzeichnet bleiben. Der Weg dahin war freilich in seiner Schlußphase noch recht steinig, und in der Gesamtbilanz steht ihm als Gegenposten der auch heute noch unbereinigte Bruch in unseren Beziehungen zur arabischen Welt gegenüber, der der außenpolitischen Stellung der Bundesrepublik nicht förderlich ist. Ausgelöst wurde diese Entwicklung, wie erinnerlich, durch die unglücklichen deutschen Waffenlieferungen an Israel, die in der arabischen Welt, vor allem in Ägypten, entrüstete Proteste hervorriefen. Es wird immer schwer verständlich bleiben, wie es im Rahmen des deutsch-israelischen Abkommens von 1952, das ja Leistungen im Werte von 3,2 Milliarden DM an Israel vorsah, zur Einbeziehung auch solcher Lieferungen kommen konnte. Auf der Grundlage dieses Abkommens hätten wir alles an Israel liefern dürfen, nur keine Waffen, die ja ohnehin für die Bundesrepublik kein sehr passender Ausfuhrartikel sind. Aber gerade das war geschehen. Und nun vollzogen beide Seiten, Kairo sowohl wie Bonn, ihre Gegenzüge in einer die Öffentlichkeit beherrschenden Atmosphäre der Entrüstung und Erbitterung, wobei viel politisches Porzellan zu Bruch ging. Der Ulbricht-Besuch in Ägypten erfuhr in der Bundesrepublik eine Dramatisierung, die zwar verständlich war, ihn aber politisch eher aufwertete statt ihn in seiner Bedeutung herunterzuspielen. Und die Aufnahme diplomatischer Beziehungen Bonns zu Israel, die in ruhigeren Zeiten vielleicht reibungsloser hätte vonstatten gehen

können, wurde durch die Begleitumstände zu einer politischen Sensation ersten Ranges, die zum Abbruch der Beziehungen von nicht weniger als neun Staaten der Arabischen Liga mit Bonn führte.

Gegen den Plan einer Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und Israel hatten die arabischen Staaten schon immer mit dem Abbruch der Beziehungen und mit der Ankündigung gedroht, die Regierung in Ost-Berlin völkerrechtlich anzuerkennen. Während sie die Entsendung von Botschaftern anderer Länder nach Israel zwar ungerne gesehen, aber doch hingenommen hatten, glaubten sie Bonn gegenüber mit der Aufnahme von amtlichen Beziehungen zum Ulbricht-Regime ein Sonderdruckmittel in der Hand zu haben, das wirksamer sein konnte als die gelegentlich auch ins Spiel gebrachten Boykottandrohungen. Glücklicherweise gehört diese Frage nunmehr der Vergangenheit an. Dennoch wird wohl noch einiges Wasser den Nil und den Euphrat hinabfließen müssen, bevor unsere Differenzen mit den arabischen Staaten als wirklich überwunden gelten können. Der »Blitzkrieg« zwischen Israel und den arabischen Staaten, zu dem es dann im Juni 1967 kam, wird durch seine Begleitumstände in dieser Hinsicht eher noch weiter verzögernd wirken. Diese kriegerische Auseinandersetzung hat im übrigen aller Welt bewiesen, daß hinter der Aktivität der Israelis beim Aufbau ihres jungen Staatswesens wirkliche Kraft und ein auch schwersten Belastungen gewachsener Selbstbehauptungswille stehen. Man kann nur hoffen, daß es gelingen möge, die unheilvollen Gegensätze in diesem Raum so auszugleichen, daß die friedliche Weiterentwicklung in Zukunft nicht abermals in Frage gestellt wird.

Das Jahr 1965 stellte für große Bereiche der Industrie in der Bundesrepublik einen Wendepunkt dar. Bis dahin war es aufwärts gegangen und eine Art Höhepunkt erreicht worden. Im letzten vollen Friedensgeschäftsjahr 1938/39 hatten die Klöckner-Werke AG eine Umsatzziffer von 245 Millionen RM, KHD von 235 Millionen RM und Klöckner & Co im Geschäftsjahr 1938 von 255 Millionen RM, zusammen also 735 Millionen RM. Jetzt, d. h. im Geschäftsjahr 1964/65, erzielten die Klöckner-Werke bei einer Rohstahlerzeugung von über drei Millionen Tonnen einen Umsatz von rund 2 Milliarden DM (wobei es sich bei diesem erhöhten Umsatz nicht nur um Kohle und Stahl handelte, sondern um eine beträchtlich erweiterte Erzeugung und Weiterverarbeitung). Im Klöckner & Co-Bereich wuchsen die Umsätze 1965 insgesamt sogar auf 3,8 Milliarden DM an; dazu kamen noch 1,8 Milliarden DM bei der Klöckner-Humboldt-Deutz AG im Geschäftsjahr 1964/65. Zusammen stellte das also einen Gesamtumsatz von 7,6 Milliarden DM, nach Abzug aller internen Lieferungen (1,6 Milliarden DM) von rund

6 Milliarden DM dar. Der Umsatz der gesamten Klöckner-Gruppe hatte sich also gegenüber dem letzten Friedensjahr vervielfacht. Sie nimmt damit einen Platz in der Spitze der großen deutschen Unternehmensgruppen ein. Das waren Zahlen, an denen Peter Klöckner, hätte er den Wiederaufstieg seiner Gründung in der Nachkriegszeit voraussehen können, seine Freude gehabt haben würde. Ich war mir dabei freilich stets bewußt, daß ein günstiger Konjunkturwind die Segel geschwellt hatte. Aber diese Ergebnisse waren auch die Frucht harter und aufopfernder Arbeit, die viele Tausende von Mitarbeitern in den Verwaltungen und den Belegschaften der Klöckner-Gruppe geleistet hatten.

Doch die Genugtuung über die Erfolge von 1964/65 mischte sich bereits mit ernster Sorge. Schon seit einiger Zeit waren als Warnzeichen am Horizont dunkle Wolken zu beobachten, die einen zunehmend fühlbaren Klimawechsel im Wirtschaftsbereich ankündigten. Die Zahlungsbilanz der Bundesrepublik wies eine beunruhigende Entwicklung auf, und für die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen industriellen Erzeugung auf dem Weltmarkt wurde die Frage der ständig steigenden Herstellungskosten ein immer ernsteres Problem. Für den Bereich der Stahlindustrie kam als weiterer Nachteil ein wachsender Kapazitätsüberschuß auf dem Weltstahlmarkt hinzu, während gleichzeitig aus verschiedenen Gründen die Einfuhr von Stahl in die bisherigen Abnehmerländer nachließ. Zahlreiche dieser Länder hatten inzwischen eigene Hüttenwerke errichtet oder ihre Produktion so ausgeweitet, daß nicht nur ihr Einfuhrbedarf zurückging, sondern sie mit den Überschußmengen ihrer eigenen Erzeugung auf den Weltmarkt drängten. Das alles eröffnete nicht gerade erfreuliche Aussichten für diesen auch als Devisenbringer so wichtigen Industriezweig.

Auf lange Sicht dürfte freilich der Stahlverbrauch in der Welt wohl noch beträchtlich zunehmen. Der Jahresverbrauch an Stahl je Kopf der Bevölkerung betrug 1964 in den USA 615 und in der Bundesrepublik 580 kg, belief sich aber beispielsweise in Spanien und Griechenland nur auf 109, in Indien nur auf 16 und in den westafrikanischen Ländern sogar nur auf ganze 4 kg. Dieser gewaltige Rückstand wird einmal wenigstens teilweise aufgeholt werden, wenn auch auf irgendwie absehbare Zeit immer ein gewaltiger Abstand verbleiben wird. Die Lage unserer Stahlindustrie wird aber auch weiterhin als ernst beurteilt werden müssen, nicht nur deshalb, weil der Kapazitätswachstum im allgemeinen dem Wachstum des Verbrauchs voraus-eilt, sondern weil unserer gesamten Stahlindustrie ein zunehmender Wettbewerb aus anderen Ländern droht. Das gilt ebenso von unseren EWG-Partnern wie von den übrigen großen Stahl erzeugenden Staaten. In Frankreich und Belgien sind jetzt staatlich geförderte Modernisierungs- und Ratio-

nalierungsprogramme großen Ausmaßes für diesen jedenfalls in Frankreich ohnehin schon so starken Industriezweig in Angriff genommen. In Japan weist die Stahlindustrie, nicht zuletzt auf Grund verständnisvoller Einstellung des Staates, geradezu optimale Merkmale der Produktivität auf.

Bei uns in der Bundesrepublik überließ man hingegen die Stahlindustrie sich selbst, ohne sich recht bewußt zu sein, daß man sich damit in krassem Gegensatz zur Wirtschaftspolitik der meisten anderen großen Industriestaaten befand. Dazu trugen gewiß der anhaltende Wirtschaftsaufschwung nach 1949 und der beträchtliche Devisenzustrom bei, den der Außenhandel mit sich brachte. Eine wesentliche Rolle spielte dabei aber auch, daß unsere Wirtschaftspolitik in der Vergangenheit allzu einseitig konsumorientiert und auf die Förderung der Konsumgüter-Einfuhr bedacht war. Da die Grundstoff- und Investitionsgüter-Industrien aber einen besonders wichtigen Sektor der Wirtschaft bilden, von dessen Behauptung auf dem Weltmarkt Stellung und Gewicht der Bundesrepublik nun einmal wesentlich mit abhängen, dürfte eine Neuorientierung unserer Industriepolitik wohl dringlich am Platze sein — nicht etwa im Sinne von Dirigismus und Planifikation, wohl aber in dem einer verständnisvollen und rechtzeitigen Förderung dieser Industrien durch die staatlichen Instanzen.

Zu alledem treten für die Stahlindustrie in der Bundesrepublik noch weitere erschwerende Umstände hinzu. Der größte Angebotsüberschuß zeigt sich, wenn man einmal von den USA absieht, just im Bereich der Montanunion. Hier arbeitet die deutsche Stahlindustrie im Vergleich zu den Partnerländern unter teilweise erheblich ungünstigeren Bedingungen, von denen ich hier nur auf den neuen französischen Stahlplan mit seinen weitreichenden staatlichen Hilfen für die dortige Stahlindustrie hinweisen will. Schon vor Jahren konnten deshalb die Mitgliedstaaten der Montanunion einen beträchtlichen Teil, nämlich gut ein Fünftel, häufig sogar ein Viertel unseres Binnenmarktes erobern. Der Montanunionvertrag erwies sich dabei nicht als ein Instrument, das den Wettbewerbsnachteilen für die deutsche Seite wirksam hätte abhelfen können. Man möchte hoffen, daß die 1967 endlich zustande gekommene Fusion der Montanunion mit den beiden Gemeinschaften der EWG wenigstens in einigen wesentlichen Punkten Wandel bringt und daß damit der derzeitige unbefriedigende Zustand nur eine Episode bleibt. Von selbst wird solcher Wandel freilich kaum eintreten; es wird Aufgabe der Bundesregierung bleiben, dafür zu sorgen, daß es dazu kommt.

Es kann nicht überraschen, daß bei dieser Entwicklung hier und dort Zweifel laut geworden sind, ob der 1951 vollzogene Beitritt der Bundesrepublik zur Montanunion wirklich im Interesse der deutschen Kohle- und Stahlindustrie gelegen hat. Dazu wird man freilich bedenken müssen, daß

diese Frage nicht allein danach beurteilt werden darf, wie die deutsche Grundindustrie im Saldo der letzten Jahre im Rahmen der Montanunion abgeschnitten hat. Wir waren uns von Anbeginn an im klaren darüber, daß die Montanunion für uns, besonders unsere Stahlindustrie, eher geschäftliche Nachteile mit sich bringen würde, ein Umstand, auf den ich bei den Verhandlungen über den Beitritt in Bonn übrigens immer hingewiesen habe. Das Angebot des Schumanplans war ja aber in erster Linie ein politischer Vorgang von großer Tragweite. Er mußte deshalb auch vornehmlich vom politischen Standpunkt aus entschieden werden. Der Schumanplan bot eine einmalige Gelegenheit zum Bau eines neuen Europa unter deutscher Beteiligung. Sie auszuschlagen hätte schwerste politische Folgewirkungen haben müssen. Es kommt hinzu, daß unser Beitritt zur Montanunion der einseitigen Drosselung, um nicht zu sagen Knechtung der deutschen Stahlindustrie durch die Siegermächte des Zweiten Weltkriegs ein Ende bereitet und uns die volle Gleichberechtigung mit den anderen Ländern einbrachte. Deshalb kann, so will mir auch heute noch scheinen, kein Zweifel daran bestehen, daß die Entscheidung zugunsten des Beitritts zur Montanunion damals der einzig richtige und mögliche Weg gewesen ist.

Auch vom wirtschaftlichen Standpunkt aus war die Integration in einen größeren Wirtschaftsraum ein Zeiterfordernis, das gebieterisch Anerkennung verlangte, obschon damit natürlich dem ausländischen Wettbewerb die Schleusen geöffnet wurden. Bei Errichtung der Montanunion konnte man die Zuversicht hegen, daß damit ein erster Schritt zu einem wirtschaftlichen und auch politischen Zusammenschluß des freien Europa getan wurde. Was wir heute als im Gefolge der Montanunion aufgetretene Wettbewerbsungleichheiten empfinden, wäre alsdann nur kurzlebig geblieben. Es widerstrebt dem Sinn des Europagedankens, die wirtschaftliche Integration gewissermaßen zu einer Art Einbahnstraße werden zu lassen, die dem fremdländischen Absatz in der Bundesrepublik den Weg ebnet, ohne in gleicher Weise dem deutschen Erzeugnis den Absatz in den Partnerländern zu erleichtern. Wenn es beim Stahl dennoch dazu kam, so war das eben auf die uneinheitlichen Wettbewerbsbedingungen und das Ausbleiben einer wirklichen Harmonisierung zumal auf steuerlichem Gebiete zurückzuführen, die mit dem Zollabbau hätte Hand in Hand gehen müssen. Die Hohe Behörde wurde nicht zu dem erhofften supranationalen Ministerium für den Gesamtbereich der Montanindustrie. Es wäre indessen ungerecht, die ganze Schuld an der Entwicklung ihr zuschieben zu wollen. Schließlich war es Sache jedes Landes, die eigene Industrie wettbewerbsfähig zu erhalten und dafür zu sorgen, daß sie nicht so stark mit Abgaben und durch einen steten, das Ausland überholenden Anstieg der Lohnkosten belastet

würde und dadurch zwangsläufig im Gemeinsamen Markt ins Hintertreffen geraten mußte. Ob man sich in der Bundesrepublik auf allen Seiten von Politik und Wirtschaft davon ausreichend Rechenschaft gegeben hat, kann füglich bezweifelt werden.

Daß an der Tauglichkeit der Montanunion Zweifel laut wurden, war um so weniger überraschend, als das gleiche Jahr 1965 auch die schwere Krise in der EWG brachte, die de Gaulle in Brüssel am 30. Juni auslöste und die dazu führte, daß Frankreich für lange Monate seine Mitwirkung versagte. Die ganze Zukunft der Gemeinschaft schien in Frage gestellt.

Prüft man rückblickend die Umstände, die zu dem damaligen Eklat führten, so kann man die verhängnisvolle Rolle nicht übersehen, die dabei die Verordnungsentwürfe zur Finanzierung des Agrarmarktes gespielt haben, wie sie von der Brüsseler Kommission zuvor dem Ministerrat zugeleitet worden waren. Sie sahen die Schaffung eigener und autonomer, von der Kommission zu verwaltender Einnahmequellen für die Gemeinschaft und eine Ausweitung der Befugnisse des Europäischen Parlaments in Richtung auf eine Haushaltskontrolle vor. Das waren zwar an sich legitime Vorfälle, die mit dem Inhalt und der Zielsetzung des Vertrages von Rom durchaus im Einklang standen. Ob es aber politisch geschickt und zweckmäßig war, sie im Frühjahr 1965 dem Ministerrat zuzuleiten, steht auf einem anderen Blatt. Schließlich konnte ja auch der Brüsseler Kommission nicht entgangen sein, wie de Gaulle über die sogenannten supranationalen Institutionen dachte und wie wenig Neigung von ihm zu erwarten war, den Weg zu verstärkter Überstaatlichkeit der EWG-Organen mitzugehen. So gesehen handelte es sich bei der Krise gar nicht so sehr um die Probleme der Agrarfinanzierung, die sich bei allseitigem guten Willen wohl hätten lösen lassen, sondern um Grundsatzfragen der EWG als überstaatlicher Gemeinschaft überhaupt. Nur so erklärt sich auch das mit dem Vertrag kaum im Einklang stehende und wenig rücksichtsvolle Vorgehen de Gaulles, mit dem er es den Partnerländern und der Kommission so leicht machte, alle sich nun ergebenden Schwierigkeiten allein auf das Schuldkonto des französischen Staatschefs zu setzen.

Bei dem Kompromiß von Anfang 1966, der die EWG durch Frankreichs Rückkehr in den Ministerrat wieder flott machte, haben die Franzosen schließlich billiger gespielt, als man hätte erwarten können. Man mußte sich in Frankreich eben doch sagen, daß mit einem Scheitern der EWG den eigenen Wirtschaftsinteressen kein Dienst geleistet, vielmehr ein schwerer Schlag versetzt werden würde. So begnügte man sich denn in Paris damit, die weitere Ausgestaltung der Supranationalität der EWG wirksam unter-

bunden und sich für die Zukunft ein Vetorecht vorbehalten zu haben. Immerhin wurde die Gemeinschaft damit bis zu einem gewissen Grade auf die Rolle eines bloßen wirtschaftlichen Zweckverbandes zurückverwiesen. Die Kommission sah sich in ihrer Rechtsstellung durch den erzielten Kompromiß zwar nicht sonderlich beeinträchtigt, sie hatte aber doch eine Lehre hinnehmen müssen, die künftig Anläufe zur Ausgestaltung der übernationalen Funktionen der EWG stark hemmen wird.

Man wird deshalb gut daran tun, die ursprünglichen Erwartungen in Sachen der Weiterentwicklung der EWG zu einer echten europäischen Wirtschaftsunion für die nächste Zukunft zurückzuschrauben. Streben nach möglichst uneingeschränkter Souveränität und verzichtbereiter Gemeinschaftsgeist lassen sich nicht immer leicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen. Ungewiß ist auch, ob die EWG etwa durch eine Erweiterung des Kreises ihrer Partner auszugleichen vermag, was sie an Nachdrücklichkeit des Integrationsstrebens verliert. Großbritannien und andere Länder halten ja bisher ungeachtet des Rückschlags von 1963 an ihrem Beitrittswunsch fest. Dieser Beitritt bleibt wünschenswert, falls sie auch wirklich bereit sind, die wesentlichen Bedingungen des Vertrags von Rom und seiner weiteren Ausgestaltung uneingeschränkt anzunehmen. Es ist jedoch zu befürchten, daß Frankreichs Haltung zu dieser Beitrittsfrage sich nicht so bald auflockern wird.

Was die Haltung der Bundesregierung zur EWG (wie übrigens auch zur Montanunion) anlangt, so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, sie habe während der vergangenen Jahre einen zu weichen Kurs verfolgt. Nachdem etliche Partner dazu übergegangen sind, ihre Sonderinteressen recht nachdrücklich zu vertreten, können wir nicht mehr oder weniger allein die Tugend ständigen Opferbringens im Interesse der Gemeinschaft üben; diese Taktik bringt uns zwangsläufig allmählich ins Hintertreffen und um die Früchte der ganzen Einrichtung.

So bleibt die Zukunft der EWG weiter mit vielen Fragezeichen behaftet. Ein übertriebener Pessimismus wäre jedoch gleichfalls fehl am Platze. Die Gemeinschaft hat gerade mit dem Überstehen der Krise den Beweis erbracht, daß sie auch Stürmen zu trotzen vermag. Die Beschlüsse vom Juli 1966 zur Regelung der agrarpolitischen Fragen und damit auch zu einer erfolgreichen Beteiligung der EWG an der Kennedy-Runde festigten sie weiter. Das Interesse der Partner an ihrer Erhaltung ist eben doch größer als alle Sonderinteressen und grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten. Der dadurch weitgehend gewährleistet Fortbestand der Gemeinschaft muß sich schließlich auf die Dauer, so darf man jedenfalls hoffen, auch politisch auswirken.

Im Jahre 1965 hat die Frage des bevorstehenden Ablaufs der Verjährungsfrist für Verbrechen, die im Zusammenhang mit der von den Nazis betriebenen Politik der Judenausrottung begangen worden waren, die deutsche und ausländische Öffentlichkeit lebhaft beschäftigt. Bis in die neueste Zeit hinein kam immer noch weiteres, oft ganz unbekanntes Belastungsmaterial zum Vorschein. Angesichts der juristischen Bedenken gegen die Änderung strafrechtlicher Vorschriften mit rückwirkender Kraft wählte der Bundestag den Ausweg, davon auszugehen, daß die zwanzigjährige Verjährungsfrist erst 1949 zu laufen begonnen habe, da erst damals der Bundesrepublik die uneingeschränkte Gerichtsbarkeit zuerkannt wurde. Das mußte man freilich als Halbheit empfinden, die nur eine Atempause herbeiführte. Hätte ich mitzuentcheiden gehabt, hätte ich mich unter Abwägung alles Für und Wider doch imstande gefühlt, für den Wegfall der Verjährung einzutreten.

Dieses Verjährungsproblem veranlaßte den in Basel lebenden deutschen Philosophen Karl Jaspers, sich damit in seinem 1966 erschienenen Buch »Wohin treibt die Bundesrepublik?« ausführlich auseinanderzusetzen und darüber hinaus an der gesamten politischen Entwicklung in der Bundesrepublik heftige Kritik zu üben. Er sagt dabei manches Beachtliche und Zutreffende. Das bedeutet nicht, daß man sich alles zu eigen machen müßte; das ist schon wegen mancher Ungereimtheiten, ja sachlicher Irrtümer nicht möglich. Aber unsere Bundesrepublik will so, wie sie sich in den letzten zehn Jahren im innenpolitischen Bereich entwickelt hat, vielen nachdenklichen Menschen unter uns gar nicht mehr so recht gefallen. Jaspers hält uns nun einen Spiegel vor, der ein wenig vorteilhaftes Bild unseres jungen Staatswesens zeigt. Ihn beunruhigt besonders, daß an die Stelle lebendigen demokratischen Lebens eine Parteienoligarchie getreten sei, die den Keim gefährlicher Entwicklungsmöglichkeiten in sich trage. Weite Kreise unseres Volkes erschöpfen sich in der Tat in dem Bemühen um ihr persönliches Wohlergehen, darunter nicht zuletzt in dem Streben nach möglichst hohem Verdienst und immer weiterer Verkürzung der Arbeitszeit, während sie alles andere nur am Rande interessiert. Die Politiker selbst denken vielfach nur an die Erhaltung ihres politischen Besitzstandes oder an das Streben nach Macht. Sie sind mit sich selbst und ihren Leistungen vollauf zufrieden und oft so selbstgefällig geworden, daß sie jede Kritik als eine persönliche Kränkung empfinden. Dabei gilt es unter denjenigen Mitgliedern des Bundestages, die ihm seit Anbeginn angehören, als ausgemacht, daß sein Niveau von einer Legislaturperiode zur anderen sich nicht gerade erhöht hat.

Daß Jaspers so als Mahner und Warner auftritt, scheint mir durchaus ein Verdienst zu sein. Es wäre nur zu begrüßen, wenn die Menschen bei uns ein wenig nachdenklicher würden und nicht alles gleichmütig hinnäh-

men. Leider wird der positive Eindruck des Buches aber erheblich durch die Vorstellungen und Vorschläge getrübt, die Jaspers zur Beseitigung der von ihm gesehenen Mißstände und zur Abwendung bedrohlicher Entwicklungen anfügt. Am unverständlichsten erscheint es, daß er, um nur einige Punkte herauszugreifen, die sogenannte Fünfprozentklausel und das konstruktive Mißtrauensvotum abgeschafft wissen will, um kein Parteimonopol entstehen zu lassen und um einen Kanzler- und Ministerwechsel zu erleichtern. In der Theorie mag das manches für sich haben. Aber wer aus unserer Generation, der den Zusammenbruch der Weimarer Republik mit Diktatur- und Kriegsfolge ebenso wie das Scheitern der französischen Vierten Republik miterlebt hat, kann übersehen, daß dort eben solche Sicherungen fehlten. Doch Jaspers legt das Scheitern der Weimarer Republik weniger Fehlern des Systems als dem Umstand zur Last, daß sich die Wählermassen vom parlamentarischen System abwandten und die Politiker weitgehend unzulänglich waren. Gerade er ereifert sich aber gegen die Unzulänglichkeiten auch unserer heutigen Politiker, die man schließlich so wie sie sind und nicht als Wunschgebilde ins Kalkül einbeziehen muß. Deshalb halte ich Fünfprozentklausel und konstruktives Mißtrauensvotum für zwei der besten Einfälle der Väter unseres Grundgesetzes und des Wahlrechts.

Was Jaspers' Kritik an den Vorbereitungen für den inneren Notstand betrifft, so werden seine Besorgnisse wegen des Übermuts der Ämter sicher weithin geteilt. Aber den Philosophen überwältigt die Furcht vor dem Machtmißbrauch so sehr, daß er von Vorsorge überhaupt nichts wissen will. Auch in diesem Punkt weisen die Erfahrungen unserer Generation in eine andere Richtung. Jaspers sagt lediglich, mit solchen Schwierigkeiten würde eine gute Regierung schon fertig werden. Nur müßte man sie halt und gerade im richtigen Augenblick haben! Schließlich sieht Jaspers auch nicht, daß die alliierten Vorbehaltsrechte aus dem Deutschlandvertrag von 1954 (der sogenannte Souveränitätsdefekt) nur durch eigene deutsche Notstandsgesetze abgelöst werden können.

Auch an dem Abschnitt über die Außenpolitik kann man nicht ohne ein kritisches Wort vorübergehen. Zur Weltlage sagt Jaspers zunächst, heute sei der Friede bedingungslos zu wollen, überrascht dann aber mit dem Gedanken, die USA und die Sowjetunion sollten die Herstellungsstätten der Atombomben in China vernichten. Auch die These, der Preis für die Rettung der Menschheit bestehe darin, daß die beiden alle anderen überragenden Atomkräfte, die USA und Rußland, praktisch zu Weltherrschern werden, kann in der Welt von heute kaum mit viel Zustimmung rechnen.

Für die Außenpolitik der Bundesrepublik entwickelt Karl Jaspers seine Gedanken dann in fünfzehn Punkten, die fast alle auf das gleiche hinaus-

laufen: Die Deutschen haben das Ergebnis des letzten Krieges, den ihre Regierung verschuldet hat, anzuerkennen und sich deshalb mit dem Status quo abzufinden. Die Nichtanerkennung sei als solche eine Bedrohung des Friedens. Ost und West wollten keine Wiedervereinigung Deutschlands. Die Deutschen müßten auf sie verzichten.

Die Preisgabe von Illusionen in der Wiedervereinigungsfrage durch eine Haltung erreichen zu wollen, die praktisch auf eine nationale Abdankung hinausläuft, ist schlechthin wirklichkeitsfremd. Wer es versucht, löst Reaktionen aus, die seinen Zielen genau entgegenlaufen. Daß die Wiedervereinigung bei der heutigen Weltlage nicht erreicht werden kann, ist keine neue Einsicht, sondern allen deutschen Politikern von Einfluß längst geläufig. Sodann unterstellt Jaspers der Politik der Bundesrepublik einen heimlichen Drang nach Gewalt, der einfach nicht besteht. Daß es ein Fundamentalsatz unserer Politik ist, die Wiedervereinigung nur mit friedlichen Mitteln zu erstreben, nimmt Jaspers einfach nicht zur Kenntnis oder hält es für notorische Unaufrichtigkeit.

Schließlich gelangt Jaspers zu dem etwas pathetischen Satz, es sei würdelos, sich gegen die bestehende Lage aufzubauen und »einfach etwas anderes, das man wünscht, zum Ziel zu setzen«. Unser Stolz verlange Wahrfähigkeit. In dieser Allgemeinheit ist der Satz unzumutbar, denn er würde bedeuten, daß das deutsche Volk als Subjekt der Geschichte eben einfach abzudanken habe, während die ihm gestellte außenpolitische Aufgabe doch gerade darin besteht, eine Änderung seiner heutigen Lage ausschließlich auf friedlichem Wege zu erstreben. Die Einsicht, daß das innerste Wesen der Menschheit in ununterbrochenem Konflikt einer erhaltenden und einer nach Änderung strebenden Tendenz liegt und daß es gerade darauf zurückzuführen ist, wenn diese Menschheit überhaupt eine ständig weiterlaufende geschichtliche Entwicklung kennt, ist unserem Philosophen offenbar verschlossen geblieben. So weiß er nichts anderes anzubieten als ein bloßes Sichabfinden mit selbstverschuldetem Leiden. Diese Art Zuspruch ermuntert ein Volk kaum zu verstärkter Teilnahme am politischen Geschehen. Eher tötet er das Interesse an einer Politik, die vom deutschen Volk verlangt, es solle keine Wünsche mehr hegen.

So ergibt sich eine Unausgewogenheit des Buches durch den unterschiedlichen Wertgehalt von politischer Diagnose und Therapie. Das ist besonders zu bedauern, denn viele Leser werden, beeindruckt von der Wertung unserer Zustände, des Glaubens sein, eine so gelehrte Persönlichkeit werde mit ihren Reformvorschlägen sicher ebenso recht haben wie mit ihrer Kritik.

Jaspers hat seine Thesen nachträglich mit der Behauptung, er sei falsch verstanden worden, leicht abgewandelt. Seine Forderung einer Vernichtung

der Herstellungsstätten für Atombomben in China schwächte er dahin ab, dieser Gedankengang sei nur eine »logische Konstruktion« gewesen, nicht etwa ein heute auszuführendes Programm. Und sein Verlangen nach einem Verzicht auf jedes Anstreben einer Änderung des Status quo hätte sich, so sagt er jetzt, ausschließlich auf die Staatsgrenzen und auf nichts anderes beziehen sollen. Die Fragwürdigkeit seiner Darlegungen ändert sich dadurch aber kaum.

Das erinnert mich auch an Fälle, in denen seit 1945 wiederholt bekannte Universitätsprofessoren, manchmal fünfzig und noch mehr an der Zahl, in einer Art Manifest zu wichtigen aktuellen Tagesfragen Stellung genommen haben. Das halte ich für ein ungutes und überdies irreführendes Verfahren. Der Mann auf der Straße wird eine solche Verlautbarung allzu leicht so verstehen, daß »die« Professoren, also ein ganzer Berufsstand, diese oder jene Ansicht vertrete, und daß er ja wohl eine größere Einsicht habe, als der gewöhnliche Bürger. Nur wenige werden sich sagen, daß ein Manifest genau gegenteiligen Inhalts eine ebenso große Anzahl von Unterschriften ebenso bekannter Gelehrter gefunden hätte. Es gibt in der Politik keine Berufsgruppe, die von vornherein mit höheren Einsichten in politische Probleme begabt wäre. Das gilt auch für Organe der Evangelischen Kirche, die mit solchen Verlautbarungen in der Nachkriegszeit leider ebenfalls nicht gerade zurückhaltend waren. Der einzelne kann und soll seine Meinung durchaus öffentlich kundtun. Als Stand kann den Professoren (oder richtiger: einem ganz kleinen, beliebig zusammengesetzten Teil von ihnen) und jeder anderen Gruppe eine besondere politische Befähigung nicht zuerkannt werden; sie sollten sie sich auch nicht zulegen wollen.

Im Februar 1966 ließen meine Frau und ich dem Besuch Israels eine weitere, nicht minder eindrucksvolle Reise nach Südafrika folgen. Ich hatte schon seit Jahren den Wunsch, die Südafrikanische Republik mit ihren reichen Möglichkeiten, aber auch ihren so viel umstrittenen Problemen, aus eigener Anschauung kennenzulernen. Nach der Luftreise, die uns rasch aus dem nördlichen Winter in den südlichen Sommer versetzte, blieben wir zunächst an der Küste des Indischen Ozeans bei Durban und statteten dann dem neuen »Bantustan« Transkei einen Besuch ab. Von dort reisten wir weiter nach Kapstadt, besichtigten Diamanten- und Goldminen im Herzen des Landes, eine kleine Klöckner-Fabrik inmitten eines der großen Goldgebiete, und beendeten schließlich unseren Aufenthalt in Johannesburg, dem Wirtschaftszentrum der Südafrikanischen Republik.

Das große, Südafrika beherrschende Problem ist, wie jedermann weiß, die Frage der Aufrechterhaltung und Sicherstellung der Herrschaft des

weißen Bevölkerungsteils europäischer Abstammung in einem Lande, in dem diese Weißen gegenüber den Negern und kleineren Gruppen von Indern und Mischlingen nur ein knappes Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachen. Seit vor fast zwanzig Jahren die Nationalpartei ans Ruder gekommen ist, versucht die Regierung, die sich dabei auf eine starke Mehrheit der weißen Bevölkerung stützt, die Frage durch die Politik der Apartheid, das heißt der Trennung, zu lösen. Diese Politik beschränkt sich jedoch nicht auf die bloße gesellschaftliche Trennung der Rassen voneinander, sondern behält zugleich die staatsbürgerlichen Rechte mehr oder weniger ganz den Weißen vor. Das Land ist darüber mit Großbritannien und dem Commonwealth zerfallen, aus dem auszutreten es sich genötigt sah. Von der gesamten Mitwelt der farbigen Völker wird die Politik der Apartheid als eine ständige Herausforderung empfunden. Sie erscheint aber nicht nur ihr unerträglich, sondern auch vielen Europäern und Amerikanern, die seit Hitlers Rassenlehre gegen jedwede Art von Rassendiskriminierung allergisch geworden sind.

Dabei hat Südafrika dank seiner Bodenschätze wirtschaftlich einen gewaltigen Aufschwung genommen. Nirgendwo in ganz Afrika bieten sich der schwarzen Bevölkerung gleiche Möglichkeiten des Lebensstandards und des Geldverdienens. Wo sie sich aber gegen die Vorenthaltung politischer Rechte zu regen suchte, stieß sie bei der südafrikanischen Regierung sofort auf schärfste Unterdrückung. Diese Lage würde eines Tages explosiv werden können, wenn man nicht für Ventile sorgte.

Natürlich konnte die Regierung den Grundsatz der Rassentrennung nicht zugunsten einer Rassengemeinschaft aufgeben, die übrigens weder die Weißen noch die Schwarzen wünschen. Sie konnte den Schwarzen auch nicht die Gleichberechtigung zugestehen, da dies eben doch zwangsläufig zur Herrschaft der schwarzen Mehrheit führen müßte. Aus dieser mißlichen Lage glaubte der 1966 jählings ermordete Ministerpräsident Verwoerd Anfang dieses Jahrzehnts einen Ausweg in dem Plan einer Trennung in schwarze und weiße Gebiete innerhalb der Republik gefunden zu haben, wobei die Schwarzen in ihren Reservaten, die »Bantustans« benannt wurden, weitgehende Selbständigkeit besitzen sollten. Ein Anfang ist damit 1961 mit der Bildung des »Transkei« südwestlich von Durban gemacht worden, einem Territorium von annähernd der Größe Dänemarks. Die Einrichtung weiterer solcher Gebiete, freilich kleineren Ausmaßes, soll folgen. Praktisch hat dieser Lösungsversuch aber seine Gebrechen, denn die schwarze Bevölkerung ist natürlich vor allem in den Umkreis der großen Städte und in die Industriebezirke geströmt, die günstigere Verdienstmöglichkeiten boten als der ländliche Farmbetrieb; doch weder die großen

Städte noch die sonstigen Industriebezirke wird man den Bantustans zuschlagen können oder wollen.

Es wäre ungerecht, die Zwangslage zu verkennen, in der sich infolge der ethnischen Grundtatsachen jede Regierung Südafrikas befinden muß. Eine völlige Preisgabe der bisher befolgten Politik könnte nur tragische Folgen haben; die Erfahrungen im übrigen Afrika lehren deutlich genug, was dabei herausgekommen ist, daß die früheren Kolonialmächte in weiten Gebieten allzu jäh die Zügel aus der Hand gegeben haben. Besonders die angelsächsische Welt sollte deshalb wohl etwas mehr Verständnis für die südafrikanische Politik aufbringen und sie nicht dem Grundsatz der Rassengleichheit zuliebe in Grund und Boden verdammen. Vergleiche mit der Lage in den USA gehen ohnehin fehl, denn zwischen dem Negerproblem in den USA und dem in Südafrika besteht ein gewaltiger, einfach durch die numerischen Voraussetzungen bedingter Unterschied.

Die Nationalpartei in Südafrika hat das Problem aber sicher unglücklich angefaßt, als sie an den Beginn ihres Regimes eine Proklamation der Intoleranz stellte und daraus eine Doktrin machte, die sie sogar den südafrikanischen Landeskirchen aufnötigte. Vielleicht noch schlimmer war der Versuch, sie durch viele demütigende und kleinliche, die Schwarzen verbitternde Bestimmungen durchzusetzen. Sie zwangen der weißen Bevölkerung geradezu die Vorstellung auf, eine Herrschaft zu sein, so wie es im alten Sparta die Spartiaten gegenüber den Heloten waren. Auch gegen weiße Landeskinder, die dem Regierungskurs zuwiderhandeln, wird so rücksichtslos vorgegangen, daß ein solcher Fall vor einiger Zeit selbst Teile der weißen Studentenschaft Südafrikas zu Protesten und Demonstrationen in Johannesburg auf die Straße trieb. Mit diesen Übertreibungen der Apartheid-Politik hat die Südafrikanische Republik selbst dazu beigetragen, das Bild zu trüben, das sich die übrige Welt von der Lage in diesem Lande macht.

Die allgemeine Mißbilligung durch die Mitwelt ist offenkundig eine Sache, die die Weißen in Südafrika ständig beschäftigt und die sie nur allzu gern korrigieren möchten. Jedenfalls bin ich kaum jemandem begegnet, der nicht alsbald gerade darauf zu sprechen gekommen wäre. Im übrigen wird allgemein ein großes Vertrauen in die weitere Entwicklung des Landes zur Schau getragen, wozu dessen reiche Bodenschätze auch vollauf berechtigen. Wie weit unter der Oberfläche dieser Zuversicht die geheime Furcht obwaltet, mit dem Rassenproblem doch nicht fertig zu werden und so auf einer Art noch schlummernden Vulkans zu leben, ist schwer zu sagen. Anzeichen dafür habe ich jedenfalls nicht beobachtet. Es ging mir ebenso wie einem amerikanischen Journalisten, der sich zum Studium der Verhältnisse in Südafrika aufhielt. Er meinte, die allen weißen Südafrikanern

stets gegenwärtige Sorge komme nicht zum Vorschein, begleite aber doch alle Weißen ständig wie ihr eigener Schatten.

Das Bild von der Lage in Südafrika wurde durch unseren Besuch des Bantustans Transkei noch um bemerkenswerte Farbtöne reicher. Man gelangt dorthin, wenn man von Durban aus nach Süden über den Fluß Kei fährt. Das von der Küste aus ins Gebirge hinein ansteigende Territorium wird hauptsächlich von den Bantustämmen der Xhosas bewohnt und soll in der Zukunft ausschließlich von ihnen verwaltet und bewirtschaftet werden. Heute sind noch viele Weiße als Berater in Wirtschafts-, Finanz- und Verwaltungsfragen dort tätig. Transkei gilt als besonders fruchtbar; Maisanbau steht an erster Stelle. Der durch falsche Weidetechnik zum Teil seiner Humusschicht beraubte Boden muß freilich größtenteils durch neue Anbauverfahren erst wieder fruchtbar gemacht werden.

Die zu lösende Aufgabe wird dadurch erschwert, daß den Schwarzen der Erwerbssinn meist völlig abgeht. So erzählte man uns — und das zeigt, welche Erziehungsarbeit noch geleistet werden muß —, daß ein Schwarzer, dessen Land durch die ihm von Weißen vorgeführte Anbauweise den doppelten Ertrag brachte, im nächsten Jahr sein Gelände brachliegen ließ. Auf die Frage, warum er das Gelernte nun nicht anwende, antwortete er: »Warum denn, ich habe doch doppelt so viel geerntet wie im Jahr zuvor, und so habe ich für zwei Jahre genug.« Auch der Commissioner, eine Art Hoher Kommissar der Regierung von Pretoria in der Hauptstadt des Territoriums, die den Namen Umtata trägt, meinte, als wir ihn besuchten, die Mentalität der Schwarzen sei so verschieden von der unseren, daß man nur langsam vorgehen könne. Größere Industrieanlagen seien völlig fehl am Platze. Man müsse mit kleinen Betrieben anfangen, die auf der Landwirtschaft aufbauten und die primitiven Bedürfnisse der schwarzen Bevölkerung befriedigten, wie die Verarbeitung von Holz oder von Jute zu Säcken, dann Webereien und ähnliches; das müsse der nicht zu überstürzende Beginn einer langsam sich entwickelnden gehobeneren Industrie sein. Dabei war ein wenig herauszuhören, daß er es vielleicht nicht allzu eilig hat, die Entwicklung der Schwarzen zu voller Selbständigkeit zu beschleunigen.

Wir sahen auch den schwarzen Erziehungsminister, der einen guten Eindruck machte. Es gibt Schulzwang; auch der Zugang zu höheren Schulen und den südafrikanischen Universitäten außerhalb von Transkei ist möglich, soweit die Bestimmungen über die Zulassung von Schwarzen dies gestatten (was freilich nach einem seither erstatteten Bericht der Unesco nur in recht unzulänglichem Maße der Fall sein dürfte). Der Minister bedauerte, daß so wenige den Lehrerberuf ergreifen wollen, der ein besonderer Mangelberuf sei. Die meisten Schwarzen wollten Jura

studieren; reden und debattieren liege ihnen besonders, was sich auch in dem zweimal im Jahr in Umtata tagenden Parlament zeige. Schließlich lernten wir in Umtata noch den Ministerpräsidenten mit dem schönen Namen Kaizer Matanzima kennen, einen großen, gut aussehenden Mann, der uns tiefernst begrüßte, was er wohl seiner Würde schuldig zu sein glaubte. Er wirkte aber ohnehin durchaus seriös und besonnen. Als er wegen einer humorvollen Bemerkung im Gespräch plötzlich lachen mußte, sah er freilich aus wie ein fröhlicher Junge.

Ohne Zweifel gibt man sich in Südafrika große Mühe, daß das mit der Schaffung des Bantustans Transkei eingeleitete Experiment zu einem Erfolg wird. Es verdient gewiß nur Billigung, daß man dabei behutsam zu Werke geht; denn das Beispiel mancher Entwicklungsländer, die an Stelle einer sinnvollen, von unten aufbauenden organischen Entwicklung häufig aus Prestigegründen durchaus mit einem Hüttenwerk, einer eigenen Luftverkehrslinie und dergleichen mehr beginnen wollen, ist wohl alles andere als nachahmenswert. Die weißen Berater in Transkei sind offensichtlich mit Überzeugung und ehrlichem Bemühen bei der Sache, nicht etwa mit inneren Vorbehalten, auch wenn es da Ausnahmen geben mag.

Unser Aufenthalt in Südafrika erhielt noch einige besondere Akzente dadurch, daß ihm kurz zuvor die einseitige Unabhängigkeitserklärung Rhodesiens vorangegangen war. In Südafrika beschäftigt dieser Konflikt die Gemüter natürlich in ganz besonderem Maße, denn dabei geht es ja gleichfalls um das Kernproblem, das ganz Südafrika in seinem Bann hält: um die Sicherstellung oder Preisgabe der weißen Vorherrschaft. In diesem Teil des Erdballs, der einen Cecil Rhodes wie auch einen Botha und einen Smuts gesehen hat, fehlt bislang noch der Staatsmann, der eine alle Beteiligten befriedigende Lösung zu zeigen weiß. Man muß hoffen, daß er sich noch finden möge, obschon Zweifel berechtigt sind, ob sich ein gerechter, Weiße wie Schwarze zufriedenstellender Kompromiß für dieses nun einmal aus der europäischen Expansion im Kolonialzeitalter herrührende Problem überhaupt finden läßt. In Südafrika glaubt man zumeist, es gebe nur ein Entweder-Oder, ein von Weißen oder ein von Schwarzen regiertes Land, wobei im zweiten Falle für die Weißen kein Platz mehr sei. Und doch sind dort Weiße und Schwarze aufeinander angewiesen, wenn der so erfolgreich begonnene Aufstieg des Landes anhalten soll.

Konnte es zu Beginn der sechziger Jahre bei uns noch als zweifelhaft erscheinen, daß die These vom bereits eingetretenen Ende der Nachkriegszeit wirklich zutreffend sei, so führte das erste Halbjahr 1966 zu einer Weiterentwicklung der Weltlage, die Strukturwandlungen der großen Politik

deutlich machte und anzeigte, daß wir uns in raschem Übergang zu einem neuen Zeitabschnitt befinden. Zwei Entwicklungen rückten dabei beherrschend in den Vordergrund: die fortschreitende Verstrickung der USA in den Vietnamkrieg und die damit wohl in einem gewissen inneren Zusammenhang stehende Auslösung der Krise in der NATO durch de Gaulle. Diese Krise wurde durch das Ausscheiden Frankreichs aus der gesamten Militärorganisation der NATO hervorgerufen, ein Vorgang, dessen Folgewirkungen heute noch nicht abschließend beurteilt werden können, weil die dadurch bedingten Umstellungen noch voll im Fluß sind.

In Vietnam hatte die anhaltende und sich verstärkende Unterstützung, die die aufrührerischen Vietcong-Streitkräfte in ihrem Guerillakrieg in Südvietnam durch die Infiltration von Truppenverbänden aus Nordvietnam und die Lieferung von Kriegsmaterial nicht nur aus Rotchina, sondern aus dem gesamten Ostblockbereich erfuhren, schon 1965 dazu geführt, daß die amerikanische Regierung von ihrer anfänglichen militärischen Unterweisungs- und Materialhilfe an die Regierung von Südvietnam zu unmittelbarem und massivem militärischen Eingreifen in diesen Krieg überging. Die übrige Welt sah dem mit Sorgen zu. Seither wird viel von den Gefahren einer »Eskalation« des Einsatzes von Kriegsmitteln gesprochen. Auch in den USA selbst ist gegen die Vietnampolitik Kritik laut geworden. Man befürchtet, daß, wenn die Dinge so weitergehen, der Krieg schließlich doch zu einer militärischen Kraftprobe zwischen den USA und Rotchina oder gar der gesamten Welt des Kommunismus ausarten könnte, wobei die Besorgtheit um die zukünftige Politik Chinas, das zwar noch durch innere Wirren gelähmt ist, aber doch schon eigene Atomwaffen besitzt und der bei weitem volkreichste Staat des Erdballs ist, mit ins Gewicht fällt.

Die amerikanische Regierung hat die Gründe ihres Vorgehens immer wieder der Weltöffentlichkeit dargelegt. Sie sieht in dem Vietnamkrieg einen Testfall dafür, ob der Wille der freien Welt zur Verteidigung der Freiheit die dafür ausreichende Stärke besitzt oder ob der Kommunismus weiteren Boden durch sogenannte »Befreiungskriege« zu gewinnen vermag. Wenn man die ständige Einschleusung nordvietnamesischer Kräfte und Kriegsmaterialien in Südvietnam unbeachtet lasse, würde man nach amerikanischer Ansicht die gesetzlosen und expansionistischen Elemente der Welt zu dem Glauben verleiten, die Aggression sei ein hinnehmbares und wirkungsvolles Mittel der Politik. Ein Nachgeben gegenüber den Kommunisten in Nordvietnam würde daher neue kommunistische Vorstöße in anderen Teilen der Welt auslösen und somit große Gefahren für die asiatischen und danach auch die afrikanischen und südamerikanischen Länder im Gefolge haben.

Daß der Vietnamkrieg seine schlimmen Seiten hat, wird niemand bestreiten wollen. Er kann noch Jahre hindurch dauern. Bisher jedenfalls zeigt die Regierung in Hanoi trotz des Bombenhagels auf Nordvietnam noch keinerlei Bereitschaft zum Einlenken, sondern hofft offenbar, die eigene kommunistische Herrschaftsform doch auch Südvietnam aufzwingen und in diesem Zeichen die Einheit des Landes wiederherstellen zu können. Schlimm waren und sind aber auch die Auswirkungen des Vietnamkrieges auf die gesamte weltpolitische Lage. Der von Kennedy mit gewissem Anfangserfolg unternommene Anlauf zu einer Entspannung zwischen Washington und Moskau kam darüber fast zum Erliegen, und der Versuch Johnsons, diese Entspannung wieder in Gang zu setzen, ist wegen des Vietnamkrieges auch heute noch sehr von Klippen bedroht. Außerdem sind nicht nur die Kräfte der USA auf lange Sicht in Südostasien weitgehend gebunden, sondern auch die Blickrichtung der amerikanischen Politik wurde durch diesen Krieg so sehr auf Vietnam und Ostasien konzentriert, daß seither ihre Rolle als Führungsmacht der freien Welt, die ohnehin nicht mehr allgemein hingenommen wird, bedenklich zu kurz zu kommen droht.

Auch die Politik Bonns hat in dieser Hinsicht betrübliche Erfahrungen machen müssen. Wiederholte Versuche der Bundesrepublik, im Jahre 1965 die deutsche Frage wieder stärker auf die internationale Tagesordnung zu setzen, brachten keinerlei Erfolg. Sie konnten dies auch kaum, weil man eben in Washington Sorgen hatte, die als weit dringlicher empfunden wurden. Im Zusammenhang mit diesen Sorgen kam auch die Frage der teilweisen Zurückziehung amerikanischer Streitkräfte aus der Bundesrepublik in den USA auf die politische Tagesordnung. Sie wird wohl auch in Zukunft noch eine beträchtliche Rolle spielen.

Dennoch wäre sicherlich nichts falscher, als wenn man auch bei uns der Versuchung erläge, das Vorgehen der Amerikaner in Vietnam mit scheelen Augen anzusehen und sich an der international etwas in Mode gekommenen abfälligen Kritik zu beteiligen. Die USA verfolgen dort die gleiche »policy of containment«, der sie sich seit Truman verschrieben haben und mit der sie dem weiteren Vordringen totalitärer Unfreiheit eine Schranke ziehen wollen. Als sie in Korea sich der Ausdehnung des Kommunismus in den Weg stellten, spendete die gesamte freie Welt Beifall. Warum das, was in Korea lobenswert war, in Vietnam verurteilenswert sein soll, ist nicht einzusehen. Die Amerikaner verteidigen in Vietnam auch unsere Freiheit, selbst wenn man in Rechnung stellt, daß sie in beiden Fällen nicht nur die Freiheit fremder Völker, sondern auch eigene Sicherheitsinteressen zu wahren suchen. Uns Deutschen muß sich zwangsläufig der Gedanke an Berlin aufdrängen. Wir können den Vietnamkrieg zwar nur aus der Ferne beobachten. Aber wir

haben ein lebenswichtiges Interesse daran, daß er zu einer Lösung führt, die den Amerikanern die Fortführung ihrer weltweiten Politik der Festigkeit nicht etwa verleidet. Sie bringen für diese Politik große, in den letzten zwei Jahren noch erheblich angestiegene Opfer, sowohl an Menschenleben wie materieller Art, und sie sollten dabei sicher sein können, daß man ihnen in diesem Kampfe Verständnis und Sympathie entgegenbringt. Kritik und Proteste hingegen ermutigen nur Hanoi zur Fortsetzung des Krieges und wirken so eher kriegsverlängernd.

Es scheint fast, als sei die Zeit des kalten, einstweilen nur an mehr oder weniger isolierten Spannungspunkten heiß gewordenen Krieges von einer Zeit der großen Lügen, der »big lies«, abgelöst worden: ihr Wesenszeichen ist, daß die halbe Welt ständig der falschen Seite Aggression oder Aggressionsabsichten vorwirft — gleichgültig, ob es sich um Vietnam, den Nahen Osten oder die Deutschlandfrage handelt.

In der Bundesrepublik brachte 1966 die wichtige Wende von der Kanzlerschaft Ludwig Erhards zur Bildung eines Kabinetts der Großen Koalition unter Kurt Georg Kiesinger. Erhards Wirken als Bundeskanzler war von vielerlei Mißgeschick begleitet. In der Außenpolitik waren Erfolge nicht zu ernten. Seine Hoffnung, die europäische Einigung voranzubringen, erwies sich als trügerisch; in der Ostpolitik führten die versuchten kleinen Schritte zu keinem Fortschritt. Die wirtschaftliche Konjunktur war zu Anfang der Regierungszeit Erhards noch gut, doch machte sich bereits im Winter 1963/64 eine spürbare Unruhe und Unsicherheit bemerkbar. Ständiger Kostenanstieg in der deutschen Industrie, zumal der Lohn- und Gehaltskosten bei rückläufigen Erlösen, steigender Konsum im Innern bei zurückgehenden Ausfuhrüberschüssen und eine defizitär werdende Zahlungsbilanz kennzeichneten die folgenden Jahre, bis dann 1966 die Konjunktur eindeutig verfiel.

Nachteiliger noch für Erhard wirkte sich ein anderer Umstand aus, nämlich die bei der gesamten Bevölkerung, besonders aber bei den nach vielen Tausenden zählenden »öffentlichen Händen« immer mehr zunehmende, schließlich geradezu hemmungslose Ausgabenfreudigkeit, die eine Abhängigkeit der Ausgabenhöhe von den Einnahmen völlig zu negieren schien. Die Wurzel dieses Übels reichte bis in die Ära Adenauer zurück. Immer wieder wurden Einsparungen angekündigt und immer wieder blieben sie aus, während die Ausgabenseite ständig anstieg. Ein besonderer Höhepunkt waren die schon erwähnten »Wahlgeschenke« des Jahres 1965. Aber trotz der nachfolgenden Ernüchterung kam es zu keinem Ende der Ausgabenflut; die Maßhalteappelle Erhards fanden kaum noch Beachtung, am wenigsten im eigenen staatlichen Bereich. Wenn sich die Kassen als leer erwiesen,

ging man einfach zu einer Pumpwirtschaft durch Kreditaufnahmen über, wobei die Maßlosigkeit der öffentlichen Stellen keine Grenzen kannte. Daß die Gewerkschaften mit ihren Lohnforderungen nicht zurückstanden und die meisten Sozialpolitiker glaubten, auch in der Zukunft nicht minder aus dem vollen wirtschaften zu können, rundete das bedrückende Bild ab.

Der Bundeskanzler ließ trotz inneren Widerstrebens den Dingen allzu sehr ihren Lauf und entschloß sich erst, als es schon reichlich spät war, den Entwurf eines Stabilisierungsgesetzes einzubringen. Er war auch nicht unschuldig daran, daß sich in der Öffentlichkeit die Erkenntnis, daß schwierige Zeiten bevorstanden, allzu spät durchsetzte; in seiner bekannten Neigung zum Optimismus verkündete er noch im Frühherbst 1966, statt dem Volke »Schweiß und Tränen« zu verheißeln, wir seien über den Tiefpunkt bereits hinaus, was schon damals kaum abwegiger hätte sein können.

Die Folge war der Zusammenbruch des Kapitalmarkts und das Fiasko der amtlichen Finanzpolitik. Im Bundshaushalt für 1967 klappte eine gähnende Lücke. Und für die Folgejahre zeichnete sich nicht etwa ein Schwinden, sondern ein ständiges weiteres Anwachsen dieser Lücke ab. Da die Regierung die Dinge treiben ließ, war es allein die Bundesbank, die mit einem scharfen Restriktionskurs dem Weg in Abgründe zu steuern suchte. Man mag im einzelnen über die von ihr ergriffenen Maßnahmen denken, wie man will, es wird ihr bleibendes Verdienst sein, statt fruchtlosen Redens durch aktives Handeln den beteiligten öffentlichen Stellen endlich die Augen geöffnet und sie zur Umkehr von ihrem gefährlichen Kurs gezwungen zu haben. Mißlich und von nachteiligen Folgen war dabei nur, daß die Maßnahmen der Bundesbank die Finanzgebarung der öffentlichen Hände unmittelbar wenig beeinflussen konnten. Statt dessen brachten sie die Wirtschaft in eine zunehmend schwierige Lage, bei der die Neigung und schon die Möglichkeit zu Neuinvestitionen, die nun einmal das Lebenselixier der Wirtschaftsentwicklung sind, immer stärker schwinden mußten.

Zu den steigenden finanziellen und wirtschaftlichen Nöten gesellte sich eine für die Regierungskoalition unter Erhard abträgliche innenpolitische Entwicklung. Besonders kraß trat sie bei den Landtagswahlen in Nordrhein-Westfalen und anschließend in Hessen und Bayern zutage. Sie bestärkte allorts die Überzeugung, daß die Tage der Regierung Erhard gezählt seien. Ende Oktober brachte der Austritt der FDP-Minister aus seinem Kabinett mit der wohl mehr von taktischen Rücksichten als von politischer Einsicht diktierten Begründung, die FDP könne Steuererhöhungen keinesfalls zustimmen, den Stein ins Rollen. Aus mühseligen Verhandlungen der drei Bundestagsparteien ging schließlich das Kabinett der Großen Koalition unter Kurt Georg Kiesinger hervor. Es verdankt seine Entstehung vor allem

dem Umstand, daß sich ein anderer Ausweg aus der Krise im Grunde nicht mehr anbot.

Ob die Große Koalition hinreichend zusammenhalten wird und unsere gesamte Politik wieder auf einen erfolversprechenden Weg zurückzuführen vermag, muß die Zukunft zeigen. Die Bundesregierung steht auf allen Gebieten vor schweren Aufgaben. Innenpolitisch hat sie die löbliche Absicht verkündet, vom Verhältniswahlrecht zum Mehrheitswahlrecht überzugehen, aber auch hier wird es keineswegs leicht sein, eine ausreichende Mehrheit zusammenzubringen. Die bei weitem vordringlichste Aufgabe ist die Ordnung der öffentlichen Finanzen, wobei der halbwegs erreichte Ausgleich des Bundeshaushalts für 1967 nur ein Anfang ist. Bei der allgemeinen Gewöhnung an den Geldsegen »von oben« wird sich das, wie zu befürchten ist, als wahre Sisyphusarbeit erweisen, womit dann die Versuchung wächst, auf einen inflationären währungspolitischen Kurs auszuweichen. Das Volk will zwar davon bestimmt nichts wissen und drängt auf Währungsstabilität. Aber im Bundestag besteht die Opposition nur noch aus einer schwachen Gruppe, und inner- und außerhalb des Parlaments regen sich schon wieder lautstarke Interessengruppen. Gelingt es dem Kabinett Kiesinger, in der selbstgesetzten Frist von knappen drei Jahren die Stabilität der Währung und zugleich neues wirtschaftliches Wachstum unter Festhalten an den bewährten und auf die Dauer allein erfolversprechenden Grundsätzen der sozialen Marktwirtschaft zu erreichen — bei welchem Bemühen die Regierung der Unterstützung durch die Wirtschaft gewiß sein darf —, so wird sie fast eine Art zweiten Wirtschaftswunders vollbracht haben. Dem Bürger bleibt nur übrig, das Beste zu erhoffen und sich selbst mit unangenehmen Begleiterscheinungen abzufinden. Wahrscheinlich ist die Annahme nicht unberechtigt, daß die Bereitschaft im Volke, sogenannte unpopuläre Maßnahmen hinzunehmen, größer ist, als manche um ihre Mandate besorgten Politiker zu glauben scheinen. Nicht zuletzt wird für den Ausgang des Experiments von Bedeutung sein, ob uns die Weiterentwicklung der Konjunktur im In- und Ausland zu Hilfe kommt, mit der unser Schicksal nun einmal eng verknüpft ist. Besonders der Export ist heute bei uns zum wichtigsten Konjunkturträger geworden, der pfleglichster Behandlung durch die Regierungsstellen bedarf. Daran hat es bisher leider allzusehr gefehlt.

Die Abschwächung der Konjunktur machte sich natürlich auch im Klöckner-Bereich fühlbar. Sowohl die Klöckner-Werke als auch Klöckner-Humboldt-Deutz hatten bereits im Geschäftsjahr 1964/65 einen Umsatzrückgang zu verzeichnen, wenn auch einstweilen in mäßigen Grenzen. Un-

verändert günstig war hingegen der Abschluß für 1965 noch bei dem Handelshaus Klöckner & Co in Duisburg, wo sich der Ertragsrückgang erst im folgenden Geschäftsjahr stärker fühlbar machte. Mit diesem Stammhaus im Rahmen der Klöckner-Gruppe bin ich, seit mich Peter Klöckner 1938 als Juniorpartner aufnahm, persönlich besonders eng verbunden. Schon bald nach seinem Tode wurde ich 1942 alleiniger Gesellschafter, als der ich, unterstützt durch ausgezeichnete Mitarbeiter, die Geschicke dieses Hauses ziemlich genau ein Vierteljahrhundert hindurch steuern konnte. Es verlohnt sich wohl, auf die Entwicklung, die das Unternehmen dabei genommen hat, einen kurzen Blick zu werfen.

Neben ihrer Eigenschaft als Holding arbeitete Klöckner & Co seit Beginn der vierziger Jahre zusammen mit der alsbald in ihr volles Eigentum übergegangenen Klöckner Reederei und Kohlenhandel GmbH auf dem Gebiete des Großhandels mit den Erzeugnissen der Grundstoffindustrie, die sie im In- und Ausland auf den Markt brachte. Nach den Wirren des Krieges und der ersten Nachkriegszeit, seit wir wieder frei und ungehindert schaffen konnten, wuchs der Gesamtumsatz dieses Stammhauses im Klöckner-Bereich ständig an. Dieses Wachstum vollzog sich fast ohne Rückschläge und ließ Klöckner & Co allmählich zur größten Handelsfirma der Bundesrepublik werden.

Von ihren Tätigkeitsgebieten steht auch heute noch der Stahlhandel obenan, der sich sowohl dem Umfang wie dem Verkaufsprogramm nach ständig ausgeweitet hat. Andere Geschäftsbereiche von gleicher Bedeutung sind aber im Laufe der Jahre zunehmend zu dem überlieferten Handel mit Stahl und mit Kohle getreten. Sie umfassen heute eine lange Reihe weiterer Erzeugnisse. Neben den unseren Grundstoffprodukten nahestehenden Abteilungen Alteisen, Roheisen, Erze, Legierungen und Nichteisen-Metalle gehören dazu zahlreiche weitere Handelswaren wie Heizöl, Baustoffe, chemische Erzeugnisse — darunter besonders Düngemittel und auch Treibstoffe —, ferner Baumaschinen und Werkzeugmaschinen sowie Kunststoffe der verschiedensten Art — eine große Palette also von Erzeugnissen, von mir gelegentlich scherzhaft als »Gemischtwarenhandlung« bezeichnet.

Die Ausweitung auf andere Brennstoffe als Kohle wurde durch die fortschreitende Ersetzung der Kohle durch Heizöl und Erdgas mit der Zeit zu einer Notwendigkeit, die von Außenstehenden mitunter verkannt wurde und die Kritik auslöste, wir würden unseren eigenen Kohlenabsatz damit zu Tode konkurrieren — als ob man die Wettbewerbsfähigkeit der Kohle gegenüber dem Heizöl damit verbessern könnte, daß der Brennstoffhandel die Nachfrage nach Heizöl einfach ignoriert! Der Handel muß dem Abnehmer dienen und kann ihn nur dann zuverlässig beraten und mit dem

geeignetsten Brennstoff beliefern, wenn er Energieträger in jeder Form zur Verfügung hat.

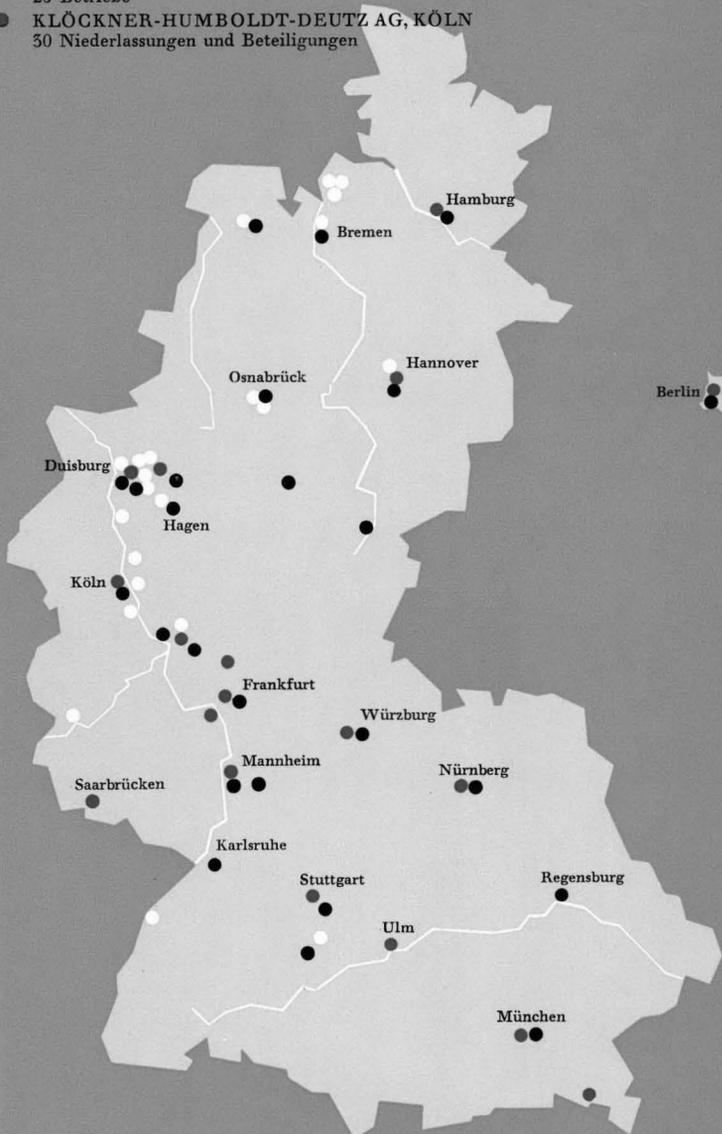
Zu diesen Handelsbereichen traten mit der Zeit noch weitere wichtige Geschäftszweige hinzu, so namentlich die Errichtung von Industrieanlagen aller Produktionsgebiete und in jeder Größenordnung, und dies in einer großen Zahl von Ländern, besonders in Übersee; ferner technische Dienste vielfältiger Art; die Lieferung von Wasseraufbereitungsanlagen, Öl- und Gasbrennern sowie Klimaanlage; das sich ständig ausdehnende Leasing-Geschäft (Verleih von Maschinen); sodann Spedition, Umschlag und Befrachtungen in allen bedeutenden Häfen zwischen Antwerpen und Hamburg, wozu neuerdings noch das Luftfrachtgeschäft hinzukam. Besonders zu nennen ist schließlich noch die Schifffahrt. Allerdings hat sich die Binnenschifffahrt, früher ein wichtiges Betätigungsfeld, leider zu einem Sorgenkind entwickelt, weil ihre Erlöse schon seit Jahren aus verschiedenen, allgemein wirksamen Gründen ungenügend sind. Mehr Freude bereiten unsere im Überseedienst stehenden Massengutfrachter, die beiden schon früher genannten großen Motorschiffe »Anneliese« und »Inge«, die fast immer vollbeschäftigt sind und eine nicht unbefriedigende Rendite einfahren.

Die Klöckner-Handelsgruppe hat im Laufe der Jahre alle wichtigen Länder mit einem Netz von Niederlassungen und Vertretungen überzogen. Zum Teil handelt es sich dabei um Auslandsgesellschaften, die in ihren Gastländern Wurzeln geschlagen haben und sich nicht nur auf die Einfuhr der Eigenproduktion von Klöckner beschränken, sondern ihre Tätigkeit auch auf die meisten sonstigen Geschäftsbereiche ausgedehnt haben, mit denen sich Klöckner & Co heute im Handel befaßt. Sie betreiben ihre Geschäfte auch innerhalb ihrer Gastländer und folgen den Handelsströmen der Welt durch die Ein- und Ausfuhr von Gütern auf dem Platz, den sie sich in der Außenwirtschaft ihres Landes erworben haben.

Als letztes müssen schließlich noch die großen Beteiligungen von Klöckner & Co erwähnt werden. Unter ihnen stehen die an der Klöckner-Humboldt-Deutz AG in Köln sowie seit Ende des Zweiten Weltkriegs an der Rütgerswerke und Teerverwertungs-AG in Frankfurt am Main, die im Laufe der Jahre wesentlich vergrößert werden konnte, obenan. Dieses Unternehmen ging aus einer schon vor hundert Jahren von Julius Rütgers in Erkner bei Berlin gegründeten Teerdestillationsanstalt für Imprägnieröl hervor, die bald auch ein Zweigwerk in Rauxel errichtete. Aus der Destillation von Steinkohlenteer erwuchs später ein bedeutsamer Zweig der chemischen Großindustrie. Bei den Rütgerswerken folgten der Teerfabrikation im Produktionsprogramm Heilmittel und Kunststoffe sowie — als Nebenprodukt der Teerdestillation — das wichtige Erzeugnis Pech, das unter

KLÖCKNER IN DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND

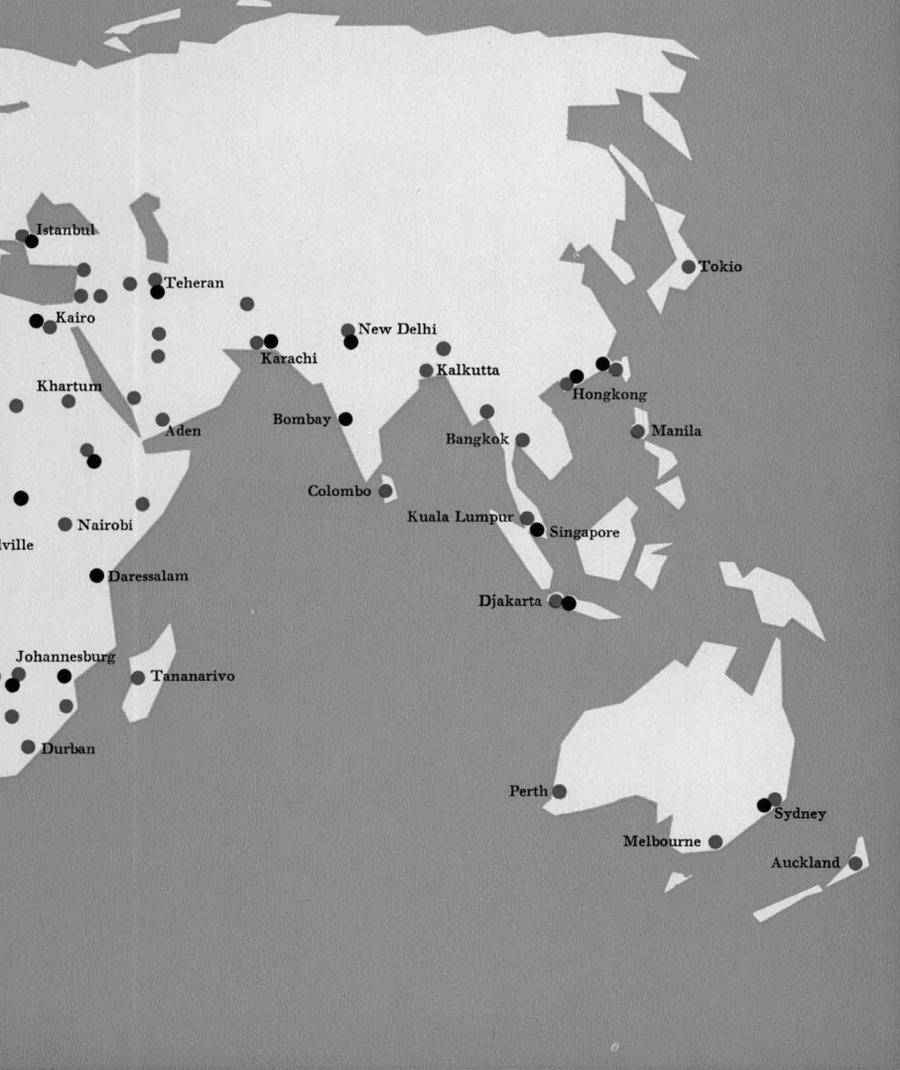
- KLÖCKNER & CO, DUISBURG
über 150 Niederlassungen und Beteiligungen
- KLÖCKNER-WERKE AG, DUISBURG
25 Betriebe
- KLÖCKNER-HUMBOLDT-DEUTZ AG, KÖLN
30 Niederlassungen und Beteiligungen



KLÖCKNER IN DER GANZEN WELT

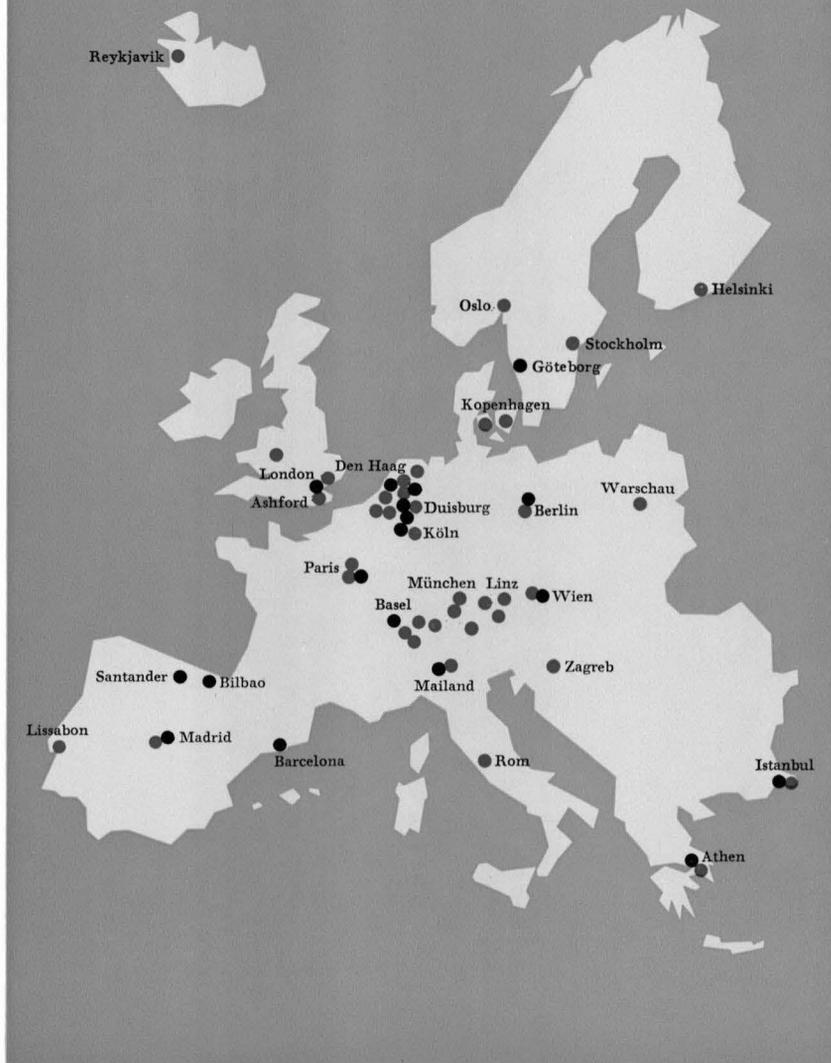


- KLÖCKNER & CO, DUISBURG
über 250 Stützpunkte und Vertretungen
- KLÖCKNER-HUMBOLDT-DEUTZ AG, KÖLN
250 Stützpunkte und Vertretungen



KLÖCKNER IN EUROPA

- KLÖCKNER & CO, DUISBURG
über 40 Stützpunkte und Vertretungen
- KLÖCKNER-HUMBOLDT-DEUTZ AG, KÖLN
80 Stützpunkte und Vertretungen



anderem für die Brikettherstellung des Kohlenbergbaus große Bedeutung gewann. In vielen Tochterunternehmungen werden weitere Erzeugnisse des Chemiebereichs hergestellt, die eine bevorzugte Stellung auf dem Markt zu gewinnen vermochten. Vor wenigen Jahren haben wir die Rütgerswerke mit dem Gemeinschaftsunternehmen der Ruhr, der »Gesellschaft für Teerverwertung mbH« in Duisburg-Meiderich, fusioniert, wodurch der Geschäftsumfang mehr als verdoppelt wurde und zugleich erhebliche Rationalisierungsmöglichkeiten ausgenutzt werden konnten.

Zu diesen Beteiligungen von Klöckner & Co an Großunternehmen kommt schließlich noch eine Teilhaberschaft an einer Vielzahl größerer, mittlerer und kleinerer Gesellschaften bei einem Klöckneranteil von 50 Prozent und mehr hinzu, sowie an einer noch größeren Zahl, bei denen dieser Anteil unter 50 Prozent liegt.

Dieses bedeutende Netz von Beteiligungen konnte 1965 und 1966 durch drei Unternehmungen noch erweitert werden, die das dynamische Wachstum der Klöckner-Handelsgruppe augenfällig werden lassen. Wir beteiligten uns maßgeblich an der Gebrüder Hoffmann Werkzeugmaschinen GmbH in Hamburg und sind damit in die Reihe der größten Werkzeugmaschinenhändler der Bundesrepublik eingetreten. Auch auf diesem wichtigen Gebiete leisten wir so einen Beitrag zur Industrialisierung der Welt. Unsere Interessen in der Schifffahrt, Spedition und im Brennstoffhandel erfuhren eine wertvolle Ausdehnung durch Beteiligung an dem bekannten und alt-eingeführten Unternehmen Fisser & van Doornum in Emden, einer Gesellschaft, deren Umsatz allein die 200-Millionen-Grenze übersteigt. Und schließlich ist Klöckner & Co Ende 1966 eine Gemeinschaft mit einer der großen internationalen Produktions-Gruppen durch die Gründung der Klöckner-Alcan-Aluminium GmbH & Co in Düsseldorf eingegangen, an der wir und die Alcan-Aluminiumwerke GmbH, Frankfurt (ein Tochterunternehmen der kanadischen Alcan-Gruppe), je zur Hälfte beteiligt sind. Mit der Gründung dieser Gesellschaft, die sich dem Vertrieb von Aluminium-Erzeugnissen – vornehmlich aus der Produktion der Alcan – widmen wird, hat unsere Handelsgruppe einen entscheidenden Vorstoß in einen neuen und zukunftsweisenden Bereich unternommen.

Insgesamt erzielte der Klöckner & Co-Bereich 1965 und annähernd auch 1966 den schon genannten Gesamtumsatz von 3,8 Milliarden DM. Den alljährlich erzielten Gewinn belassen wir grundsätzlich im Unternehmen zu dessen weiterem Ausbau, schütten ihn also nicht aus, weil es einem alten Grundsatz unseres Hauses entspricht, daß kein arbeitsloses Einkommen verteilt werden soll. Alle Abkömmlinge der Gründerfamilie haben jedoch die Möglichkeit, sich in Klöckner-Unternehmungen zu betätigen und in Spit-

zenstellungen aufzurücken, wenn sie sich dazu als fähig erweisen. Schon seit 1964 veröffentlichen wir, ohne gesetzlich dazu verpflichtet zu sein, konsolidierte Bilanzen der Klöckner & Co-Gruppe, seit 1965 verbunden mit einem ausführlichen Geschäftsbericht. Von den über 90 000 bei allen Klöckner-Gesellschaften insgesamt beschäftigten Personen gehören zum engeren Bereich von Klöckner & Co über 9500 Menschen, die ihre Arbeitskraft mit Stolz unserem Hause widmen.

Dieser Überblick über die Entwicklung des Hauses Klöckner & Co läßt bereits erkennen, in welcher Richtung es in diesem Unternehmen weitergehen soll. Die vorhandenen Geschäftszweige werden planmäßig ausgebaut und durch neue Geschäftszweige sinnvoll ergänzt, um unser modernes und leistungsfähiges Handelsunternehmen möglichst vielseitig fortzuentwickeln. Es soll gerade dadurch den in einer dynamischen Wirtschaft unvermeidlichen konjunkturellen Schwankungen und strukturellen Wandlungen stets gewachsen bleiben.

Die vor allem dem Bereich der Grundstoffindustrie angehörenden Klöckner-Werke stehen, was die Zukunft anlangt, vor schwierigen Aufgaben. Sie ergeben sich nicht allein aus der 1967 noch rückläufigen konjunkturellen Entwicklung, sondern beruhen weitgehend auf der strukturellen Problematik überhaupt. Das gilt vor allem vom Kohlenbergbau, von dessen Nöten schon die Rede war. Es gibt nur zwei Möglichkeiten, nämlich entweder wie in den meisten anderen Kohlenbergbau treibenden Ländern Maßnahmen zur Erhaltung der eigenen Kohlenreserven zu treffen oder den unvermeidlichen Zechenstilllegungen ihren Lauf zu lassen, damit auf diesem Wege der Bergbau sich selbst sanieren kann. Das darf dann vom Staat nicht behindert, sondern muß im Gegenteil von ihm erleichtert werden. Jedes weitere Hinausschieben der notwendigen Maßnahmen bedeutet zusätzliche Millionenverluste für die deutsche Volkswirtschaft.

Daß bei unserer Stahlindustrie die Lage, wenn auch aus anderen Gründen, problematisch geworden ist, wurde bereits dargelegt. Wie das Bild sich heute darstellt, dürften bei den gewaltig gesteigerten Kapazitäten in aller Welt auf Dauer wohl nur Unternehmen von optimaler Größenordnung lebensfähig sein. Nur sie können den Vorteil einer doppelten Kostendegression genießen, der sich bei entsprechend großen Werkseinheiten aus den dann stark ermäßigten Investitions- und Produktionskosten ergibt. Das wird ohne gewisse Umgruppierungen nicht zu erreichen sein, denn fast alle Hüttenwerksanlagen in der Bundesrepublik bleiben hinter der erforderlichen Größenordnung beträchtlich zurück. Diese ganze Frage ist ebenfalls dringlich und hat um so größere Bedeutung, als der Stahlindustrie anderer

Länder — worauf ebenfalls schon hingewiesen wurde — erhebliche staatliche Förderung zuteil wird.

Was Klöckner anlangt, so glauben wir, daß wir uns in diesem Sinne für unsere Bremer Hütte eine besondere Chance ausrechnen können. Im übrigen werden die Klöckner-Werke auch in Zukunft bemüht bleiben, durch Erweiterung des Verarbeitungsbereichs ihre Ertragskraft zu verbessern.

Wieder anders liegen die Verhältnisse bei der Klöckner-Humboldt-Deutz AG. Dieses Unternehmen hat bis gegen Mitte der sechziger Jahre die Geschäftsausweitung in den Vordergrund gestellt. Die wirtschaftliche Entwicklung hat auch hier zu einem Wandel geführt. Die Festigung des bisher Erreichten erheischt eine verstärkte Hinwendung auf Rationalisierung und Modernisierung in Konstruktion, Fertigung, Verwaltung und Vertrieb. Die Technik steht nicht still, und das fortschreitende Zusammenrücken weltweiter Märkte bei ständiger Verschärfung des internationalen Wettbewerbs verlangt die Verwirklichung neuer Ideen. Um auf diesem Wege voranzukommen, wurde von KHD Ende 1964 mit erheblichem Aufwand in der Nähe von Köln ein Entwicklungswerk gegründet, das in sich die zentrale Entwicklung, Konstruktion und Erprobung von Motoren sowie Rad- und Raupenschleppern vereinigt. In der Abgeschiedenheit vom Tagesgeschehen im Werksbetrieb soll den Technikern die Möglichkeit geboten werden, der Entwicklung des Fabrikationsprogramms neue Impulse zu geben.

Der Rationalisierung bei KHD dient ein umfangreiches zusätzliches Investitionsprogramm. In Köln ging 1967 eine neue Schlepper-Getriebefabrik in Betrieb, während in Ulm-Donautal ein modernes Motorenwerk im Entstehen begriffen ist. Eine Neuordnung des Mittel- und Großmotorenbaus ist vorgesehen. Der Verstärkung der Vertriebsorganisation im In- und Ausland wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um die Marktanteile zu festigen und soweit wie möglich zu vergrößern.

Noch niemals zuvor hat der technische Fortschritt oder — um wiederum ein Modewort zu gebrauchen — die Eskalation der Entwicklung sich so schnell und geradezu atemberaubend vollzogen wie in unseren Tagen. Oft ist schon im nächsten Jahr überholt, was heute neu zur Herstellung kommt. Unsere Wettbewerber, besonders die Amerikaner, stellen uns nicht nur mit ihrer Kapitalkraft in den Schatten, sondern sie genießen auch noch den Vorteil, daß bei ihnen die gewaltigen Kosten für Forschung und Entwicklung weitgehend vom Staat getragen werden. Demgegenüber befinden wir uns in der Bundesrepublik mit ihren Finanznöten nicht gerade in ermutigender Lage.

Wohin die weitere Entwicklung führt, kann niemand verlässlich vorausagen. Nur das ist sicher: das Bild der Welt, in der wir leben, ändert sich mit beinahe Überschallgeschwindigkeit und wird sich vermutlich schon in einem Dutzend Jahren wieder völlig gewandelt haben. Die Zeichen der Zeit deuten dabei keineswegs nur auf Fortschritt und weiteren Aufstieg. Just in diesem Zeitalter technischer Höchstleistungen geht die Herrschaft des weißen Mannes in der Welt ihrem Ende entgegen. Die große Umwandlung, die sich in den anderen Erdteilen vollzieht, bedeutet aber dennoch zugleich deren Eroberung durch die westliche Zivilisation; ihre Errungenschaften sich anzueignen, ist das dringlichste Begehren aller dieser Völker. So triumphiert der Westen gleichsam zum selben Zeitpunkt, da er als Kolonialherr abzudanken genötigt ist, um sich mit der Rolle des schließlich doch unentbehrlichen Kapitalgebers und beratenden Helfers zu bescheiden. Dieser Vorgang ist in den Entwicklungsländern begleitet von tiefgreifender sozialer Umgestaltung, ja dem jähen Zusammenbruch altüberkommener Lebensformen, zu dem das Phänomen der sogenannten Bevölkerungsexplosion noch hinzutritt. Und niemand weiß, wie bereits in naher Zukunft die Ernährung der ständig zu höheren Milliarden anwachsenden Menschzahl auf unserem Erdball sichergestellt werden kann, auf dem doch heute noch zwei Drittel der Bevölkerung in Hunger und Armut leben.

Aber das ist nur das eine der Probleme dieser zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Wir erleben, wie schon die Zahl der Jahre berechnet wird, bis die ersten Menschen auf dem Mond landen werden und wie die Menschheit bereits von Fahrten in den Weltraum bis zu fernen Planeten träumt, so utopisch das einstweilen auch sein mag. Und zur gleichen Zeit vollzieht sich das verhängnisvolle Wettrüsten mit atomaren Interkontinental- und Abwehrraketen, was Milliardensummen verschlingt, die noch zu denen hinzukommen, die die Rüstung ohnehin in einer Zeit, in der die Waffen von heute auf morgen veralten, überall beansprucht.

Friede auf Erden ist ein von allen Völkern lebhafter denn je empfundener Wunsch. Der Zweite Weltkrieg hat ein Erbe hinterlassen, das noch keineswegs bewältigt ist. Viele Fragen, für uns besonders die Deutschlandfrage, sind noch unbereinigt; in ihrer Folge sind neue ungelöste Probleme bedrohlich entstanden. Nach wie vor stehen sich viele Völker in tiefen, ideologisch begründeten Gegensätzen gegenüber und sind darüber oft auch in sich selbst zerspalten. Heftige Interessengegensätze schaffen vielerorts eine Lage, die zu gewaltsamer Entladung führen kann, sobald die gefühlsmäßigen Momente das Übergewicht über die Vernunft gewinnen. Für die Staatslenker und die Politiker in aller Welt bedeutet das eine unübersehbare Fülle ernster und schwer zu bewältigender Aufgaben.

Leicht hat es heute aber auch nicht, wer in der Wirtschaft an verantwortlicher Stelle steht. Es gilt, hinter der davoneilenden technischen Entwicklung nicht zurückzubleiben, sondern dafür zu sorgen, daß man weiter mit »im Rennen« liegt. Alle Vorausschau ist fragwürdig, muß aber doch jeder wichtigen Entscheidung zur Grundlage dienen. Und diese Entscheidung muß möglichst richtig sein, denn Fehldispositionen rächen sich meist rasch und nachhaltig.

Betrachtet man alle diese Dinge aus philosophischer Sicht, so mag man sich sagen, daß das ständige Ringen mit immer neuen Konflikten und Gefährdungen das Schicksal der Menschen bestimmt. Das war freilich in aller Weltgeschichte immer der Fall. Aber so geladen von Spannung und Erwartung und innerlich so ruhelos wie heute war die Menschheit vielleicht doch noch nie. Das macht unsere Gegenwart ebenso faszinierend wie beklemmend, macht unsere Tage so reich an Sorgen, aber zugleich auch reich an Erleben.

Damit bin ich am Ende meiner — als Mann der Wirtschaft muß ich das schon kaufmännisch ausdrücken — Lebensbilanz angelangt. Dieses Leben hat mich in noch jungen Jahren in die Außenpolitik geführt. Eine Zeit ausschließlicher Tätigkeit in der Wirtschaft schloß sich an. Nach dem Zweiten Weltkrieg folgten dann Jahre, in denen die Politik wieder von mir Besitz ergriff. Das war damals, als es galt, unseren Staat von Grund auf neu aufzubauen. Die Arbeit in der Wirtschaft stand von 1953 an erneut im Vordergrund meines Tagewerks; dabei ließ mich aber die Politik keineswegs ganz aus ihren Fängen.

Man spricht gewöhnlich von *Politik* und *Wirtschaft* als von getrennten Lebensbereichen, doch sind sie weit enger miteinander verwoben, als es dem Außenstehenden scheinen mag. Was mich betrifft, so war es mir beschieden, gewissermaßen auf zwei Hochzeiten zu tanzen: in der Politik wie in der Wirtschaft, wenn auch natürlich in wechselndem Grade. Und so kann ich wohl von meinem Verhältnis zu beiden mit Faust sagen:

»So taumel' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.«

Natürlich muß man trotz der engen Verwobenheit beider Bereiche doch Politik und Wirtschaft säuberlich auseinanderhalten. Es ist ja gerade das Kennzeichen unserer staatlichen und gesellschaftlichen Lebensform, daß wir in der Wirtschaft einen freiheitlichen Bereich sehen, der nicht vom Staat beherrscht werden, sondern dem schöpferischen Schaffensgeist des freien Unternehmertums breiten Raum lassen soll. Die Entwicklung unseres Le-

bens im Zeitalter eines stürmischen technischen Fortschritts hat aber dazu geführt, daß der Staat sich weniger denn je von der Wirtschaft fernhalten kann. Er ist zudem geradezu zwangsläufig zu einem der größten Unternehmer geworden. Seine Aufgabe ist es, das zu schaffen, was man die nationale Infrastruktur nennt; er muß für die Grundlageninvestitionen sorgen, auf denen sich das wirtschaftliche Leben entfaltet. Das erfordert gewaltige Geldbeträge, und sie können dem Staat wiederum nur bei einer sich gesund entfaltenden Wirtschaft zufließen. Er braucht sie erst recht, um seine großen Aufgaben in der Sozialpolitik, der Sicherheitspolitik und in anderen Bereichen erfüllen zu können. Zugleich unterliegt auch die Geldwirtschaft, das Lebelement der Wirtschaft, seiner Obhut. Und schließlich befinden wir uns in einer Zeit wirtschaftlicher Gemeinschaften, die über die nationalen Grenzen hinausgreifen und staatlicher Willensbildung unterliegen, womit die Wirtschaft aufs engste mit der Außenpolitik verknüpft ist.

Die Zeiten sind wohl endgültig vorüber, in denen die Völker Europas ein wirtschaftliches und politisches Eigenleben führen konnten, ohne sich viel darum zu kümmern, »wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen«. Was immer auf unserem Erdball geschieht, berührt uns heute unmittelbar. Als ein Land, das auf die Ausfuhr und Einfuhr angewiesen ist, sind wir von den Konjunkturschwankungen des Weltmarktes stärkstens abhängig.

Mit der Konjunktur, von der schon so oft die Rede war, hat es seine eigene Bewandnis. Sie scheint wie eine Art unabwendbaren Fatums über unserem wirtschaftlichen Tun zu walten, weshalb eine frühere Theorie sie gar mit den Sonnenflecken erklären wollte. In Wahrheit ist sie in ihrem Auf und Ab im Gegensatz zum Wetter, auf das die Menschen einstweilen noch keinen Einfluß haben, weitgehend durch menschliches Verhalten bedingt. Sie bietet ein Schauspiel, das auf vielen Bühnen gleichzeitig und oft in recht verschiedener Besetzung abrollt. Die Politik kann die Konjunktur ebenso beeinflussen wie fehlerhaftes staatliches oder privates Wirtschaften. Nicht zuletzt sind es auch Stimmungen und Gefühle, die ihren Ablauf mitbestimmen. Jener amerikanische Wirtschaftsführer hat sicher recht, der vor Jahren einmal sagte, man brauche nur laut zu verkünden, schlimme Zeiten stünden bevor, um sie herbeizuführen. So sind es viele schwer wägbare Umstände, denen die Konjunkturpolitik Rechnung tragen muß. Darum kann denn auch niemand, der in der Wirtschaft an führender Stelle steht, an dem ungeheuer komplexen Weltgeschehen, das auch auf den Konjunkturablauf bestimmend einwirkt, uninteressiert sein.

Wenn, wie es geschrieben steht, der Mensch nicht vom Brot allein lebt, so kann auch kaum jemand, der sein Leben in Aufgeschlossenheit verbrin-

gen will, von Politik und Wirtschaft allein zehren. Diese großen Lebensbereiche bestimmen letztlich doch nur den äußeren Rahmen, nämlich die herrschende Ordnung und die materiellen Grundlagen unseres Daseins. Ihnen zur Seite steht das weite Reich des Geistigen, stehen die gewaltigen Leistungen des homo sapiens in *Wissenschaft* und *Kunst*. Wer sich der Politik und der Wirtschaft verschrieben hat, entsagt damit keineswegs der Welt des Geistigen — im Gegenteil: beide Bereiche bedeuten nichts ohne den Geist. Umgekehrt muß die Wissenschaft Politik und Wirtschaft ständig befruchten, ja das eine ist heute ohne das andere nicht mehr möglich. Kaum ein großes Unternehmen wird noch eigener Forschung entraten können. So bestehen denn auch hier viele Zusammenhänge und enge Verknüpfungen.

Doch ist es vor allem das Feld der Künste, das unser Leben zu bereichern vermag, ob wir ihnen nun ein besonderes Sachverständnis entgegenbringen oder uns ihrer nur genießend erfreuen. Meine Leser werden allem, was voranging, längst entnommen haben, daß ich, was diesen Bereich anlangt, in besonderem Maße und von Jugend an der Musik zugetan gewesen bin. Das, was sie mir an Erlebniswerten eingetragen hat und was ich selbst für ihre Pflege zu tun mich bemüht habe, soll deshalb in dem noch angefügten Kapitel behandelt werden, das sich besonders an alle wendet, die gleich mir Freunde der Musik sind. Ohne dieses Kapitel würde meine Lebensbilanz unvollständig sein.

Anfänge als Musikverleger

Der Wunsch, ja das Bedürfnis, Musik auszuüben und mich mit ihr zu beschäftigen, war mir mit auf den Lebensweg gegeben. Die Jahre, in denen ich mich von Walther Lampe, dem bekannten Pianisten und Leiter von Klavier-Meisterklassen in München und Salzburg, in die höheren Geheimnisse des Klavierspiels einweisen ließ, gehören zu meinen schönsten Jugenderinnerungen. Wenn ich mich auch nicht zur Musikerlaufbahn entschließen konnte, so blieb die Musik doch ein Bestandteil meines Lebens, der aus ihm nicht wegzudenken ist. Schließlich hat mich ja auch meine Stellung als junger Diplomat in Buenos Aires, Berlin und London nicht davon abhalten können, gelegentlich das diplomatische Parkett mit dem Konzertpodium zu vertauschen. Ebenso hinderte mich auch später meine Tätigkeit im Wirtschaftsleben nicht, der Musik ihren Platz einzuräumen und einen Musikverlag zu gründen. Natürlich wechselte der Grad der Intensität, mit der ich mich diesen Interessen widmen konnte. Mit der Zeit verschoben sich die Akzente vom eigenen Musizieren mehr auf die musikverlegerische Tätigkeit. Aber gerade die Verlagsgründung fiel doch in eine Zeit eifrigster eigener Musikausübung, vor allem kammermusikalischer Betätigung.

Bei solch nachdrücklicher Beschäftigung mit der Musik und den Werken unserer großen Meister kam mir in zunehmendem Maße zum Bewußtsein, wie schlecht es um eine wirklich getreue Überlieferung unseres musikalischen Erbes bestellt sei. Die Ausgaben, die zur Verfügung standen, gingen zum überwiegenden Teil auf die großen Virtuosen des ausgehenden 19. Jahrhunderts und die von ihnen begründeten Schulen zurück. Sie waren vielfach mit Vortragsbezeichnungen aller Art so überladen, daß manches Werk in seiner Urgestalt unter dem Gestrüpp editorischer Zutaten kaum mehr zu erkennen war. Zwar hatte sich der Herausgeber vielfach als bedeutender konzertierender Künstler um die Wiedergabe solcher Kompositionen große Verdienste erworben, aber gerade seine ganz persönliche Auffassung, die er sich auf dem Podium erarbeitet hatte, machte es ihm, so will mir scheinen, oft unmöglich, als Herausgeber den Schöpfungen unserer Meister ein getreuer und zuverlässiger Mittler zu sein.

Das schriftlich festgelegte Notenbild ist die »res facta« einer Komposition, ein an und für sich lebloses Gebilde, das erst durch Wiedergabe und Interpretation zum Leben erweckt werden muß. Die Einzelheiten der Wiedergabe sind bei vielen Komponisten im großen und ganzen vorgeschrieben. Jedoch lassen auch noch so genaue Anweisungen weit voneinander abweichende Deutungen und Ausdrucksmöglichkeiten zu. Innerhalb dieses Rahmens ist dem ausführenden Künstler eine gewisse Freiheit gestattet. Gerade das macht das Leben des Kunstwerks aus. Erst sie verleiht ihm die wirkende Kraft. Überträgt nun aber ein Interpret seine persönlichen Auffassungen in allen Einzelheiten in eine Ausgabe, so schränkt er damit die in der Komposition liegende Gestaltungsfreiheit ein und zwingt dem Spieler seine eigene Vorstellung auf. Durch ein solches Verfahren kann unter Umständen das Bild eines Werkes recht einseitig beeinflusst werden, zumal die Menschen dazu neigen, das, was sie schwarz auf weiß gedruckt sehen, eben für das Original der Komposition und somit für eine bindende Vorschrift zu halten.

Die Stärke solcher Einflüsse selbst auf hervorragende Künstler lassen die folgenden Begebenheiten erkennen, die zugleich zeigen, welche Verantwortung auf dem Herausgeber lastet. Durch genaue Untersuchung des Autographs der Waldsteinsonate von Beethoven entdeckten wir bei unserer Verlagsarbeit, daß eine Stelle durch einen Lesefehler eines früheren, offenbar sogar des ersten Herausgebers, immer mit einer unrichtigen dynamischen Vorschrift versehen worden war. Der berühmte Beethoven-Spieler Edwin Fischer hatte diese Stelle immer so gespielt, wie sie in den Ausgaben zu lesen stand, obwohl er sich innerlich nie so recht mit dieser Darstellung befreunden konnte. Er hatte den gedruckten Notentext als verbindlich angesehen und sich ihm unterworfen. Als ich ihm meine Entdeckung mitteilte, schrieb er mir 1953 begeistert und erleichtert zugleich: »Ihre Mitteilung erlöst mich von einem immer als unmotiviert empfundenen Zwang. Beethoven op. 53 III Takt 321. So kann man also frohgemut das *ff* weiterführen.«

Im gleichen Satz von Beethovens Waldsteinsonate machte ich eine weitere, höchst interessante Entdeckung. Offenbar durch einen Lesefehler des Stechers der Originalausgabe war in Takt 257 die Bezeichnung *espressivo* hineingeraten, die sich dann bis in die neuesten Ausgaben erhalten hat. Diese Stelle besteht aus fortlaufend gebrochenen Akkorden, die schon in Takt 251 beginnen. Dort findet sich die Bezeichnung *sempre pp*, ebenso in Takt 263. Das *espressivo* nun in der Mitte zwischen diesen beiden *sempre pp* bei völlig gleicher musikalischer Struktur hat zu ausschweifenden Spekulationen Anlaß gegeben. In seiner ausgezeichneten instruktiven Ausgabe widmet Artur Schnabel dieser Stelle eine besondere Anmerkung und schlägt vor, daß der Spieler die *espressivo*-Takte durch »größere Freiheit« und »ein-

dringlicheren Klang« von den vorhergehenden und nachfolgenden Takten abheben soll. Auch Casella und Tovey kommentieren dieses *espressivo* mit gewundenen Erklärungen. Mit um so größerer Genugtuung stellte ich daher in der Eigenschrift mit Hilfe eines Vergrößerungsglases fest, daß es auch in Takt 257 ebenso wie in Takt 251 und 263 schlicht *sempre pp* heißt und daß Beethoven hier dem Spieler die schon gegebene Anweisung offenbar nur noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen wollte. Bei der Abweichung in der Originalausgabe kann eine nachträgliche Autorkorrektur mit einiger Sicherheit als ausgeschlossen gelten, zumal da auch sonst in dieser Originalausgabe keine Anhaltspunkte für solche Eingriffe Beethovens vorliegen und derartige Wiederholungen gleicher dynamischer Zeichen, ohne durch eine Änderung der musikalischen Struktur veranlaßt zu sein, bei Beethoven häufig vorkommen und nur eine Bekräftigung der an dieser Stelle gültigen Dynamik darstellen (siehe Abbildung neben S. 308).

Ein klassisches Beispiel für die Neigung früherer Interpreten, die Werke unserer Meister mehr nach ihrer persönlichen Auffassung wiederzugeben, als sie in ihrer ursprünglichen Gestalt aufzuführen, sind die Bearbeitungen der Brucknerschen Sinfonien, mit denen man angebliche Instrumentationsmängel der Originalfassungen zu beseitigen gedachte. Immer mehr hat sich dem entgegen in den letzten Jahrzehnten der Gedanke durchgesetzt, daß man für die unverfälschte Bewahrung der großen Werke der Tonkunst »Urtexte«, das heißt von allen willkürlichen Zusätzen und Änderungen der Herausgeber gereinigte Texte, benötigt und daß solche Texte auch als Grundlagen einer selbständigen künstlerischen Wiedergabe unerläßlich sind.

Überlegungen dieser Art erörterte ich viel in Kreisen mir bekannter und befreundeter Musiker. Langsam kristallisierte sich aus solchen Gesprächen bei mir der Gedanke heraus, einen eigenen Musikverlag zu gründen, dessen Aufgabe in der Herausgabe von Urtexten, vor allem unserer großen Meister der Klassik und Romantik (also etwa von Bach bis Brahms), bestehen sollte. Als dann nach dem Kriege auf dem Musikalienmarkt überhaupt kaum noch etwas Brauchbares zu haben war, bedurfte es keines weiteren Anstoßes, den Plan zu verwirklichen. Im Herbst 1948 erhielt ich von den Besatzungsdienststellen in München durch das verständnisvolle Eingehen des Herrn Don C. Travis, mit dem ich noch heute in gelegentlicher Briefverbindung stehe, die damals nötige Lizenz. Es war etwas schwierig, sie zu bekommen, da die zuständigen, an sich solchem Vorhaben gegenüber aufgeschlossenen amerikanischen Dienststellen in München begreiflicherweise gegenüber einem Stahlindustriellen als Musikverleger etwas skeptisch waren. Mit der Erteilung der Lizenz war aber dann der *G. Henle Verlag* ins Leben getreten.

Als Verlagsort habe ich Duisburg—München gewählt, wobei sich Duisburg als mein ständiger Wohnsitz von selbst ergab, während mich zur Wahl Münchens neben meiner starken inneren Bindung an die bayerische Hauptstadt auch der Umstand bestimmte, daß diese im Nachkriegsdeutschland erneut ein Mittelpunkt des Kunstlebens zu werden versprach. Die Aufteilung zwischen den beiden Städten war dabei so gedacht, daß Duisburg mehr das Zentrum der Initiative und der musikwissenschaftlichen Arbeit, München der Sitz des kaufmännischen Verlagsgeschäfts, der Herstellung und des Vertriebs sein sollte, ohne daß die Grenzen allzu starr gezogen würden. Nach der Eintragung ins Handelsregister wurde die Arbeit sogleich aufgenommen.

Die Tatsache, daß damals ein Mann der Industrie einen Musikverlag ins Leben rief, erregte natürlich einiges Aufsehen. In Kreisen der Verleger gab es in den ersten Jahren nach der Gründung Leute, die das Vorhaben nicht recht ernst nehmen wollten und das Wort von der Klöckner-Musikfabrik verbreiteten, bei dem eine gewisse Geringschätzung nicht zu überhören war. Die sonstigen Reaktionen zeigten die ganze Variationsbreite von zweifelnder Verwunderung bis zu begeisterter Zustimmung. Bei vielen der Zweifler hat sicher das Unvermögen weiter Kreise mitgesprochen, die Musik, wie alle wahre Kunst, als einen ganz natürlichen Ausdruck menschlichen Gestaltungswillens zu begreifen. Das wirtschaftliche Denken unserer Zeit, das in seinen geistigen Wurzeln freilich bis in die Aufklärung zurückreicht, hat auch die Musik zu einem Verbrauchsgut werden lassen. Künstler hasten mit dem Kraftwagen, der Eisenbahn oder dem Flugzeug von einem Konzertsaal zum anderen. Die Konsumenten können sich die Musik kaufen, sei es in Form einer Musiktruhe oder in der von Konzertkarten oder Opernabonnements. Aus dieser Sicht — die allerdings nur für Deutschland gilt, nicht für die USA, auch nicht für Großbritannien und schon gar nicht für die östlichen Länder — versteht man vielfach heute nicht mehr, daß Musik manchen Menschen noch ein wesentliches Stück des Daseins, eine Sinnerfüllung des Lebens bedeutet.

Das Wort vom »Verlust der Mitte« trifft so im europäischen Kulturbereich auch für die Musik zu. In der heutigen Gesellschaft hat sich weithin eine Einstellung zur Musik durchgesetzt, die in dieser Kunst weniger Berufung und Auftrag sieht als ein Geschäft für die Ausführenden und ein Mittel zur Hebung sozialen Ansehens für die Genießenden. In diesem Unverständnis scheint mir der Grund für jenes mir nicht selten begegnende Erstauntsein darüber zu liegen, daß ein Mann, der einen ihn vollständig ausfüllenden Beruf hat, sich außerdem noch so sehr in der Musik engagiert, ja auf diesem Gebiet wie in einem zweiten Beruf ständig tätig ist.

Um die Verlagsarbeit praktisch in Gang zu bringen, wurde zunächst in München ein Verlagsbüro eingerichtet. Dessen Leitung übertrug ich einem aus dem Buchgewerbe kommenden jüngeren Herrn, Friedrich Joseph *Schaefer*, der noch heute diese Tätigkeit ausübt und sich um die Entwicklung des Verlages sehr verdient gemacht hat. Am Prinzregentenplatz bezog er einige Räume und baute einen entsprechenden Mitarbeiterstab auf. 1955 wurde ein eigenes Haus in der Schongauerstraße erworben, in dem sich jetzt die Büro- und Lagerräume befinden.

Zu Beginn der Verlagsarbeit schoben sich naturgemäß technische Fragen in den Vordergrund. Ein Verlagssignet mußte gefunden werden, wozu ich ein Preisausschreiben veranstaltete; auch das äußere Gewand, in dem unsere Ausgaben erscheinen sollten, bedurfte der Festlegung. Klarer, übersichtlicher Notenstich, ausgewogene Raumaufteilung der Seiten, gut leserliche Schrifttypen, ästhetisch ansprechende Gestaltung der Schrifttexte (Titel, Vorwort usw.) — das alles waren Entscheidungen, denen ich besonderes Interesse zuwandte. Wenn immer wieder die Vorzüge auch des äußeren Bildes der Henle-Ausgaben hervorgehoben werden, so sehe ich darin eine Anerkennung der sehr nachdrücklichen Bestrebungen, die ich gerade auch in dieser Richtung stets verfolgt habe. Von mehreren Graphikern ließ ich Entwürfe für das äußere Gewand unserer Ausgaben herstellen, unter denen ich mich für den Vorschlag Joseph Lehnackers, München, eines langjährigen Mitarbeiters der Bremer Presse, entschied. Als Farbe des Einbands wählte ich jenes Taubenblau, das heute in aller Welt als die Kennfarbe meiner Ausgaben bekannt ist. In Fragen der Schrifttypen für Innentitel, Vorwort und Kopftitel sowie der Gliederung und räumlichen Gestaltung der beschrifteten Seiten berät uns schon seit vielen Jahren in ausgezeichneter Weise der Typograph Paul Pfauder in Darmstadt.

Sehr bald gelangten wir zu der Überzeugung, daß es nicht vorteilhaft sei, auch die Worttexte (z. B. Kopftitel oder Fußnoten), die auf den Notenseiten erscheinen, von der Notenstecherei ausführen zu lassen. Die den Stechereien zur Verfügung stehenden, meist reichlich altmodischen Schrifttypen ergaben kein befriedigendes Bild. Als Lösung bot sich an, die Worttexte solcher Seiten bei einer Druckerei in der Bodoni Antiqua setzen zu lassen und den Notentext dann bei der Herstellung der endgültigen Druckvorlagen durch Montage mit dem Worttext zu verbinden. Dieses Verfahren hat sich bewährt und wird von uns seit langem angewandt. Zwar werden dadurch die Korrekturarbeiten etwas erschwert und weitere Fehlerquellen eröffnet, aber es ergibt sich doch ein ungleich ansprechenderes Gesamtbild.

Wegen des Notenstichs wandte ich mich zunächst an die bekannte Universitätsdruckerei H. Stürtz AG in Würzburg, die Notenstecherei von For-

mat in der Bundesrepublik. Als erste Werke meines Verlags wurden dort 1948 die Sonaten für Klavier von Mozart und die Impromptus und Moments musicaux von Schubert gestochen. Da aber Leipzig den Ruf der traditionellen Buch- und Musikalienstadt genießt, nahmen wir auch dorthin Verbindung auf. So kamen wir mit der früheren Notenstecherei Brandstetter in geschäftliche Beziehungen. Seitdem wird an beiden Orten für uns gestochen.

Da man ein Unternehmen erfahrungsgemäß nur dann mit Erfolg zu leiten imstande ist, wenn man einen genauen Einblick auch in die Technik der einzelnen Arbeitsgänge gewonnen hat, stattete ich schon bald dem Hause Stürtz in Würzburg mehrere Besuche ab, um mich an Ort und Stelle über das komplizierte Verfahren des Notenstichs zu unterrichten. Das Ergebnis dieser Besuche hielt ich für so aufschlußreich, daß ich später nicht nur meine Duisburger musikwissenschaftlichen Mitarbeiter, sondern auch die wissenschaftlich tätigen Herren vom Haydn-Institut in Köln und vom Beethoven-Archiv in Bonn, die an den in meinem Verlag erscheinenden Gesamtausgaben der Werke dieser Meister mitwirken, zu solchen Informationsreisen veranlaßte.

Wie entsteht ein Notenband?

Die Herstellung eines Notenheftes vom Manuskript bis zum fertig ausgedruckten Band ist ein vielgliedriger Arbeitsgang, von dem sich der Laie meist keine rechte Vorstellung machen kann. Das bei der Stecherei eingehende Manuskript wird dort zunächst seitenmäßig eingeteilt. Dabei sind einige wichtige Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Dazu gehört vor allem, daß möglichst gute Wendestellen gefunden werden müssen, das heißt das Ende jeder rechten Seite des Notentextes muß so beschaffen sein, daß es dem Spieler möglich ist, mit einer spielfreien Hand die Seite umzuwenden, ohne das Spiel zu unterbrechen. Des weiteren ist darauf zu achten, daß die Gesamtseitenzahl des Bandes durch vier teilbar ist, da jeder Druckbogen sechzehn Seiten umfaßt und der Buchbinder Reste von weniger als einem Viertelbogen (gleich vier Seiten) nicht heften kann. Einzelne Blätter einzukleben ist der Haltbarkeit des Bandes nicht zuträglich. Schließlich ist auch der »Vorspann« (das heißt die Seiten, die für den Titel, das Inhaltsverzeichnis, das Vorwort und dergleichen benötigt werden) zu berücksichtigen. Viele Herausgeber meinen, den »Vorspann« erst späterhin abliefern zu können, und, ehe man es sich versieht, ist eine Seite Text zu viel da!

Bereits dieses Frühstadium der Herstellung erfordert laufende Beratungen zwischen dem Verlag und der Notenstecherei, wobei sich manchmal ergötzliche Geschichten ergeben. Als wir zum Beispiel bei einer Neuauflage der Klavierstücke von Beethoven gegen Schluß des Bandes ein kleines Stück herausnahmen, weil an seiner Echtheit Zweifel entstanden waren, fehlte trotz mancher Versuche immer noch etwa eine halbe Seite Notentext, um zu einer durch vier teilbaren Gesamtseitenzahl bei ausgewogener Notenverteilung zu kommen. Ich schrieb deshalb fast mehr im Scherz an Professor Dr. Joseph Schmidt-Görg, den Leiter des Beethoven-Archivs in Bonn, ob er mir nicht mit »einem halben Pfund« Beethoven aushelfen könne. Tatsächlich erhielt ich ein kleines Andante, das zudem bisher noch gar nicht veröffentlicht war, so daß wir nicht nur die Seite füllen, sondern auch noch die Erstveröffentlichung dieses Stücks für uns verbuchen konnten.

Sind alle Probleme der Einteilung, von denen hier nur die wichtigsten erwähnt werden konnten, geklärt, dann kann die eigentliche Stcharbeit, die auch heute noch rein handwerklich ausgeführt wird, beginnen. Notenlinien, Noten, Vorzeichen, Bögen, dynamische Zeichen, kurz alles, was zum Notenbild gehört, wird in Metallplatten eingeschlagen. Dabei werden nur die fünf in gleichen Abständen parallel untereinander laufenden Notenlinien, ein sogenanntes »System«, mit einem »Rastral« genannten Werkzeug gleichzeitig eingeritzt. Für alle übrigen Zeichen gibt es besondere Stempel, die jeder für sich allein in mühseliger Handarbeit spiegelbildlich eingeschlagen werden müssen. Die gerade Stellung der einzelnen Zeichen, der ausgewogene Abstand zwischen ihnen, der nicht zu flache und nicht zu gewölbte Verlauf eines Bogens und seine Dicke, das sind einige der Forderungen, die an ein ausgeglichenes Stichbild gestellt werden müssen und zu deren Erfüllung der Stecher ein großes Maß an Einfühlungsgabe, künstlerischem Sinn, Erfahrung und handwerklicher Geschicklichkeit mitbringen muß. Da ich gerade auf die Vollendung des Stiches und dessen ästhetisch einwandfreie Gestaltung großes Gewicht lege, haben wir durch unsere ständigen hohen Anforderungen und Verbesserungswünsche an der Erziehung einer ganzen Gruppe von Stechern mitgewirkt, die heute fast ausnahmslos für Arbeiten meines Verlages eingesetzt werden und einen erheblichen Fortschritt in diesem kunsthandwerklichen Gewerbe mit sich gebracht haben. Die so ausgebildeten Leute liefern heute die Spitzenleistungen auf diesem Gebiete.

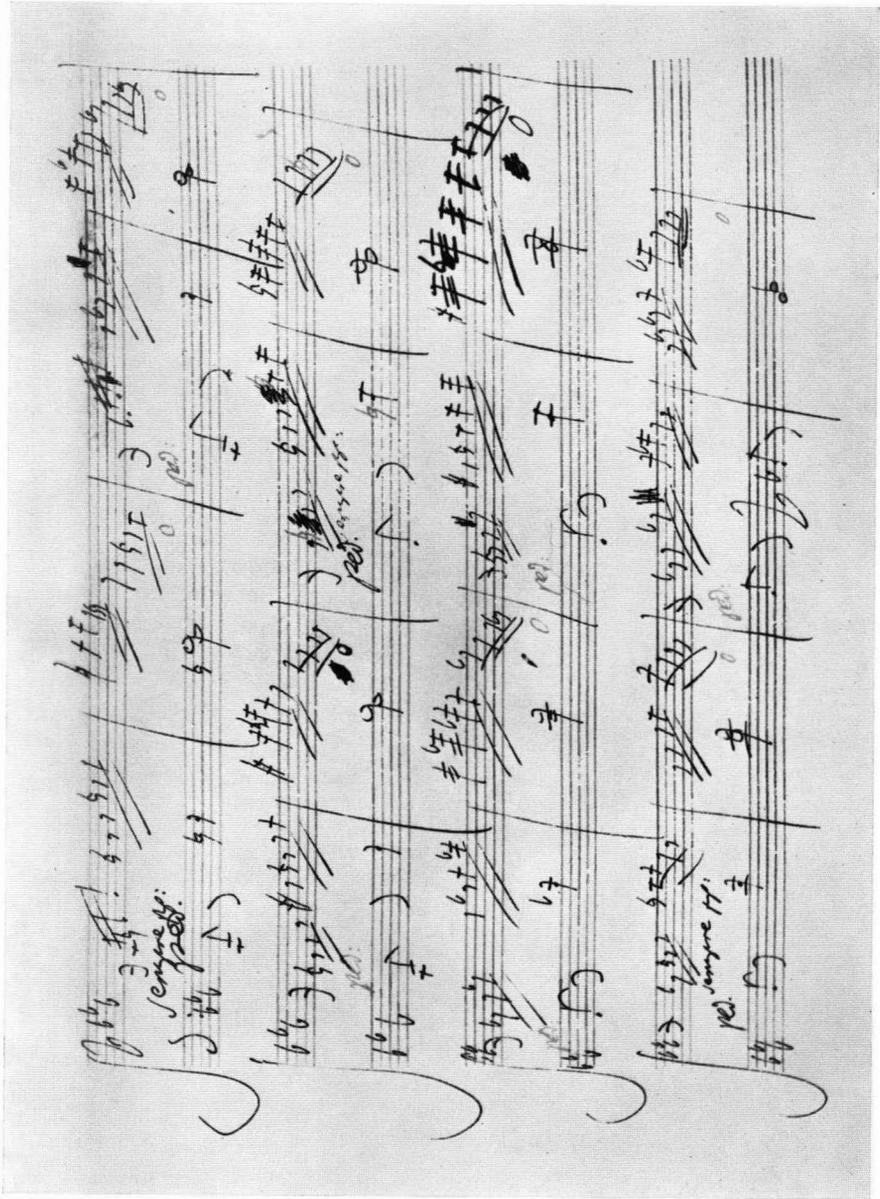
Sobald der Notenstich beendet ist, wird auf die Negativplatten ein grüner Farbauftrag gebracht, so daß von ihnen Positivabzüge — »Grünfahnen« genannt — gemacht werden können, auf denen die Noten und sonstigen Zeichen weiß und der Grund grün erscheinen. Sie werden zusammen mit dem Manuskript an unseren Verlag geschickt. Vier Sätze Grünfahnen werden

hier an die Lektoren verteilt, die nacheinander an Hand der Stichvorlage Korrektur lesen. Einer der Lektoren befaßt sich dabei fast ausschließlich mit dem äußeren Notenbild. Dadurch habe ich den Notenstechereien schon manchen Kummer bereitet, denn diese müssen natürlich darauf achten, daß die Stichplatten nicht durch allzu viele Korrekturen Schaden leiden.

Sind diese ersten Korrekturen gelesen, dann werden alle notwendigen Änderungen in einem Grünfahnenatz zusammengefaßt, und dieser geht an die Stecherei zurück. Daraufhin wird die ganze Prozedur noch einmal mit drei Lektoren wiederholt. Einer von diesen liest dabei nach der Originalquelle (Autograph oder Originalausgabe) Korrektur, wodurch mitunter erneut Fehler im Manuskript zum Vorschein kommen können. Ist das der Fall, so muß unter Umständen auf der Platte eine ganze Stelle von der Rückseite her ausgehämmert, auf der Vorderseite geglättet und neu gestochen werden. Das ergibt dann die schmerzlichen, weil nicht nur kostspieligen, sondern auch die Stichplatten strapazierenden »Autorkorrekturen«. Auch eine letzte Durchsicht, die der Herausgeber selbst vornimmt, kann weitere Autorkorrekturen ergeben. Wenn schließlich nach allen diesen Arbeiten das Menschenmögliche getan ist, um einen sauberen Text in ansprechender Form vorzulegen, werden die Grünfahnen mit dem Druckreifvermerk versehen, und die Herstellung kann weiterlaufen. Die Fahnen gehen zum »Ausdrucken« an die Druckerei.

Für die Vervielfältigung wird in der Regel das Offsetverfahren angewandt. Es werden sogenannte Barytabzüge hergestellt. Sie bilden die Reproduktionsgrundlage, von der mit Hilfe der Kamera oder eines Umkopierverfahrens ein Negativ- oder Positivfilm zu erhalten ist. In diesem Stadium der Herstellung werden auch die in völlig getrennten Arbeitsgängen in einer Druckerei hergestellten Worttexte wie Titel, Vorwort, Kopftitel der einzelnen Werke, Fußnoten usw., die natürlich inzwischen ebenfalls mehrere Korrekturgänge durchlaufen haben, in die Vorlagen hineinmontiert. Bei den Fußnoten ergeben sich Sonderprobleme noch dadurch, daß die dreisprachigen Texte oft nur mühselig in eine ausgewogene äußere Form mit gleichen Textlängen gebracht werden können. Endlich ist es so weit, daß die Maschinenplatten hergestellt und zum Druck gegeben werden können. Den letzten Arbeitsgang bildet schließlich das Aufbinden und Beschneiden der Bände in der Buchbinderei. Damit liegt der fertige Band vor und kann nunmehr zur Auslieferung gelangen.

Ist schon die technische Herstellung ein mühsames und umständliches Verfahren, das große Aufmerksamkeit und die Mitwirkung vieler geschulter Kräfte verlangt, so besteht die noch schwierigere Aufgabe darin, ein zuver-



Aus Beethovens Autograph der »Waldstein-Sonate« op. 53, Satz 3, Takte 251–266.
(Mit freundlicher Genehmigung des Beethovenhauses in Bonn) – Siehe S. 302

Andante.

Violin

Fortissimo

Schuberts Autograph der ersten Sonatine für Klavier und Violine op. 137
(Anfang des 2. Satzes), im Eigentum des Verfassers

lässiges Manuskript herzustellen, das dem Notenstecher als Vorlage dient, die sogenannte »Stichvorlage«. Die Arbeit beginnt damit, die originalen Quellen des betreffenden Werkes festzustellen, ihren derzeitigen Aufenthaltsort ausfindig zu machen und sie dann, meist in der Form von Fotokopien, zu beschaffen. Dieser Tätigkeit widmete sich von Anbeginn an mit Geschick, Initiative und Spürsinn der Leiter meines Münchener Verlagsbüros, Herr Schaefer, der sich dabei, was noch zu erwähnen sein wird, lange Jahre auf den sachverständigen Rat und die Unterstützung des Leiters der Musiksammlung in der Bayerischen Staatsbibliothek in München, Dr. Hans Halm, stützen konnte. Späterhin wirkte zunehmend auch das hauptsächlich zur Erledigung musikwissenschaftlicher Arbeiten eingerichtete weitere Büro in Duisburg auf diesem Arbeitsgebiet mit. Für eine Urtextausgabe bilden die originalen Quellen die wichtigste Voraussetzung. Um sie aufzufinden und zu beschaffen, geht man im allgemeinen von den entsprechenden Katalogen und bibliographischen Verzeichnissen aus, soweit es solche gibt. Aber in den ersten Jahren nach der Gründung des Verlages waren schon derartige Kataloge und Verzeichnisse nur schwer zugänglich. Mitunter mußten wir diese Werke fotokopieren lassen, um wenigstens eine Arbeitsgrundlage in Händen zu haben.

Im Krieg und in den nachfolgenden Jahren ist vieles Quellenmaterial vernichtet worden. Aber auch die erhaltenen Quellen sind häufig nicht leicht greifbar. Es hat eine unübersehbare Fluktuation auf diesem Gebiet eingesetzt. Zum Schutze vor Kriegsschäden wurden in großem Umfange wertvolle Handschriften und Drucke verlagert, oft genug, ohne daß eindeutige Nachweise über die Bestände und ihre Auslagerungsorte geführt wurden. Infolgedessen kehrte vieles, darunter größte Kostbarkeiten, nicht an seinen Ursprungsort zurück, wie zum Beispiel die Eigenschriften der Neunten Sinfonie und des großen B-dur-Klaviertrios op. 97 von Beethoven, Mozarts eigenhändige Partitur der Zauberflöte und so manches andere mehr. Angehörige verschiedener Nationen haben sich bemüht, den Verbleib besonders der nach Schlesien ausgelagerten Bestände zu ermitteln. Eine förmliche Jagd wurde unternommen. Gerüchten, auch wenn sie abenteuerlich klangen, wurde nachgespürt. Die Ergebnisse blieben enttäuschend. Der größte Teil des Materials, vor allem der Kostbarkeiten aus der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, blieb unauffindbar. Einzelnes kehrte zurück, manches davon fragmentarisch. Daß jedoch auch mehr als zwanzig Jahre nach den Kriegereignissen noch nicht jede Hoffnung begraben werden muß, lehren Erfahrungen der jüngsten Zeit: hie und da sind unerwartet Gruppen von ausgelagerten Quellenbeständen geschlossen und unversehrt aus der Hand unbekannter Absender an die Bibliotheken zurückgelangt. Die durch

Auslagerung verursachte Fluktuation wurde dadurch verstärkt, daß Privatbesitzer unter dem Druck der Verhältnisse ihre Schätze veräußerten. Da die Erwerbenden häufig in der Anonymität blieben, wurden die Besitzverhältnisse noch schwerer durchschaubar.

Die Herbeischaffung der Quellen war und ist also ein mühseliges, von Entdeckerfreuden wie Enttäuschungen gleichermaßen durchsetztes Beginnen. Dank des Entgegenkommens der Bibliotheken und vieler Privatsammler im In- und Auslande konnten wir im Laufe der Jahre ein umfangreiches Quellenmaterial zusammentragen und damit ein Archiv anlegen, das heute etwa 70 000 Blatt in Fotokopien umfaßt. Einige dieser Bibliotheken und Sammler seien hier in dankbarer Gesinnung genannt: die Westdeutsche Bibliothek in Marburg und die Universitätsbibliothek in Tübingen, die heute die Bestände der ehemaligen Preußischen Staatsbibliothek in Berlin bewahren, soweit sie erhalten und nicht nach Berlin zurückgekehrt sind, die Deutsche Staatsbibliothek in Berlin, die Bayerische Staatsbibliothek und die städtische Musikbibliothek in München, das Bach-Archiv und die städtische Musikbibliothek in Leipzig, das Beethoven-Haus in Bonn, das Robert-Schumann-Haus in Zwickau, die Österreichische Nationalbibliothek sowie die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, das Mozarteum in Salzburg, das Britische Museum in London, die Public Library in New York, die Library of Congress in Washington, die Bibliothèque Nationale in Paris, das Chopin-Institut und die Nationalbibliothek in Warschau, die Sammlungen des 1962 verstorbenen Pianisten Alfred Cortot, von Dr. h. c. Dr. h. c. A. van Hoboken in Ascona sowie von Koch-Floersheim, ehemals in Aarau (Schweiz), und des Konsuls Otto Taussig in Malmö.

Doch nicht immer zeigen sich die Besitzer von Handschriften, zumal die privaten, geneigt, den wohlbegründeten Ersuchen um Überlassung von Fotokopien zu entsprechen. Es wäre gewiß nicht uninteressant, diese Haltung einmal psychologisch zu ergründen. Besitzerstolz auf der einen Seite, eine sicher unbegründete Furcht vor Wertminderung ihrer Schätze auf der anderen scheinen häufig Hand in Hand zu gehen mit Mangel an Verständnis für die Bedürfnisse der Wissenschaft, Forschung und Kunst. Da es sich häufig um beträchtliche Vermögenswerte handelt, mögen auch steuerliche Gründe die Ablehnung so mancher Sammler bestimmen. Welche grotesken Formen diese Zurückhaltung mitunter annehmen kann, berichtet der amerikanische Musikwissenschaftler O. E. Albrecht (Verfasser des bedeutsamen »Census of Autograph Music Manuscripts of European Composers in American Libraries«, 1953) in einem spannend geschriebenen Aufsatz (»Erlebnisse und Entdeckungen eines Manuskriptjägers in USA« in der Zeitschrift »Musica« 1948, Heft III, Seite 129). Auf eine an einen berühmten

Konzertpianisten, Besitzer einer Musikautographensammlung, gerichtete Anfrage erhielt er auf Umwegen folgende Antwort: »Der Sekretär von Herrn X beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, daß Herr X in seinen verschiedenen Wohnsitzen im In- und Ausland so viele wichtige Manuskripte besitzt, daß er gänzlich außerstande ist, Ihnen die erbetene Liste zukommen zu lassen.« Auch der Leiter meines Münchener Büros weiß manche pikante Einzelheit von seinen Quellenjagden zu berichten. So aufgeschlossen und bereitwillig manche Sammler den an sie gerichteten Wünschen entgegenkommen und so erfreulich es ist, wenn gelegentlich Autographenbesitzer, von denen man nichts wußte, sogar selbst ihren Besitz zur Kenntnis geben, so schwer ist auf der anderen Seite eine Haltung zu verstehen, die sich darin gefällt, die Originale von Kunstwerken mit Ewigkeitswert in den Stahlschrank zu sperren.

Auch ich könnte hier viele Seiten mit der Wiedergabe von Erlebnissen füllen, die wir bei unserer Nachforschung und Jagd nach allen möglichen Quellen gehabt haben. Ich will mich darauf beschränken, von einer nicht alltäglichen Begebenheit zu erzählen, die sich einmal mit einem Schubert-Autograph zutrug. Als ich bald nach dem Kriege zum erstenmal wieder in Zürich war und den Antiquar August Laube besuchte, zeigte er mir allerlei interessante Autographen und alte Ausgaben. Dabei stieß er auf eine Komposition von Schubert, die er schon auf die Seite legen wollte, weil sie nur ein Fragment darstellte und deshalb, wie er meinte, für mich nicht interessant sei. Ich ließ mir die Handschrift aber doch zeigen, und siehe da, es war die erste der berühmten drei Sonatinen von Schubert für Violine und Klavier op. 137. Der erste und zweite Satz waren vollständig, vom dritten Satz war nur etwa das erste Drittel vorhanden. Da ich zu dieser Zeit gerade selbst mit der Herausgabe dieses Werkes beschäftigt war, interessierte mich diese Eigenschrift natürlich in hohem Maße. Sofort besorgte ich mir in der Stadt eine gedruckte Ausgabe und setzte mich, was mir Herr Laube freundlicherweise ermöglichte, zwei Abende lang in sein Kontor, um die gedruckte Ausgabe nach dem Autograph zu korrigieren. Der Zufall wollte es, daß ich sogar eine als »Urtext« bezeichnete Ausgabe erwischt hatte — die Abweichungen vom Original waren aber trotzdem überraschend groß!

Als ich einige Monate später erstmals nach dem Kriege nach New York kam, hatte ich bei einem dortigen Antiquar ziemlich genau das gleiche Erlebnis. Bei ihm fand ich die letzten zwei Drittel des dritten Satzes dieser Sonatine. Auch hier nahm ich sofort einen genauen Vergleich vor, so daß unsere Ausgabe dieser Sonatine sich auf ein vollständiges Autograph als Quelle stützen konnte. Damals riet ich beiden Händlern, ihre Autographe dem Schubert-Sammler Otto Taussig in Malmö anzubieten. Dieser hat dann

auch tatsächlich das Stück aus New York erworben, warum nicht auch das aus der Schweiz, weiß ich nicht. Als es einige Jahre später bei uns keine Devisenbeschränkungen mehr gab, konnte ich dann den Züricher Hauptteil des Autographs, der inzwischen an den dortigen Händler zurückgelangt war, selbst erwerben. Ich machte nun heftige Wiedervereinigungsversuche bei Herrn Taussig, doch wollte er zwar wiedervereinigen, aber nur bei sich und nicht bei mir. Das fand ich unbillig, da ich doch den bei weitem größeren Teil besaß. Ich konnte Taussig aber nicht überreden und auch durch, wie mir schien, günstige Tauschangebote nicht zur Herausgabe bestimmen. So sind eben die Sammler manchmal. Das nun von mir als kostbarer Besitz gehütete, fast vollständige Autograph ist ein wahres Kleinod. Es zu betrachten ist ein Genuß, der sich durchaus mit den Empfindungen bei der Betrachtung eines bedeutenden Gemäldes vergleichen läßt (s. Abb. neben S. 309).

Eine wichtige Hilfe in unserer Arbeit stellten, wie schon erwähnt, die Auskünfte über Quellen und deren Bedeutung dar, die uns Dr. Hans *Halm*, der bis 1963 Leiter der Musiksammlung der Bayerischen Staatsbibliothek in München war, immer wieder erteilt hat. Darüber hinaus war mir gerade in den ersten Jahren meiner Verlagstätigkeit, in denen sich dem Neuling auf diesem Gebiet laufend ungewohnte Probleme stellten, sein stets bereitwillig gegebener Rat von unschätzbarem Wert. Die Beziehungen zu ihm wurden noch dadurch vertieft, daß er die schwierige und entsagungsvolle Aufgabe übernahm, die durch den Tod von Georg Kinsky unterbrochene Arbeit an dem Standardwerk der Beethoven-Bibliographie, dem »Thematisch-Bibliographischen Verzeichnis aller vollendeten Werke Ludwig van Beethovens« fortzusetzen und zu vollenden. Dr. Halms früher Tod 1965 bedeutete auch für meinen Verlag einen fühlbaren Verlust.

Über ein Jahrzehnt intensiver wissenschaftlicher Arbeit hatte Georg *Kinsky* darauf verwandt, mit diesem Beethoven-Katalog sein Lebenswerk zu einem krönenden Abschluß zu bringen, als kurz vor der Vollendung Kriegseinwirkung und Verfolgung durch das damalige System ihn um die Früchte seiner Arbeit brachten. Zum Glück hatte er aber nicht lange vor der Katastrophe auf Anraten Dr. Halms eine Durchschrift seines Manuskripts der Bayerischen Staatsbibliothek zu treuen Händen übergeben. Es bedurfte dennoch eindringlicher Ermutigungen, nach Kriegsende den Gelehrten, der sämtliche Unterlagen seiner Arbeit verloren hatte, dazu zu überreden, daß er wenigstens den Versuch unternahm, sein Werk doch noch zum Abschluß zu bringen. Auch sonst schienen in jener harten Zeit die Schwierigkeiten, die sich der Herausgabe eines so umfangreichen und kostspieligen Werkes entgegenstellten, kaum überwindlich. Mich faszinierte aber diese überaus bedeutsame

Sache sofort, und so erklärte ich mich bereit, das Buch in meinen Verlag zu übernehmen. Georg Kinsky betrieb nunmehr die Weiterarbeit mit Eifer, doch ereilte ihn mitten in diesem Bemühen der Tod. Hier war es nun Dr. Halm, der in die Bresche sprang und das Werk zum Abschluß brachte. Das war eine besonders mühevoll Arbeit, weil aus den hinterlassenen Unterlagen nicht hervorging, welche Abschnitte Kinsky bereits für druckreif und welche er noch der Überarbeitung und Ergänzung für bedürftig hielt.

Mit diesem Verzeichnis von Kinsky-Halm, das für die Beethoven-Forschung darstellt, was das Köchel-Verzeichnis für Mozart bedeutet, tat der Verlag den ersten größeren Schritt auf dem Gebiete der Herausgabe von Büchern. Sogleich nach Erscheinen ging es in alle Welt.

Für einen Teil der durch den letzten Krieg vernichteten und damit für die Forschung unwiederbringlich verlorenen wertvollen Quellen bieten heute die in Vorkriegszeiten angelegten Mikrofilmsammlungen mancher Institute einen guten, wenn auch nicht vollgültigen Ersatz. Daraus zog mein Münchener Mitarbeiter Schaefer die Folgerung, stets selbst zu fotografieren, wann immer nur an wichtiges Material heranzukommen war. Hierbei zeigte es sich, daß die Eigentümer manchmal selbst nicht genau wußten, was sie unter Nebensächlichem oft an Schätzen besaßen. Auf Umwegen hatte er einmal den in Basel lebenden Besitzer einer von Beethoven teilweise selbst korrigierten Abschrift der Kreutzer-Sonate für Klavier und Violine op. 47 ausfindig gemacht. Wie oft in ähnlichen Fällen, wurde zunächst abgestritten, daß überhaupt etwas vorhanden sei. Erst beim dritten Besuch begann das Eis zu schmelzen. Der Besitzer willigte ein, ein Paket vom Speicher zu holen, um zu zeigen, daß sich darin jedenfalls nur Unwichtiges befinde. Obenauf in diesem Paket kam prompt die erwähnte Abschrift zutage. Verschiedene Anzeichen sprechen dafür, daß sie als Stichvorlage für die Originalausgabe gedient hat. Späterhin konnte ich sie dann käuflich erwerben.

Mozarts Sonatensatz in g-moll KV 312 gehörte nach dem Köchel-Verzeichnis von 1936 dem Juristen Professor Dr. Wach in Leipzig. In den fünfziger Jahren hat sich das Autograph noch im Besitz einer Nachfahrin von Dr. Wach befunden. Der unermüdliche Herr Schaefer machte diese Dame als Inhaberin eines Berghofs am Fuße der Jungfrau ausfindig und reiste, obwohl ihm schriftlich wiederholt beteuert worden war, daß keine Musikalien vorhanden seien, dorthin. Es wurde ihm aber dann doch ein in Leder gebundener Band vorgelegt, in dem mehrere Autographen enthalten waren: der erwähnte Sonatensatz von Mozart, eine Ecossaise von Beethoven, eine kleine Komposition von Haydn und einige Choralbearbeitungen von Bach. Wie bei dieser Gelegenheit erzählt wurde, soll ein Vorfahre der damaligen Besitzerin

dieses Album seiner Braut zur Verlobung geschenkt haben. Inzwischen hat es offenbar seinen Eigentümer gewechselt. Es ist aber fraglich, ob es insgesamt in anderen Besitz übergegangen oder ob es in seine Einzelteile zerlegt worden ist und die Kompositionen der einzelnen Meister dann an verschiedene neue Besitzer gelangt sind.

Manchmal tauchen Quellen nur für kurze Zeit auf, um dann wieder im Dunkel zu verschwinden. Die näheren Umstände würden nicht selten einem Kriminalroman Ehre machen. So wollte ein Autographenbesitzer, dem Herrn Schaefer's Verhalten bei der Suche nach verborgen gehaltenen Schätzen wohl etwas aufdringlich erschien, den ungebetenen Gast mit Hunden verjagen lassen. Auch die Dame des Hauses wollte ihn nicht bei sich, sondern allenfalls in einem Café sprechen. Schließlich kam es doch noch zur Vereinbarung eines Treffens. Dabei tauchten unerwartet einige bedeutsame Eigenschriften berühmter Komponisten auf, die dann in einem Schuppen zwischen Kürbissen und Rüben fotografiert werden durften. Ihr jetziger Verbleib ist schon wieder unbekannt. Ein Satz einer Mozart-Komposition wurde sogar irgendwo unter Umständen fotografiert, die hier aus Diskretionsgründen nicht näher geschildert werden können.

Abenteuerlich war auch die Entdeckung einer wichtigen Abschrift der c-moll-Klaversonate von Mozart KV 457. Die große Bedeutung dieser Quelle wird im Köchel-Verzeichnis besonders hervorgehoben. Sie war 1932 durch den Antiquar Heck in Wien verkauft worden. Irgendwie hatten wir in Erfahrung gebracht, daß das Manuskript nach Spanien gegangen war. Dort stellte sich heraus, daß es gerade in den Tagen unserer Nachforschung an ein Auktionshaus in London weiterverkauft worden war. Durch schnelle Einschaltung eines Klöckner-Vertreters in London gelang es dann, vor der Versteigerung diese Abschrift noch rasch zu fotografieren. Jetzt ist der Verbleib auch dieser Quelle wieder unbekannt. Klöckner-Leute haben sich bei solchen Gelegenheiten übrigens schon öfters eingeschaltet und dabei kaufmännische und diplomatische Fähigkeiten auch außerhalb ihres eigentlichen Geschäftszweiges bewiesen. Ihrer Bewährung auch auf musikischem Gebiete sei hier ein Denkmal gesetzt.

Als wir die Violinsonaten von Mozart vorbereiteten und uns dabei die Eigenschrift von KV 454 fehlte, mußte ich meinen musikwissenschaftlichen Mitarbeiter 1954 zur Durchführung eines Textvergleichs nach Stockholm entsenden, weil der betreffende schwedische Sammler grundsätzlich keine Fotokopien seines Quellenmaterials abgibt und nur die Erlaubnis erteilt, es in seinem Hause unter seiner Aufsicht einzusehen. Die Erwähnung dieser Einzelheit mag hier als Beispiel dafür stehen, wie ernst ich es mit der wissenschaftlichen Vorbereitung unserer Ausgaben nehme.

Mitte der fünfziger Jahre wurde in Duisburg das schon erwähnte weitere Verlagsbüro eingerichtet. Seine Leitung übertrug ich Dr. Ewald *Zimmermann*, der schon seit Anfang 1953 in Bonn für den Verlag gearbeitet hatte. Er ist aus dem Seminar von Professor Dr. Joseph Schmidt-Görg, dem Ordinarius für Musikwissenschaft an der Universität Bonn, hervorgegangen und hat sich in mittlerweile mehr als zwölfjähriger Tätigkeit um den Verlag sehr verdient gemacht. Die große Umsicht und Sorgfalt seiner quellenkritischen Arbeit habe ich hoch schätzen gelernt.

Zu Professor *Schmidt-Görg*, der neben seiner akademischen Tätigkeit seine Arbeitskraft vor allem dem unter seiner Leitung stehenden Bonner Beethoven-Archiv widmet, war ich schon frühzeitig in enge Verbindung getreten. Er hat in jahrzehntelanger selbstloser Arbeit dieses Institut zur heute bedeutendsten Sammel- und Forschungsstätte entwickelt, die sich mit der Persönlichkeit und dem Werk des Komponisten befaßt. Nahezu das gesamte Schrifttum der Welt über Beethoven ist dort zusammengetragen worden. Der schon eindrucksvolle ursprüngliche Bestand an Eigenschriften, Abschriften, Originalausgaben, Frühdrucken, Skizzen, Briefen usw. wurde vor mehreren Jahren noch beträchtlich erweitert, als der Schweizer Beethoven-Sammler Dr. Dr. h. c. H. C. *Bodmer* in einer Großmütigkeit, die ihresgleichen sucht, dem Archiv seine unschätzbare Sammlung vermachte. Mit der Verfügung über ein solches Material sind jetzt in Bonn die denkbar besten Arbeitsmöglichkeiten für die Beethoven-Forschung gegeben. *Bodmer* war im Gegensatz zu manchen anderen Sammlern ein Mann von vornehmer und aufgeschlossener Gesinnung. Ich habe ihn in seinem Züricher Haus besucht, seine Schätze dort in Händen gehalten und an Beethovens Schreibtisch gesessen — auf eine Beethovensche Inspiration dabei leider vergeblich wartend!

Ergaben sich bei der Vorbereitung unserer Beethoven-Ausgaben vor allem aus der oft so schwer entzifferbaren Schrift des Komponisten irgendwelche Probleme, so befaßte sich damit, wann immer ich ihn darum ersuchte — und das war nicht selten —, stets bereitwillig Professor *Schmidt-Görg* in Bonn. Aus seiner großen Sachkenntnis, seinem Einfallsreichtum und unter Ausnutzung des umfassenden, ihm zur Verfügung stehenden wissenschaftlichen Apparats, vor allem auch des umfangreichen Skizzenmaterials im Bonner Beethoven-Archiv, konnte er fast immer überzeugende Lösungen finden. Unsere Verlagsarbeit hat diesem überragenden Beethoven-Kenner und sympathischen Menschen viel zu verdanken. Ganz unprofessoral wußte er auch häufig die Atmosphäre strenger Wissenschaftlichkeit auf heitere Weise aufzulockern. Nach einem langen gemeinsamen Arbeitsvormittag bei ihm im Beethoven-Archiv, bei dem auch seine langjährige Assistentin, Frau

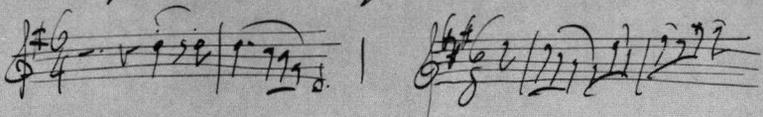
Dr. Dagmar von Busch, damals noch Fräulein Dr. Weise, anwesend war, gingen wir anschließend zu dritt in ein Restaurant zum Mittagessen. Während der Unterhaltung kam mir der Einfall, an die beiden die Frage zu richten, was sie wohl von Beethoven wissen wollten, wenn er jetzt hier erschiene und jeder von uns ihm *eine* Frage stellen dürfe. Fräulein Dr. Weise, die gerade mit der Herausgabe der Skizzen von Beethoven beschäftigt war, wollte darüber etwas erfahren. Ich wünschte mir eine Beantwortung der Frage, ob der Meister an der berühmten Stelle im ersten Satz der Hammerklaviersonate op. 106 (siehe dazu im weiteren auch Seite 335) *ais* oder *a* gespielt haben wollte. Schmidt-Görg aber traf mit seiner Frage ins Schwarze: Wer war die »Unsterbliche Geliebte«?

Durch jahrelange, eingehende Beschäftigung mit den Werken der großen Klassiker wurden wir auf dem Gebiete der Klavier- und Kammermusik allmählich zu besonderen Kennern von Handschriften und sonstigen Quellen. Das kommt natürlich der Arbeit an allen neuen sowie auch an den früheren Ausgaben bei Neuauflagen zugute. Stößt man auf eine problematische Stelle, so erinnert man sich oft, einer ähnlichen Frage schon einmal begegnet zu sein, und wird dadurch häufig auf den Weg zu einer Lösung geführt. Nicht selten war es mir dank eines guten Gedächtnisses möglich, meine Mitarbeiter dadurch zu verblüffen, daß ich beim Auftreten eines derartigen Problems einen anderen Band des betreffenden Komponisten aufschlug und bei einem ganz anderen Werk desselben Meisters auf das Vorliegen des gleichen Problems verweisen konnte. Als ich einmal mit dem Pianisten Rudolf Serkin über die Bedeutung und Ausführung eines etwas ungewöhnlichen Verzierungszeichens in der ersten Violinsonate von Beethoven (letzter Satz, Klavier, Takte 4 und 130) sprach — es handelte sich um eine Kombination von Praller- und Doppelschlagzeichen \approx —, konnte ich ihn — ein Beispiel solcher Art — auf einen gleichen, auch ihm bekannten Fall im ersten Satz (Takte 17 und 76) der Fis-dur-Klaviersonate op. 78 des Komponisten hinweisen, in dem sich dasselbe Zeichen, wenn auch in umgekehrter Anordnung, findet.

Weil mein lebhaftes Interesse auch solchen Einzelfragen gilt, halte ich zu meinem Duisburger Büro ständig enge Verbindung und finde so die Möglichkeit, selbst in die Lösung auftretender Fragen einzugreifen. Freilich bedeutet das neben meinen hauptberuflichen Verpflichtungen eine mitunter kaum noch zu bewältigende Belastung. So müssen dauernd Wochenenden, Nachtstunden und Urlaubszeiten herangezogen werden.

In den ersten Jahren umfaßten die Aufgaben des Duisburger Büros in der Hauptsache zwei große Tätigkeitsgebiete. Einmal bedurfte es einer Koordi-

Zur Erinnerung an schönes gemeinsames Musizieren

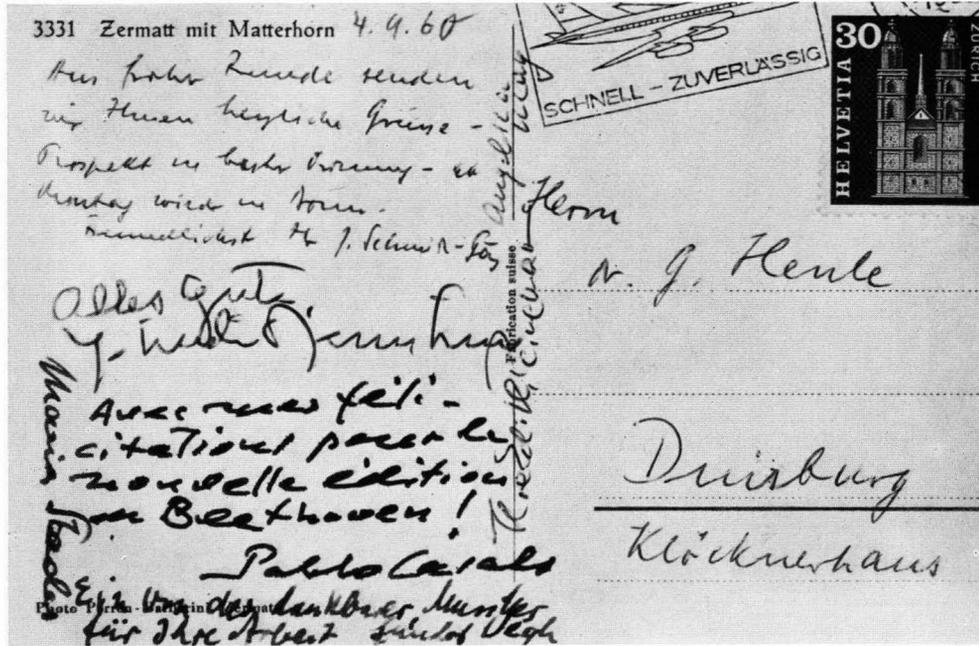


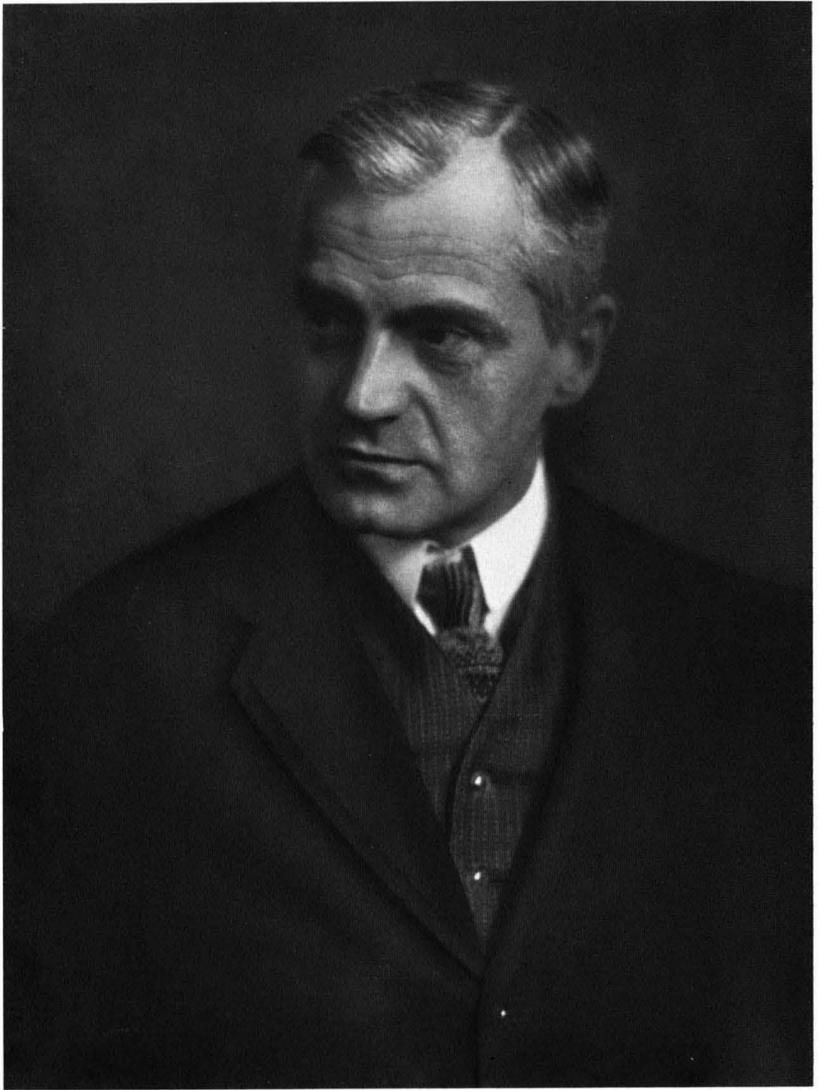
Adolf Busch. 21. II. 1951

Hermann Busch
Willi Busch.

Eintragung des Geigers Adolf Busch und seiner Brüder Hermann Busch und Willi Busch in unser Musiker-Gästebuch in Duisburg vom 21. Februar 1951

Ein Postkartengruß berühmter Musiker aus Zermatt 1960 – Von oben: Professor Schmidt-Görg; Yehudi Menuhin; Pablo Casals; Sándor Végh; Maria Stader





Walther Lampe (1872–1964)
Komponist und Leiter von Meisterklassen für Klavier in München und Salzburg

nierung der Arbeiten an den von verschiedenen Herausgebern vorbereiteten Bänden. Alle eingegangenen Manuskripte wurden auf Zuverlässigkeit und Konsequenz der angewandten Verfahren überprüft, Unstimmigkeiten im Meinungsaustausch mit den Herausgebern oder durch Hinzuziehung von besonderen Kennern bereinigt. Bei der Stichtarbeit wurden die verschiedenen Korrekturgänge überwacht, bei den technischen Vorbereitungen der Bandherstellung ergab sich eine enge Zusammenarbeit mit dem Münchener Büro.

Zum anderen verlangten die schon erschienenen Bände eine ständige Überprüfung für Neuauflagen. Da uns die Welt anfangs noch weitgehend verschlossen und damit auch der Zugang zu manchen Quellen noch versperrt war, während die Wissenschaft, besonders im Ausland, nicht stillstand, wurde manchmal erst nach dem Erscheinen eines Notenbandes eine bis dahin unbekannte Quelle verfügbar, oder es wurden durch wissenschaftliche Untersuchungen neue Gesichtspunkte gewonnen. Und natürlich haben auch wir selbst bei unserer Arbeit viel gelernt und immer wieder dazugelernt! Was sich aus eigener Tätigkeit oder aus den Untersuchungen der Musikforscher ergab, mußte laufend ausgewertet werden, damit die Ausgaben dem jeweils neuesten Stand der Forschung entsprachen.

Weitere Aufgaben erwachsen daraus, daß infolge der Zielsetzung meiner Verlagsarbeit zahlreiche textliche Abweichungen gegenüber den eingebürgerten Lesarten älterer Ausgaben auftreten. Das führt nicht selten zu Anfragen von Benutzern unserer Ausgaben und zur Erörterung strittiger Probleme, die uns häufig Anregungen zu noch weiteren Verbesserungen geben. So hat der hervorragende Wiener Pianist Paul *Badura-Skoda*, der schon seit vielen Jahren ein besonders reges Interesse an der Arbeit des Verlages bekundet, mir bei aller Eigenwilligkeit seiner Interpretationen schon manche wertvolle und von uns dankbar aufgenommene Anregung vermittelt. Er treibt — erstaunlich für einen zeitlich so in Anspruch genommenen reisenden Künstler — gemeinsam mit seiner durch musikwissenschaftliche Vorbildung wie durch persönlichen Charme gleichermaßen ausgezeichneten Gattin Eva laufend selbständige Quellenstudien. In Einzelfragen habe ich mich, neben der musikwissenschaftlichen Seite der Arbeit, auch immer wieder mit der Bitte um ihren künstlerischen Rat an mir bekannte und zum Teil befreundete ausübende Künstler wie Wilhelm Backhaus, Adolf Busch, Edwin Fischer, Mieczyslaw Horszowski, Yehudi Menuhin, Wolfgang Schneiderhan, Rudolf Serkin und so manche andere, gewandt. Auch Professor Paul Henry Lang von der Columbia University in New York hat mir nicht selten wertvollen Rat und Hinweise gegeben.

Unser Verlagskatalog umfaßt mittlerweile (mit Einschluß der Einzelgaben) rund hundertachtzig Notentitel. Wir hätten ohne weiteres ein

Mehrfaches hiervon herausbringen können, hätten wir uns nicht mit großem Aufwand an Zeit und Arbeitskraft um jede einzelne Neuauflage und ebenso um die Vervollkommnung unserer schon erschienenen Ausgaben immer wieder von neuem bemüht, statt sie, wie es wohl sonst zumeist geschieht, nach dem ersten Erscheinen einfach unverändert nachzudrucken. Ein solches Verfahren, das sich ja nach Belieben über lange Zeiten fortsetzen läßt und außerordentlich viel Mühe und Kosten spart, halte ich mit unserem immer empfindlicher werdenden wissenschaftlichen Gewissen nicht für vereinbar. Gerade die ersten Nachdrucke fast jedes Werkes erfordern, wie ich meine, stets eine erneute Revision anhand der Quellen. Jeder von außen kommende Anregung, für die wir stets dankbar sind, wird dabei sorgfältig nachgegangen. Oft macht eine Neuauflage noch einmal beinahe ebensoviel Mühe wie die erste Ausgabe.

Es war mir von Anbeginn an klar, daß der Zweck einer Urtextausgabe darin liegen muß, den Musikfreunden die Werke unserer Meister in unverfälschter Form darzubieten, soweit menschliches Vermögen dazu imstande ist. In ihrer Vorstellung soll sich nicht ein von irgendeinem Herausgeber vorgeformtes Bild festsetzen; statt dessen müssen sie die Möglichkeit erhalten, durch das Werk ein selbständiges, unmittelbares Verhältnis zu dem Komponisten zu finden. Der anzusprechende Personenkreis setzt sich aber nur zum geringsten Teil aus fertigen Musikern zusammen, die das Rüstzeug zu selbständiger Arbeit schon besitzen. Der weitaus größere Teil umfaßt Studierende und Liebhaber, die der spieltechnischen Anregungen bedürfen, wenn sie aus einem Urtext spielen. Um gerade diesen Personenkreis zu erfassen und ihn an die Urgestalt der Werke heranzuführen, erwies es sich als unerläßlich, dem Spieler solche Hilfsmittel in Form von Fingersatzvorschlägen und, bei Werken für Streicher, von Strichbezeichnungen an die Hand zu geben. Denn ohne solche Vorschläge würde man Urtextausgaben eben nur für die paar hundert fertigen Musiker in aller Welt, die derartiger Hilfen nicht bedürfen, benutzbar machen, während sich die Vielzahl aller sonstigen Musikbessenen auf die bisher üblichen Bearbeitungsausgaben angewiesen sähen, die den originalen Text als solchen mehr oder weniger verdecken. Ich habe deshalb an der Beifügung von Vorschlägen für Fingersatz und Strich festgehalten.

Darüber kam es in der Anfangszeit meiner Verlagstätigkeit zu Auseinandersetzungen mit einem anderen Verlag, der mir wegen eben dieser Beifügungen das Recht streitig machen wollte, meine Ausgaben als »Urtexte« zu bezeichnen. Die Angriffe konnten jedoch verhältnismäßig leicht abgewehrt werden, zumal da in unseren Ausgaben an deutlich sichtbarer Stelle auf solche Hinzufügungen, die keine Änderungen des Notentextes be-

wirken, ausdrücklich hingewiesen wird. Der Verlag ging eher gestärkt aus diesen Auseinandersetzungen hervor. Im übrigen nahmen wir, um Mißverständnisse auszuschließen, die Gewohnheit an, die lapidare Bezeichnung »Urtext« im Innentitel durch eine je nach der Quellenlage mehr oder weniger umfassende, genauere Angabe zu verdeutlichen und etwa zu sagen: »Nach Eigenschriften, alten Abschriften und Erstausgaben herausgegeben von . . .«.

Über das Problem und die Bedeutung der Urtextausgaben legte ich meine Ansichten in einem Aufsatz »Über die Herausgabe von Urtexten« nieder, der 1954 in der Zeitschrift »Musica« (Heft 9) erschien. Unter dem Titel »Editing Urtext Editions« wurde diese Abhandlung im selben Jahr in »The Canon, Australian Journal of Music«, Band 7 Nr. 10, in Melbourne (Australien) abgedruckt. Sie erschien dann auch noch in »Violin and Violinists Magazine«, Band 16 Nr. 2, im Frühjahr 1955 in den USA. Später wurde von den Musikwissenschaftlern Dr. Georg Feder und Dr. Hubert Unverricht erstmalig der Versuch unternommen, in einem größer angelegten Aufsatz in der »Musikforschung«, Jahrgang 12, 1959, Seite 432 ff, den etwas schillernden Begriff des Urtextes genauer zu umreißen und wissenschaftlich zu durchleuchten.

Nicht unerwähnt kann in diesem Zusammenhang freilich bleiben, daß neuerdings ein gewisser Mißbrauch mit der Bezeichnung »Urtext« getrieben wird, indem sie oft älteren Ausgaben beigelegt wird, obwohl die Voraussetzungen dazu fehlen. Manchmal geht dieser Mißbrauch auch eigenartige Wege. Die Bezeichnung »Nach dem Urtext« wird in einer Weise gebraucht, als ob nicht auch das »Dreimäderlhaus« nach dem Urtext von Schubert zusammengestellt worden wäre. Geradezu skurril muß der neueste Einfall anmuten, Ausgaben die Etikette »Reintext« aufzudrücken. Dem »Jäger« soll offenbar ein wertvolles »Wild« dadurch streitig gemacht werden, wobei man sich nur fragen kann, warum dies nicht auf die waidgerechte Art und Weise geschieht, eben wirkliche Urtextausgaben herzustellen.

Mozarts Klaviersonaten, Schuberts Impromptus und Moments musicaux sowie die Sonatinen für Violine und Klavier op. 137 erschienen als erste Verlagswerke bereits 1949. Die Herausgabe der Sonatinen Schuberts habe ich selbst besorgt und auch den Fingersatz fürs Klavier beigeleitet. In gleicher Weise habe ich bald danach auch selbst die Variationen für Cello und Klavier von Beethoven und die beiden Cellosonaten von Brahms herausgegeben. Für die Strichbezeichnungen und den Fingersatz der Violinstimme von Schuberts Sonatinen hatte ich mir, wie dann später auch für die Klavier-Violin-Sonaten von Mozart, Weber und Brahms, die Mitwirkung des Ersten Konzert-

meisters des Duisburger Städtischen Orchesters, Karl *Röhrig*, gesichert. Die Fingersatzbearbeitung fast aller Klavierwerke, die im ersten Jahrzehnt des Bestehens meines Verlages erschienen sind, übernahm mein alter Lehrer, Professor Walther *Lampe* in München-Salzburg, der durch eine große Konzertpraxis und durch lebenslange pädagogische Erfahrungen besondere Voraussetzungen dafür mitbrachte und die Aufgabe mit pianistischem Einfallsreichtum erfüllte. Als mit Rücksicht auf das hohe Alter Lampes seine Mitarbeit an den Verlagsausgaben allmählich auslief, betraute ich mit der Aufgabe, praktikable Fingersätze zu erfinden, zunehmend den Professor für Klavierspiel an der Nordwestdeutschen Musikakademie in Detmold, Hans-Martin *Theopold*, dessen einfühlsame Art bei der Lösung der ihm gestellten Aufgaben ihn zu einem geschätzten Mitarbeiter macht.

Schon bald nach Aufnahme meiner Verlagstätigkeit bewährte es sich, mit der nach philologischen Kriterien durchzuführenden Revisionsarbeit einen Musikwissenschaftler, mit der Einrichtung zum praktischen Gebrauch, das heißt für die Fingersatz- und Strichbezeichnungen, einen Praktiker zu betrauen. Dieses Verfahren wurde mit wenigen Ausnahmen bis heute beibehalten. Der Kreis der freien Mitarbeiter, die hierfür verpflichtet wurden, erweiterte sich im Laufe der Jahre ständig. Folgende Persönlichkeiten haben bisher an meinen Verlagsausgaben bei den Textrevisionen mitgearbeitet: Professor Dr. Georg von Dadelsen, Dr. Georg Feder, Professor Dr. Walter Georgii (†), Otto von Irmer, Professor Dr. Willi Kahl (†), Professor Hermann Keller (†), Professor Paul Mies, Günter Raphael (†), Dr. Ernst Fritz Schmid (†), Professor Dr. Joseph Schmidt-Görg, Professor Dr. Rudolf Steglich, Dr. Bertha Antonia Wallner (†) und Dr. Ewald Zimmermann. Die Bearbeitung von Fingersatz- und Strichbezeichnungen übernahmen die Professoren Walter Georgii (†), Walter Giesecking (†), Conrad Hansen, Hermann Keller (†), Walther Lampe (†), Hans-Martin Theopold, Hans Münch-Holland sowie Konzertmeister Karl Röhrig und Kurt Schäffer.

Im weiteren Verlauf der Verlagsarbeit bin ich dann mehr und mehr dazu übergegangen, neue Ausgaben in eigener Regie herauszubringen. So wurden die Vierhändigen Klavierwerke und die Klaviervariationen von Mozart im eigenen Hause bearbeitet und veröffentlicht. Eine bedeutungsvolle Aufgabe, die Herausgabe sämtlicher Klavierwerke von Chopin, von der noch die Rede sein wird, haben wir in Angriff genommen. Weitere Neuauflagen solcher Art sind in Vorbereitung.

Durch jahrelange intensive Beschäftigung mit den Handschriften unserer Meister, mit Abschriften, Originalausgaben, Frühdrucken usw. haben wir einen reichen Schatz an besonderen Erfahrungen sammeln können, der nicht leicht einem Wissenschaftler, mag er als solcher noch so bedeutend sein, zur

Verfügung stehen kann. Dadurch sind wir mit einer Vielfalt von Fragen, oft mehr schreibtechnischer Art, wie z. B. der Stellung von dynamischen Zeichen, der Längen von Artikulations- und Phrasierungsbögen, dann der Behandlung von Parallelstellen und so manchem anderen mehr, was nicht aus Büchern oder in den Hörsälen zu erlernen ist, aber doch zum unerläßlichen Rüstzeug eines Herausgebers gehört, im Laufe der Zeit sehr vertraut geworden. Um diese Erfahrungen und Erkenntnisse nutzbar zu machen, müssen wir deshalb auch die von auswärtigen Herausgebern bearbeiteten Bände bei uns immer noch einmal einer gründlichen Durchsicht unterziehen. Das bedeutet manchmal beinahe ebensoviel Arbeit, als wenn wir den betreffenden Band in eigener Verantwortung bearbeitet hätten.

So war es bis heute möglich, aus der Zeit etwa von Bach bis Brahms die Klaviermusik unserer bedeutendsten Meister zum großen Teil und die Kammermusik, soweit das Klavier daran beteiligt ist, ebenfalls in beträchtlichem Umfange in Urtextform herauszubringen, ohne daß damit das Programm bereits erschöpft wäre. Denn immer noch gibt es eine Anzahl von Werken, nicht nur der großen Komponisten, die der Erschließung in ihrer originalen Gestalt harren. Um eine Erweiterung und Vervollständigung unserer Edition werde ich mich daher auch künftighin bemühen.

Im Laufe der Jahre, in denen sich nach dem ersten Anlauf meine Verlagsarbeit immer mehr ausdehnte, trat mit dem Wiedererwachen geistigen Lebens nach den schweren Kriegsjahren die offensichtliche Notwendigkeit zutage, die Werke unserer großen Meister der Musik in neuen Gesamtausgaben herauszugeben. Dafür war ein wirkliches Bedürfnis vorhanden, da solche Ausgaben teilweise schon über hundert Jahre alt und infolge des inzwischen verfügbar gewordenen neuen Quellenmaterials und der modernen Methoden der Quellenkritik völlig überholt sind. Es kam hinzu, daß für manche Komponisten Gesamtausgaben überhaupt noch nicht zustande gekommen waren. Die Reihe dieser Stiefkinder wird von keinem geringeren als Joseph Haydn angeführt, was bei einem Vergleich mit der Literatur etwa so wäre, wie wenn es noch keine Gesamtausgabe der Werke Schillers gäbe. Zweimal war im Falle Haydn ein entsprechender Anlauf genommen worden; jedoch kamen beide Versuche nicht über ein paar Bände hinaus.

Um diesem wirklichen musikalischen Notstand abzuhelfen, gründeten wir 1955 das »Joseph Haydn-Institut« in Köln mit dem Ziel der Herausgabe sämtlicher Werke Haydns. Spiritus rector dieses Unternehmens war Professor Dr. Friedrich *Blume*, Ordinarius für Musikwissenschaft in Kiel und damals Präsident der Gesellschaft für Musikforschung. Es konnte als schöner Erfolg meiner bis dahin geleisteten Verlagsarbeit gewertet werden, daß dieses

hochbedeutsame, auf etwa hundert Bände zu berechnende Unternehmen der Haydn-Gesamtausgabe meinem Verlag anvertraut wurde. Namhafte Forscher aus aller Welt arbeiten daran mit. Bisher liegen schon achtundzwanzig Bände vor. Bei Gründung des Haydn-Instituts übernahm den Vorsitz Professor Blume selbst, während mir das nicht immer dankbare Amt des Schatzmeisters übertragen wurde. Seit einigen Jahren berät uns in Fragen der Haydn-Forschung auch der Kölner Ordinarius für Musikwissenschaft, Professor Dr. Dr. h. c. art. Karl Gustav *Fellerer*. Über sein Spezialarbeitsgebiet, die Geschichte der katholischen Kirchenmusik, hinaus ist er in weite Bereiche musikwissenschaftlichen Forschens vorgestoßen. Als neuer Präsident der Gesellschaft für Musikforschung findet er für sein organisatorisches Talent ein ausgedehntes Feld der Betätigung.

Gleich zu Beginn ergab sich die günstige Gelegenheit, die Arbeit an diesem Werk gewissermaßen mit einem festlichen Trompetenstoß einzuleiten. Das Autograph der sogenannten »Schöpfungsmesse« von Haydn, das seit 1939 als verschollen galt, wurde unerwartet in der Schweiz zum Verkauf angeboten. Das fünfzigjährige Jubiläum unserer Firma Klöckner & Co in Duisburg bot den willkommenen Anlaß, die kostbare Handschrift zu erwerben und sie der Bayerischen Staatsbibliothek in München zum Geschenk zu machen. Sogleich ließ ich dann aber eine Faksimile-Ausgabe dieses Manuskripts, das Haydns Altersschrift in einem besonders eindrucksvollen Beispiel zeigt, herstellen und veröffentlichen. Seitdem konnte mancher Freund und Gönner unserer Haydn-Arbeit mit einem Exemplar dieses Druckes erfreut werden.

Daß für ein Unternehmen wie die Herausgabe eines so umfangreichen Gesamtwerkes ganz erhebliche Mittel benötigt werden, liegt auf der Hand. Glücklicherweise, wenn auch nicht ohne mancherlei Mühen, konnten die erforderlichen Geldquellen bislang erschlossen werden. Es bleibt zu hoffen, daß dies bis zum Abschluß der Aufgabe auch weiterhin gelingen möge. In meiner Eigenschaft als Schatzmeister des Haydn-Instituts hatte ich natürlich manchen Schriftwechsel zu führen. Bei Einrichtung eines Postscheckkontos erhielt ich vom Postscheckamt einen Brief unter der Anschrift »Herrn Joseph Haydn, Institut e. V., Klöcknerhaus, Duisburg« (s. Abb. neben S. 324). Der eingerahmte Umschlag zierte heute einen Raum des Instituts. Als einmal neue Briefbogen bestellt wurden, fragte der Inhaber der kleinen Druckerei, an die der Auftrag ging, seine Angestellten, ob sie denn auch wüßten, wer dieser Joseph Haydn sei, worauf die Antwort erfolgte: »Das ist doch der Herr in Köln, mit dem wir in Geschäftsverbindung stehen.«

Eine andere schöne und bedeutsame Aufgabe bot sich dem Verlag mit der neuen Beethoven-Gesamtausgabe. 1862–1888 war eine solche Gesamtaus-

gabe erschienen, die dem seither verflossenen Jahrhundert der Beethoven-Forschung nicht mehr standhalten konnte. Die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen nahm sich nach längeren Verhandlungen des großen Sohnes ihres Landes, Ludwig van Beethovens, an und gab durch Bewilligung der nötigen Mittel im Jahre 1959 den Startschuß zur Herausgabe einer neuen Gesamtausgabe. Es war nur eine Selbstverständlichkeit, daß Professor Schmidt-Görg damit betraut wurde. In Übereinstimmung mit der finanzierenden Regierung wurde die natürlich sehr begehrte verlegerische Seite ebenfalls meinem Verlag übertragen. Von diesem Werk sind inzwischen die ersten zehn Bände bereits erschienen.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Erwähnung eines gesamt-ausgabenähnlichen Unternehmens, das von einer größeren Gemeinschaft deutscher Verlagshäuser betrieben wird und unter dem Titel »Das Erbe deutscher Musik« sich die Veröffentlichung von bedeutenden Werken der Vergangenheit aus etwa fünf Jahrhunderten zur Aufgabe gemacht hat. Auch mein Verlag ist an dieser Fortsetzung der ehemaligen »Denkmäler deutscher Tonkunst« beteiligt und hat in diesem Rahmen die Abteilung »Frühromantik« übernommen. Ein erster Band: »Goethes Lieder, Oden, Balladen und Romanzen mit Musik« von Johann Friedrich Reichardt konnte bisher erscheinen.

Obwohl gerade in den ersten Jahren nach dem Kriege ein dringendes Bedürfnis nach guten Ausgaben bestand, war es für den jungen und noch unbekanntem Verlag nicht leicht, sich gegen alte, weltbekannte Firmen auf dem Musikalienmarkt durchzusetzen. Unter den Möglichkeiten, ein breiteres musikinteressiertes Publikum überhaupt mit dem Vorhandensein des Verlags und seinen Zielen bekannt zu machen, bot sich der Weg an, auf Ausstellungen Rechenschaft über die bisher geleistete Arbeit zu geben. Der erste Schritt in dieser Richtung wurde 1949 in Detmold getan, als deutsche Musikverleger auf der ersten Deutschen Musikalienmesse nach dem Kriege ihre Erzeugnisse zur Schau stellten.

Bei uns lagen damals allerdings erst ganze drei Titel vor: die Klaversonaten von Mozart, Band I und II, und die Impromptus und Moments musicaux von Schubert. Da aber ein Ausstellungsstand mit nur drei Bänden einen allzu dürftigen Eindruck erweckt hätte, kam Herr Schaefer auf den Gedanken, jeden Band von verschiedenen Seiten zu zeigen, einmal im Außentitel, dann im Innentitel und schließlich auch noch mit Kunstdrucktafel, Inhaltsverzeichnis, Vorwort und Notentext. Tatsächlich konnte sich der Betrachter auf diese Weise ein umfassenderes Bild von der Beschaffenheit unserer Ausgaben machen. Damit wurden auch die ersten Verbindungen

zu dem so wichtigen Sortiment hergestellt, durch das dem Verleger die Wege zum Absatz erschlossen werden.

In den nächsten Jahren folgten die Musikalienmessen in Boppard und Düsseldorf und so manche andere mehr. Inzwischen vergrößerte der Verlag seine Herstellung. Auf den Kongressen der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft in Köln 1958 und in Salzburg 1964 war er dann schon sehr repräsentativ vertreten. Dem folgte 1965 eine kleine Wanderausstellung der Henle-Ausgaben für die Schaufenster von Sortimentern in England, wo sie an verschiedenen Plätzen wie Oxford und anderen Städten gezeigt wurde, um dann in London zu enden. Die Durchführung dieser Veranstaltung ging von unserer Londoner Verlagsvertretung aus.

Eine völlige Überraschung für mich brachte der Besuch der Weltausstellung in Brüssel im August 1958 mit sich. Ich nahm natürlich im deutschen Pavillon ein besonderes Interesse auch an dem Raum, der der Musik gewidmet war. Hier entdeckte ich eine Vitrine mit Notenbänden und Musikbüchern. Das obere Fach war, wie ich mit Genugtuung feststellen konnte, ausschließlich dem Henle-Verlag eingeräumt; in das untere teilten sich mehrere andere Musikverlage. Bei den Weltausstellungen stellen nun nicht die einzelnen Unternehmungen aus, sondern das jeweilige Land, das ganz neutral seine Auswahl trifft. Ich schied aus diesem Saal mit dem befriedigenden Gefühl, daß die dafür verantwortlichen (mir nicht bekannten) Stellen in diesem Falle eine ausgezeichnete Entscheidung getroffen hatten!

Musikwissenschaftliche Probleme

Durch unsere Arbeit konnten, wie sich im Verlauf der Jahre erweisen sollte, auch der Musikwissenschaft gewisse Impulse gegeben werden. War mit der Urtextfrage ein wichtiges Grundsatzproblem zur Erörterung gestellt worden, so wurden wir bei der Vorbereitung der Ausgabe von Mozarts Violinsonaten, deren Revision der inzwischen verstorbene Mozartforscher, Ernst Fritz Schmid, durchgeführt hatte, erneut auf die Problematik der Staccatozeichen in den Quellen aufmerksam, die uns schon bei unseren früheren Mozart- und dann den Beethoven-Ausgaben beschäftigt hatte. Staccatozeichen erscheinen im wesentlichen in den drei Formen von Punkt, Strich und Keil; es stellte sich die Frage, ob in ihrer unterschiedlichen Anwendung bei Mozart eine eindeutige Systematik zu erkennen sei. In der Fachwelt war das Problem zwar nicht unbekannt, aber bisher doch nur am Rande behandelt und in der praktischen Editionsarbeit — bewußt oder un-



Übergabe des ersten Bandes der neuen Gesamtausgabe von Beethovens Werken in Düsseldorf 1961 — Von links: Professor Dr. Joseph Schmidt-Görg (Bonn); Ministerpräsident Franz Meyers (Düsseldorf); der Verfasser



Herrn 129210
 Joseph Haydn
 Institut e.V.

PS (22a)Duisburg
 PSchA -----
 Kln (Klöcknerhaus)

Brief des Postscheckamts in Köln an den Verfasser bei der Errichtung eines Postscheckkontos für das Joseph-Haydn-Institut in Köln 1955 – Siehe S. 322

Weltausstellung in Brüssel 1958: Die Vitrine mit Musikwerken. Im oberen Fach nur Ausgaben des Henle-Verlags



bewußt — beinahe wie ein heißes Eisen meist umgangen worden. Nach mancherlei Erörterungen ließ ich dann 1954 durch die musikwissenschaftliche Fachzeitschrift »Die Musikforschung« zu einem wissenschaftlichen Preisausschreiben »Strich, Punkt und Keil bei Mozart« aufrufen. Das Ergebnis war insofern interessant und nützlich, als die Teilnehmer des Wettbewerbs zwar nicht zu einer endgültigen Lösung gelangten, ihre Untersuchungen aber die Sachlage in aller Breite erörterten und von den verschiedensten Seiten beleuchteten. Nach gründlicher Abwägung aller Argumente entschlossen wir uns, einer Richtung zu folgen, die in der Verschiedenheit der Zeichen mehr zufällige Abweichungen und kaum eine vom Komponisten bewußt gebrauchte Anweisung für verschiedene Ausführung sieht. Fortan verwendeten wir in unseren Mozart-Ausgaben ebenso wie bei Beethoven und zum Teil auch bei Haydn nur die Form des Punktes als Staccatozeichen. Die erkenntnisreichen fünf Preisarbeiten wurden unter dem Titel »Die Bedeutung der Zeichen Keil, Strich und Punkt bei Mozart« veröffentlicht (»Musikwissenschaftliche Arbeiten« Nr. 10, Kassel 1957).

Nicht uninteressant ist es, welche Entscheidungen in dieser Frage für die anderen zur Zeit im Erscheinen begriffenen Gesamtausgaben getroffen worden sind. Die neue kritische Gesamtausgabe der Werke Beethovens bekennt sich gleichfalls zu einem einheitlichen Zeichen. Doch läßt sie in Anbetracht der veränderten historisch-stilistischen Lage, in der die Werke entstanden, noch den Keil als zweite Form zu, aber nicht als Staccato-, sondern nur als Akzentzeichen. Die Gesamtausgabe der Werke Haydns bedient sich dagegen ebenso wie die Neue Mozart-Ausgabe bewußt zweier verschiedener Zeichen für das Staccato, nämlich des Punktes und des Striches. Hat also das Preisausschreiben auch keine allgemein gültige Lösung gebracht, so hat es doch wesentlich zur Klärung des ganzen Fragenbereichs beigetragen.

Im Laufe der folgenden Jahre stellte uns die Verlagsarbeit noch vor weitere Probleme, für deren Aufhellung sich ebenfalls wissenschaftliche Preisausschreiben als geeignete Plattform empfahlen. Anfang 1957 lud die »Musikforschung« auf meine Veranlassung zur Bearbeitung des folgenden Themas ein: »Echtheitsfragen in den Sonaten Mozarts für Klavier und Violine«, und im Herbst 1957 folgte das dritte von mir angeregte und ermöglichte Preisausschreiben: »Die Eigenschriften und die Originalausgaben von Werken Beethovens in ihrer Bedeutung für die moderne Textkritik« (die Lösung von Hubert Unverricht wurde im Heft 17 der »Musikwissenschaftlichen Arbeiten«, Kassel 1960, abgedruckt). Vor allem dieses letzte Thema berührte ein Problem, dem wir uns in unserer Arbeit fast ständig gegenübergestellt sahen. Angeregt durch die Mitarbeit an unseren Ausgaben unternahm es auf meine Empfehlung hin auch Professor Paul Mies, diesen

Fragenkreis in seinen »Textkritischen Untersuchungen bei Beethoven« zu durchleuchten, die in den »Veröffentlichungen des Beethoven-Hauses in Bonn. Neue Folge. Vierte Reihe« in meinem Verlag erschienen sind. Sie befassen sich eingehend mit dem Gesamtproblem der Textkritik bei Beethoven, wobei ich mit dieser Schrift das Ziel verfolgte, die so zahlreichen Erkenntnisse, die uns die Herausgabe von Kompositionen Beethovens gebracht hat, für zukünftige Arbeiten am Werke dieses Komponisten nicht verlorengehen zu lassen.

Als Ergebnis aller dieser Untersuchungen und unserer eigenen vielfältigen Erfahrungen, besonders auch bei der Herausgabe der Werke Chopins, ergab sich, daß die Frage, ob die Eigenschrift oder die Originalausgabe, das heißt die mit Wissen und vielleicht sogar unter Aufsicht des Komponisten hergestellte erste Ausgabe, den größeren Quellenwert besitzt, nur von Fall zu Fall entschieden werden kann. Diese Entscheidung wird nicht nur bei den verschiedenen Komponisten unterschiedlich ausfallen; im Schaffen eines einzelnen kann sich die Lage sogar bei jedem seiner Werke verschieden darstellen.

Die Arbeit des Verlages zielte auf diese Weise beständig darauf hin, sich die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse zu eigen zu machen, sie nach Möglichkeit zu bereichern und den großen Fundus eigener Erfahrung auszuwerten. Dabei fühlten wir uns natürlich stets der Forderung nach einer Wiedergabe unverfälschter Texte unterworfen, was aber nicht auszuschließen brauchte, daß den Herausgebern für die Methoden ihrer Arbeit eine gewisse Beweglichkeit zugestanden werden konnte. Denn unbeschadet des obersten Gebots größtmöglicher Texttreue ließen sich außer einigen mehr allgemeinen Editionsgrundsätzen, zu denen besonders auch die weitgehende Wiederherstellung der originalen Schreibweisen mit ihrer oft auch optisch so eindrucksvollen Veranschaulichung der musikalischen Struktur gehört, keine festen Regeln aufstellen, nach denen dann bei zeitlich und stilistisch so weit auseinanderliegenden Komponisten wie Bach und Schubert oder Beethoven und Schumann hätte vorgegangen werden können.

Sehr nachdrücklich wurde uns dieser Sachverhalt ins Bewußtsein gerufen, als wir uns anschickten, sämtliche Klavierwerke Chopins herauszugeben. Der erste Band, die Préludes, der von einem auswärtigen Mitarbeiter bearbeitet wurde, ließ die Problematik noch wenig deutlich werden, zumal hier eine geschlossene Eigenschrift und die Erstausgabe als Quellen vorlagen. Aber schon beim nächsten Band, den Etüden, traten Schwierigkeiten auf. War nämlich bei den großen Meistern der Klassik, wie Mozart und Beethoven, die Quellenlage insofern verhältnismäßig übersichtlich, als hier

im allgemeinen Eigenschriften, Erstausgaben und Abschriften, die es recht reichlich gibt, in ziemlich leicht überschaubaren Abhängigkeitsverhältnissen zueinander standen (die großen bibliographischen Verzeichnisse von Köchel und Kinsky-Halm bilden dabei die wertvollsten Hilfsmittel), so ergab sich bei Chopin mit einer Unzahl von eigenschriftlichen, abschriftlichen und gedruckten Quellen und beim Fehlen aller bibliographischen Hilfsmittel — der Katalog von Maurice J. E. Brown erschien erst später — eine Lage, die nach einer grundsätzlichen Klärung verlangte.

Im Februar 1960 fand in Warschau der Erste Internationale Chopin-Kongreß statt, zu dem ich meinen Mitarbeiter Dr. Zimmermann entsandte. Dank der aufgeschlossenen Haltung der führenden polnischen Musikwissenschaftlerin, der Professorin an der Warschauer Universität Dr. Zofia Lissa, gelang es, erste Verbindungen zu Instituten und Persönlichkeiten in Polen herzustellen, die für die Chopin-Forschung von Bedeutung sind. Die Polen zeigten anfänglich große Reserve, nicht zuletzt weil sie selbst eine neue Chopin-Ausgabe vorbereiteten. Ihre Zurückhaltung konnte aber mit Behutsamkeit allmählich überwunden werden. Bei einem weiteren Besuch in Warschau 1963 wurde uns wichtiges Quellenmaterial freundlichst zur Verfügung gestellt. Professor Lissa war im gleichen Jahr zu einem Gegenbesuch in Deutschland, um bei der Jahresversammlung des Haydn-Instituts in Köln über Beziehungen zwischen Haydn und Polen zu berichten. Mit den dann weiter bei uns von Dr. Zimmermann herausgegebenen Ausgaben der Etüden und Walzer dürften die Editionspraxis und besonders die Chopin-Philologie neue Anregungen empfangen haben. Bei dem zuletzt herausgebrachten Band der Nocturnes habe ich mich wegen des großen Umfangs der notwendigen Erläuterungen und Anmerkungen dann entschlossen, einen gesonderten Kritischen Bericht erscheinen zu lassen, wie dies bei Kritischen Gesamtausgaben üblich ist. Da wir mit unserer Chopin-Arbeit damit dem Gesamtausgabenstil entsprechen, werden wir auch die folgenden wie die bereits erschienenen Bände mit solchen Kritischen Berichten versehen. Ich glaube daher sagen zu können, daß bisher noch bei keiner der zahllosen Chopin-Ausgaben so viel Gründlichkeit und wissenschaftliche Umsicht aufgewendet worden ist.

Unsere Beziehungen zu den polnischen wissenschaftlichen Stellen haben sich inzwischen durchaus normalisiert und sogar einen ausgesprochen freundlichen Charakter angenommen. Zu ihrer Pflege habe ich mir im weiteren ein Vergnügen daraus gemacht, verschiedenen polnischen Instituten und Persönlichkeiten eine Anzahl deutscher Musikzeitschriften laufend zur Verfügung zu stellen, welche Geste eine freundliche Aufnahme gefunden hat. Die Chefkonservatorin des Museums der Chopin-Gesellschaft

in Warschau, Frau Krystyna *Kobylańska*, lud ich zu Vorträgen in der Bundesrepublik ein, die interessiert und beifällig aufgenommen wurden.

Ähnlich heikel wie bei Chopin ist auch — fast zwei Jahrhunderte vorher und deshalb nicht so sehr verwunderlich — die Quellenlage bei den Klavierwerken Johann Sebastian Bachs, von denen Professor Dr. Rudolf *Steglich* in Erlangen einen großen Teil für unsere Ausgabe vorbereitet hat. Als Bach lebte und wirkte, war die Verbreitung von Kompositionen durch Abschriften durchaus üblich. So gibt es im Umkreis von Bach, der auch ein großer und eifriger Pädagoge war, eine Unzahl von Abschriften seiner Werke von Schülern, Enkelschülern und Kopisten. So sehr haben einige unter diesen sich den Schriftzügen Bachs im Laufe der Zeit anzupassen und anzunähern gewußt, daß man ihre Abschriften lange Zeit hindurch für originale Handschriften Bachs hielt. Mancher Besitzer eines vermeintlichen Bachautographs hat aufgrund der neueren Erkenntnisse in dieser Beziehung schon schwere Enttäuschungen erlebt. Neben dieser großen Zahl von Abschriften gibt es dann die wirklichen Eigenschriften und die Erstdrucke, in die Bach aber im Laufe der Zeit auch häufig noch handschriftliche Änderungen eintrug. Da die Abschriften offensichtlich zu ganz verschiedenen Zeiten und nicht unmittelbar nach den Eigenschriften angefertigt wurden, entstehen so oftmals verschiedene Quellenschichten, die sich aus den einander überlagernden Lesarten der Eigenschriften ableiten.

Hier kann sich nur noch ein Spezialist zurechtfinden. Um diese unübersichtliche Lage mit den modernsten Methoden der Philologie, wie zum Beispiel durch Untersuchungen über die Schreiber, über verwendete Papiere usw., zu klären, hat sich in Tübingen ein Mittelpunkt der Bachforschung entwickelt, deren Ergebnisse in den von Professor Dr. Walter *Gerstenberg* herausgegebenen »Tübinger Bachstudien« vorgelegt werden. Zur Lösung von Textproblemen in unserer Ausgabe des Wohltemperierten Klaviers hat Professor Gerstenberg in dankenswerter Weise mit seinem wertvollen Rat beigetragen. Bei anderen Bänden, bei denen die Lage nicht minder verwickelt war, verdanke ich solchen Rat Professor Dr. Georg *von Dadelsen*, früher ebenfalls in Tübingen und jetzt Ordinarius für Musikwissenschaft an der Universität Hamburg. Er unterzieht sich zur Zeit auch der Aufgabe, die letzten Bände der Klavierwerke von Bach in meinem Verlage herauszugeben. Als eine besondere Huldigung an diesen großen Barockmeister der Musik habe ich Ende 1965 eine sehr freundlich aufgenommene Faksimile-Ausgabe der Bauernkantate von J. S. Bach herausgebracht.

Das Auftauchen wissenschaftlicher Probleme bei unserer Arbeit führte also, wie man sieht, zu immer enger werdenden Verbindungen mit der

Musikwissenschaft und deren Vertretern. Mit vielen namhaften Professoren dieses Wissenschaftszweiges, und dies keineswegs auf unser eigenes Land beschränkt, stehe ich in laufendem Briefwechsel. In besonders enge Verbindung trat ich zu Professor Dr. Friedrich *Blume*, dem langjährigen Ordinarius für Musikwissenschaft an der Universität Kiel, der als einer der führenden Gelehrten auf seinem Gebiet auch während langer Jahre Präsident der Gesellschaft für Musikforschung und Präsident der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft gewesen ist. Ein großes Fachwissen, weitreichende internationale Beziehungen und sein Auftreten als Mann von Welt, das so gar nichts von einem weltfremden Gelehrten an sich hat, zeichnen ihn besonders aus. Er hat sich dankenswerterweise nach seiner Emeritierung meinem Verlag als Berater zur Verfügung gestellt und kommt schon seit Jahren regelmäßig nach Duisburg, um mit uns alle anfallenden Fragen zu besprechen. Auch schriftlich und telefonisch stehen wir laufend mit ihm in Verbindung. Sein Rat ist uns stets von großem Wert.

Schon lange, ehe ich in diese enge Berührung zu ihm getreten bin, wurde mir auf dem Hamburger Kongreß der Gesellschaft für Musikforschung unter dem Vorsitz Professor Blumes im Jahre 1956 die Ehrenmitgliedschaft dieser Gesellschaft verliehen. In meinen kurzen Dankesworten zitierte ich Hans Sachs aus dem dritten Akt der Meistersinger:

»Euch macht ihr's leicht, mir macht ihr's schwer,
Gebt ihr mir Armen zu viel Ehr'.«

nicht ohne unter Heiterkeit der Versammlung hinzuzufügen, daß ich damit natürlich nur den Großvater Richard und nicht den Enkel Wieland zu zitieren wünschte.

Musikbücher

Es konnte nicht ausbleiben, daß sich mit der Zeit auch eine Ausweitung des Verlagsprogramms auf dem Gebiete der Buchveröffentlichungen ergab, wenn ich mir in dieser Beziehung im Interesse der eigentlichen Verlagsaufgabe, Urtexte herauszugeben, auch Zurückhaltung auferlegte und solche Veröffentlichungen im wesentlichen auf Schriften beschränkte, die mit der Erstellung unserer Notenausgaben zusammenhingen. Vom Beethoven-Verzeichnis von Kinsky-Halm, das inzwischen zum grundlegenden Standardwerk der Beethoven-Forschung geworden ist, war schon die Rede. Ich übernahm ferner die Herausgabe einer Reihe »Schriften zur Beethoven-For-

schung« als »Veröffentlichungen des Beethovenhauses in Bonn«, bei denen sich wiederum zeigte, wie stark Verlagsarbeit und Musikwissenschaft zu einer lebendigen Wechselwirkung gelangen können. Als erste Schrift dieser Reihe, der inzwischen weitere folgten, erschien das schon erwähnte Buch »Textkritische Untersuchungen bei Beethoven« von Professor Paul Mies. Wichtige Erkenntnisse zur Bewertung und Auslegung der Quellen, der Abhängigkeitsverhältnisse zwischen Eigenschrift und Originalausgabe und vieles andere mehr aus dem Bereiche der Textkritik sind hier niedergelegt, Ergebnisse also, die zumeist im Zusammenhang mit unseren Beethoven-Ausgaben erarbeitet worden sind. Nach langdauernden, gründlichen Vorbereitungsarbeiten erschien 1965 in dieser Reihe eine Genealogie Beethovens unter dem Titel »Beethoven. Die Geschichte seiner Familie« von Professor Schmidt-Görg.

Den Schriften zur Beethoven-Forschung hat sich in jüngster Zeit eine neue Reihe angeschlossen, die den Titel »Haydn-Studien« führt. In diesen Heften, die in loser Folge erscheinen sollen, werden Ergebnisse und Erfahrungen, die sich bei der Arbeit an der Haydn-Gesamtausgabe einstellen, zusammen mit anderen Forschungen zu Haydns Schaffen veröffentlicht.

Endlich hat sich der Buchsektor nicht unbeträchtlich fortentwickelt durch die Mitarbeit an einem weltweiten Unternehmen, dem »Répertoire International des Sources Musicales«, dessen Leitung nach Einholung von Vorschlägen und Angeboten aus den verschiedensten Ländern meinen Verlag zusammen mit dem Bärenreiter-Verlag in Kassel mit der verlegerischen Durchführung betraut hat. Die bibliographischen Arbeiten von Robert Eitner, seine lange vor der Jahrhundertwende erschienene »Bibliographie der Musiksammlerwerke« und sein in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts herausgekommenes zehnbändiges »Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten der christlichen Zeitrechnung« gelten schon seit Jahrzehnten als überholt. Als Leistung eines einzelnen sind sie kaum hoch genug zu schätzen; sie hat aber doch ihre Bedeutung weitgehend verloren, da die rasch fortschreitende Entwicklung der Musikwissenschaft eine unwahrscheinliche Menge von früher unbekanntem Quellen in allen Ländern erschlossen hat und durch zwei Weltkriege und ihre Folgeerscheinungen die Besitzverhältnisse sich grundlegend verschoben haben. Gegenwärtig weiß niemand, was es allüberall an Musikhandschriften, Musikdrucken und Schriften über Musik von den Uranfängen bis in die Neuzeit gibt. Daher entschlossen sich Anfang der fünfziger Jahre die Internationale Gesellschaft für Musikwissenschaft und die Internationale Vereinigung der Musikbibliotheken, die gewaltige Aufgabe einer bibliographischen Erfassung der in sämtlichen Teilen der Erde vorhandenen musikalischen Quellen (bis um 1800) gemeinsam in Angriff

zu nehmen. Internationale Arbeitsgruppen von Musikwissenschaftlern und Musikbibliothekaren, einzelne Gelehrte und viele sonstige Mitarbeiter durchsuchen zu diesem Zweck in der ganzen Welt Bibliotheken, Archive und Privatsammlungen. Eine heute etwa fünfundvierzig Länder umfassende Organisation sammelt die Ergebnisse und verarbeitet sie zu Katalogen.

Auch dieses Unternehmen steht unter der Oberleitung von Professor Blume. Meinem Verlag sind die systematisch-chronologischen, dem Bärenreiter-Verlag die alphabetischen Kataloge übertragen worden. Mit fünf Bänden, die bei uns bisher erschienen sind, wurde das wahrhaft internationale Unternehmen gestartet. Die damit verbundene technisch-verlegerische Arbeit, die besonders auf Herrn Schaefer in München lastet, kann ohne Übertreibung als außergewöhnlich bezeichnet werden.

Zum Schluß soll ein zur Zeit noch in Vorbereitung befindliches wichtiges Werk erwähnt werden: der Chopin-Katalog der polnischen Musikwissenschaftlerin Krystyna Kobylańska. Die in Fragen der Chopin-Dokumentation, besonders der handschriftlichen Quellen, hochspezialisierte Verfasserin, die in mehr als fünfzehnjähriger Arbeit ein umfangreiches Werk in polnischer Sprache über Chopins Autographe und handschriftliche Eintragungen in Abschriften und Erstausgaben vollendet hat, wird auf meine Anregung hin in Kürze in meinem Verlag einen Werkskatalog von Chopin vorlegen. Er wird nicht nur sehr eingehende und weit über den engeren Rahmen des in vielen Einzelheiten bereits überholten »Brown-Index« hinausgehende Angaben über die handschriftlichen Quellen enthalten, sondern auch ausführliche Hinweise über die Erstausgaben, die meist ungefähr gleichzeitig in drei Ländern erschienen sind. Der in deutscher Sprache abgefaßte Katalog wird sicherlich eine wesentliche Lücke in dem Rüstzeug der modernen Chopin-Forschung schließen.

Ermutigendes Echo

Die Sorgfalt und Mühe, die ich auf jede erdenkliche Weise unseren Ausgaben zuteil werden ließ, fanden ihren Widerhall in einer Fülle anerkennender Zuschriften über die Arbeit des Verlages, die mir im Laufe der Jahre zugegangen sind. Einige von ihnen sollen nachstehend (in alphabetischer Reihenfolge) Platz finden:

Claudio ARRAU:

»... Heute sind die bedeutenden Urtextausgaben des Henle-Verlags weltberühmt. Kein Musiker, der etwas auf sich hält, kann ohne sie auskommen. Mit der Berei-

cherung durch diese Ausgaben stehen wir in Ihrer Schuld, für die wissenschaftliche Arbeit, die hingebungsvolle Forschung, die Liebe und den persönlichen Einsatz, den Sie dieser Sache gewidmet haben.«

Wilhelm BACKHAUS:

»... Die Ausgabe (Beethoven, Klaviersonaten) repräsentiert sich sehr schön, der Notendruck ist eine Freude und eine Erholung für die Augen...«

Adolf BUSCH:

»... Es war mir eine große Freude, diese ausgezeichnete Ausgabe (Mozart, Violin-Klaviersonaten) zu sehen, meines Erachtens die beste, die bisher herausgekommen ist...«

Pablo CASALS:

»... May I take this opportunity to thank you and congratulate you for your important contribution to music through your music publications, done with such devotion and competence...«

Alfred CORTOT:

»... la perfection de votre édition... sa valeur musicologique, qui ne laisse place à aucune interprétation fautive...«

»... votre édition des Etudes de Chopin d'après le Urtext d'origine, présentée avec un soin des plus remarquables...«

Edwin FISCHER:

»... Sie erfüllen mit diesen Publikationen eine dringende Aufgabe in vorbildlicher Weise... So ist das Resultat ein wahrheitsgetreuer, von Zutaten zu persönlicher Art freier Text in übersichtlichem Druck.«

»... voller Bewunderung des herrlichen Werkes Ihrer Ausgabe (Beethoven, Klaviersonaten)...«

Wilhelm FURTWÄNGLER:

»... Es ist außerordentlich verdienstlich und notwendig, endlich den Text auf verlässliche Weise so herauszubringen, wie er von seinem Urheber gedacht und gewollt war...«

»... Für den Kenner ist es ein wahres Vergnügen, die Musikwerke auf diese Weise unmittelbar vor sich zu sehen...«

Clara HASKIL:

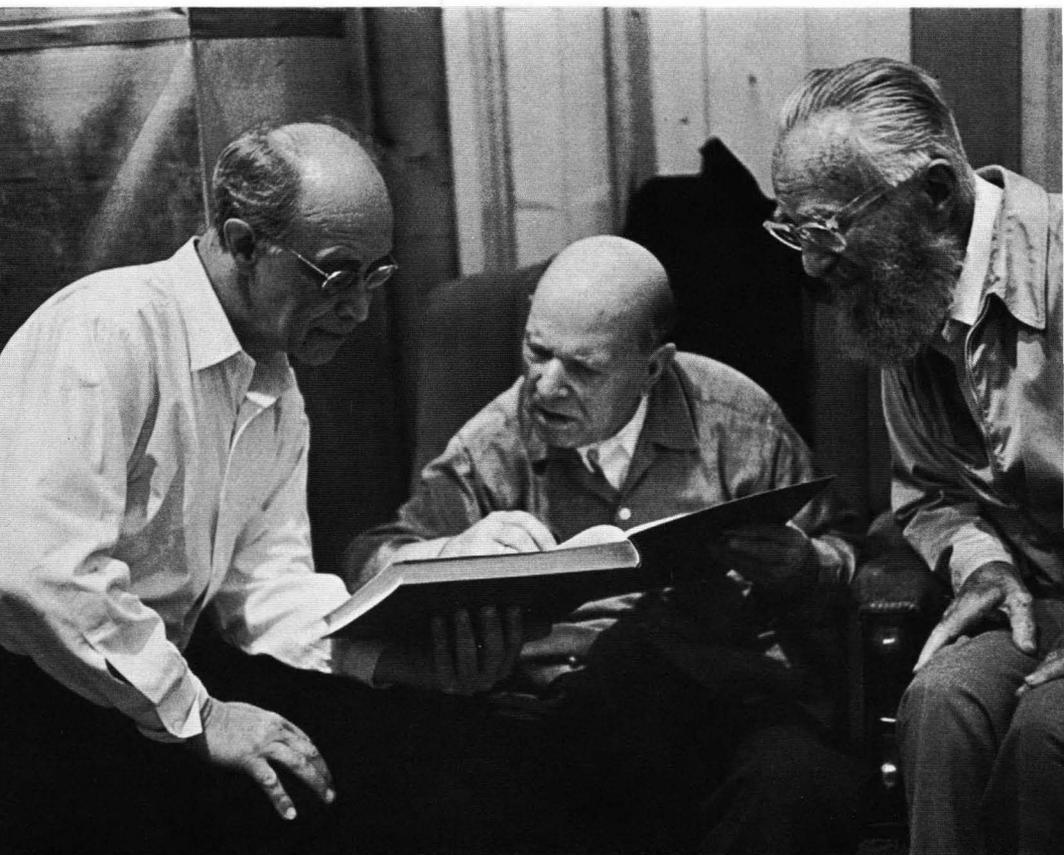
»... je suis heureuse de les (les oeuvres) posséder dans leur forme originale, magnifiquement édités et présentés...«

Mieczyslaw HORSZOWSKI:

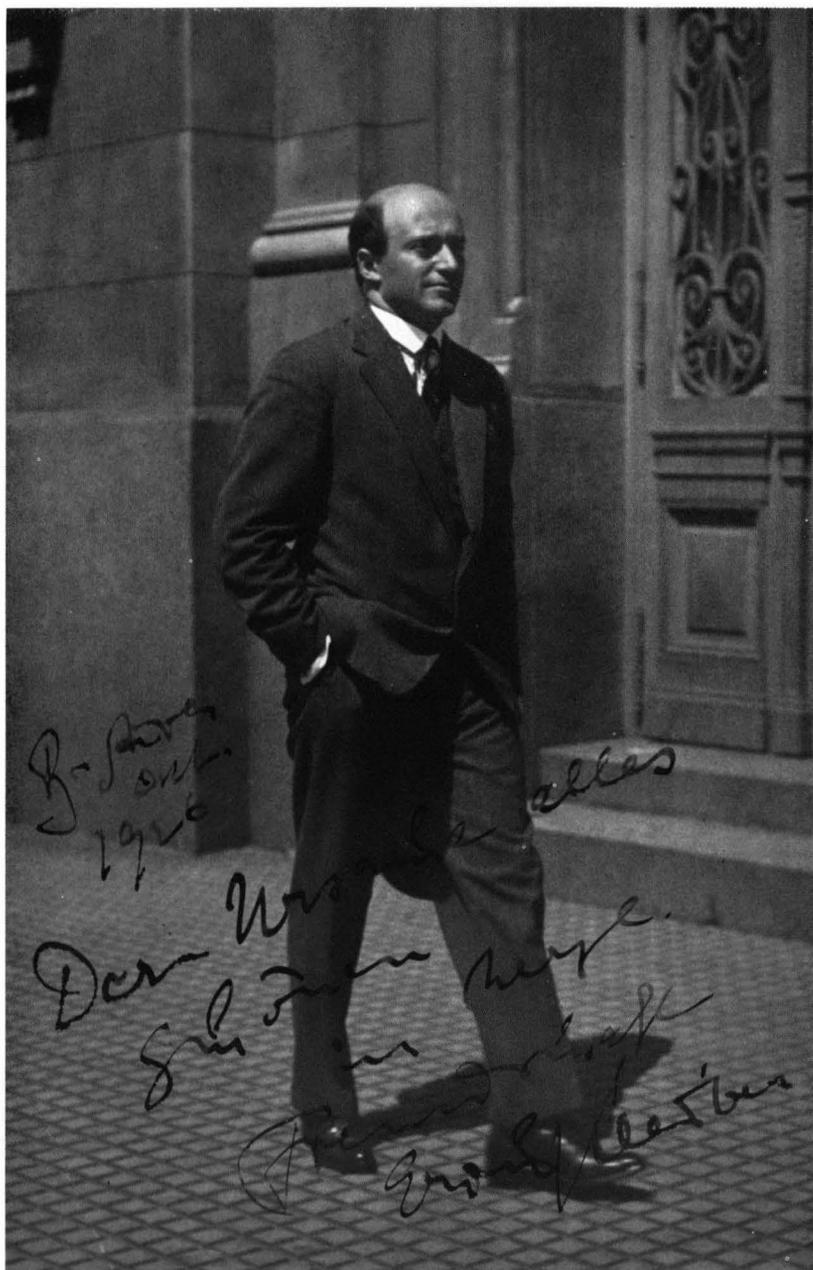
»... présenter un texte véritablement authentique des oeuvres musicales. Les résultats de votre travail sont infiniment précieux...«

Eugen JOCHUM:

»... Die Ausgaben sind hervorragend, der Druck vorbildlich...«



Beim Music Festival in Marlboro (Staat Vermont, USA) 1964
Von links: Rudolf Serkin; Pablo Casals; Edward Steichen (amerikanischer Fotograf)



Generalmusikdirektor Erich Kleiber in Buenos Aires 1926

Wilhelm KEMPF:

»... Ihre herrlichen Ausgaben unserer Klassiker ... Sie können stolz und wir Künstler dankbar sein für diese in jeder Weise vorbildlichen Klassiker-Ausgaben.«

Erich KLEIBER:

»... Die Ausgaben sind wirklich ganz ausgezeichnet, ... Die werkgetreue Wiedergabe des Notentextes, der von allen Hinzufügungen späterer Bearbeiter gereinigt wurde, ist ein großes Verdienst, und der so klare, deutliche Stich macht den Gebrauch der Noten zu einer reinen Freude ...«

Wilhelm MALER:

»... Ich ... halte sie (die Ausgaben) für eine maßstabbildende Leistung im deutschen Editions Wesen ...«

Yehudi MENUHIN:

»It is a reassuring sign of the new humility and aesthetic philosophy penetrating mankind today that the ambition of an Editor is to be as discreet and as respectful of the composer's intent as possible, whereas not so long ago it would appear that his ambition was to suffocate the original score in his own commentary. Please allow me to add in a more personal vein that this high-minded attitude is as true of the man, Dr. Günter Henle, as it is of his Henle Edition itself and without whose dedication and devotion this Edition would indeed never have achieved its immaculate form.«

Carl ORFF:

»... Ihre ausgezeichneten Urtext-Ausgaben sind mir längst bekannt und sehr vertraut, ich empfehle sie auch immer wieder im Unterricht ...«

Edith PEINEMANN:

»... Ich hatte das unschätzbare Glück, die Sonaten der Klassiker von Jugend an aus Ihren herrlichen Ausgaben studieren zu können. Dank Ihrer großen Sorgfalt blieben mir alle Zweifel an der Echtheit des Notentextes erspart ...«

Max ROSTAL:

»... ich nehme diese Gelegenheit wahr, Ihnen zu Ihrer wahrhaftig großartigen Kontribution im Verlagswesen und damit zur Hebung der musikalischen Interpretationskunst zu gratulieren und ganz persönlich zu danken ...«

Arthur RUBINSTEIN:

»... it is a great contribution to music to have an authentic ›urtext‹ and not the individualistic approaches to the master's work by so many pianists ...«

»... your beautiful edition of the great composers. They are really a joy to work with, so beautifully printed, and so true to the text ...«

Wolfgang SCHNEIDERHAN:

»... Es ist mir nicht nur ein Bedürfnis, sondern auch eine große Freude, Ihnen mit diesen Zeilen zu sagen, wie sehr dankbar ich Ihnen bin, daß mir und ich glaube sagen zu dürfen allen ernst suchenden Künstlern durch die liebevolle und

verantwortungsvolle Arbeit ihrer Urtextausgaben unendlich geholfen wurde. Ihre Werke sind das Fundament für mein Arbeiten, sie sind mir unentbehrlich und lieb geworden; sie bedeuten eine ebensolche Hilfe für meinen Schülerkreis...«

Rudolf SERKIN:

»... gar nicht genug dankbar sein für die künstlerische Tat, die Werke der großen Meister wieder unverfälscht zugänglich zu machen ... Es ist ganz hervorragend und beispielgebend, was der Henle-Verlag mit diesen Ausgaben geleistet hat ...«

Isaac STERN:

»... what a joy it is to work with your editions. They are the most logical, musically speaking, and the planning and printing are of the utmost clarity and thus, a great help ... what an aid it is to be able to have complete confidence in the printed score in front of you ...«

Schließlich sei noch als letztes Zeugnis ein Absatz aus einem Brief angeführt, den mir 1958 der Professor für Musikwissenschaft an der Columbia-Universität in New York, Paul Henry Lang, geschrieben hat. Er lautete:

»Henle Verlag is not an ordinary business venture, it rates attention beyond the needs of business. Perhaps you will forgive me if I liken you to the Fuggers and Sarasins of old, to the Count Lichnowskys and Count Rasumowskys, but with this difference: you are not only a patron of the arts, but one who sees far beyond the needs of the present. The importance of your Verlag will gradually penetrate beyond the circle of the connoisseurs, and you must be prepared for this eventuality.«

Mit den Fuggers, Sarasins, Lichnowskys und Rasumowskys verglichen zu werden, ist immerhin keine alltägliche Anerkennung für einen Verlag, der sich als ein noch immer junges Unternehmen inzwischen seinen Platz auf dem hart umkämpften Markt in der Bundesrepublik und in der Welt hat erarbeiten können.

Meine Musikerfreunde

Meine Beziehungen zu Musikern und Musikforschern beschränkten sich natürlich nicht auf solche Zuschriften oder auf einen Gedankenaustausch über bestimmte Textfragen, sondern führten immer wieder auch zu persönlichen Begegnungen, die sich nicht selten zu dauernden, manchmal sogar engen freundschaftlichen Verbindungen entwickelten. Wollte ich alle meine Erlebnisse mit diesen bedeutenden Künstlerpersönlichkeiten niederschreiben, würde das den hier gesteckten Rahmen erheblich überschreiten. So mögen nur wenige meiner Musikerfreunde gewissermaßen stellvertretend für viele (und in ganz willkürlicher Reihenfolge) hier besondere Erwähnung

finden, wobei über den Dirigenten Erich Kleiber und einige andere bereits im ersten Abschnitt dieses Buches schon ausführlicher berichtet wurde.

Mit Edwin Fischer, dem unvergleichlichen Beethoven- und Brahms-Interpreten mit der Kraft eines Riesen und dem Herzen eines Kindes, bin ich zu meiner Freude häufig zusammengekommen. Er war trotz seiner bemerkenswerten Technik kein blendender Virtuose. Sein temperamentvolles Spiel war von einem vergeistigten inneren Feuer erleuchtet, während seine lebhaften Gefühlsregungen sich in seinem lebendigen Mienenspiel widerspiegeln. Erinnernte die gedrungene, untersetzte Gestalt schon immer ein wenig an Beethoven, so nahm die Ähnlichkeit seines mächtigen Hauptes mit dem des Komponisten im Laufe der Jahre immer mehr zu. Nach einem seiner Konzerte in der ersten Nachkriegszeit — wie damals so oft in beinahe ungeheizten Sälen — besuchten wir ihn im Künstlerzimmer. Da er sehr erhitzt war, legte ihm meine Frau ihr schwarzes Pelzcape um die Schultern. Aus diesem Umhang ragte dann nur sein eindrucksvoller Kopf hervor. Ein majestätischer Anblick — Reinkarnation Beethovens oder ein König Lear.

Als ich ihn einmal in Hertenstein oberhalb des Vierwaldstätter Sees in seinem wundervoll gelegenen Häuschen besuchte, führten wir auch eine längere Unterhaltung über eine Frage, die seit eh und je die Pianisten bewegt: ob in dem Übergang von der Durchführung zur Reprise im ersten Satz von Beethovens Hammerklaviersonate (Takte 224—226) ein achtmal wiederkehrender Ton *ais* oder *a* lauten muß. Das *ais* entspricht der Originalausgabe (das Autograph ist verschollen) und einer kühneren Harmonieauffassung, die beim späten Beethoven durchaus vorstellbar ist. D'Albert sagt in seiner Ausgabe dazu in einer Fußnote denn auch lapidar: »*ais* natürlich«. Das *a* würde voraussetzen, daß achtmal ein Auflösungszeichen weggelassen worden ist. Das ist unwahrscheinlich, wird aber trotzdem von den Anhängern dieser Textauslegung mit Passion und mitunter geradezu Unduldsamkeit vertreten, wenn es darum geht, das immerhin quellenmäßig verbürgte *ais* zu bekämpfen. Sie klammern sich häufig an eine bei Nottebohm wiedergegebene (nicht überzeugende) Skizze, die dieses *ais* noch nicht enthält, vergessen dabei aber, daß Beethoven ja durchaus nicht gezwungen war, sich sklavisch an seine ersten Entwürfe zu halten. Edwin Fischer war ein überzeugter Anhänger des *ais*, weil, wie er meinte, Beethoven an dieser Stelle ganz in der Welt des vorhergehenden H-dur lebte.

Über meine Urtextausgaben zeigte er sich immer wieder erfreut und glücklich. »Wenn Sie einmal gestorben sind«, so sagte er gelegentlich zu mir, »und vielleicht alle Ihre anderen Taten vergessen sein werden, dann werden die Musiker noch immer Ihrer gedenken, dankbar dafür, daß Sie ihnen die

unverfälschten Texte unserer großen Meister wieder zurückgegeben haben.« Im Zusammenhang mit meiner Absicht, die Klaviersonaten von Beethoven mit ihm herauszugeben, ergaben sich manche Gespräche. Fischer war lebhaft daran interessiert, durch Konzertverpflichtungen aber so sehr in Anspruch genommen, daß er Jahre dazu benötigt hätte. Eine so lange Zeit konnte und wollte ich aber mit der Herausgabe dieses Standardwerkes der Klavierliteratur nicht warten. So kam es leider nicht dazu.

Mit Karl *Klingler*, dem Nestor der deutschen Geiger und Primus eines seinerzeit berühmten Streichquartetts, kam ich durch Vermittlung von gemeinsamen Bekannten in Verbindung. Ich besuchte ihn erstmals während des Krieges auf seinem Gut in der Altmark, wohin er sich zurückgezogen hatte, weil er sich als Lehrer und Professor an der Berliner Musikhochschule den Nazis nicht beugen wollte. Freundlicherweise musizierte er damals wie auch später noch häufig mit mir Sonaten für Klavier und Violine. Einmal war auch sein Bruder Fridolin, der Bratschist seines Quartetts, zugegen, und wir spielten das sogenannte Kegelstatt-Trio von Mozart — ein für mich unvergeßliches Erlebnis. Nach Kriegsende mußte er sein in der Ostzone gelegenes Gut verlassen und sich nach manchen Kreuz- und Querfahrten in München eine neue Heimat schaffen.

Da Professor Klingler die bei Musikern übrigens nicht seltene Doppelbegabung für Musik und für Mathematik besitzt, beschäftigt er sich auch viel mit kompliziertesten Fragen der Mathematik, zum Beispiel dem Problem der Winkelteilung nur mit Lineal und Zirkel, über welches Thema er sich mit seinem alten Freunde Max Planck vielfach unterhalten hat. Von Zeit zu Zeit schickt er mir atemberaubende geometrische Zeichnungen. Obwohl heute hochbetagt, nimmt er nach wie vor regen Anteil am Geschehen der Zeit und auch an der Arbeit meines Verlages. Mancherlei wertvolle Anregungen habe ich ihm zu danken. Erst vor wenigen Jahren machte er mich auf eine bisher immer falsch wiedergegebene Stelle im ersten Satz von Beethovens letzter Violinsonate op. 96 (Takt 127) aufmerksam. Diese in der Eigenschrift gemachte Entdeckung räumt mit einem Fehler auf, der sich seit den ersten Drucken dieses einzigartigen Werkes durch alle bekannten späteren Ausgaben hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. (Das \sharp vor der Note f^2 gehört erst zum fünften, nicht schon zum ersten Achtel.) Leider läßt es meine so knapp bemessene Zeit nicht zu, Karl Klingler auch heute noch so oft zu besuchen, wie ich es gerne tun würde.

Mit Walter *Gieseking*, dem Pianisten von sublimster klavieristischer Kultur, dessen unübertrefflicher Klangsinn ihn zum unerreichten Interpreten

der französischen Impressionisten werden ließ, bin ich in Berührung gekommen, als ich ihm die Herausgabe meines ersten Verlagswerkes, der *Impromptus und Moments musicaux* von Schubert, antrug, die er dann auch übernahm. Im Zusammenhang mit den editorischen Arbeiten daran führte ich manche interessante Unterhaltung mit ihm, begleitet von klanglichen Illustrationen am Klavier. Gelegentlich besuchte ich ihn auch in Wiesbaden, wo er seinen Wohnsitz hatte. Allgemein galt er als ein wenig umgänglicher Mann, doch habe ich persönlich ihn nur von der freundlichsten Seite kennengelernt. Giesecking verfügte dank seines phänomenalen Gedächtnisses über ein außergewöhnlich umfangreiches Repertoire. Da er lesend, nicht am Klavier ühend auswendig lernte, konnte er die Zeit seiner Eisenbahnfahrten und Flugzeugreisen nutzbringend anwenden. Von ihm stammt das Wort, daß man Tonleitern nicht immer von neuem zu üben brauche, wenn man sie einmal zu spielen gelernt habe . . .

Das Gedenken an Giesecking ruft auch die Erinnerung an einen anderen, gleichfalls allzu früh verstorbenen, bedeutenden Pianisten unserer Zeit, Eduard *Erdmann*, wach, mit dem Giesecking in früheren Jahren das allmählich leider aus der Übung gekommene Spiel zu vier Händen auf einem und auf zwei Flügeln öffentlich pflegte. Erdmann war nicht der Typ, der als Klavierlöwe den ganzen Erdball bereiste, um die Menschenmassen zu Beifallsstürmen hinzureißen. Er war eine mehr innerliche Natur von ebenso hoher geistiger Kultur wie vitaler Musikalität. Als Interpret trat er dienend hinter dem Kunstwerk zurück, das er dennoch immer zu blühendem Leben zu bringen wußte. Es machte ihm aber auch nichts aus, in einem Konzert in Duisburg bald nach Kriegsende, als es mit den Konzertflügeln noch recht schlecht bestellt war, unter das Instrument zu kriechen und zusammen mit dem schnell herbeigerufenen Mechaniker irgendeinen sperrigen Mechanismus wieder in Ordnung zu bringen, nachdem der Flügel mitten im Spiel seinen Dienst versagt hatte.

Im übrigen war dieser Künstler ein Original und bekannt für seine reichlich bohemehafte Lebensführung. Giesecking erzählte uns davon, wie er Erdmann einmal auf Konzertreisen in einem Bahnhof getroffen und ihn gefragt habe: »Wo haben Sie denn Ihren Frack?« Worauf dieser nur mit einem verschmitzten Lächeln auf seinen umgehängten Rucksack gedeutet habe. Man kann sich vorstellen, wie dieses Kleidungsstück daraus zum Vorschein kam. Zugleich war Erdmann aber auch ein ungemein belebter Mann, der sich seitenlang Verse aus der »Göttlichen Komödie« von Dante aufsagte, wenn er nachts keinen Schlaf finden konnte. Es entsprach nur seiner Natur, daß er auch ein passionierter Büchersammler war, der

eine der bedeutendsten Privatbibliotheken in Deutschland besaß. Er pflegte scherzhaft von sich zu sagen, er sei nicht Bibliophile, sondern Bibliomane. Seine Tochter war mit dem bekannten Maler Emil Nolde verheiratet, was zur Folge hatte, daß der Schwiegervater Erdmann fast dreißig Jahre jünger war als der Schwiegersohn Nolde.

Erdmann komponierte auch. Dieser Seite seines Musikertums konnte ich allerdings wenig Geschmack abgewinnen, als nach dem Kriege ein supermodernes Klavierkonzert von ihm in Duisburg uraufgeführt wurde. Wir gaben ihm nachher ein festliches Souper, bei dem ich auch eine Rede auf den Komponisten halten mußte. Selten fiel mir das Reden so schwer wie hier, und ich führte einen regelrechten Eiertanz auf.

Mein musikwissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. Zimmermann, der in früheren Jahren bei Erdmann studierte, hat durch manche ernste, aber auch heitere Erzählung mein Bild dieser originellen Künstlerpersönlichkeit bereichert. Wie er zu berichten weiß, nannte Erdmann keinen seiner Schüler mit Namen, wahrscheinlich um sein Gedächtnis zu entlasten, sondern nur »Teuerste« und »Teuerster«. Wenn er einen seiner Schüler zum gemeinsamen Essen aufforderte, pflegte er gleich hinzuzufügen: »Leider kann ich Sie aber nicht dazu einladen« — alle wußten, daß seine Einkünfte soweit wie möglich zum Buchhändler wanderten. »Wissen Sie«, so erzählte Erdmann einmal, »früher legte ich auf mein Äußeres wenig Gewicht« — wie mag er damals wohl ausgesehen haben! — »und als ich einmal in Afrika während eines Urlaubs mit Artur Schnabel (dem großen Pianisten) spazierenging, philosophierten wir über Humanitätsideale. Schnabel meinte, alle Menschen seien Brüder. Ich wandte dagegen ein: ›Artur, das will mir nicht in den Sinn, daß ich einen Hottentotten als meinen Bruder ansehen soll.‹ Darauf blieb Schnabel stehen, sah mich von oben bis unten an und sagte: ›Eduard, du bist ein Hottentott.‹ «

Seiner Grundeinstellung nach war und blieb Erdmann ein Anhänger der modernen Richtung in der Musik, für die er auch konsequent eintrat, ohne darum freilich je die Werke der klassischen und romantischen Meister im geringsten zu vernachlässigen.

Meine Begegnungen mit einem der größten Musiker, die ich erlebt habe, waren nicht durch meine musikalischen Interessen veranlaßt, sondern ich war ihm als junger Attaché im Auswärtigen Amt Anfang der zwanziger Jahre aus ganz anderem Anlaß nähergetreten. Es war Eugène *d'Albert*, dessen Klavierabende zu den unvergeßlichsten musikalischen Erinnerungen meines Lebens gehören und dessen brutal-feurige Gewalt fast jedermann in seinen Bann zog. *D'Albert*, pianistischer Thronerbe von Liszt und wohl einer

der genialsten Klavierspieler aller Zeiten, war mit dem damaligen Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Herrn von Haniel, gut bekannt, der ihm für seine vielen Auslandsreisen immer eine sogenannte »Grenzempfehlung« mitgab. Irgendwie war es mir gelungen, mich in diese Sache einzuschalten, wodurch ich in einen umfangreichen Briefwechsel mit d'Albert geraten war. Er bestand freilich nicht im Austausch tiefschürfender Kunstbetrachtungen, sondern aus lauter Mitteilungen über d'Alberts Reisen und die Grenzempfehlungen, die er hierfür zu erhalten wünschte. Immerhin ließ ich es mir nicht nehmen, nach seinen Berliner Konzerten regelmäßig im Künstlerzimmer zu erscheinen, wo ich als nützlicher Helfer stets aufmerksam empfangen wurde. Einmal hörte ich dabei mit, wie er, der damals gerade seine vierte oder fünfte Frau geehelicht hatte, zu einem Bekannten sagte, er habe jetzt einen Trick herausgefunden, wie man sich ganz schnell scheiden lassen könne. Die Scheidungsoase Las Vegas stand damals noch nicht zur Verfügung.

Um seinen Verschleiß an Ehefrauen rankten sich naturgemäß mancherlei Anekdoten. So erzählte man sich, daß er mit seiner ihm soeben angetrauten neuen Frau einmal nach Wien gekommen sei und dort Brahms wiedersehen wollte. Er ließ ihm einen Vorschlag zu einem gemeinsamen Abendessen übermitteln. Brahms war dann aber abends sehr müde, weil er einen anstrengenden Tag gehabt hatte, und wollte lieber zu Bett gehen. Er meinte trocken: »Ach, d'Albert heiratet ja doch noch einige Male, die vierte Frau überspring ich.« Als einige Zeit später d'Albert in der Tat wieder einmal geheiratet hatte und seine neue Frau zum erstenmal an seiner Seite in einer Gesellschaft erschien, sagte nach dem Abendessen ein ihm befreundeter Dirigent: »Mein Kompliment zu Ihrer Wahl, lieber d'Albert; ich habe selten eine so charmante Gattin von Ihnen kennengelernt.«

Künstler können eben nicht mit herkömmlichen Maßstäben gemessen werden. Eine ähnliche Episode wie die vorstehende wird von dem Maler Picasso erzählt. Er begab sich eines Tages in Begleitung seiner derzeitigen Weggenossin zu seiner Bank. Der Pförtner grinste sie breit an, und auf Picassos Frage, was es zu lachen gäbe, antwortete er: »Sie haben Glück. Die meisten Kunden, die ich hier gesehen habe, kommen Jahr für Jahr mit derselben Frau, und sie sieht immer ein wenig älter aus. Jedesmal, wenn Sie kommen, haben Sie eine andere Frau, und jede ist jünger als die vorhergehende.«

Wie bei Musikern, die die höchsten Stufen nachschaffenden Künstlertums erklommen haben, häufiger zu beobachten, nahm auch bei d'Albert in späteren Jahren das Interesse am Konzertieren merklich ab. Er verlegte sich leider fast ganz auf das Komponieren. Mit seiner Oper »Tiefland« hat er sich zwar großen, aber vergänglichen Ruhm erworben. Um diese Zeit diente

ihm das Podium nur noch als Stätte des Broterwerbs. Auf Konzerte bereitete er sich kaum noch vor, und es gab Musiker, die sagten, nach einem d'Albert-Abend könne man einen Waschkorb voll falscher Noten unter dem Flügel auf sammeln. Und doch konnten auch da noch geniale Blitze den Zuhörer aufmerken und an vergangene Zeiten denken lassen. Ich habe das selbst des öfteren erlebt. Unvergesslich wird mir bis an mein Lebensende bleiben, wie er die Einleitungstakte, besonders schon gleich den ersten Akkord, des G-dur-Klavierkonzerts von Beethoven spielte. Wie aus einer anderen Welt kommend war dieser Akkord plötzlich hingezaubert. Ich habe diesen Anfang nie wieder so einzigartig schön spielen hören — meine vielen Pianisten-Freunde mögen mir verzeihen, daß ich das sage!

Wilhelm *Furtwängler* bin ich in meinem Leben häufig begegnet, zunächst vorwiegend im Auslande, denn einen so prominenten Dirigenten nahm die jeweilige Deutsche Botschaft immer gern unter ihre Fittiche. In der Frühzeit meines Verlanges führte ich einen ausgedehnten Briefwechsel mit ihm, da ich daran dachte, ihn für die Herausgabe sämtlicher Symphonien Beethovens zu gewinnen. Er war daran durchaus interessiert, der Plan kam aber nicht zur Ausführung, da Furtwängler bald wieder eine ihn voll ausfüllende Konzerttätigkeit aufnahm. Seiner ganzen geistigen und künstlerischen Haltung nach war Furtwängler ein großer Individualist. Der Reiz seiner Schriften liegt größtenteils darin, daß sie die Gedanken einer ebenso von verfeinerter Kultur wie von starker Subjektivität geprägten Persönlichkeit wiedergeben. Ob er sich zum Herausgeber einer Urtextausgabe wirklich geeignet hätte, erscheint mir heute fraglich.

Furtwänglers Schlagtechnik zeichnete sich nicht gerade durch besondere Präzision aus. Den Einsatz gab er oft mit einer merkwürdig fahrigen Bewegung, die einer Schlangenlinie von oben nach unten glich. Als er einmal ein ihm fremdes Orchester leitete, wollte schon der erste Einsatz nicht klappen. Bescheiden fragte der Konzertmeister: »Herr Doktor, bei welchem Zacken in Ihrem Blitz sollen wir einsetzen?«

Furtwängler war nicht nur der große Dirigent, sondern auch ein einzigartiger Begleiter am Klavier. Bei einem Hauskonzert in der Deutschen Botschaft in London hörte ich ihn einige deutsche Opernstars von der Covent Garden-Opernsaison begleiten. Sein Spiel war so hinreißend schön, daß ich mehr zum Klavier als zu den Singenden hinhörte. Beim Essen danach band er sich eine große Serviette um den Hals, um sich nicht zu bekleckern. Es war ein komisch-sympathisches Bild. Wenn man in der Unterhaltung mit ihm seiner Bewunderung für ihn Ausdruck gab, hatte er nichts dagegen einzuwenden. Jede Anerkennung freute ihn.



Yehudi und Hephzibah Menuhin beim Konzert im Münchner Cuvilliés-Theater für den Kulturkreis der Deutschen Industrie, März 1964 – Siehe S. 347/348

Blick in den Zuhörerraum bei diesem Konzert





Arthur Rubinstein (links) und Wolfgang Schneiderhan

Die Geigerin Edith Peinemann mit dem Verfasser



Noch heute erinnere ich mich an eine weit zurückliegende Szene in der Berliner Philharmonie. Nach längerer Wartezeit vor Beginn des Konzerts — das Publikum wurde schon etwas unruhig — teilte ein Ansager mit, daß der Solist sich etwas unpäßlich fühle; ob ein Arzt im Saale anwesend sei. Sofort stürzte sich ein halbes Dutzend Herren auf die Tür zum Künstlerzimmer. Jeder wollte gerne den prominenten Künstler einmal behandelt haben. Es war der Cellist Pablo *Casals*, der damals bei uns Musikbegeisterten vielleicht als der größte aller lebenden Interpreten galt. Persönlich begegnete ich diesem Meister nach dem Zweiten Weltkrieg bei einem privaten Zusammensein im Bonner Beethovenhaus. Casals interessierte sich lebhaft für den in meinem Verlag erschienenen Beethoven-Katalog von Kinsky-Halm, den ich ihm dedizierte. Seine jugendliche Frau begleitete ihn damals schon. Bei einer späteren Wiederbegegnung in Marlboro (Vermont, USA) bei den dortigen Musikfestspielen, wovon gleich anschließend noch ausführlich erzählt wird, war sie dann zu einer bezaubernden jungen Frau erblüht. Was ich von dem fast Neunzigjährigen in Marlboro bei den dortigen Proben und Konzerten hörte, überzeugte mich, daß man von Casals jetzt nicht nur als von einem künstlerischen, sondern auch einem physischen Phänomen sprechen muß. Seine Bach-Interpretationen sind noch heute einzigartig und suchen in Vergangenheit und Gegenwart ihresgleichen.

Nennt man die größten Pianisten unserer Tage, so steht der Name Rudolf *Serkin* unter den allerersten. Er, anderen gegenüber voller Wärme und Nachsicht, stellt an sich und seine Kunst die höchsten Anforderungen und ist dort von unerbittlicher Strenge. Seine Wiedergabe unserer großen Meister schlägt alle Hörer in ihren Bann. Meine Frau und ich sind mit ihm seit Jahren eng befreundet. Er ist der ehemalige Duopartner und spätere Schwiegersohn des großen, überragenden Geigers Adolf *Busch*, der in den zwanziger Jahren in Berlin lebte und den ich schon damals persönlich kennengelernt hatte. Adolf Busch hat mir einmal — das war aber lange Zeit danach Anfang der fünfziger Jahre — auch das unvergeßliche Erlebnis beschert, mit ihm zusammen zu musizieren; wir spielten die erste Sonate von Brahms in G-dur und die letzte große Sonate von Mozart in A-dur. Im persönlichen Umgang besaß Busch eine große Ausstrahlungskraft und konnte auch sehr amüsant und unterhaltend sein. So erzählte er einmal, er habe auf einer Reise in Italien mit seinen Streichquartettkollegen eines Tages vor einem Konzert ein wenig reichlich dem so süßigen italienischen Weine zugesprochen. Er sei ihnen so leicht vorgekommen, daß sie sich seiner Wirkung gar nicht bewußt geworden wären, woraufhin sie dann am Abend den letzten Satz eines Quartetts in einem schon mehr als be-

schwungen Prestissimo-Tempo heruntergespielt hätten. Noch nie sei ihnen ein gleicher, geradezu frenetischer Beifall zuteil geworden. Als sie das nächste Mal in derselben Stadt konzertierten, hätten sie geglaubt, sich besonders anstrengen zu müssen, um ihren Ruf dieses Mal in gewisserhafter Weise, das heißt mit normalen Tempi, zu festigen — der Erfolg sei entschieden lauer gewesen! Adolf Busch ging 1926 nach Basel und 1940 in die USA, wo er mit seiner Familie nicht weit von Rudolf Serkins Farm auf dem Lande im Staat Vermont lebte. Nach dem Kriege kehrte er wieder in die Schweiz zurück, verstarb aber schon 1952. Er hatte sich in seinen letzten Lebensjahren zunehmend vom Podium zurückgezogen und der Komposition zugewandt.

Für Anfang 1957 hatte ich bei dem uns freundschaftlich verbundenen, hervorragenden Generalmusikdirektor der Stadt Duisburg, Georg Ludwig *Jochum*, ein Konzert angeregt, das dem Andenken an Adolf Busch gelten sollte. Hierfür waren die deutsche Erstaufführung eines Psalms von Adolf Busch für Chor und Orchester, das erste Klavierkonzert von Brahms mit Rudolf Serkin als Solisten sowie als Schluß Beethovens *Eroica* vorgesehen. Mit diesem Gedenkkonzert zu Ehren seines verstorbenen Schwiegervaters und Partners Busch, das vom Westdeutschen Rundfunk übertragen wurde, wollte ich es auch dem nach wie vor in Amerika lebenden Künstler leichter machen, den Weg nach Deutschland, wenn nicht für ständig, so doch zum Konzertieren, wiederzufinden. Serkin sagte zu unserer großen Freude auch zu, erkrankte aber leider kurz vorher, so daß er nicht mitwirken konnte. An dem Erfolg, den die Aufführung des Psalms von Busch errang, konnte sich auch dessen Witwe, die zu dem Konzert aus Basel gekommen war, mit erfreuen. Für Serkin aber bedeutete dieses Ereignis, auch wenn er selbst dabei fehlen mußte, doch die entscheidende Anregung zum neuen Beginn einer großartigen Konzertkarriere in Deutschland, wohin er seither alljährlich kommt. Seine Klavierabende gehören zu dem eindrucksvollsten, was an musikalischen Ereignissen auf deutschem Boden heute zu verzeichnen ist.

Vor einigen Jahren nun konnten wir unsere seit langem gehegte Absicht ausführen, Rudolf Serkin einmal bei den von ihm geleiteten Marlboro-Musikfestspielen zu besuchen. Darüber hat meine Frau eine kleine Aufzeichnung niedergeschrieben, die ich hier folgen lassen möchte:

»Jedes Jahr, wenn wir Rudolf Serkin sahen, sagte er zu uns: »Besuchen Sie uns doch einmal in Marlboro«, und 1964 taten wir es endlich.

Marlboro, im Staate Vermont gelegen, ist ein Universitäts-College. Adolf Busch besaß eine Farm in der Nähe und hatte dort längere Zeit seinen ständigen Wohnsitz. Auch Serkin erwarb dort eine Farm, die er heute noch neben seiner Stadtwohnung in New York bewohnt. Noch zu Lebzeiten von Busch entstand der

Gedanke, in den Ferien die College-Gebäude zu benutzen, um jungen Musikern Gelegenheit zu geben, hier in Ruhe zu arbeiten. Die beiden Künstler errichteten Meisterklassen für verschiedene Instrumente.

Im Laufe der Zeit veränderte sich allmählich der Stil von Marlboro. Es war nicht mehr das reine Meister-Schüler-Verhältnis, sondern stärker drängten junge, bereits im Beruf stehende Musiker nach dort, die zusammen mit den Älteren, bereits Arrivierten, musizieren wollten, um von ihnen zu lernen und mit ihnen und mit gleichaltrigen Kollegen Kammermusik zu spielen, für die sie sonst kaum Zeit hatten. Lediglich Pablo Casals, der seit einigen Jahren ebenfalls regelmäßig dorthin kommt, hält noch Meisterklassen ab. Er dirigiert auch die Kammerkonzerte, bei denen führende Musiker, darunter der bekannte Geiger Alexander Schneider wie auch so mancher andere erste Repräsentant seines Instruments, mal am ersten Pult, mal in der hintersten Reihe mitspielen. Jeder dient nur der Idee, gute Musik zu machen und dem anderen zu helfen. Startum gibt es nicht. Die Älteren erhalten kein Honorar, und die Jüngeren bezahlen, wenn sie es können, für ihren Aufenthalt selbst; der Rest wird durch Stipendien bestritten.

Serkin empfing uns voller Freude und nahm uns gleich mit in den ›Campus‹, der aus einem über fünfhundert Personen fassenden Konzertsaal, einem Haus, das Küche und Speisesaal enthält, und einer Anzahl größerer und kleinerer Wohnhäuser besteht, aus denen Klänge der verschiedensten Instrumente zu uns herüber-tönten. Unser Gastgeber machte uns mit vielen seiner jungen und älteren Musikerfreunde bekannt. Sie stammten aus Norwegen und Portugal, aus Österreich, der Schweiz, besonders zahlreich natürlich aus Amerika; eine junge deutsch-polnische Pianistin war gleichfalls darunter.

Hier lernten wir endlich auch Serkins Frau Irene, die Tochter Adolf Buschs, kennen, die als Geigerin im Orchester mitspielte und der vielen Proben wegen mit ihrer kleinen vierjährigen Tochter Margie im Campus wohnte. Sie ist ein ruhiger, warmherziger Mensch und der gute Geist dieser Gemeinschaft; wir schlossen sie sogleich in unser Herz. Der siebzehnjährige Sohn Peter ist bereits ein fertiger Pianist und machte damals zum erstenmal allein eine Konzertreise durch Europa. Gemeinsam mit seinem Vater hatte er schon öfters dort konzertiert.

Serkin lud uns ein, die Mahlzeiten mit ihnen zusammen einzunehmen. Man saß an langen Tischen, wie es sich gerade traf. Jeweils ein paar der jungen Musiker hatten eine Woche lang ›Servierdienst‹. Es ging fröhlich und zwanglos zu, und durch das allgemeine Interesse der Künstler an den Henle-Musikausgaben nahmen sie uns sogleich als zu ihnen gehörig in ihren Kreis auf. Die Seele des Ganzen war auch hier Rudolf Serkin, der bei der bekannten amerikanischen Ungezwungenheit allgemein nur mit ›Roody‹ (Rudi) angeredet wurde. Es ging das Scherzwort dort über ihn um: ›There is a man called Roody, who never seems too moody.‹

Um zehn Uhr morgens begannen die Proben der Kammerkonzerte. Pablo Casals und auch Alexander Schneider, dieser meist vom Konzertmeisterpult aus, dirigierten. Faszinierend der alte, damals schon fast neunzigjährige Casals; wenn er den Saal betrat, stand alles auf. Mit großer Ehrfurcht und Hingabe folgten die Musiker seinen Erläuterungen und Anweisungen. Meist sang er mit, um sich noch besser verständlich zu machen; sein ›la la la‹ klingt uns noch heute in den Ohren.

Es war hinreißend zu erleben, wie die einzelnen Werke immer edler im Klang, immer reifer in der Auffassung wurden, weshalb wir auch keine Probe versäum-

ten und jeden Tag von 10 bis 12 Uhr morgens, von 4 bis 6 Uhr nachmittags und nochmals nach dem Abendessen zwei Stunden lang der Musik lauschten.

Am Freitag fand das erste öffentliche Konzert statt. Alle Plätze waren ausverkauft, noch im Freien vor offenen Fenstern und Türen saßen Zuhörer. Wir waren beglückt unter ihnen und hörten bei den Aufführungen mit doppelter Freude die Werke, die wir nun so gut kannten und die man zum Teil nur selten hört, weil es schwer ist, zum Beispiel drei erstklassige Pianisten für Tripelkonzerte oder ausgefallene Kombinationen von Geigern, Cellisten und Bläsern jeder Art beisammen zu haben.

An dem einzigen probefreien Nachmittag nahmen uns Rudolf und Irene Serkin mit zu ihrer Farm. Irene fuhr den Jeep, ein Stadtwagen könnte auf den primitiven Wegen nicht durchkommen. Das Besitztum liegt wunderbar auf einer Anhöhe, Wälder rings umher, kein Haus sonst zu sehen, nur einige Wiesen, auf denen Kühe weiden. Das Wohngebäude ist ein ziemlich altes Bauwerk, und das Ganze erinnert lebhaft an die so hübsche Beschreibung jener Gegenden von Alice Herdan-Zuckmayer in ihrem Büchlein ›Farm in den grünen Bergen‹. Das Leben ist hart. Im Winter schneien sie häufig ein, Strom und Telefon fallen aus. Verbindung mit anderen Menschen ist erst wieder möglich, wenn der Schneepflug kommt. Die große innere Gelassenheit, die man bei Frau Serkin spürt, muß sie hier erworben haben, wo es noch Schlangen und Bären gibt, wo der Wald so dicht ist, daß man sich oft nur mit einem Buschmesser den Weg bahnen kann, und wo man ganz auf sich gestellt ist. Wir sahen auch das in der Nähe gelegene alte Haus von Adolf Busch, darin seinen Arbeitsraum, den jetzt sein Schwiegersohn benutzt und der eine unwahrscheinliche Atmosphäre ausstrahlt.

Ein ähnlich einsames Farmhaus sahen wir in jener Gegend kurz darauf noch einmal, als wir in seinem dortigen Ferienort Professor Julius Held, den bedeutenden Kunsthistoriker und Rubensforscher an der Columbia University in New York, besuchten, mit dem wir uns angefreundet hatten. Seine Wohnstätte besitzt weder fließendes Wasser noch elektrisches Licht. Dafür ist der Wald wegsamer und soll weniger von Bären und Schlangen bevölkert sein.

So haben wir nun das Leben unserer Musiker- und Kunstfreunde kennengelernt und daran teilgenommen. Dankbar verließen wir Vermont.«

Dieser Schilderung meiner Frau will ich noch das folgende über eine Begebenheit anschließen, die ebenfalls mit Serkin zusammenhängt:

Irmgard Seefried, die Gattin des bekannten Geigers Wolfgang Schneiderhan und selbst eine große Sängerin und Künstlerin, war einmal auf einer amerikanischen Tournee ermüdet in ihr Hotelzimmer zurückgekehrt und wollte vor ihrem abendlichen Auftreten noch ein wenig ruhen. Da klang von irgendwoher Klavierüben zu ihr herüber. Sie fühlte sich dadurch zunächst ärgerlich gestört. Als sie aber näher hinhörte, wurde sie hellwach. Der Übenende war Rudolf Serkin.

Im Jahre nach unserem Besuch in Marlboro war Serkin wieder einmal in Duisburg. Er gab bei uns ein Hauskonzert, das begrifflicherweise in unserer musikalischen und menschlichen Berührung mit dem großen Künstler von so bezwingendem Charme einen Höhepunkt bildete, der sich tief in

unser Gedächtnis eingepägt hat. Der Anlaß bereicherte mich im übrigen um einen neuen Flügel. Unseren alten Steinway, der bereits auf eine Lebensdauer von über zwanzig Jahren zurückblickte, glaubten wir Serkin nicht zumuten zu können. So ersetzten wir ihn durch einen neuen. Nun ist ein uneingespieltes Instrument nicht gerade das Ideal für ein Konzert, doch löste sich dieses Problem gewissermaßen von selbst, da Serkin zu unserer Freude schon zwei Tage vorher in Duisburg eintraf und täglich längere Zeit zur Vorbereitung seiner weiteren Konzerte am Flügel saß. Dieser war dann doch einigermaßen für den Konzertabend präpariert. Da Serkin am darauffolgenden Tage erst nachmittags weiterreisen mußte, setzte er seine Arbeit am Klavier noch eine ganze Weile fort. Seither pflege ich zu sagen, daß ich meine neuen Flügel immer von Rudolf Serkin einspielen lasse.

Der Geiger Yehudi *Menuhin*, auf seinem Instrument wohl einer der größten Meister, die je gelebt haben, war von den Künstlern, die Deutschland während der Nazizeit gemieden hatten, der erste, der nach dem Kriege wieder bei uns spielte. Seine philosophische Grundhaltung, sein vornehmer Charakter und seine Warmherzigkeit, die ihn zu einem so besonders liebenswerten Menschen machen, ließen ihn über nur zu verständliche Hemmungen hinwegkommen. Leitgedanke seines Lebens ist das leuchtende Ideal einer wahren »humanitas«. Das Wesentliche seines Künstlerdaseins besteht darin, daß er einen Weg geht, der ihn bis an den Urquell schöpferischen Gestaltens heranführt. So wird es ihm möglich, durch Intuition und Reflexion die Absichten der Komponisten so genau zu erkennen, daß er sich schließlich mit ihren Werken identifizieren kann. Seit langen Jahren schon bin ich mit ihm eng befreundet. Ziemlich bald nach Kriegsende begegnete ich ihm erstmals persönlich bei einem kleinen Diskussionsempfang, den eine mir bekannte belgische Dame für ihn veranstaltete. Dort sprach er mit Wärme und großer Sachkenntnis über den von ihm so verehrten Philosophen Constantin Brunner, dessen Schriften im Dritten Reich verbrannt worden waren. Menuhin suchte nach einem Weg, sie wieder neu herauszubringen, und ich beschloß, in Dankbarkeit für seine großmütige Haltung, ihm dabei zu helfen.

Als Menuhin einige Zeit darauf in Düsseldorf ein Konzert gab, schrieb ich ihm, ob er es wohl einrichten könne und wolle, uns in Duisburg zu besuchen. Ich werde die erregte Stimme unserer Telefonistin im Klöcknerhaus nicht vergessen, die mir am Konzerttage durchsagte: »Herr Menuhin ist am Apparat«. Er kam am gleichen Tage zu uns zum Mittagessen herüber. Von Anfang an war es, als kennten wir uns schon seit langem. Seine ungewöhnlich ausdrucksvollen Augen nahmen uns sofort gefangen. Er war ganz

ungezwungen im Wesen, von großer Schlichtheit und Natürlichkeit, und wirkte weniger in sich gekehrt als auf dem Podium. Seither war er ein häufiger Gast in unserem Hause. Bei Tisch ist er immer sehr angeregt. Einmal erzählte er uns: »Ich lerne jetzt Skifahren«. Auf mein offenbar erschrecktes Gesicht hin fügte er lächelnd hinzu: »Nur so viel, damit ich mich mit meinen Kindern auf Skiern fotografieren lassen kann.« Ernster schon war es ihm mit einer anderen Art sportlicher Betätigung, der Beschäftigung mit Jogaübungen. Er war seit seiner ersten Konzertreise durch Indien mit Nehru bekannt, den er sehr verehrte und der ihn mit großer Gastlichkeit aufnahm. Als ich dann selbst nach Indien kam, trug er mir Grüße an Nehru auf, wobei sich dieser interessiert danach erkundigte, ob Menuhin noch immer so eifrig Joga betreibe.

Natürlich vertiefen wir uns bei jedem Zusammensein auch in musikalische Probleme. Ich zeige ihm dabei unsere jeweilig neuesten Textentdeckungen, an denen er stets lebhaft interessiert ist, wie ich daran interessiert bin, wie er dieses oder jenes Problem beurteilt. Seinerseits hat er mich schon häufig auf problematische Stellen bei Mozart, Beethoven und anderen Meistern aufmerksam gemacht, die ihn beschäftigen.

So rief Menuhin einmal am Tage eines Düsseldorfer Konzerts vormittags bei mir an, und wir verabredeten uns zum Mittagessen bei uns in Duisburg. Er bat mich, die Fotokopie des Autographs und der Originalausgabe der letzten Violinsonate von Beethoven op. 96 mit nach Hause zu bringen; es interessiere ihn, ob darin nicht im letzten Satz Takt 218 im Klavierbaß die Note des zweiten Achtels *G* statt, wie in den meisten landläufigen Ausgaben, *Gis* heißen müsse. Sofort untersuchte ich die Stelle in den Quellen und fand seine Vermutung bestätigt. Vorsorglich rief ich aber noch den Leiter des Beethoven-Archivs in Bonn, Professor Schmidt-Görg, an und bat ihn um Nachprüfung. Eine Stunde später rief dieser zurück und teilte mir das Ergebnis seiner Untersuchungen mit, wozu er noch weitere Quellen herangezogen hatte: *G*, nicht *Gis* muß es heißen. Menuhin sah sich die Stelle in meinen Fotokopien auch selbst noch genau an und war von der raschen Klärung des Falles beeindruckt und sehr befriedigt. Er wollte immer schon *G* von seinem Klavierpartner hören und nicht *Gis*.

Auch einen in gewissem Sinne umgekehrten Fall erlebte ich mit dem großen Geiger bei dieser gleichen Sonate. Als mir Professor Karl Klingler zur Beseitigung eines Fehlers im ersten Satz verholfen hatte, von dem auf Seite 336 berichtet wird und der sich seit rund 150 Jahren in fast sämtlichen Ausgaben mit Zähigkeit am Leben erhalten hat, machte ich Menuhin und seine Schwester am Tage ihres Konzerts in Essen, bei dem diese Sonate auf dem Programm stand, darauf aufmerksam. Die verbesserte Lesart

fand sofort ihre Zustimmung, und sie freuten sich darüber, sie schon am gleichen Abend spielen zu können. Als wir die beiden Künstler nach dem Konzert im Künstlerzimmer aufsuchten, war die strahlende Frage an mich: »Haben Sie gehört, daß wir *f* statt *fis* gespielt haben?«

Allen Herausgebern der Klavier-Violin-Sonaten von Beethoven sei nachdrücklich empfohlen, ihren Text, soweit es noch nötig ist, in Ordnung zu bringen.

Inzwischen hatten wir also, wie sich aus dem eben Erzählten ergibt, auch die Bekanntschaft mit Menuhins Schwester *Hepzibah* gemacht, der treuen und hervorragenden Partnerin seiner Kammermusikkonzerte. Auch sie zählt seither zu unserem Freundeskreis. Ihre herzlich zupackende Natur ist ein glücklicher Gegensatz zu der ungemainen Sensibilität des Bruders. Außer der Musik widmet sie sehr viel Zeit sozialen Aufgaben, und zwar so intensiv, daß man sich fragen muß, wie sie das alles bewältigen kann.

Die erste Begegnung mit Menuhins Frau Diana hatte ich, als sie noch ein Kind war. Ich verkehrte damals in London im Hause einer Lady Evelyn S. Harcourt, bei deren Sonntagnachmittagsempfängen regelmäßig und oft recht bemerkenswert musiziert wurde. Ihre beiden kleinen Mädchen fegten dabei mit Vorliebe durch die Räume. Die ältere dieser Töchter war dann später bis zu ihrer Verheiratung Tänzerin und ist heute Menuhins Gattin. Dieser familiären Zusammenhänge wurde ich jedoch erst Jahre nachher, nämlich durch die Lektüre einer Biographie Menuhins, gewahr. Ich fragte daraufhin seine Frau Diana, ob ihre Mutter in den frühen dreißiger Jahren wohl die Londoner Fernsprechnummer Laxman 0164 gehabt habe (was ich meinen aufbewahrten Terminkalendern jener Zeit entnahm). Diese kleine Geschichte verblüffte begreiflicherweise die charmante junge Frau einigermaßen, als ich sie ihr bei einem Besuch in ihrem reizenden Heim erzählte, das die Familie in dem schon ins Ländliche übergehenden Londoner Vorort Hampstead bewohnt.

In seiner Sorge über den immer mehr in Erscheinung tretenden Mangel an guten Orchestermusikern wie auch an Solistennachwuchs hat Menuhin vor einigen Jahren in London eine internationale Schule gegründet, in der musikalisch besonders begabte Kinder im Alter von etwa sieben bis fünfzehn Jahren neben einem umfassenden allgemeinen Schulunterricht schon in jungen Jahren eine gründliche musikalische Ausbildung erhalten sollen. Nur auf diese Weise sei, so meinte Menuhin, eine frühzeitige Auslese und Förderung besonderer Begabungen möglich. Kinder aller Länder und Rassen finden in dieser Schule Aufnahme.

Im Kulturkreis der Deutschen Industrie, worüber an anderer Stelle berichtet wird, war ich gerade mit den Fragen der Nachwuchsförderung ständig

befaßt. Menuhins Plan interessierte mich daher lebhaft, und ich ließ es mir angelegen sein, bei meinen industriellen Freunden dafür zu werben. Die Krönung dieser Aktion bildete ein Konzert der Geschwister Menuhin im Münchener Cuvilliés-Theater vor Mitgliedern des Kulturkreises im März 1964, das von mir mit einem Vortrag über »Gedanken zur modernen Musikerziehung« eingeleitet wurde. Dank dem Auftreten der Menuhins und dem bestrickenden Rahmen dieses bezaubernden Theaterraums stellte die Veranstaltung ein glanzvolles künstlerisches und gesellschaftliches Ereignis dar, dessen Ertrag dem Londoner Unternehmen gleichfalls zugeflossen ist. Ich pflege mich seither meines »gemeinsamen Auftretens« mit Yehudi Menuhin gebührend zu rühmen. Meinen Gesprächspartner überlasse ich dabei dem nagenden Zweifel, ob er es bei mir mit einem ebenso berühmten Künstler zu tun hat – wenn er nur nicht auf den Gedanken kommt, ich könnte vielleicht als Umblätterer mitgewirkt haben!

Einige Monate danach schon schrieb mir mein Freund Yehudi, daß sich eine kleine zwölfjährige deutsche Schülerin um Aufnahme in seine Schule beworben habe; er bat mich um eine Erkundung ihrer Begabung. Sie hieß Dorothee Hengen und stammt aus einem Försterhaus, das gar nicht weit von unserem Jagdhaus im Westerwald gelegen ist. Auf dem Wege dorthin stattete ich der Familie einen Besuch ab und wurde durch die frappierende Begabung des Kindes überrascht. Die Eltern erklärten sich mit meinem Angebot, für die Ausbildung des Mädchens zu sorgen, einverstanden. Dorothee besucht heute als erste Deutsche diese internationale Schule. Was daraus wird, bleibt abzuwarten. Ihre beiden bisher dort verbrachten Jahre verliefen verheißungsvoll.

Bei einem Duisburger Konzert noch während des Krieges begegnete ich erstmals Wolfgang *Schneiderhan*, den ich ebenso wie Menuhin immer für einen der besten lebenden Interpreten der Violinkonzerte von Beethoven und Brahms gehalten habe. Seitdem ist die Verbindung zu ihm nicht mehr abgerissen. Sein Künstlertum ist gepaart mit großer Bescheidenheit, und sein freundliches und herzliches Wesen macht ihn besonders liebenswert. Oft war er schon bei uns in Duisburg zu Gast, wobei er immer wieder seiner Freude über unsere alten Möbel, das Porzellan und die Bilder Ausdruck gab und einmal meinte, hier müßte man als Künstler wunderbar leben und arbeiten können. Es fehlt uns etwas, wenn wir nicht mindestens einmal im Jahr mit ihm zusammensein können. Glücklicherweise kommt das kaum jemals vor. Wann immer bei unseren Verlagsarbeiten textliche Probleme in einem Werk für die Violine auftreten, die nicht rein musikphilologischer Art sind, sondern bei denen auch die künstlerische Seite eine Rolle spielt,

MOZART

Sonaten

Klavier und Violine

BAND I

URTEXT



G. HENLE VERLAG



Ein Notenband aus dem G. Henle Verlag

ist Schneiderhan einer der ersten, die von mir um ihre Meinung befragt werden. Das bringt es mit sich, daß ich fast immer, wenn ich mit ihm zusammenkomme, ein Paket mit Fotokopien von Autographen, Originalausgaben und sonstigen Unterlagen bei mir habe, um mit ihm nach den richtigen Lösungen zu suchen. Fasziniert von der jeweiligen Problematik, ist Schneiderhan dabei ein unschätzbare Helfer.

Es ist bei einem Künstlerehepaar, das ständig auf Reisen ist, nicht verwunderlich, daß wir Schneiderhans Frau, die Kammersängerin von Weltruf Irmgard *Seefried* von der Wiener Oper, erst viele Jahre später kennenlernten. Sie schrieb in unser Musiker-Gästebuch: »So, jetzt war ich auch da — die Gattin!« Gelegentlich geben beide gemeinsame Konzerte, und man kann dann mitunter eine völlig unbekannte, oft hinreißend schöne Musik in schlechthin vollendeter Wiedergabe zu hören bekommen. Zu unserer großen Freude wurde uns ein solcher Genuß in Gestalt eines Hauskonzerts bei uns im Frühsommer 1966 unter Beteiligung des hervorragenden jungen Pianisten Walter *Klien* bereitet. Aber solche musikalischen Begegnungen des Künstlerehepaares sind leider selten. Meist führen sie ihre Konzertverpflichtungen getrennte Wege. Schlaglichtartig beleuchtet wurde uns ein solches Künstlerdasein einmal durch ihren Bericht von einer Tournee durch Australien. Sie und ihr Mann waren — aber jeder getrennt für sich — für annähernd die gleiche Zeit zu einer solchen Konzertreise verpflichtet. Da die Termine es so verlangten, reisten sie beide sechs Wochen lang im Abstand von vier bis fünf Tagen durch die Städte des australischen Kontinents, ohne sich auch nur einmal zu begegnen.

Mit dem großen russischen Geiger David *Oistrach* habe ich mich einen ganzen Nachmittag lang in einem Pariser Hotelzimmer über alles Denkbare, außer Politik, unterhalten. Er ist von gewinnendem Wesen und ebenfalls großer Bescheidenheit, wie man es nicht selten bei überragenden Künstlern erlebt. Wenn er auf dem Podium steht und spielt, drückt sich die ungeheure Konzentration in seinem von geballter Energie erfüllten Gesichtsausdruck aus. Aber gleich nach dem letzten Ton lockert sich die Spannung, und er lächelt ungezwungen und dankbar ins Publikum.

Den weltbekannten Pianisten Arthur *Rubinstein* hörte ich zum ersten Male, als wir beide noch ein wenig jünger waren, nämlich vor über vierzig Jahren in Buenos Aires, wo er eine Reihe von Konzerten gab und bei seinen Hörern einen tiefen Eindruck hinterließ. Doch ging es ihm in seiner pianistischen Entwicklung ähnlich wie Franz Liszt. Dieser hörte, als er ebenfalls schon ein fertiger, allseits bewunderter Pianist war, in Paris den be-

rühmten Geiger Paganini. Er war von dessen Technik so beeindruckt, daß er sich für einige Zeit vom Konzertpodium völlig zurückzog und mit großem Eifer an der Perfektion seiner eigenen Technik arbeitete. Das machte ihn dann zu dem einzigartigen Klavierspieler, als der er in der Erinnerung der Nachwelt fortlebt. Bei Arthur Rubinstein übernahm die Rolle von Paganini seine junge Frau und die Gründung seiner Familie. Nun fühlte er sich, wie er selbst erzählt, verpflichtet, das nachzuholen, was ihm noch zu fehlen schien.

Seit Anbeginn meiner Verlagstätigkeit nimmt Rubinstein daran lebhaften Anteil, was er in Gesprächen — zum Beispiel an der spanischen Costa del Sol, wo er in unserer Nähe ebenfalls ein Sommerhaus besitzt — oder in Briefen an mich und gelegentlich auch in der Öffentlichkeit in schmeichelhafter Weise ausspricht, weil er die Wiederherstellung der reinen, unverfälschten Texte unserer großen Meister so sehr begrüßt. Wenn er auch in Deutschland schon lange nicht mehr öffentlich spielt, so gab er doch den deutschen Musikfreunden vor einigen Jahren Gelegenheit, in einem Konzert, nahe der deutsch-holländischen Grenze, das vornehmlich für Deutsche zugänglich war, seiner Kunst zu lauschen. Damals setzte eine wahre deutsche Wallfahrt zu dem hübschen niederländischen Städtchen Nijmegen ein, wo das Konzert stattfand.

Im Frühjahr 1967 hat uns Rubinstein das unvergeßliche Erlebnis geschenkt, in unserem Duisburger Haus zu einem privaten Besuch unser Gast zu sein und uns dabei durch sein hinreißendes Klavierspiel zu verzaubern. Noch vergrößert wurde unsere Freude über diesen Besuch, da sich in seiner Begleitung auch seine Gattin Aniela befand, die durch ihre Persönlichkeit und ihr gewinnendes Wesen unsere Herzen für sich einnahm. Bei diesem Anlaß hatten wir Gelegenheit, die Vielseitigkeit des großen Künstlers zu bewundern: die für sein Alter erstaunliche Vitalität und Frische, die ihn noch heute hundert Konzerte im Jahr bewältigen läßt, seine geistige Beweglichkeit und die Universalität der Interessen, seine bestrickende Art und seine Ausstrahlungskraft im Umgang mit Menschen, aber auch seinen Humor und seinen Sinn für frohe Lebensart mit guten Speisen und Getränken und anregender Geselligkeit — welche dieser in ihrer Vielfalt schillernden Eigenschaften soll man am meisten bewundern? Ich meine, es ist der Zusammenklang aller, der das Bild dieser einzigartigen Künstlerpersönlichkeit rundet, als die Rubinstein in die Geschichte der Musik eingehen wird.

Daß Tätigkeit in der Industrie und Musikpflege zusammengehen können, ist für manche Menschen eine Überraschung, wie die folgende ergötzliche Begebenheit zeigt. Es war eine unserer Entdeckungen gewesen, daß in

der Kreutzer-Sonate von Beethoven, 1. Satz, Takt 95 (und ebenso bei der Reprise), der Doppelschlag der Violine mit dem unteren Ganzton *fis* und nicht mit dem Halbton *fisis* (wie es in den meisten landläufigen Ausgaben steht) zu spielen sei. Diese richtige Version hörte ich eines Tages in einem Konzert in Düsseldorf von der hervorragenden italienischen Geigerin Gioconda *de Vito*. Zufällig begegnete ich der Künstlerin einige Tage später im Aufzug des Hotels »Vier Jahreszeiten« in München. Ich sprach sie auf ihr Düsseldorfer Konzert an und zeigte mich erfreut über die urtextgetreu gespielte Stelle in der Kreutzer-Sonate, worauf sie meinte: »Ah, Sie sind ein Kollege?« Ich verneinte mit dem Hinzufügen, daß ich ein Industrieller sei, worauf sie dann wieder sagte: »Das kann einem auch nur in Deutschland passieren.«

Es war nicht verwunderlich, daß ich im Laufe der Zeit auch in Kreisen der Industrie ein wenig in den Ruf eines Musikfachmannes kam. Anfang der 1950er Jahre war der Kulturkreis im Bundesverband der Deutschen Industrie gegründet worden. Ich wurde gebeten, den Vorsitz des für musikalische Fragen zuständigen Gremiums zu übernehmen, dem vor allem die Förderung des künstlerischen Nachwuchses obliegt. Es setzt sich, unter der ausgezeichneten Geschäftsführung von Professor Gustav *Stein*, aus Fachleuten und aus musikinteressierten Industriellen zusammen, die bei dem jährlich einmal stattfindenden Wettbewerb die Aufgabe einer Jury zu übernehmen haben. Zu diesen Vorspielveranstaltungen wurden vor allem auf Vorschlag von Musikhochschulen und Akademien, aber auch aufgrund von Selbstbewerbungen jeweils die begabtesten Nachwuchskräfte eingeladen. Dabei wechselten wir alljährlich zwischen Pianisten, Streichern, Bläsern, Sängern, Organisten, Kammermusikvereinigungen und anderem. Bei diesem Probespiel wurde nicht selten die ganze Problematik des musikalischen Nachwuchses im Nachkriegsdeutschland offenbar, und ich habe die jugendlichen Teilnehmer, die leer ausgingen, gelegentlich mit dem sarkastischen Wort Hans von Bülow's getröstet (die Theaterleute schreiben es dem Berliner Theaterdirektor Adolf L'Arronge zu): »Je preiser gekrönt — desto durcher gefallen.«

Neben manchem Mittelmäßigen kam aber immer wieder auch eine große Begabung ans Licht. Eine junge Geigerin erschien mir so besonders förderungswürdig, daß ich mir ihre Ausbildung persönlich angelegen sein und sie bei dem großen Geiger und Pädagogen Max Rostal, damals noch in London, weiterstudieren ließ. Dort hat sie einige Jahre intensiv gearbeitet und 1956 den ersten Preis im Wettbewerb der Deutschen Rundfunkanstalten in München gewonnen. Heute ist ihr Name — Edith *Peinemann* — in

den bedeutendsten Konzertsälen Europas und Nordamerikas, wo sie zusammen mit führenden Dirigenten der Welt konzertiert, schon ein feststehender Begriff. Zu ihren so wohlverdienten Erfolgen konnten wir noch dadurch beitragen, daß wir ihr vom Kulturkreis der deutschen Industrie ein Instrument von edelstem Klang, eine Guarneri del Gesù, zur Verfügung stellten.

Zu einer Cellistin von bedeutenden Graden verspricht sich die heute zwanzigjährige Anja *Thauer* zu entwickeln, die sich mit einem Stipendium des Kulturkreises am berühmten Pariser Conservatoire bei dem bekannten Cellisten Navarra den letzten Schliff holte. Aus einer Zahl von über zwanzig Bewerbern wurde sie bei der Abschlußprüfung mit dem begehrten Grand Prix ausgezeichnet und steuert seitdem, wie man hoffen möchte, auf eine große Künstlerlaufbahn zu.

Als bald wurden auch die Komponisten in unseren Wettbewerb einbezogen. Sie reichten fast ausnahmslos ultramoderne Werke ein. Da meine Einstellung zu dieser Kunstrichtung mindestens als zurückhaltend bezeichnet werden muß, machte ich einmal nach Festlegung der Rangfolge durch die Jury den scherzhaft gemeinten Vorschlag, die Zuerkennung der nicht unerheblichen Geldpreise an die Sieger im Komponistenwettbewerb vielleicht mit der Auflage einer einjährigen Schaffenspause zu verbinden.

Ich habe die Tätigkeit im Kulturkreis stets als eine notwendige und fruchtbare Arbeit empfunden und meinen Beitrag dazu gerne geleistet. Nach Vollendung meines 65. Lebensjahres zog ich mich dann mit Rücksicht auf meine vielfältigen anderweitigen Verpflichtungen von der Leitung dieses Musikkreises zurück, wie schon an früherer Stelle erzählt wurde.

»Ende vom Lied«

In den zu seinen schönsten Klavierwerken zählenden »Phantasiestücken« op. 12 hat Schumann dem letzten dieser Stücke den Titel »Ende vom Lied« gegeben. Damit möchte ich auch das Verlagskapitel und damit zugleich dieses Buch der Erinnerungen abschließen. Musikalischer Enthusiasmus, Musikerfreundschaften und verlegerischer Dienst an der Musik haben sich im Laufe meines Lebens zu einer unlöslichen Einheit verdichtet. Meinem ursprünglichen Ziel, den Urtextgedanken in weiteste Kreise der Musikausübenden hineinzutragen, glaube ich ein gutes Stück nähergekommen zu sein, und meine Musikerfreunde haben mir bestätigt, damit in gewissem Sinne Pionierarbeit geleistet zu haben. Nach einer Reihe schwerer und auch opferreicher Jahre kann jetzt meine Absicht, einen normal arbei-

tenden Musikverlag aufzubauen, als erreicht angesehen werden. Fester denn je bin ich heute davon überzeugt, eine Aufgabe von großer Dringlichkeit zu erfüllen. Es ist in unserer Zeit schon fast eine Selbstverständlichkeit, daß die beruflichen Musiker sich dem Urtextgedanken verpflichtet fühlen. Aber auch die Musikliebhaber streben in zunehmendem Maße danach, sich von der künstlerischen Bevormundung durch die Bearbeitungsausgaben alten Stils freizumachen. Diese Entwicklung bedeutet natürlich zwangsläufig, daß in großem Umfange solche Bearbeitungsausgaben überholt sind. Aber so geht es nun einmal im Leben: »Das Bessere ist des Guten Feind«, und alles unterliegt der Entwicklung und dem Fortschritt. Wohl aus dieser Erkenntnis heraus ist auch bei anderen Verlagen neuerdings das Interesse am Herausbringen von Urtexten geweckt worden. Soweit sich das nicht einfach darin niederschlägt, daß alten Ausgaben ein Urtextstempel aufgedruckt (was vorgekommen ist) und damit der Gedanke auf kommerzielle Weise mißbraucht wird, ist das nur zu begrüßen. Ich beanspruche selbstverständlich keinerlei Monopol auf solche Ausgaben, sondern bewillkomme jeden anderen Urtextherausgeber als Mithelfer bei einer großen Aufgabe. Wenn sich durch mein Vorgehen die Reinerhaltung der überkommenen Werke unserer musikalischen Kultur durchsetzt, so wird das Ziel, das ich mir mit der Gründung meines Musikverlages gesteckt habe, voll erreicht sein und wird meine Liebe zur Musik die schönste Frucht getragen haben, die ich mir wünschen kann.

PERSONENVERZEICHNIS

A

- Abboud, Ibrahim, Staatspräsident des Sudan 239
- Abendroth, Walter, Musikschriftsteller 176
- Abercron, Hugo von 21
- Abs, Dr. h. c. Hermann J., Bankier 148, 149, 158, 161, 221, 266
- Adenauer, Dr. Konrad 77, 79, 92, 93, 95 102, 103, 105, 110, 114, 115, 116, 117, 118, 121, 123, 125, 128, 129, 130, 131, 136, 137, 138, 147, 149, 152, 154, 158 161, 168, 169, 176, 184, 185, 186, 197, 203, 205, 209, 249, 251, 269, 288
- d'Albert, Eugène, Pianist und Komponist 21, 335, 338, 339, 340
- Albert, William (Großvater des Verf.) 11, 12
- Albrecht, Dr. Otto E., amerikanischer Professor 310
- Alzheimer, Dr. Alois, Wirtschaftler 223
- Amos, Inge 219
- Ansorge, Conrad, Pianist 21
- Arrau, Claudio, Pianist 21, 331
- L'Arronge, Adolf, Theaterdirektor 351
- Astor, Viscountess Nancy, Politikerin (Frau von Viscount A.) 59
- Astor, Viscount, britischer Verleger 59
- Attlee, Clement (später Earl Attlee), britischer Staatsmann 98
- Auer, Dr. Theodor, Botschafter 48, 182, 183
- B**
- Bach, Johann Sebastian 71, 253, 303, 313, 321, 326, 328
- Backhaus, Wilhelm, Pianist 21, 317, 332
- Badura-Skoda, Dr. Eva, Musikwissenschaftlerin (Frau von Paul B.-S.) 317
- Badura-Skoda, Paul, Pianist 317
- Baker, Josephine, Tänzerin und Sängerin 41
- Baldwin, Stanley (später Earl Baldwin of Bewdley), britischer Staatsmann 49, 50
- Barth, Maria, Schauspielerin 41
- Bartok, Béla, Komponist 253
- Barzel, Dr. Rainer, Politiker 158
- Batista, Fulgencio, kubanischer Diktator 165
- Baudelaire, Charles, französischer Dichter 119
- Becker, Dr. Walther, Botschafter 153, 158
- Beethoven, Ludwig van 29, 71, 83, 302, 303, 307, 309, 312, 313, 315, 316, 319, 323, 324, 325, 326, 330, 332, 335, 336, 340, 342, 346, 347, 348, 351
- Bender, Dr. Kurt, Rechtsanwalt 84
- Berg, Fritz, Präsident des Bundesverbands der Deutschen Industrie 123
- Bergner, Elisabeth, Schauspielerin 41
- Bergstraesser, Dr. Arnold, Professor 153
- Bernhard, Prinz der Niederlande 156, 185, 219
- Bernstorff, Albrecht Graf von, Botschaftsrat 47, 48
- Bernt, Dr. Walther, Kunsthistoriker 258
- Bethmann-Hollweg, Theobald von, Reichskanzler 17
- Bevan, Aneurin, britischer Politiker 155
- Beyen, Johan Willem, niederländischer Politiker 110
- Bidault, Georges, französischer Politiker 111, 113
- Birrenbach, Dr. Kurt, Politiker 153

- Bismarck, Otto Fürst von,
Reichskanzler 16, 17, 117, 125
- Bismarck, Otto Fürst von, Gesandter
(Enkel des Reichskanzlers) 47, 48
- Black, Eugene R., Präsident der
Weltbank 195
- Blank, Theodor, Politiker 126, 127
- Blankenhorn, Herbert, Botschafter
159, 209
- Blech, Leo, Dirigent 20, 41
- Blume, Dr. Friedrich, Professor 8, 321,
322, 329, 331
- Bodmer, Dr. Dr. h. c. Hans Conrad,
schweizerischer Sammler und
Mäzen 315
- Böckler, Dr. h. c. Hans,
Gewerkschaftsführer 228, 229
- Boelitz, Otto, preußischer
Kultusminister 30
- Boroetra, Jean, französischer
Tennispieler 55
- Botha, Louis, südafrikanischer General
und Politiker 285
- Bowie, Robert R., amerikanischer
Professor und Politiker 101
- Brahms, Johannes 303, 319, 321, 339,
341, 342, 348
- Brandt, Dr. h. c. Willy, Politiker 158
- Brentano, Dr. Heinrich von, Politiker
110, 124, 125, 152, 169
- Briand, Aristide, französischer
Staatsmann 23, 38, 46, 50
- Brown, Maurice J. E., britischer
Musikwissenschaftler 327
- Browning, Robert, britischer Dichter 252
- Brücklmeier, Eduard, Legationsrat 48
- Bruckner, Anton, Komponist 303
- Brüning, Dr. Heinrich, Reichskanzler
30, 39, 40, 51
- Brungnon, Jacques, französischer
Tennispieler 55
- Brunner, Constantin, Philosoph 345
- Bruzzone, Dr. Horacio N., argentinischer
Industrieller 267
- Bucerius, Dr. Gerd, Politiker und
Verleger 130
- Bülow, Bernhard W. von,
Staatssekretär 61
- Bülow, Hans von, Dirigent 351
- Bulganin, Nikolai, sowjetrussischer
Politiker 199
- Busch, Adolf, Geiger 21, 317, 332, 341,
342, 343, 344
- Busch, Dr. Dagmar von, geb. Weise,
Musikwissenschaftlerin 316
- Busch, Fritz, Dirigent 21
- Busoni, Ferruccio, Pianist 21
- Byrnes, James F., amerikanischer
Politiker 85
- C
- Caprivi, Leo Graf von, Reichskanzler
17
- Casals, Pablo, Cellist 21, 332, 341, 343
- Casella, Alfredo, Pianist und
Komponist 303
- Castro, Fidel, kubanischer Diktator
165, 167, 217
- Chagall, Marc, Maler 270
- Chamberlain, Neville, britischer
Staatsmann 63, 64
- Chopin, Frédéric 320, 326, 327,
328, 331, 332
- Chruschtschow, Nikita 177, 184, 197,
200, 202, 212, 234, 259
- Churchill, Sir Winston 27, 49, 50, 52, 61,
70, 78, 103, 113, 117, 169, 170, 171,
177, 258
- Clarke, Bruce C., amerikanischer
General 210
- Clay, Lucius D., amerikanischer
General und Hoher Kommissar 94
- Cochet, Henri, Tennisweltmeister 55
- Conant, James B., amerikanischer
Botschafter und Professor 94
- Cornides, Wilhelm von, Publizist
152, 153, 158
- Cortot, Alfred, Pianist 21, 310, 332
- Couve de Murville, Maurice,
französischer Außenminister 96
- Cuno, Dr. Wilhelm, Reichskanzler 18
- D
- Dadelsen, Dr. Georg von, Professor
320, 328
- Daimler, Gottlieb, Ingenieur 263

Dawes, Charles, amerikanischer
Staatsmann 23
Day, britischer Major 74
Deißmann, Dr. Ernst, Wirtschaftler 48
Deist, Dr. Heinrich, Politiker 84
Desai, Morarji, indischer Politiker 194
Dieckhoff, Hans Heinrich, Botschafter
60
Diesel, Rudolf, Ingenieur 263
Dinkelbach, Dr. h. c. Heinrich,
Wirtschaftler 79, 84
Dittmann, Dr. Herbert, Botschafter 159
Dollfuß, Engelbert, österreichischer
Bundeskanzler 58
Dowling, Walter C., amerikanischer
Botschafter 94, 216
Dulles, John Foster, amerikanischer
Außenminister 198

E

Ebert, Friedrich, Reichspräsident 145
Eckener, Dr. Hugo, Luftschiff-Kapitän
41, 43, 44
Eckhardt, Felix von, Staatssekretär
und Politiker 209, 210
Eddleman, C. D., amerikanischer
General 210, 214
Eden, Anthony (später Earl of Avon),
britischer Staatsmann 50, 51, 198
Edschmid, Kasimir, Schriftsteller 56
Ehlers, Dr. Hermann, Präsident des
Bundestags 120
Eiermann, Egon, Architekt 268
Einstein, Albert, Physiker 19
Eisenhower, Dwight D., Präsident der
Vereinigten Staaten 212, 260
Eitner, Robert, Musikwissenschaftler
330
Elizabeth, Königin von Großbritannien
und Nordirland 238, 268
Elmann, Mischa, Geiger 21
Engels, Friedrich, Sozialreformer 129
Erdmann, Eduard, Pianist 337, 338
Erhard, Dr. Ludwig, Bundeskanzler
87, 88, 109, 123, 124, 125, 126, 129,
136, 150, 151, 153, 161, 162, 168,
169, 194, 248, 264, 269, 288, 289
Erler, Fritz, Politiker 118, 119, 152, 153

Erzberger, Matthias, Politiker,
Reichsminister 18
Etzdorff, Dr. Hasso von, Botschafter 159
Etzel, Dr. h. c. Franz, Politiker 112, 124
Eyerich, Dr. Heinz, Rechtsanwalt 54
Eyerich, Ilse, geb. Henle (Schwester
des Verf.) 10, 13, 54

F

Fahrenkamp, Emil, Architekt 175
Falkenhausen, Dr. Gotthard Freiherr
von, Bankier 141
Fanfani, Amintore, italienischer
Politiker 219
Fantin-Latour, Henri, französischer
Maler 264
Feder, Dr. Georg, Musikwissenschaftler
319, 320
Fellerer, Dr. Karl G., Professor 255, 322
Fischer, Edwin, Pianist 21, 302, 317,
332, 335, 336
Flatz, Dr. Dr. h. c. Emil, Ingenieur 174
Fleming, Ian, britischer Schriftsteller 56
Fleming, Peter, britischer Schriftsteller
(Bruder von Ian F.) 56
Flemming, Luftschiff-Kapitän 43
Flesch, Carl, Geiger 21
Flick, Dr.-Ing. eh. Dr. h. c. Friedrich,
Industrieller 103, 226
Ford, Henry II, amerikanischer
Industrieller 150
France, Anatole, französischer
Schriftsteller 202
Franckenstein, Baron Georg (später
Sir George F.), österreichischer
Gesandter 56
Franco, Ramón, spanischer Flieger 28
François-Poncet, André, französischer
Botschafter 95, 96, 102, 158
François-Poncet, Jacqueline (Frau des
Botschafters) 96
Franklin, Benjamin, amerikanischer
Staatsmann 110
Freitag, Walter, Gewerkschaftsführer 229
Freytag, Hermann, Nazi-Oberbürger-
meister von Duisburg 68
Friedberg, Carl, Pianist 21
Friedmann, Ignaz, Pianist 21

Friedrich August, König von Sachsen 27
Fuchs, Johannes, Oberpräsident 79
Furtwängler, Wilhelm, Dirigent
21, 51, 332, 340

G

Gaitskell, Hugh, britischer Politiker
154, 155
Gamelin, Maurice-Gustave,
französischer General 65
Gandhi, Mahatma Mohandas
Karamchand, indischer Politiker
49, 195
Garner, Robert L., Präsident der Inter-
national Finance Corporation 195
Gary, Romain, französischer Schrift-
steller 7
Gaulle, Charles de, französischer
General und Präsident der Republik
96, 202, 234, 248, 249, 250, 251, 260,
269, 276, 286
Gaus, Dr. Friedrich, Botschafter 21, 22
Georg V., König von Großbritannien
und Irland 56, 57
Georgii, Dr. Walter, Professor 320
Gerson, Dr. Horst, niederländischer
Professor 257
Gerstenberg, Dr. Walter, Professor 328
Gerstenmaier, D. Dr. Eugen, Präsident
des Bundestags 120, 264
Gieseking, Walter, Pianist 21, 320,
336, 337
Goethe, Johann Wolfgang von 51, 94,
254, 264, 323
Goldman, Dr. Nahum, Präsident der
Zionistischen Weltorganisation 156
Goldwater, Barry, amerikanischer
Politiker 259
Goltz-Pascha, Colmar Freiherr von der,
Generalfeldmarschall 12
Goppel, Dr. h. c. Alfons, bayerischer
Ministerpräsident 261
Gothein, Dr. Eberhard, Professor 22
Gothein, Georg, Politiker
(Bruder von Dr. Eberhard G.) 22
Goudefroy, Dr. Eduard,
Wirtschaftler 223
Grauenhorst, Julius, Industrieller 228

Grotius, Hugo, niederländischer
Staatsmann und Gelehrter 188
Grundherr, Dr. Werner von,
Botschafter 159
Grzimek, Bernhard, Direktor des
Zoologischen Gartens in Frankfurt 236

H

Haas, Sylvia, geb. Henle (Tochter des
Verf.) 52, 53, 182, 246
Haas, Dr. Wilhelm, Botschafter 159
Haase, Alfred, Wirtschaftler 223
Haffner, Dr. Alex, Industrieller 151
Hagen, Louis, Bankier 129
Hallstein, Dr. Walter, Präsident der
Kommission der EWG 112
Halm, Dr. Hans, Direktor der
Bayerischen Staatsbibliothek 171,
309, 312, 313, 327, 329, 341
Hammerskjöld, Dag, Generalsekretär
der UNO 157
Haniel von Haimhausen, Edgar,
Staatssekretär 18, 339
Hansen, Conrad, Pianist, 320
Hansen, Dr.-Ing. Kurt, Industrieller 179
Harcourt, Lady Evelyn S. 347
Harrod, Sir Roy, britischer Professor 247
Hartmann, Alfred, Staatssekretär 85
Hase, Karl-Günther von, Staatssekretär
210
Haskil, Clara, Pianistin 332
Hassouna, Mohamed Abdel Khalek,
Generalsekretär der Liga der
Arabischen Staaten 157
Hatzfeld-Trachenberg, Hermann Prinz
von, Generalkonsul 23
Hauenschild, Ritter von, Leutnant
14, 15
Haydn, Joseph 171, 313, 321, 322, 325,
327, 330
Heimpel, Dr. Hermann, Professor 13
Heisenberg, Dr. Werner, Professor 261
Held, Dr. Julius, amerikanischer
Professor 344
Hengen, Dorothee 348
Henle, Anne-Liese (Frau des Verf.) 52
Henle, Christian Peter (Sohn des Verf.)
52, 53, 96

- Henle, Jörg Alexander (Sohn des Verf.)
52, 53, 68, 267
- Henle, Julius Ritter von (Vater des Verf.)
9, 10, 121
- Henle, Lida von, geb. Albert (Mutter des
Verf.) 11, 12, 13
- Henselmann, Joseph, Professor,
Bildhauer 262
- Hentrich, Dr. Helmut, Architekt 204
- Herdan-Zuckmayer, Alice, Schrift-
stellerin 344
- Herriot, Eduard, französischer Politiker
23
- Herwarth von Bittenfeld, Hans Heinrich,
Botschafter 159, 209
- Herzl, Theodor, israelischer Schrift-
steller und Politiker 271
- Heusinger, Adolf, General 210
- Heydt, Eduard Freiher von der,
Bankier 24
- Heydt, Freifrau v. d., geb. v. Schwabach,
(Frau von Eduard Frh. v. d. H.) 24, 25
- Hilferding, Dr. Rudolf, Politiker,
Reichsminister 30
- Hindemith, Paul, Komponist 253
- Hindenburg, Paul von 16, 30, 40, 145
- Hitler, Adolf 17, 45, 47, 48, 50, 51, 58,
60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 69, 70, 90,
103, 121, 242, 282
- Hoare, Sir Samuel (später Viscount
Templewood), britischer Politiker
50, 51
- Hoboken, Dr. h. c. Dr. h. c. Anthony van,
niederländischer Musikwissen-
schaftler 310
- Hodges, Luther H., amerikanischer
Politiker 157
- Hoelz, Max, Spartakistenführer 15
- Hoesch, Leopold von, Botschafter
40, 45, 46, 47, 58, 59
- Horstmann, Alfred, Gesandter 19, 20
- Horstmann, Lally, geb. von Schwabach
(Frau von Alfred H.) 20, 24
- Horszowski, Mieczyslaw, Pianist
317, 332
- Huberman, Bronislaw, Geiger 21
- Hueck, Dr.-Ing. eh. Adolf, Industrieller
106
- Humboldt, Alexander Freiherr von,
Naturforscher 168
- I
- Ikeda, Hayato, japanischer Minister-
präsident 246
- Illia, Arturo, Präsident von
Argentinien 267
- Irmer, Otto von, Musikwissenschaftler
320
- Ismay, Lord, Generalsekretär der
NATO 177
- J
- s'Jacob, Hendrik Laurentius, nieder-
ländischer Politiker 188
- Jacobson, Per, Präsident des Inter-
nationalen Währungsfonds 195
- Jarres, Dr. Karl, Oberbürgermeister
von Duisburg und Reichsminister
68, 72, 73, 84, 85, 106, 116, 117, 127,
145, 146
- Jaspers, Dr. Karl, Professor 278, 279,
280
- Jochum, Eugen, Dirigent 332
- Jochum, Georg Ludwig, Dirigent 342
- Johnson, Lyndon B., Präsident der
Vereinigten Staaten 245, 259, 260, 287
- K
- Kaackenbeck, Georges, General-
sekretär der Internationalen Ruhr-
behörde 104
- Kahl, Dr. Willi, Professor 320
- Kaisen, Wilhelm, Senatspräsident und
Bürgermeister von Bremen 265
- Kaletsch, Konrad, Industrieller 106
- Kalf, Willem, niederländischer Maler:
Abbildung neben S. 260
- Kallmann, Hans Jürgen, Maler: Titelbild
- Kamphövener, Kurt von, General-
konsul 159
- Keller, Hermann, Professor 320
- Kempff, Wilhelm, Pianist 333
- Kennedy, John F., Präsident der
Vereinigten Staaten 157, 166, 167,
213, 234, 249, 259, 287

- Kennedy, Robert F., amerikanischer Politiker 157
- Kenyatta, Jomo, Präsident von Kenya 133, 240
- Kiesinger, Dr. h. c. Kurt Georg, Bundeskanzler 120, 154, 158, 288, 289, 290
- Killing, Dr.-Ing. Erich, Ingenieur 65
- Kimmich, Dr. Karl, Bankier 72
- Kinsky, Georg, Musikwissenschaftler 312, 313, 327, 329, 341
- Kirkpatrick, Sir Ivone, britischer Unterstaatssekretär 96
- Klaiber, Dr. Manfred, Botschafter 159
- Klasen, Dr. Karl, Bankier 221
- Kleiber, Carlos, Dirigent (Sohn von Erich K.) 29
- Kleiber, Erich, Dirigent 28, 29, 41, 333, 335
- Klien, Walter, Pianist 349
- Klingler, Fridolin, Bratschist 336
- Klingler, Karl, Geiger 21, 336, 346
- Klößner, Peter, Industrieller 52, 54, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 84, 103, 127, 145, 146, 172, 186, 187, 188, 219, 220, 222, 225, 227, 228, 233, 273, 291
- Klößner, Waldemar Peter (Sohn von Peter K.) 53
- Klotzbach, Arthur, Industrieller 226
- Kobylańska, Krystyna, polnische Musikwissenschaftlerin 328, 331
- Koch-Floersheim, Autographensammler 310
- Kopf, Dr. Hermann, Politiker 120
- Kordt, Dr. Theo, Botschafter 159
- Kost, Dr.-Ing. eh. Heinrich, Industrieller 106
- Kraayenhof, Jacob, niederländischer Wirtschaftsprüfer 187
- Krauss, Werner, Schauspieler 41
- Kreisler, Fritz, Geiger 21
- Kroll, Dr. Hans, Botschafter 182
- Kubitschek, Juscelino, Staatspräsident von Brasilien 162, 163, 169
- Küffner, Hanns, Journalist 8
- Kühlmann, Richard von, Staatssekretär 61
- Kühn, Dr. Joachim, Botschafter 159
- Küpper, Dr. Helmut, Verleger 53
- Kuhnke, Dr. Hans-Helmut, Industrieller 72, 143, 147
- L
- Lamond, Frederic, Pianist 21
- Lampe, Walther, Pianist und Komponist 13, 69, 301, 320
- Landgrebe, Dr. Ludwig, Professor 255
- Landon, Truman H., amerikanischer General 211, 214
- Lang, Paul Henry, amerikanischer Professor 317, 334
- Lange, Dr. Karl Arthur, bayerischer Wirtschaftsminister 75
- Langen, Eugen, Ingenieur und Industrieller 263
- Laube, August, schweizerischer Antiquar 311
- Laval, Pierre, französischer Politiker 51
- Lehmann, Luftschiff-Kapitän 43
- Lehnacker, Joseph, Grafiker 305
- Lehr, Dr. Dr. h. c. Robert, Politiker 52, 77, 78, 79, 81, 220, 229
- Lemnitzer, Lyman L., amerikanischer General und Oberbefehlshaber der NATO 177
- Leroy-Beaulieu, Paul, französischer Wirtschafts- und Finanzberater 101
- Liebermann, Max, Maler 60
- Lilje, D. Dr. Hanns, Bischof 117
- Lissa, Dr. Zofia, polnische Professorin 327
- Liszt, Franz, Pianist und Komponist 338, 349
- Lloyd George, David, britischer Staatsmann 27, 28, 61
- Löbe, Paul, Politiker, Reichstagspräsident 122
- Lohse, Dr. Adolf, Industrieller 222
- Loritz, Alfred, Politiker 120
- Lottmann, Dr. Werner, Wissenschaftler 146
- Lotz, Dr. h. c. Kurt, Industrieller 179, 223
- Luchsinger, Dr. Fred, schweizerischer Publizist 156
- Lübke, Dr. h. c. Heinrich, Bundespräsident 208, 264

Lübke, Wilhelmine (Frau des Bundespräsidenten) 208
Lützens, Dr. Gerhart, Politiker 159
Luther, Hans, Reichskanzler 30

M

McCloy, John J., amerikanischer Politiker 94, 101
McDonald, Ramsay, britischer Staatsmann 49, 50
McGhee, George C., amerikanischer Botschafter 95
McLeod, Jan N., britischer Politiker 155
Maler, Wilhelm, Professor und Komponist 333
Maltzan, Dr. Vollrath Freiherr von, Botschafter 159
Mandt, Dr. Harald, Wirtschaftler 223
Marx, Wilhelm, Reichskanzler 145
Mary, Königin von Großbritannien und Irland 55
Massary, Fritzi, Operettensängerin 41
Matanzima, Kaizer, südafrikanischer Politiker 285
Maudling, Reginald, britischer Politiker 155, 219, 268
Maybach, Wilhelm, Ingenieur 263
Mayer, René, französischer Politiker 149
Melchers, Dr. Wilhelm, Botschafter 159
Mendès-France, Pierre, französischer Politiker 198
Mengelberg, Willem, Dirigent 20, 23, 24
Menuhin, Diana (Frau von Yehudi M.) 347
Menuhin, Hephzibah, Pianistin 260, 346, 347, 348
Menuhin, Yehudi, Geiger 260, 317, 333, 345, 346, 347, 348
Merkle, Hans L., Industrieller 221
Merton, Dr. h. c. Richard, Industrieller 161, 224
Meyer, Agnes (Frau von Eugene M.) 258
Meyer, Eugene, amerikanischer Zeitungsverleger 259
Meynen, Dr. Johannes, niederländischer Industrieller 224
Mies, Dr. Paul, Professor 320, 325, 330

Mitchell, britischer Sergeant 80
Mitsui, japanische Unternehmerfamilie 246
Molotow, Wjatscheslaw, sowjetrussischer Politiker 198
Monnet, Jean, französischer Politiker 110, 112
Moran, Lord, britischer Arzt 169, 170
Morgenthau, Henry, amerikanischer Politiker 143
Mostler, von, österreichischer Offizier 71
Mozart, Wolfgang Amadeus 255, 306, 309, 313, 314, 319, 320, 323, 324, 325, 326, 332, 336, 341, 346
Muck, Carl, Dirigent 20, 23
Mueller, Dr. Rudolf, Rechtsanwalt 7, 85, 178
Müller, Dr. Theodor, Professor, Generaldirektor des Bayerischen Nationalmuseums 161
Münch-Holland, Hans, Cellist 320
Mussolini, Benito 51, 64, 95, 240

N

Nasser, Gamel Abd en-, Präsident der Vereinigten Arabischen Republik 177
Navarra, André, Cellist 352
Nehru, Jawaharlal, indischer Staatsmann 154, 155, 181, 194, 195, 346
Neumann, Jean, Wirtschaftler 242
Neurath, Konstantin Freiherr von, Reichsaußenminister 45
Nikisch, Arthur, Dirigent 20
Nixon, Richard M., amerikanischer Politiker 213
Nkrumah, Kwame, Staatspräsident von Ghana 240
Nolde, Emil, Maler 338
Norstad, Lauris, amerikanischer General und Oberbefehlshaber der NATO 177
Nyerere, Dr. Julius, Staatspräsident von Tansania 156, 157, 240

O

Oistrach, David, Geiger 349
Oldenburg, Friedrich August Großherzog von 24

- Ollenhauer, Erich, Politiker 103, 118, 152
- Oncken, Dr. Hermann, Professor 22
- Orff, Carl, Komponist 333
- Ortega y Gasset, José, spanischer Schriftsteller 37
- Osten, Dr. Gert von der, Professor, Generaldirektor der Kölner Museen 256
- Otto, Nikolaus August, Ingenieur und Industrieller 67, 263, 264
- Overbeck, Dr. Egon, Industrieller 179, 228
- P
- Paganini, Niccolò, Geiger 350
- Pagels, Albert, Schiffer 35
- Pannwitz, Katarina von 24
- Papen, Franz von, Reichskanzler 30, 40, 45
- Pawlowa, Anna, Tänzerin 31
- Pearson, Drew, amerikanischer Publizist 260
- Peinemann, Edith, Geigerin 333, 351
- Perón, Juan, Staatspräsident von Argentinien 31, 37, 163, 167, 267
- Petersen, Dr. Otto, Ingenieur 79, 80
- Petrides, Dr. Platon, Professor 255
- Petschnigg, Hubert, Architekt 204
- Pfauder, Paul, Typograph 305
- Pfeiffer, Peter, Botschafter 159
- Pferdmenges, Dora (Frau von Robert Pf.) 115
- Pferdmenges, Dr. h. c. Robert, Bankier u. Politiker 77, 85, 87, 94, 106, 115, 116, 117, 127, 128, 129, 130, 161, 169, 188
- Picasso, Pablo, Maler 339
- Pielert, Klaus, Graphiker: Abbildung neben S. 252
- Pineau, Christian, französischer Politiker 200
- Pius XII., Papst 170
- Planck, Dr. Max, Professor 336
- Plessen, Leopold Freiherr von, Legationsrat 48
- Plietzsch, Dr. Eduard, Kunsthistoriker 257
- Poensgen, Dr. Ernst, Industrieller 225, 226, 227
- Pohle, Dr. Wolfgang, Industrieller 106
- Poincaré, Raymond, französischer Staatsmann und Präsident der Republik 23, 46, 50
- Pünder, Dr. Dr. h. c. Hermann, Politiker, Oberdirektor 85
- Putlitz, Wolfgang Gans Edler Herr zu, Gesandtschaftsrat 48
- R
- Ranke, Leopold von, Historiker 22
- Raphael, Günter, Komponist 320
- Rathenau, Dr. Walther, Reichsaußenminister 18
- Raumer, Hans von, Politiker, Reichsminister 30
- Reger, Max, Komponist 71
- Reichardt, Johann Fr., Komponist 323
- Renner, Heinz, Politiker 121
- Reusch, Dr. Dr.-Ing. eh. Hermann, Industrieller 106
- Reynaud, Paul, französischer Politiker 110, 113
- Rhodes, Cecil, britisch-südafrikanischer Staatsmann 285
- Ribbentrop, Joachim von, Reichsaußenminister 45, 47, 48, 58, 59, 62, 63
- Ricard, Pierre, französischer Industrieller 149
- Richter-Haaser, Hans, Pianist 29
- Rintelen, Emil von, Botschafter 8, 159
- Rische, Friedrich, Politiker 90
- Roberts, Sir Frank, britischer Botschafter 97
- Rockefeller, John D., amerikanischer Industrieller und Mäzen 244
- Röell, Jonkheer Erik Willem, niederländischer Bankier 188
- Röhm, Ernst, Stabschef der SA 58
- Röhrig, Karl, Geiger 71, 79, 83, 253, 320
- Roosevelt, Franklin D., Präsident der Vereinigten Staaten 70, 169
- Roselius, Dr. h. c. Ludwig, Großkaufmann 22
- Rosen, Friedrich, Reichsaußenminister 18, 19, 159
- Rosen, Dr. Georg, Botschafter (Sohn von Friedrich R.) 19

- Rosenberg, Frederic Hans von,
Reichsaußenminister 18
- Rosenberg, Ludwig, Gewerkschafts-
führer 229
- Rostal, Max, Geiger 333, 351
- Rostand, Edmond, französischer
Dramatiker 119
- Rotherham, britischer Sergeant 80
- Rubinstein, Aniela (Frau von
Arthur R.) 350
- Rubinstein, Arthur, Pianist 19, 333,
349, 350
- Rucker, Dr. h. c. August, bayerischer
Kultusminister 171
- Rueff, Dr. Hans, Privatdozent 14
- Rütgers, Julius, Industrieller 292
- Rusk, Dean, amerikanischer Außen-
minister 219
- S
- Sauer, Emil von, Pianist 21
- Schaefer, Friedrich Joseph, kauf-
männischer Verlagsleiter 305, 309,
313, 314, 323, 331
- Schäffer, Fritz, Politiker 117
- Schäffer, Kurt, Geiger 320
- Schenck, Dr. Dr.-Ing. eh. Hermann,
Professor 254
- Scherpenberg, Dr. Hilger van, Staats-
sekretär 47, 48
- Scheuner, Dr. Ulrich, Professor 153
- Schiller, von, Luftschiff-Kapitän 43
- Schlange-Schöningen, Dr. Hans,
Politiker und Botschafter 85
- Schmid, Dr. Carlo, Professor,
Politiker 119, 120, 154
- Schmid, Dr. Ernst Fritz, Musikwissen-
schaftler 320, 324
- Schmidt-Görg, Dr. Joseph, Professor
307, 315, 316, 320, 323, 330, 346
- Schnabel, Artur, Pianist 21, 302, 338
- Schneider, Alexander, Geiger 343
- Schneider, Dr. Dr. h. c. Ernst,
Industrieller 210
- Schneiderhan, Wolfgang, Geiger 317,
333, 344, 348, 349
- Schröder, Dr. Gerhard, Politiker 124,
125, 158
- Schroeder, Dr. Gerhard, Industrieller
106, 143, 144, 227, 228
- Schubert, Franz 255, 306, 311, 319, 323,
326, 337
- Schüler, Edmund, Ministerialdirektor 17
- Schumacher, Dr. Kurt, Politiker 118
- Schuman, Robert, französischer
Politiker 91, 97, 98, 113
- Schumann, Robert, Komponist 326, 352
- Schwabach, von, Berliner Bankier-
familie 20, 24
- Schwelm, deutsch-argentinischer
Kolonisator 32
- Seeböhm, Dr. Dr.-Ing. eh. Hans-
Christoph, Politiker 265
- Seefried, Irmgard, Sängerin 344, 349
- Sekou Touré, Staatspräsident von
Guinea 240
- Semler, Dr. Johannes, Direktor für
Wirtschaft 87
- Senghor, Léopold Sedar, Staats-
präsident von Senegal 240
- Serkin, Irene (Frau von Rudolf S.)
343, 344
- Serkin, Peter, Pianist (Sohn von
Rudolf S.) 343
- Serkin, Rudolf, Pianist 260, 316, 317,
334, 341, 342, 343, 344, 345
- Seydoux de Clausonne, François,
französischer Botschafter 96
- Sforza, Carl Graf, italienischer
Politiker 113
- Shakespeare, William 55
- Siegfried, Herbert, Botschafter 216
- Siemens, Dr.-Ing. eh. Ernst von,
Industrieller 222
- Simon, Sir John (später Viscount),
britischer Politiker 50, 51
- Smuts, Jan Christian, südafrikanischer
Staatsmann 285
- Sohl, Dr.-Ing. eh. Hans-Günther,
Industrieller 227
- Spaak, Paul-Henri, belgischer Politiker
110, 113
- Speidel, Dr. Hans, General 210
- Springer, Axel, Verleger 130
- Stalin, Jossif 87, 97, 139, 145, 169, 198
- Steglich, Dr. Rudolf, Professor 320, 328

Stein, Gustav, Professor, Syndikus
 und Politiker 351
 Steltzer, Theodor, Oberpräsident
 und Politiker 152, 153
 Stern, Isaac, Geiger 334
 Stevenson, Adlai, amerikanischer
 Politiker 157, 259
 Stinnes d. Ä., Hugo, Industrieller 22, 225
 Strack, Otto, Bankier 148
 Straeter, Dr. Artur, Politiker 30
 Strauß, Dr. h. c. Franz Josef, Politiker
 126
 Strauss, Richard, Komponist 71
 Strawinsky, Igor, Komponist 254
 Stresemann, Dr. Gustav, Reichskanzler
 und Reichsaußenminister 16, 19, 23,
 30, 38, 39, 40
 Stresemann, Wolfgang (Sohn von
 Gustav St.), Intendant 19
 Strohm, Dr. Gustav, Botschafter 159
 Studeny, Herma, Geigerin 13
 Stutz, Hans-Joachim, Architekt 204
 Sulzberger, Arthur Hays, amerikanischer
 Zeitungsverleger 139
 Sulzberger, Cyrus L., amerikanischer
 Publizist 139
 Szigeti, Joseph, Geiger 21

T

Tauber, Richard, Sänger 41
 Taussig, Otto, Konsul 310, 311, 312
 Teitgen, Pierre-Henri, französischer
 Politiker 110
 Terboven, Fritz, Gauleiter 68
 Thant, U, Generalsekretär der
 Vereinten Nationen 157
 Thauer, Anja, Cellistin 352
 Theopold, Hans-Martin, Pianist 320
 Thibaud, Jacques, Geiger 21
 Thompson, Llewellyn E.,
 amerikanischer Botschafter 259
 Thyssen, August, Industrieller 67, 68,
 225
 Thyssen, Fritz, Industrieller (Sohn von
 August Th.) 67, 225
 Tilden, William, Tennisweltmeister 55
 Tito, Josip, Staatspräsident von
 Jugoslawien 259

Tovey, Sir Donald Francis, britischer
 Musikwissenschaftler und Pianist 303
 Travis, Don C., amerikanischer
 Professor 303
 Trevelyan, Sir Humphrey, britischer
 Botschafter 101
 Treviranus, Gottfried, Reichsminister 51
 Triesch, Irene, Schauspielerin 21
 Truman, Harry S., Präsident der
 Vereinigten Staaten 78, 91, 178, 185,
 287

Tucher von Simmelsdorf, Dr. Hans
 Christoph Freiherr, Bankier 223
 Tuyll van Serooskerken, Baronin van,
 niederländische Oberhofmeisterin 24

U

Ulrich, Franz Heinrich, Bankier 221
 Ulbricht, Walter 199, 234, 251, 271
 Unverricht, Dr. Hubert, Musikwissen-
 schaftler 319, 325
 Ustinow, Iona von, Journalist 63, 65
 Ustinow, Peter Alexander von,
 Schauspieler und Dramatiker
 (Sohn von Iona von U.) 63

V

Verwoerd, Hendrik, südafrikanischer
 Politiker 282
 Vito, Gioconda de, Geigerin 351
 Vits, Dr. Dr. h. c. Ernst Hellmut,
 Industrieller 224
 Vögler, Dr.-Ing. Dr. h. c. Dr. mont h. c.
 Albert, Industrieller 225, 227
 Vogel, Dr. Hans-Jochen, Oberbürger-
 meister von München 262

W

Wach, Dr. Adolf, Professor 313
 Wagner, Richard, Komponist 23, 176, 329
 Wagner, Wieland (Enkel von
 Richard W.) 176, 329
 Wagner, Dr. Wolfgang, Publizist 158
 Wallner, Dr. Bertha Antonia, Musik-
 wissenschaftlerin 320
 Walter, Bruno, Dirigent 20
 Wandruszka, Dr. Adam, Professor 255
 Wassner, Kapitän z. S., Marineattaché 58

- Weber, Carl Maria von, Komponist
202, 319
- Wehner, Herbert, Politiker 118
- Weisgal, Meyer W., Leiter des
Weizmann-Instituts in Rehovoth 269
- Weitz, Dr. Heinrich, Politiker 73, 83
- Weizmann, Chaim, Staatspräsident
von Israel 270
- Weizmann, Vera (Frau von Chaim W.)
270
- Weizsäcker, Ernst Freiherr von,
Staatssekretär 61
- Welter, Dr. Erich, Professor und
Verleger 130
- Wenzel, Dr. h. c. Hermann,
Industrieller 106, 225, 226
- Werkmeister, Dr. Karl, Botschafter 159
- Westrick, Dr. Ludger, Bundesminister
126, 161
- Wiese, Industriellenfamilie in Lima
(Peru) 164
- Willoughby, L. A., britischer Professor 61
- Windsor, Duke of
(zuvor König Eduard VIII. von
Großbritannien und Nordirland) 57
- Wirth, Josef, Reichskanzler 18, 19
- Witzleben, Dr. Wolf-Dietrich von,
Industrieller 179
- Wöhrle, Alois, Gewerkschaftsführer 229
- Wolff von Amerongen, Otto,
Industrieller 228
- Z
- Zangen, Dr. h. c. Wilhelm,
Industrieller 106, 227
- Zimmermann, Dr. Ewald, Musik-
wissenschaftler 8, 315, 320, 327, 338

BILDERNACHWEIS

Die folgenden Ziffern bezeichnen die Buchseiten, neben denen die Bilder stehen

Landesbildstelle Berlin: 17; O. Nöcker, Düsseldorf: 76; R. Bamberger, Duisburg: 77 unten, 192, 260, 261, 309; Bundesbildstelle, Bonn: 176 oben; H. Kasselman, Osnabrück: 193; G. Allenstein, Köln: 208 oben; A. Truhlsen, Köln: 208 unten; Saprastudio, Nairobi: 240 (Treetops-Hotel); W. Pattberg, Köln: 253 oben; Hamburger Aero-Lloyd, Hamburg (Freigabe durch Luftamt Hamburg Nr. 226 477): 253 unten; H. Ruhrmann, Duisburg (Kartografie): 292; H. Zündorf, Köln: 324 unten; Judson B. Hall, Putney (Vermont, USA): 332; K. Hennch, Zürich: 341 oben.

